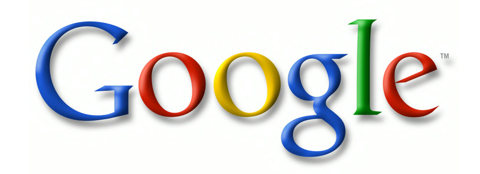


Emilie Flygare-Carlén's

sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

1.

Ein Jahr.

Novelle

von

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

„Die Uhr schlug ja schon vor zehn Minuten Eins! Wer kann ein solches Zaudern an einem solchen Tage erklären?"

„Ich . . . Julia, mein Engel!" antwortete der Protokolls-Secretair von B—, indem er sich lächelnd seiner jungen, schönen Gattin näherte, welche am Fenster saß und ungeduldig auf die Straße hinab blickte.

„Wirklich? so laß einmal hören!"

„Als unser Rittmeister Wittwer wurde, so war er, wie Du weißt, ein Jahr verheirathet gewesen, das heißt genau elf Monate länger, als nothwendig ist, um gründlich kennen zu lernen, daß die Damen nie zu dem bestimmten Glockenschlage fertig werden. Er konnte daher auf wenigstens zwanzig Reserveminuten rechnen."

„Und das wagst Du mir zu sagen, mir, die nun schon eine ganze Viertelstunde fertig gewesen ist? O, mein Herr, ich will bestimmt ein gutes Gedächtniß haben, wenn wir das nächste Mal aus wollen!"

Das reizende Weib begleitete ihre Worte mit einer anmuthigen, aber höchst ungnädigen Miene, in welcher gleichwohl ein nicht parteiischer Beobachter vielleicht wenigstens eben so viele gefallsüchtige Unart, als schöne Kindlichkeit entdeckt haben würde.

„Zauberin! nach fünf Monaten hältst du mich noch immer in gleicher Bezauberung!" Der entzückte Mann wollte die Zauberin in seine Arme schließen.

„Nein, nein!" rief Julia mit keineswegs gezierter Unruhe, „Du zerknitterst mir das Kleid! Ach, das ist ja auch eine Idee

zum Weinen, auf's Land zu reisen, um sich trauen zu lassen, wenn man die stattlichste Hochzeit in der Stadt feiern kann!

„Wo die Kleider nicht Gefahr laufen, die kleinste Falte zu bekommen?"

„O ja, auch darauf sollte man Rücksicht nehmen, denn wie die Toilette aussehen soll, nachdem man auf so herrlichen, tiefen Wegen eine ganze Meile gefahren ist und das Vergnügen gehabt hat, in einer Viertelstunde wenigstens zwanzigmal gegen einander gestoßen zu werden, das kann jeder leicht einsehen, der da meint, es verlohne sich der Mühe, an solche Kleinigkeit zu denken. Doch, siehst Du, mein süßester Rudolf, ein Jeder hat seine Ideen."

„Und um aufrichtig zu sein, Julchen, finde ich diese ganz natürlich. Ludwig ist Wittwer; Lavinia verlor ihren Verlobten vor kaum zehn Monaten; beide haben also ihre Erinnerungen, welche besonders an einem Tage, wie der heutige, gewiß keine unbedeutende Rolle spielen werden."

„Doch gestehe, mein Rudolf, daß sie eine ganz eigenthümliche Art haben, ihre Erinnerungen zu behandeln! Er verliert eine Frau, von der Gott und die ganze Welt weiß, daß sie nicht liebenswürdig war; man sagte auch nicht, daß sie ein Engelleben mit einander gelebt hatten: man wollte im Gegentheil behaupten, daß der barsche Rittmeister den Herrn im Hause recht tapfer spielte.

„Nichts desto weniger hat ihn die gute selige Frau mit ihrem hinterlassenen Reichthume und den beiden kleinen Zwillingen kaum allein gelassen, so gibt es eine Trauer, eine Trauer so tief, bitter und langwierig wie . . . wenn . . . wenn . . . zum Beispiel . . . Du mich verloren hättest! Nun! dagegen war mein gnädiges Fräulein Schwägerin mit dem liebenswürdigsten und schönsten jungen Manne verlobt, den ich jemals gesehen habe . . . Ja, das hilft nicht, Rudolf: er war schöner als Du und bestimmt schöner als der Rittmeister; auch war zwischen dem armen Gotthard und Lavinia eine Liebe, von der ich glaubte, sie sollte zu der Art gehören, über welche ich gelesen habe, daß sie ein Stück

in die Ewigkeit hinein reicht. Doch was geschieht? Der Bräutigam hat kaum in den vier Brettern die ewige Ruhe gefunden, so hört sie auch mit einem Mal auf zu trauern. Ich wäre wirklich vor Verwunderung beinahe in Ohnmacht gefallen, als ich ein Paar Tage nach dem Begräbnisse zu ihr ging, um sie zu trösten, und sie so ruhig, so kalt, so gleichgültig fand, als hätte es in der ganzen Welt keine solche Person gegeben wie Gotthard L—."

„Und doch, Du kleine Schwätzerin, ist wenigstens Ludwig's Betragen ganz natürlich. Man sieht es bisweilen erst nachher ein, was man verloren hat; dagegen ist Lavinia's Betragen höchst sonderbar. Mit ihrem Charakter, der aller Art von Leichtsinn fremd ist, liebt man nicht, um zu vergessen."

„Und dennoch liebte sie gerade auf diese Art. Oder hast Du, mein bester Rudolf, seit dem Begräbnißtage auch nur einen Schein von Betrübniß gesehen? Auch hat sich die ganze Stadt darüber gewundert."

„Das glaube ich wohl. Der Stadt wird das Wundern immer sehr leicht."

„Bisweilen hat ja aber die Stadt dennoch Recht, wie zum Beispiel in der billigen Verwunderung, mit welcher man sieben Monate nach Gotthard's Tode von ihrer Verlobung mit dem Rittmeister hörte, der — so viel muß man wenigstens gestehen — keine Zeichen an sich trägt, ihr mit seiner Liebe lästig zu fallen."

„Ich meines Theils glaube, daß gerade dieser Umstand ihre Wahl entschieden hat; denn so weit ich mich erinnern kann, hat Lavinia ihn nie aufgemuntert, von der ruhigen Huldigung abzugehen, die er ihr nun zwei Monate lang dargebracht hat."

„Eine Huldigung," fiel die lebhafte junge Dame ein, „bei welcher ich mich schon vor sieben Wochen zu Tode gegähnt hätte. Denke Dir nur eine so angenehme Conversation, wenn unser Liebhaber zu seiner gewöhnlichen Vormittagsaufwartung ankommt... ‚Guten Morgen, beste Lavinia!' . . . ‚Guten Morgen, guter Ludwig!' ... ‚Ich hoffe, Du hast gut geschlafen?' ... Sehr gut!' ...

‚Befiehlst Du, daß wir heute Vormittag ein wenig promeniren?‘ ... ‚Nein, ich danke!‘ oder: ‚Ja, ich danke!‘ ... O, das ist ja zum Entzücken! Aber fährt es nicht auf der Straße? — Ja, in der That! Nun, ich sterbe vor Neugierde, den Rittmeister als Bräutigam und Lavinia als Braut zu sehen. Ich durfte nicht die Ehre haben, sie zu besuchen, seitdem sie sich zu kleiden begann ... Aber was sehe ich? ist er verrückt? Mein Gott, vier schwarze Pferde! O, ein ganz vollkommener Begräbnißstaat!"

„Du bist zu kindisch, mein Engel: das sind ja die allerstattlichsten und stolzesten Wagenpferde, die man sehen kann — seine eigenen, die er von Rosenborg hat kommen lassen, um die junge Herrscherin dorthin zu führen."

„Ja, um dort zu sitzen und gleich ihrer Vorgängerin vor Langerweile zu sterben."

„Still, geliebte Julia, wie kannst Du so reden! Ich muß hinab und nachsehen, ob Schwester Lavinia in Ordnung ist — der Wagen hält gleich an."

„Rudolf! wie? ... warte! Du wirst doch wohl nicht meinen Shawl, meine Ueberschuhe und meinen Mantel hier lassen? Nimm alles mit hinab in den Saal, so kann er ja sehen, dieser artige Bräutigam, wie ein Ehemann sich betragen muß."

Rudolf griff in der Eile nach Mantel und Shawl und eilte die Treppe hinab, um den künftigen Schwager zu begrüßen, während Julia oben blieb und ihm laut nachrief: „Rudolf, Rudolf, Du vergaßest ja meine Ueberschuhe, lieber Rudolf!"

Doch nun mußte sie selbst diese kleine in der Eile vergessene Unaufmerksamkeit vergessen, um an das Fenster zurück zu eilen und recht gründlich den Rittmeister zu beschauen, dessen Wagen jetzt vor dem Hause anhielt.

„Wirklich — er ist heute recht gentil! Volle Uniform — sie steht ihm sehr gut ... Nun, kein Mensch kann sagen, daß er nicht ein Mann ist, der sich zu tragen versteht; vielleicht versteht er es nur ein wenig zu gut ... doch da sehe man nur: ich glaube

gar, er hat dem Tage zu Ehren ein Sonnenscheinlächeln aufgesetzt! ... Welch ein Gruß: ordentlich ein Stück von Herzlichkeit mit dabei ... O, höchst aimabel, mein Herr! Nur Schade, daß es vielleicht etwas spät ist, sich der Gunst einer Schwägerin zu recommandiren, die man bis jetzt allzu sehr vernachlässigt hat ... Ach, welch ein prächtiger, welch ein göttlicher Wagen! Es ist schlimm, daß Rudolf nicht reich genug ist, sich Equipage zu halten ... Nun, er ist doch tausendmal liebenswürdiger ohne, als der Rittmeister mit Pferden und Wagen ... Aber was macht Rudolf, daß er nicht kommt und mich holt? Ich gehe bestimmt nicht hinab, ehe er ..."

„Julchen, Julchen!" rief Rudolf unten.

Keine Antwort; Julia hörte nicht.

„Komm herab, mein Engel! Lavinia ist in Ordnung."

Unmöglich! der Engel hat sich's in den Kopf gesetzt, dem Rittmeister zu zeigen, daß nicht alle Ehefrauen sich regieren und befehlen lassen.

Nun aber kam Rudolf die Treppe herauf geflogen, nahm augenblicklich die Eigensinnige auf den Arm und trug sie in den Saal hinab.

Hier stand der von Julia so sehr gehechelte Bräutigam, der Rittmeister Ludwig von E—sköld, ein Mann von noch nicht dreißig Jahren, aber so ernstem Aeußern, daß man hätte glauben können, er hätte entweder nie einen Jugendfrühling erlebt oder auch denselben sehr früh verblühen gesehen. Seine männlich schönen Züge zeigten gleichwohl in diesem Augenblicke etwas zu gleicher Zeit Anmuthiges und Herzliches, und wenn man auch nicht die strahlenden Augen eines frohen und glücklichen Bräutigams entdecken konnte, so verriethen gleichwohl die Blicke, welche er bisweilen auf die verschlossene Thür eines inneren Zimmers richtete, ein belebtes und erregtes Gefühl, ein Gefühl, das willig und bereit war, einen angenehmen Eindruck entgegen zu nehmen.

„Du siehst, Ludwig," scherzte Rudolf, indem er seine schöne

Zweites Kapitel.

Eine Meile von der Stadt entfernt gab es ein schön gelegenes Wirthshaus, das von den Stadtbewohnern im Winter zu Schlittenpartien, im Sommer zu Gesellschaften und Bällen im Grünen benutzt wurde, im Herbst aber wenig besucht war.

Dennoch sollte es heute die Merkwürdigkeit erleben, innerhalb seiner Mauern eine vornehme Hochzeit oder vielmehr richtiger eine vornehme Trauung feiern zu sehen; denn zufolge der einhelligen Uebereinkunft der Hochzeitgäste wäre es allzu lächerlich, wenn diese sonderbare Anordnung Anspruch auf den Namen einer Hochzeit machen wollte.

Als der Wagen des Rittmeisters anhielt, waren der Mittagstisch, das Trauzimmer, der Geistliche und die Zeugen schon in Ordnung. Und die Glücklichen, welche eingeladen waren, der Ceremonie beizuwohnen, überrechneten schon in Gedanken — ehe man noch etwas gesehen hatte — die Masse von interessanten Mittheilungen, womit am folgenden Morgen Freunde und Bekannte erfreut werden sollten.

In der Erwartung des Brautpaares flüsterten sich die Damen ihre gegenseitigen vertrauungsvollen Mittheilungen hinter dem Schutze der fächelnden Schnupftücher zu.

„Ach, wie sehr bedaure ich sie."

„O, im nächsten Jahre um diese Zeit ist sie schon todt; sie sah ja aus wie eine halbe Leiche, als sie aus dem Wagen stieg."

„Aber sage mir, meine Liebe, wenn Du kannst, warum sie sogleich bereit war, mit ausgestreckten Händen diese Partie anzunehmen? Sein Charakter ist ja in der ganzen Gegend kein Geheimniß mehr."

„Doch, doch, meine Liebe, er soll ein von Herzen ehrenwerther Mann sein."

„Was hilft das? Er ist wohl streng gerecht, dabei aber uner-

bittlich eigensinnig, still, langweilig, ein Mensch, der auf die Gesellschaft seiner Jagdhunde mehr Werth setzt, und sich bei ihnen lieber befindet, als bei seiner Frau; ein Herr, der gehorcht sein will... gehorcht, ehe er seine Meinung ganz ausgesprochen hat."

„O, was das betrifft, so hat er viele Brüder! Doch würde Lavinia, wie ich glaube, nicht so bald geheirathet haben, wenn sie sich in dem Hause ihres Bruders im Allergeringsten wohl befunden hätte. Da sie aber nach dem Tode der alten Tante keine andere Wahl hatte, als entweder zu heirathen oder bei Rudolf zu bleiben, so zog sie ersteres vor; denn mit der Verschiedenheit der Charaktere zwischen ihr und Julia konnte sie mit dieser nie harmoniren. Und da man weiß, wie schwach Rudolf stets gegen den geringsten Wunsch seiner Schwester gewesen ist, und wie schrecklich schwach er jetzt gegen Julia's geringste Laune ist, so wollte wohl Lavinia sie nicht länger in ein Verhältniß setzen, das immer ungleich bleiben mußte."

„Das ist aber doch ein allzu unbedeutender Grund, besonders nach dem neulich erlittenen Verluste des so innig geliebten Bräutigams. Ihre natürliche Trauer bis an den Begräbnißtag und ihr darauf bewiesener Kaltsinn sind Räthsel, die kein Mensch lösen kann. Einen Grund von Bedeutung hat diese Veränderung ganz gewiß gehabt,"

„Du hast natürlich wohl von einem vertraulichen Gespräche gehört, das kurz vor seinem Tode zwischen ihnen Statt gefunden haben soll?"

„Still! . . . sch!"

Die Thüre ging auf, und an dem Arm ihres Bruders trat Lavinia mit festen Schritten auf die Tabourete zu, vor welchen Ludwig ihr von einer andern Seite entgegen kam.

Sie war jetzt nicht so blaß wie zuerst. Die Reise und die letzte Anstrengung eines festen Willens hatten ihr nicht nur die entflohene Lebensfarbe wieder gegeben, sondern sogar auch ein Paar feine Rosen, welche ihre Schönheit bis zur Vollendung erhoben.

vorwärts beugte und an dem Arme ihres Bruders, ja oft an seiner Schulter, gegen welche sie ihr Haupt lehnte, eine Stütze fand. Ihre Hand, die jetzt zu brennen begann, ruhte in der seinigen.

„O meine Lavinia!" sagte Rudolf so leise, daß nur ihr Ohr den Laut auffassen konnte, mein Herz ist gepreßt! Sieben Monate lang hast Du Dich gezwungen, unnatürlich zu sein — Du leidest!"

„Nein, bei Gott! ich habe mich nicht dazu gezwungen! Glaube nicht, daß ich getrauert habe und noch weniger, daß ich Gotthard betrauere — nein, nein!"

„Ich fürchte," sagte Rudolf laut, „daß Du trotz Deiner eigensinnigen Behauptung Dich dennoch übel befindest. Fühle, Ludwig!" — er übergab Lavinia's Hand ihrem Gatten — „ist das nicht Fieberglut?"

„Ja, es kommt mir fast so vor!" antwortete Ludwig weder warm noch kalt. „Du mußt den Mantel fest zusammen halten, beste Lavinia!" Und indem er die Hand seiner Gattin ohne den geringsten Druck losließ, wendete er sich hinaus und befahl dem Kutscher, rascher zu fahren.

„Herr Rittmeister, der Weg ist schlecht!" wendete der Kutscher ein.

„Er ist untadelig — fahr' zu!"

„Nein, um alles in der Welt, nimm den Befehl zurück!" rief Julia aus, indem sie sich schlaftrunken erhob. „Der Weg ist ja voller Unebenheiten und die Brücken sind an mehren Stellen schadhaft."

„Der Kutscher ist sicher, und die Pferde sind noch sichrer."

„Ja, das ist sehr gut; aber ich bin ängstlich und werde krank, wenn wir auf diese Art fahren sollen!"

Rudolf, der an Julia's Stimme hörte, daß sie in Angst war, und in Ansehung einer gewissen frohen Hoffnung, sie jeder Art von Unruhe zu entheben wünschte, war beinahe zur Hälfte böse darüber, daß der Rittmeister nicht augenblicklich ihrer Bitte gehorchte. Sein Ton war daher mehr erregt als artig, da er eilig einfiel: „Mein bester Ludwig! da der Wunsch einer Dame nicht

hinreicht, Deinen Willen zu besiegen, so muß ich meine Bitten mit denen meiner Frau vereinigen!"

Lavinia hatte kein Wort gesagt und sagte auch jetzt nichts. Sie hatte gehört, daß ihr Gemahl zu der Klasse von Männern gehörte, welche das Leben für geringer achten, als ihr Ansehen, und daher nie einen gegebenen Befehl zurücknehmen.

Ob es einen Grund zu dieser Behauptung gab, kann ungewiß sein; doch diesmal wenigstens bewies er keinen Eigensinn; denn kaum hatte Rudolf den laut ausgesprochenen Worten ein Paar leise gesagte hinzugefügt, so rief er dem Kutscher zu:

„Fahre langsam, Schritt für Schritt!"

Dann aber öffnete unser Rittmeister seinen Mund nicht eher, als bis man in der Nähe des Thores war. Jetzt fragte er Lavinia, ob auch ihr bange wäre, schnell zu fahren.

„Nein, nicht, wenn ich mich auf den Kutscher und das Seilenzeug verlassen kann."

„Das freut mich!"

„O, Du bist keine Heldin!" meinte Julia.

„So will ich mich bemühen, es zu werden; denn ich weiß, daß Ludwig nicht gerne anders fährt."

Diese Aufmerksamkeit, diese Art von Anerkennung seiner Herrschaft schien auf die in diesem Augenblicke keineswegs angenehme Gemüthsstimmung des Rittmeisters einen angenehmen Eindruck zu machen. „Ich werde mich bemühen," sagte er, „Deinen guten Vorsatz auf keine allzu harte Probe zu stellen; doch danke ich Dir von Herzen dafür."

Nachdem sie zu Hause in der Stadt eine leichte Abendmahlzeit eingenommen hatten, plauderten sie noch eine Weile mit einander, und dann bat sich Julia es aus, für diesen Abend Lavinia's Kammerjungfer spielen zu dürfen.

Dreimal erhob sich Lavinia von ihrem Stuhle, um ihrem Bruder eine gute Nacht zu wünschen. Das Blut strömte in ihre

Wangen und wich darauf wieder von denselben auf eine Weise, die von einem fast unbezähmbaren Schmerz zeugte. Endlich da ein Blick aus Ludwigs ruhigem Auge sie traf, faßte sie sich, umarmte Rudolf, begrüßte ihren Mann leicht und verließ mit ihrer Schwägerin das Zimmer.

Drittes Kapitel.

Eine halbe Stunde war verflossen, als Julia sich mit leichten Schritten aus der Brautkammer schlich und die Braut allein ließ.

Lavinia stand neben einer hohen Chiffonière und stützte sich gegen die kalte Marmorscheibe. Das weiße Kleid war nicht weißer, als ihre Wange, welcher nicht einmal der purpurrothe Shawl, der sich um ihre Schultern schmiegte, eine Idee von Farbe zu leihen vermochte: die letzte halbe Stunde hatte die sämmtlichen Rosen hinweggekehrt. Nichts desto weniger war sie in diesem Augenblicke zum Entzücken schön, als sie da stand mit dem Schmerze und der Verzweiflung in ihrem Antlitze, mit dem sammetweichen Arm über dem Kopfe, in dessen gekräuselten seidenen Wogen die Hand ruhte, beleuchtet von dem Schimmer der in den Candelabern flackernden Hochzeitlichter.

Thränen, durchsichtige Thränen, zitterten von der marmornen Wange auf die marmorne Scheibe herab. Seufzer erhoben die Brust. Das Gehör war zu einer peinigenden Klarheit gesteigert.

Die Gedanken entwickelten sich ungefähr folgender Maßen:

„Was habe ich gethan — was habe ich gewagt! O, ich habe mich schrecklich in dem Mittel geirrt, den Schmerz auf immer aus meiner Seele zu reißen . . . Noch schlimmer: ich habe mich in meiner eigenen Stärke geirrt!"

In dem angränzenden Zimmer näherten sich Schritte.

Lavinia blieb unruhig stehen, sichtbarlich außer Stande, weder

einen Ton noch eine Geberde hervorzubringen. Nur sie selbst konnte aus dem immer heftiger zitternden Herzen beurtheilen, bis zu welcher Höhe ihre Unruhe stieg.

Der Rittmeister trat ein.

Der Ort, an welchem Lavinia stand, fiel nicht sogleich in die Augen; nachdem jedoch die Blicke des Bräutigams verwundert über den Fond des Zimmers geglitten waren, so wendete er sich um und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als er die weiße unbewegliche Gestalt gewahrte. Hätte sie nicht den rothen Shawl gehabt, so würde er sich haben einbilden können, daß er seine verstorbene, nicht aber seine lebende Gattin vor sich sähe.

Einige Sekunden betrachtete er sie, nicht mit den Augen eines Bräutigams, sondern eines Kenners, der vor einem bewunderns- würdigen Kunstwerke steht. Endlich, da er keinen Funken von Leben in Lavinia's Wesen bemerkte, so sagte er leise: „Ich kam zu früh — ich will in das Nebenzimmer zurückkehren."

„Ludwig!"

„Gute Lavinia!" Er trat zu ihr, führte sie zum Sofa und setzte sich neben sie.

Sie warf auf ihn einen Blick voll der tödtlichsten Unruhe.

„Du fürchtest Dich vor mir?" sagte er, und seine Stimme hatte einen Ausdruck, wie Lavinia ihn noch nie gehört hatte. „Ich bin nicht steif, hart und rauh gegen diejenigen, welche mich ver- stehen wollen; doch bis jetzt hat es noch niemand gewollt. Darum bin ich geworden, was ich bin, ein Fremdling den sanfteren und schöneren Gefühlen. Du . . . meine Lavinia, sollst mich sie kennen lehren!"

„Ich?" Sie schauderte unwillkürlich zusammen.

„Hast Du mir das nicht gelobt, da Du gelobtest, meine Gattin, die Mutter meiner Kinder zu werden."

„Ich gelobte, die Mutter Deiner Kinder zu werden, und das will ich auch mit meiner ganzen Seele. Doch wie soll ich im Stande sein, Dir Gefühle einzuflößen, die Dir bis jetzt gefehlt

haben? Das vermag nur die Liebe; und so lange sie Dir fremd ist — was sie gewiß immer bleiben wird — so . . . so . . ."

Das Auge des Rittmeisters, das eben geglänzt hatte, wurde wieder dunkel.

„Warum sagst Du das, theure Lavinia? So ist meine Hoffnung nicht, und Deine Worte widerstreiten schnurstracks meinen Hoffnungen. Als ich Deine Hand begehrte, so gestand ich offen, daß nicht die Liebe, aber doch der freie Wunsch des Herzens, meine Wahl bestimmte. Ich kannte Dich als ein Mädchen, das die volle, warme Achtung eines Mannes verdiente, und hoffte, daß die Zukunft mir jene Gefühle schenken würde, deren Lieblichkeit mir bis dahin fremd gewesen war."

„Und Dir bis jetzt fremd ist!" fügte Lavinia mit fast lautloser Stimme hinzu.

„Wohlan denn, da Du so willst, ich muß es gestehen. Gleichwohl gibt es Augenblicke, in welchen ich deutlich empfinde, daß es anders werden könnte, wenn nicht Du selbst, gute Lavinia, mit solcher Sorgfalt vor jeder vertraulicheren Annäherung flöhest. Du bist so schön, daß Dich kein Mann ohne Bewunderung sehen kann, doch Du willst nicht, daß diese Bewunderung in ein beseeltes Gefühl übergehen soll."

„Das ist wahr, Ludwig; denn wie unglücklich würde ich dann nicht sein!"

„Unglücklich?"

„Ja, ja! Aber Dein Blick ist jetzt nichts weniger als ruhig; Du weißt ja, ich sagte Dir, daß . . . daß . . ."

„Daß Du um Deinen Verlobten nicht mehr trauertest, daß er nicht mehr in Deinem Herzen lebte."

„Das ist auch wahr; doch ich verschwieg ebenfalls nicht, daß die Liebe uns wahrscheinlich für immer fremd bleiben würde, und daß ich nicht im Stande wäre, Dir mehr zu geben, als was Du selbst erbatest, nämlich Achtung und Freundschaft."

„Ich will mich gleichwohl entsinnen, daß Du mir noch etwas mehr gelobtest!“

„Etwas mehr?“

„Ja, etwas, worauf ich recht eigentlich unser häusliches Glück zu bauen hoffte, nämlich Vertrauen. Hast Du das vergessen?“

„Nein, Ludwig; dieses kann ja aber erst allmählig kommen.“

„Ich meines Theils würde es lieber sehen, wenn wir jetzt gleich den Anfang damit machten.“

„Wie meinst Du?“

„Ich meine: da uns einmal die Liebe fehlt, so ist es um so nothwendiger, kein einziges der theuren Gefühle von uns zu stoßen, die statt ihrer das Glück unserer Ehe bereiten sollen. Das Vertrauen ist das beste, das heiligste von allen, und um uns mit demselben bekannt zu machen, so bitte ich Dich jetzt, mir auf Dein Gewissen eine Frage zu beantworten, die für mich von der äußersten Wichtigkeit ist. Glaubst Du nicht, daß eine Ehe ohne Liebe glücklich werden kann?“

Lavinia schwieg; es war deutlich, wie schmerzhaft die Antwort ihr vorkam.

„Ich könnte wohl Dein Schweigen für eine Antwort nehmen; doch kann ein Schweigen mißverstanden werden — Du mußt Dich deutlicher erklären, Lavinia!“

„Da Du es befiehlst, so bin ich gezwungen, zu sagen, daß ich in jener Zeit, da Du meine Hand begehrtest, glaubte, es müßten Achtung, Freundschaft und Vertrauen im Verein mit einem festen Willen einen hinlänglich starken Grund bilden, um darauf eine glückliche Ehe erbauen zu können. Jetzt aber bin ich überzeugt, daß dieses ein Irrthum, ein Erzeugniß mangelnder Erfahrung, unzulänglicher Selbstprüfung war.“

„Und seit wie lange bist Du über diesen Irrthum aufgeklärt worden?“ Der Rittmeister wollte Ruhe in seinen Ton legen; aber es wollte ihm nicht gelingen.

„An dem Tage unseres ersten Aufgebotes.“

„Und Du schenktest mir nicht dieses Vertrauen, das vor Allem mir damals hätte gehören müssen?“ Er sprang heftig auf, und warf Lavinia einen Blick zu, vor welchem sie zittern mußte. „Du schenktest mir dieses Vertrauen nicht, sondern ließest mich statt dessen glauben, ich würde eine Gattin finden, die wenigstens den Wunsch hätte, mein Glück zu bereiten! Du schwurst mir heute Deine Gelübde . . . doch es ist wahr: ich entsinne mich jetzt, daß ich sah, wie Du errötheteſt — errötheteſt vor diesen falschen Schwüren.“

„Ludwig, Ludwig! ich betheure, daß sie nicht so gemeint waren!“

„Und ich betheuere, daß sie ganz bedeutungslos waren. Man kann ohne Liebe heirathen; aber man darf nicht heirathen, wenn man schon vorher überzeugt ist, daß man unglücklich werden wird. Das Weib, welches dieses glaubt, welches die zärtlicheren Gefühle ihres Gatten nicht zu gewinnen wünscht und strebt, sondern im Gegentheil die Möglichkeit derselben fürchtet, sie hat, als sie ihm vor Gott gelobte, Glück und Unglück mit ihm zu theilen, sowohl ihn als auch die Heiligkeit der Ehe so grausam verhöhnt, daß er unmöglich dazu schweigen kann, dafern er nicht das Letzte und Einzige verlieren will, das ihm noch bleibt, nämlich die Achtung gegen sich selbst!“

Er ging in starker Gemüthsbewegung auf und ab, blieb aber zuletzt vor Lavinia stehen, die mit erschrockener Verwirrung die Worte hervorbrachte: „Ich verstehe Deine Andeutung nicht!“

„Sie ist leicht zu verstehen. Wir wollen Scheidung nachsuchen.“

„Das kann Dein Ernst nicht sein.“

„Ja, bei dem lebendigen Gott! der Gegenstand mag wohl ungewöhnlich genug sein, um ihn an dem Hochzeitabende zu verhandeln; doch das bedeutet nichts. Morgen reise ich allein; Rosenborg ist schon Zeuge einer unglücklichen Ehe gewesen. O, ich war ein Narr, als ich glaubte, ich könnte dort das Glück einführen! Lavinia!“ rief er mit tiefer, bitterer, harmvoller Betrüb-

niß aus, „Du hast mich tödtlich beleidigt — wir müssen uns trennen!“

„Du willst mich also entehren!“ rief Lavinia aus, welche durch die Angst und die Scham vor einem solchen, wenige Stunden nach der Trauung beschlossenen Schritt, ihre ganze Kraft wieder erhielt. „Du willst uns Beide entehren!“

„Es ist nicht meine Schuld, daß ich muß. Ich hegte in meiner Seele einen brennenden Wunsch, glücklich zu werden, und glaubte, daß die Verluste, welche wir Beide erlitten haben, uns einander nähern sollten .... doch Du — handeltest Du recht, als Du mir Dein Jawort, Deine Gelübde gabst, obgleich Du ganz andere Gedanken, ganz andere Hoffnungen hegtest? ... Warum willst Du meinen Namen tragen, warum Dich einem Manne, den Du kaum ertragen kannst, als Gattin hingeben, da Du schon vorher im Stande bist, mit dieser eisigen Gleichgültigkeit, dieser schrecklichen Kälte unsre Zukunft abzuwägen und zu berechnen?“

„Deine Leidenschaft verwirrt Dich, Ludwig!“ entgegnete Lavinia, und einige leichte Falten verdunkelten ihre reine Stirn. „Auf Deine erste Frage habe ich schon geantwortet, als ich erklärte, daß ich mich selbst getäuscht hatte: doch die Entdeckung kam zu spät, um nützlich zu werden. Was dagegen,“ fuhr sie tief erröthend fort, „die zweite Frage betrifft, so sollten Dir Deine Augen darauf schon die sicherste Antwort gegeben haben. Als Du in dieses Zimmer tratest, so vermochte ich mich kaum aufrecht zu erhalten; und wenn ich es jetzt kann, so kann ich es nur darum, weil ich nichts weiter zu befürchten habe.“

Nachdem Lavinia diese Worte geäußert hatte, blieb es einige Augenblicke vollkommen still in der Brautkammer.

Vor dem von Neuem belebten Bilde stand der Bräutigam mit gerunzelten Augenbrauen und hart zusammengepreßten Lippen.

„Nein, Du hast nichts zu befürchten!“ sagte er mit eiskaltem Tone, verbeugte sich und wollte das Zimmer verlassen.

In diesem Augenblick gewann das starke Weib einen schweren

Sieg über sich selbst. Der Stolz rief laut: „laß ihn gehen; zeige ihm Deine Gleichgültigkeit!" doch das Nachdenken ertheilte einen andern Rath.

„Gib uns nicht Preis!" bat sie mit Unruhe. „Wir werden der Gegenstand von tausend umherfliegenden Anekdoten! So lange Du diese Thüre nicht öffnest, so lange bleibt das hier Vorgefallene innerhalb dieser vier Wände. Wenn Du dagegen gehst, so weiß die ganze Stadt morgen eben so viel, wie wir selbst."

„Die ganze Stadt erfährt ja auf jeden Fall alles, wenn Du hier bleibst."

„Ich will nicht bleiben!" antwortete Lavinia, und ihre Stimme, obgleich sie sich weder hob noch senkte, flößte doch die Ueberzeugung von ihrem festen Willen ein.

„Willst Du nicht?" wiederholte der Rittmeister mit einiger Betonung.

„Nein, Ludwig, ich will es bestimmt nicht! Reisest Du von mir hinweg, so reise ich nach. Ich bin nicht Deine Gattin geworden, um mich als eine Närrin belachen zu lassen. Ich habe das Recht, mich von Dir beschützt und mit Achtung behandelt zu sehen."

„Du scheinst zu glauben, daß meine Worte in Betreff der Scheidung nur ein Scherz waren? Doch magst Du wissen, daß ich über dergleichen nie scherze, und in diesem Augenblicke am allerwenigsten dazu aufgelegt bin."

„In dieser Hinsicht, bester Ludwig, kannst Du ganz ruhig sein; ich bin ebenso überzeugt, daß Du Dein Wort zu halten gedenkst, als ich überzeugt bin, daß Du nicht überredet werden wirst, dasselbe zu brechen. Aber Du mußt erkennen, wenn diese Scheidung gleichzeitig mit der Trauung begönne, so würden wir uns nicht allein dem Gelächter der ganzen Umgegend Preis geben, sondern wir würden uns auch durch eine Handlung entehren, die nicht den entferntesten Anspruch haben könnte, von der gesunden Vernunft gebilligt zu werden."

„Weiter! weiter!"

„Eine Scheidung nach einer Ehe von zwölf Stunden wäre die tiefste Erniedrigung; nach zwölf Monaten dagegen könnte sie gelten als die Folge einer traurigen Erfahrung, welche man sich dann über sein gegenseitiges Unvermögen, sein Glück zu schaffen, erworben haben könnte. Und obgleich ich stets diejenigen streng beurtheilt habe, welche so heilige Bande zerreißen, so stimme ich dennoch nach Verlauf dieser Zeit Deinem Vorschlage bei!"

„Wohlan denn! sei es also beschlossen, daß wir während eines Jahres vor der Welt als Eheleute erscheinen, um nachher eine Fessel zu brechen, die unter diesen Verhältnissen schwerer wird als die Kette des Galeerensklaven. Inzwischen lasse ich dem ruhigen Verstande, mit welchem Du die Sache aufgefaßt hast, Gerechtigkeit wiederfahren. Auf diese Art ersparen wir uns Beide Hohn und Erniedrigung."

„Und noch dazu," fiel Lavinia nicht ohne Verdruß ein, „kann es Dir vielleicht zu einer kleinen Linderung gereichen, wenn Du weißt, daß Du nicht allein an die Kette geschmiedet bist."

„Vergib mir, gute Lavinia; aber meine Gefühle willst Du weder verstehen, noch kehrst Du Dich daran, sie zu verstehen. Doch wolltest Du mir als noch eine Probe Deines Vertrauens sagen, ob Du den Gotthard mit dieser hohen, tiefen und reinen Liebe liebtest, deren ein Weib wie Du fähig sein muß?"

„Ja, ich liebte ihn so .... doch erwähne seiner nicht!" Ihr ganzes Wesen gab ein Zeugniß von Schmerz und Abscheu.

„Beruhige Dich, ich habe noch nie zuvor bei Dir diese Zeichen von Sturm und Leidenschaft gesehen. Ich weiß nun, wie Du liebst, und wie Du sogar noch nach dem Tode hassest, wenn Du beleidigt wirst."

Lavinia's blitzendes Auge sank zur Erde hinab; ein Zittern schlich sich durch ihre Glieder. „Ich wurde nicht beleidigt: ich vergaß ihn!"

„Behalte Deinen Schmerz, stolzes Weib! Der Tod ebnet zuletzt dennoch alles ... Nun aber bitte ich Dich, ruhe einige

Stunden, so daß Dir morgen nicht die Kräfte zur Reise fehlen. Ich werfe mich hier auf den Sofa — gute Nacht!"

So endete der Hochzeittag. Es war der fünf und zwanzigste September.

Viertes Kapitel.

Die Uhr schlug am folgenden Morgen Acht, als der Protokolls-Secretair seine junge Frau mit einem Kusse auf die blühende Wange weckte, und noch im Schlafe streckte sie ihm ihre Arme entgegen.

„Guten Morgen, geliebter Rudolf! Ach, wie früh bist Du immer auf — und ich dagegen verschlafe mich immer! Aber, in Gottes Namen! sie sind wohl nicht ohne Abschied gereist? Es kommt mir im ganzen Hause so still vor."

„Beunruhige Dich nicht, mein Engel! sie schlafen eben so gut wie Du. Ich dachte es mir vorher, daß der Aufbruch nicht so früh vor sich gehen würde."

„Und dabei nimmst Du eine Miene an, als glaubtest Du das glücklichste Paar in der ganzen Christenheit zu sehen? Doch, aufrichtig gesprochen, mein bester Rudolf! kannst Du glauben, daß sie nur erträglich mit einander zufrieden werden, geschweige denn etwas mehr?"

„Ich weiß nicht, geliebte Julia! da ich aber gestern Abend von Ludwig Abschied nahm, so bediente ich mich meines brüderlichen Rechtes und sprach einige herzliche Worte mit ihm. Und trotz seines gewöhnlich so verschlossenen Wesens sah ich in seinem Auge etwas, das mir die Versicherung gab, ich könnte für Lavinia's Zukunft ohne Unruhe sein, und seinen Worten, die das Gepräge der Wahrheit trugen, vollen Glauben beimessen."

„Und welche waren denn seine Worte, mein Geliebter?"

„Rudolf," sagte er, „sei überzeugt, daß ich den Werth Deiner Schwester zu schätzen weiß, und daß es mein vorzüglichstes Bemühen sein wird, die Achtung und das herzliche Wohlwollen fortzuerhalten, welches sie, wie ich hoffe, schon für mich hegt."

„Achtung und Wohlwollen?" wiederholte Julia verdrießlich. „Wärest Du damit zufrieden, Rudolf? Himmel! — Du hängtest Dich in der Verzweiflung, wenn ich Dir nichts Besseres zu schenken hätte."

„Ja, für mich wäre es zu wenig, und wenn ich auch kein so strenges Mittel ergriffe, Du kleines Eigenliebchen, so gäbe ich doch nicht viel für das Leben, wenn Du die Liebe wegnähmest. Doch Andere, welche nicht gewöhnt worden sind, täglich im Himmel zu Gaste zu sein, können recht gut auf der Erde fertig werden; und daher darfst Du mir die Hoffnung nicht rauben, daß sie auf ihre Art glücklich werden."

„Nein, mein armer Rudolf! das wäre wirklich sehr schlecht gehandelt. Aber ich sah gestern Abend ebenfalls einen Ausdruck in den Augen Jemandes, und dieser versprach nicht viel. Indessen wollen wir sehen, was uns der Morgen bringt. Ich hoffe, Jungfer Beata hat alles zum Frühstück in Ordnung?"

„Vielleicht, mein Engel, solltest Du doch selbst ein Auge darauf werfen! Ich habe wirklich ein Paar Male, da Lavinia nicht zu Hause war, den Tisch nicht vollkommen gentil geordnet gefunden. Dergleichen darf der Rittmeister nicht sehen; er darf nicht glauben, daß meine Schwester hier die ordnende Hand allein gehabt hat."

„Was in des Herrn Namen willst Du damit sagen? Du wirst doch wohl nicht begehren oder fordern, daß ich, die ich so schwach bin, schon so früh Morgens wie eine Sklavin in der Wirthschaft arbeiten soll?"

„Du eine Sklavin? Ehe ich zugäbe, daß Du Deine Wirthschaft auf solche Weise besorgen müßtest, wollte ich lieber arbeiten, daß ich zwei Haushälterinnen, das heißt, zwei Mißhaushälterinnen

halten könnte. Nein, theure, geliebte Julia! ich wünsche nur, daß Du mit Deinen klaren, schönen Augen überschauest, was zu den innern Wirthschaftsdetails gehört; denn da weiß ich, daß Alles eben so harmonisch und schön wird, wie Du selbst bist."

„Schmeichler! . . . So halte mich doch nicht länger auf!"

„Ach, wie kann ich anders, wenn Du eine so entzückend liebenswürdige Miene annimmst? O Julia, ich muß allzu schwach sein, denn wahrhaftig, ich weiß nicht, ob Du mehr als einen einzigen Fehler hast."

„Einen Fehler? — Das ist schon zu viel; doch was für einer könnte das sein?"

„Daß Du, meine Geliebte, mich im Augenblick ihn vergessen lässest, wenn ich einen entdeckt hätte."

Es war ein weiblich schöner und einnehmender Blick, den Julia jetzt ihrem Gatten schenkte. „Ich verstehe, Rudolf; und ich verdiente nicht den kleinsten Theil Deiner Liebe, wenn ich es nicht so einzurichten suchte, daß Du Dich nie mehr des Fehlers entsännest, der Dir eben vorschwebte."

Rudolf drückte seiner jungen Gattin einen herzlichen Kuß auf die Stirn und verließ sie darauf mit zögernden Blicken.

Schnell wie eine kleine Lichtelfe war Julia auf den Beinen. Nie hatte sie sich so schnell und dabei doch so zierlich gekleidet. Eine halbe Stunde war kaum vergangen, so stand sie schon im Speisesaale und fand, daß der Tisch wirklich eines ordnenden Blickes bedurfte. Und da sie einmal in der Fahrt war mit ihren hausmütterlichen Geschäften, so ging sie sogar hinaus in die Küche, um nachzusehen, ob Jungfer Beate die gegebenen Befehle genau befolgt hätte.

„O ja, ich habe es so gemacht, wie es sein muß," antwortete diese mit einer Miene, welche anzeigte, daß die Frau hier sehr wenig zu sagen hatte; „und es dient zu gar nichts, daß die gnädige Frau hier steht und sich am Küchenfeuer verbrennt!" — Worte, die man recht gut übersetzen könnte mit: „Es dient zu gar nichts,

daß die gnädige Frau hier im Wege steht und uns bei der Arbeit hinderlich ist."

„O nein, Beate, ich weiß, daß ich mich auf Dich wie auf mich selbst verlassen kann!" antwortete die junge Frau mit aller möglichen Würde und kehrte höchst zufrieden in den Saal zurück.

Natürlich hörte sie nicht, daß Jungfer Beate murmelte: „Wäre hier kein Kundigerer, auf den man sich verlassen könnte, so bekäme hier wohl kein Mensch einen Bissen Speise zu schmecken!"

Rudolf klopfte dreimal an die Thür der Neuvermählten.

Lavinia fuhr auf aus dem leichten Morgenschlummer. Sie lag mit dem Gesicht nach der Seite gewendet, an welcher der Sofa stand; ihr erster Blick fiel daher auf diesen. Doch beinahe hätte sie vor Schrecken laut aufgeschrien — der Sofa war leer.

„Großer Gott!" sagte sie halblaut, „er ist gereist! der verabscheuungswürdige Mensch hat mich zum Hohn und Spott hier gelassen!"

„Beurtheile mich besser!" antwortete eine Stimme ganz in ihrer Nähe.

Erröthend sah Lavinia sich um.

Ihr Gemahl hatte sich ganz zur Reise umgekleidet auf die äußerste Kante des Paradebettes geworfen.

„Mein Gott, bester Ludwig! vergieb, vergieb!"

„Genire Dich nicht!" entgegnete der Rittmeister mit bewundernswürdiger Gleichgültigkeit. „Die Verzeihung eines so verabscheuungswürdigen Menschen bedeutet weniger als nichts; da jedoch die Absicht eben die war, Hohn und Spott zu vermeiden, so dürfte wohl auch dieser Platz nicht die Wahrheit ausplaudern."

Neues Klopfen an die Thür.

„Es ist bald Mittag, meine Herrschaften!"

„Oho, guten Morgen!" rief der Rittmeister, der sich ganz ordentlich stellte, als erwachte er erst in diesem Augenblicke. „Ich bin sogleich zu Deinen Diensten, lieber Bruder!"

„Wie befindest Du Dich, mein liebes Schwesterchen?“

„Ich danke recht sehr,“ erwiederte Lavinia, doch so leise, daß Rudolf genöthigt war, seine Frage zu wiederholen.

„Meine Frau sagt, sie befinde sich ganz wohl und freut sich über das schöne Reisewetter!“ antwortete Ludwig, indem er mit einigen Umständen sich im Zimmer bewegte, um schnell angekleidet zu werden.

„Ich komme gleich zurück, um Dich abzuholen!“ sagte Rudolf.

„Vortrefflich!“ meinte der Rittmeister, indem er auf seine Frau einen satirisch lächelnden Blick warf. „Ich kann also meine Retraite dort hinaus nehmen, um nicht Deine Verschämtheit zu verletzen, während Du aufstehst, liebe Lavinia!“

„O, das ist nicht nöthig!“ entgegnete sie, und saß in demselben Augenblicke vor der Toilette.

Sie warf die kleine Spitzenmütze, das einzige Zeichen, daß sie geruht hatte, ab und begann eilfertig ihr reiches schönes Haar aufzulösen, welches bald bis beinahe auf den Fußboden hinab um sie her flatterte.

Schweigend betrachtete sie der Rittmeister.

Verlegenheit und Verdruß vereint hatten Lavinia's feinen Wangen die glänzende Corallenfarbe und dem durchdringenden Glanze des Auges einige scheue Schatten verliehen. Pfeilgeschwind flog der Kamm durch die glänzenden Wogen; und so beschäftigt war der Ehemann, den Bewegungen seiner Gattin zu folgen, daß er kaum hörte, als Rudolf zum zweiten Male seine Ankunft zu erkennen gab.

„Rudolf wartet!“ sagte Lavinia und warf einen nicht unzweideutigen Blick über den Spiegel auf die Thür.

„Ich verstehe! Da es jedoch ohne Zweifel sowohl das erste als auch das letzte Mal ist, daß ich bei Deiner Toilette anwesend bin, so solltest Du es eigentlich mit einigen Sekunden nicht so genau nehmen. Du hast ein ausgezeichnet schönes Haar... Doch

lebe wohl auf eine kurze Zeit! Wir reisen, sobald wir das Frühstück eingenommen haben."

„Ich werde in Ordnung sein."

Eine Stunde später zeigte sich Lavinia im Saale so frisch, anmuthig und liebenswürdig, daß Rudolf und Julia kaum ein Auge von ihr wegwenden konnten. Welch ein Unterschied zwischen ihrem gestrigen und heutigen Aussehen!

Wie hätte aber auch ein Mensch die Wendung ahnen können, die ihr Schicksal genommen hatte! Sie brauchte nicht länger vor unseliger Furcht zu zittern, daß sie gezwungen sein sollte, von einem Manne, für welchen ihr Herz vollkommen kalt war, Liebkosungen zu leiden, ja zu erwiedern. Sie sollte als seine Gattin gelten, ohne es eigentlich zu sein — nach einem Jahre sollte sie frei sein — frei und unabhängig ihren Wohnort nach eigenem Gefallen wählen, ungetadelt von der Welt allein leben dürfen. O welch ein Glück, welch ein unendliches Glück!

Aber für dieses Glück wollte sie auch dankbar sein: ein Jahr lang wollte sie den Zwillingstöchtern des Rittmeisters die zärtlichste Mutter, in seinem Hause die ordentlichste Hausfrau, und so viel in ihren Kräften stand, ihm selbst eine angenehme Gesellschafterin sein. Doch wenn das Gerücht die Wahrheit redete, so würde er den gesellschaftlichen Talenten seiner Frau eben nicht viel zumuthen. Wie man sagte, so füllten der Wald, die Jagd, die Hunde vollkommen die Zeit aus, welche der Dienst und die Oberaufsicht über das Gut übrig ließen.

„Im nächsten Frühlinge," sagte Ludwig, indem er nach der Danksagung das Glas auf den Tisch setzte, „erwarten wir unsere Freunde auf Rosenborg."

„Vorher," entgegnete Rudolf, „erwarten wir Euch zu Weihnachten bei uns."

„Nicht so bald, mein liebster Schwager: meine kleinen Töchter dürfen mich an dem Weihnachtsabende nicht vermissen. Doch will ich Lavinia nicht abhalten, falls sie es wünschen sollte . . ."

„Ich glaube kaum," fiel die junge Frau ein, indem sie ihrem Manne einen lächelnden Blick zuwarf, „daß es für Hausmütter passend ist, an diesem Feste ihr Haus allein zu verlassen. Reisen wir nicht Alle, so reist Niemand!"

„Also nicht eher als zum Frühlinge?" sagte Rudolf und führte seine Schwester an das Fenster, da man in diesem Augenblick vom Tische aufstand.

Der Rittmeister ging hinaus, um den Befehl zu ertheilen, vorzufahren, und Julia verließ ebenfalls das Zimmer, um ihrem Manne Gelegenheit zu geben, ein Paar Worte mit Lavinia allein zu sprechen.

„Theure, geliebte Schwester!" sagte Rudolf innigst bewegt, „Dich begleiten heute nicht die warmen Segenswünsche einer zärtlichen Mutter, eines liebenden Vaters; aber wenigstens eines Bruders beste Wünsche und heiligste Gebete nimmst Du mit! O, meine Lavinia! kann ich ruhig sein?"

„Das kannst Du, mein guter, mein theurer Rudolf! wie auch meine Ehe ausfällt, so war sie ja meine eigene freie Wahl, und mit einem Manne wie Ludwig, einem Manne von so strengem Ehrgefühl, so festem und männlichem Charakter muß eine Frau hoffen können gut zu leben."

„O, das ist allzu wenig!" rief Rudolf aus. „Ich kann nicht zufrieden sein mit diesem Loose für Dich, da ich selbst so glücklich bin."

„Und ich, mein Rudolf, glaube mindestens eben so gute Bürgschaft für mein Glück zu haben, wie Du für das Deinige. Gebe Gott — ich sage dies aus dem Innersten meiner Seele! — daß Du nie unglücklicher werdest als ich!"

„O, wenn Du so redest, so muß ich wohl glauben, daß Dein Glück größer ist, als Du eingestehen willst. Da brauche ich nicht länger für Dich zu fürchten."

Lavinia's Blick suchte mit Zärtlichkeit den des so innig liebenden Bruders. „Rudolf," sagte sie, „glaube mir nun in der

Abschiedsstunde, nun da kein Fünkchen von Neid in meinen Worten liegen kann: Du bist zu schwach gegen Julia!"

„Zu schwach?"

„Ja, und ich fürchte, Du wirst es dereinst bereuen. Sie ist gut, liebenswürdig, ja bisweilen entzückend; aber sie ist ein entzückendes, ein muthwilliges Kind, und vieles hast Du Dir selbst zu danken, wenn sie Dir nicht immer gleich liebenswürdig erscheint. Es verursacht mir einen bittern Schmerz, Dir dieses sagen zu müssen; doch kostete es mich auch einen Theil Deiner brüderlichen Liebe, so muß ich dennoch in diesem Augenblicke offen reden."

„Und mich, meine Lavinia, schmerzt es, daß Du in diesem Augenblicke, da mein Herz so voller Liebe und Bekümmerniß ist, in dasselbe eine Qual werfen willst, die mir fremd ist. Warum kannst Du meine Julia nicht lieben? Mag sie ein muthwilliges Kind sein, so ist sie dennoch, wie Du selbst sagst, ein entzückendes Kind. Und glaube mir, sie ist so gut, so weich, mir so innig ergeben, daß ich sie mit Verstand leite wohin ich will!"

„Nun so gebe denn Gott, daß Du sie mit Verstand leitest, und gebe Gott, daß sie sich stets Deines edlen und warmen Herzens, Deines Glaubens und Deines Vertrauens würdig zeige! Vielleicht entwickelt sie herrliche, bis jetzt noch ungeborne Eigenschaften, wenn sie Mutter wird und noch ein Wesen erhält, welchem sie ihre Liebe und ihre Sorge mittheilen kann."

„Ja ohne Zweifel wird sie dann noch vollkommener werden. Ach, Lavinia, Du mußt sie lieben; es hat mich mehr denn einmal verletzt, wenn ich zwischen Dir und ihr Kälte sah, Kälte zwischen den beiden Wesen, die mir so nahe am Herzen liegen, daß ich mit beiden zu leiden gezwungen bin!"

„Ja, Rudolf, diese Augenblicke waren nicht gut, nicht glücklich, und wären in der Zukunft Deinem häuslichen Glücke gewiß schädlich geworden. Jetzt aber sind diese leichten Wolken von Deinem Himmel verschwunden, mein theurer Bruder! Ein Mann, welcher

liebt und von seiner Frau herzlich wieder geliebt wird, darf weiter Niemand neben sich haben, durch den seine Gefühle abgeleitet werden können. Das Band muß ein vollkommen ganzes sein."

„Vielleicht hast Du nicht so ganz Unrecht, Lavinia; obgleich sich sowohl mein Herz, als auch meine Vernunft dagegen empört ... Doch ich höre Deinen Mann kommen! Ich hochachte ihn, und glaube, wenn er den reinen und wohlthätigen Einfluß der Anwesenheit einer geliebten und liebenden Gattin erst recht schätzen lernt, so wird er ganz anders werden."

Lavinia empfand einen Stich in ihrem Herzen; doch brauchte sie keine Antwort zu ertheilen; denn in diesem Augenblick trat der Rittmeister und gleich darauf Julia ein.

Der Wagen fuhr vor, und einige Minuten später flog er mit den Neuvermählten davon.

Fünftes Kapitel.

Lavinia hatte, noch nicht volle sechszehn Jahre alt, die zärtlichste, die vortrefflichste Mutter verloren, eine Mutter, welche mit sicherer und sanfter Hand ihre erste Jugend geleitet, ihren Verstand gebildet und sie schon früh so zu bilden gesucht hatte, daß sie, wenn Widerwärtigkeiten und Bekümmernisse auf sie eindrängen, nicht die Stütze verlieren möchte, welche sie in sich selbst besaß.

Die Trauer über diesen bittern und unersetzlichen Verlust wirkte stark auf Lavinia's tiefes und gefühlvolles Herz ein. Ihr Vater war schon früher gestorben, und der Einzige, der ihr nun noch auf Erden zu lieben übrig blieb — der frohe, herzliche Rudolf — war weit entfernt. Zwar hatte er zu dieser Zeit ein Amt in der Hauptstadt, aber als Junggeselle konnte er der geliebten Schwester keinen Platz bei sich anbieten.

Lavinia nahm daher das freundliche Anerbieten einer alten

Tante, zu ihr zu ziehen, an, ein Anerbieten, das ihr um so erwünschter kam, als sie weit entfernt war von dem Wunsche nach jeglicher Art von Zerstreuung, und sie nirgends in der Welt so ungestört ihre Betrübniß und ihren Schmerz ausweinen konnte, als bei der alten Tante Schönberg, welche mit Ausnahme einiger betagten Kaffeeschwestern und einiger eben so betagter Hagestolze für ihre Abendpartie selten einen Menschen bei sich annahm.

Nicht fehlten Lavinien andere Vorschläge, unter denen sie hätte wählen können. Sie war nicht reich, bezog aber noch von dem kleinen Capitale, das die Mutter ihr hinterlassen, eine hinlängliche Rente, um überall für sich bezahlen zu können und noch hinlänglich zu ihrer Kleidung übrig zu behalten. Sie war dazu schön, gut erzogen, häuslich, verständig, gebildet und liebenswürdig. Man wetteiferte daher mit einander, ihr sein Haus und die Gesellschaft seiner Töchter anzutragen. Als aber Lavinia solches dankend ablehnte, um zu der alten langweiligen Tante zu ziehen, welche allein in ihrem schönen großen Hause saß und „nie einen Andern etwas von dem Guten mit genießen lassen wollte," so sagte man, „Lavinia wäre bei weitem schlauer, als man von ihr gedacht hätte: sie wüßte recht gut, was sie thäte, wenn sie die Einsamkeit liebte" und so weiter.

In dem großen, reich, wenn auch altmodisch möblirten Hause, in welches Lavinia nun einzog, war es leer, kalt und freudenlos wie in einem großen Grabe.

Die Wittwe Schönberg lebte hier allein mit ihrem Favoriten, nämlich ihrem alten Papagei, ihrem alten Dienstmädchen, ihrer alten Katze und ihrem alten Mops. Lavinia allein war jung in dieser Sammlung von Antiquitäten; und damit sie sich also nicht ganz zu Tode langweilen möchte, so schenkte ihr Tante Schönberg gleich in den ersten Wochen einen allerliebsten weißen Hund, ein Paar Kanarienvögel und zwei Goldfische.

Jetzt war es ja rein unmöglich, auch nur an Langeweile zu denken; denn diese neuen Bewohner mußten Lavinien allzu viel

Vergnügen und allzu viel zu thun geben, um ihr Zeit übrig zu lassen, sich zu langweilen.

Lavinia war dankbar für diese Güte ihrer Tante, und begann sogleich sich mit der ganzen verlassenen Einsamkeit ihres Herzens an die Gesellschafter zu fesseln, welche ihr geschenkt waren. Dennoch vermochten sie nur für Augenblicke das junge Mädchen zu unterhalten. Viele Stunden — wie dieselben auch unter Arbeit, die Tante und die Favoriten getheilt werden mochten — wurden ihr dennoch tödtend lang. Denn so tief auch die Betrübniß war, so ließ sie doch der Langweile Platz; und Lavinia wäre ganz gewiß daran gestorben, wenn sie nicht den angenehmen Briefwechsel mit ihrem Bruder und eine sichre und geschätzte Zuflucht in ihren Büchern und ihrem Piano gehabt hätte.

„Ich fürchte, mein Kind, Dir wird hier die Zeit lang!" pflegte die Alte bisweilen zu sagen, wenn die täglichen Gäste sich des Abends entfernt hatten, und sie bemerkte, wie Lavinia gähnend und mit der Nähterei auf dem Schoße am Fenster saß.

„Vielleicht, liebe Tante," sagte Lavinia, nachdem sie eine Zeitlang dieser Behauptung widersprochen hatte, „vermisse ich den Umgang solcher, die mit mir gleichen Alters sind."

„Lade recht gerne, wenn es Dir Vergnügen macht, des Abends einige junge Mädchen zu Dir ein, und habe Du Deinen kleinen Kreis in Deinen Zimmern, so wie ich den meinigen habe — nur daß es immer still bleibt; denn Geräusch, Gelächter und Gelaufe sind nicht meine Sache."

Von diesem Vorschlage belebt, suchte Lavinia sich einen kleinen „stillen Kreis" zu bilden, in welchem man wechselsweise las, arbeitete und plauderte. Doch die jungen Mädchen fanden diese Societäten allzu einförmig; man konnte zu keiner rechten Harmonie mit einander kommen — und so war Lavinia bald wieder allein.

„Nein," sagte sie an einem Abende zu sich selbst, „ich muß einen andern Zufluchtsort wählen; die Langeweile ist eine allzu tödtende Pein. Mutter sagte: „„man muß sie zu unterdrücken su-

chen."" Sie, die Alles wußte, sie wußte auch, daß die Langeweile einen schädlichen Einfluß auf mein Wesen haben würde. Wenn die Betrübniß in Langeweile übergeht, so wäre es eine Entheiligung, wenn man nicht in die natürlichen Verhältnisse zurückkehrte. Wenn man dagegen das Bedürfniß fühlt, wiederum zu ihr zurückzufliehen, so weht sie uns mit einem frischen Hauche an. Die Betrübniß ist zu edel und zu rein, um mit der Müdigkeit verwechselt zu werden, welche aus einem unthätigen und einförmigen Leben entsteht."

Schon am folgenden Morgen wollte sie mit der Tante Schönberg darüber reden, als die Alte zu ihrer größten Ueberraschung mit dem Vorschlage von einer Brunnenreise hervor kam. Und kaum acht Tage später war die alte Dame mit Lavinia und sämmtlichen Favoriten, den Papagei ausgenommen, in den Reisewagen gepackt.

Es war, so erklärte die Tante, jetzt gerade zehn Jahre her, seitdem sie ihr gemüthliches Haus verlassen hatte, und diese Aufopferung hätte sie nimmermehr machen können, wenn es nicht um Lavinia's willen, und um sie zu ermuntern, geschehen wäre.

Und Lavinia wurde wirklich ermuntert.

Zum ersten Male — aber sie war nun auch siebzehn Jahre alt — fühlte sie den Vortheil, schön zu sein. Sie erhielt Bewunderung und Huldigung, wo sie sich zeigte; sie erhielt auch ein Paar ehrende Heirathsvorschläge, doch keinen, den sie annehmen konnte; denn das Einzige, was sie nicht fand, war ein Herz, wie sie es finden wollte.

„Ich habe gethan, was ich konnte und meine Pflicht heischte!" sagte die Tante mit Resignation, als sie wieder wohlbehalten zu Hause in ihrem großen Lehnstuhl saß. „Jetzt mag sie heirathen oder auch in der gewöhnlichen Einsamkeit leben!"

Doch Lavinia that keines von beiden: sie heirathete nicht, lebte aber auch nicht mehr in der alten Einsamkeit. Sie hatte sich nun einen Einfluß bei der alten Tante erworben, dessen sie

sich stets mit vieler Klugheit, dabei aber mit der achtungsvollsten Zärtlichkeit bediente, um es so zu bekommen, wie sie es haben wollte. Sie ging jetzt oft in Gesellschaften, vermochte die Tante bisweilen, einige Personen bei sich einzuladen, und so wurde es nach und nach lebhafter in dem „Grabe" der Tante Schönberg, wie man das Haus überall nannte.

Als der Winter kam, so fanden sich auch neue Freier ein; denn die Reichthümer der alten Tante wurden schon allgemein zu Lavinia's häuslichen Tugenden hinzu addirt; doch Lavinia bedachte sich und verwarf so lange, daß die ganze Stadt schon wissen wollte, sie würde zuletzt noch ganz ohne Mann bleiben.

So standen die Sachen, als Frau Schönberg an einem Nachmittage den gewöhnlichen Besuch von ihrem Doktor erhielt, welcher aus Dankbarkeit für die reichliche jährliche Abgabe, die sie ihm zahlte, ihr regelmäßig dreimal in der Woche die Aufwartung machte — nicht um Recepte zu schreiben, denn die alte Dame war fast nie krank, sondern um ihr die kleinen Neuigkeiten mitzutheilen, die es etwa in der Stadt geben konnte.

Diesmal wußte der Doktor zu erzählen, daß er in einer großen Verlegenheit wäre, aus welcher ihn kein Mensch befreien wollte. Er hatte nämlich einen Brief von einem jungen Edelmanne erhalten, welcher wegen der gesunden Seeluft in die Stadt zu ziehen im Sinne hatte. Da aber seine Gesundheit gar sehr angegriffen und seine Laune eben darum wenig gesellig sei, so wünschte er sich ein Paar Zimmer in einem Hause, wo er vor allem Geräusche sicher sein und in Ruhe wohnen könnte, ohne auf irgend eine Weise belästigt zu werden.

„Da werden gewiß sehr Viele den Verdienst haben wollen?" äußerte Frau Schönberg, die gar nicht begreifen konnte, daß der Doktor etwas so Vermessenes in seinem Sinne hätte, ihr einen Miethsmann anzutragen.

„Ja gewiß können Viele den Verdienst haben wollen; aber kein Mensch bequemt sich, zum Besten des armen Barons L—

klösterlich eingezogen zu leben. Und wahrhaftig, ich weiß gar keinen passenden Ort für ihn, wenn Sie, Frau Schönberg, sich nicht über ihn erbarmen wollen. Er sieht gar nicht darauf, was es kostet, denn er ist reich; und da hier Zimmer und Abgeschiedenheit genug sind und übrigens sein Bedienter die Aufwartung besorgt, so weiß ich nicht, warum ich nicht hoffen sollte, meinen künftigen Patienten in so gute Hände zu bekommen!"

„Ja, ich weiß ebenfalls kein Hinderniß," entgegnete die gute alte Frau, welche sehr viel Vertrauen und ein wenig Schwäche gegen ihren Doktor besaß. „Ich habe wohl noch nie einen Miether im Hause gehabt; da jedoch mein Haus das einzige ist, welches paßt, so mag er hier wohnen. Wir werden uns gegenseitig nicht belästigen."

„Tausendmal den verbindlichsten Dank, meine allerbeste Frau Schönberg! Da sehen wir die Sache als abgemacht an!"

Ein Paar Wochen später zog der junge Reisende in seine stille Wohnung ein; und außer dem ersten etwas ungewöhnlichen Gelaufe auf der Treppe, blieb alles beim Alten, und es verfloßen vier Tage, ohne daß die Tante im Allergeringsten in ihren angenehmen Beschäftigungen oder Lavinia in ihren Grübeleien über den armen Kranken gestört wurden.

Doch sieh! an einem Nachmittage, gerade zwischen der Kaffee- und Spielstunde, meldete der Bediente den Besuch des Barons L—, und einige Minuten später trat der Miether ein.

Er war ein schöner Jüngling mit schwärmerischen Augen und einem feinen Zuge von stillem, nachdenklichem Ernste auf der Stirne. In seinem ganzen Wesen sprach sich das Bedürfniß aus, nicht leidend zu erscheinen; und sobald die ersten Begrüßungen vorüber waren, so erklärte er offen, daß sein Wunsch nach einer einsamen Wohnung keineswegs seinen Grund in einer geschwächten Gesundheit habe, welche nicht so schwach wäre, daß er nicht bisweilen Gesellschaft ertragen könnte, sondern daß er Freiheit haben wollte, diese nach eigenem Geschmacke zu wählen und

sich besonders in der Stille dem Vergnügen seiner Studien hingeben zu können.

Nach diesem ersten ganz kurzen Besuche, der Anfangs zwei bis dreimal in der Woche wiederholt wurde, stattete er zuletzt regelmäßig an jedem Tage eine Visitte zu derselben Zeit ab, und so gewohnt wurden sowohl Tante Schönberg als auch Lavinia der fesselnden Anmuth dieser Stunden, daß sie sich oft lächelnde Blicke zuwarfen, wenn ihre Augen sich bei der Uhr begegneten.

Baron L— ging des Abends nie aus. „Man muß mit dem Leben haushälterisch umgehen, wenn man nicht viel zu verschwenden hat,“ pflegte er zu sagen. Lavinia traf ihn also in keinem von den fröhlichen Abendkreisen der Stadt; bisweilen aber sah sie ihn bei einem Mittagsschmause, und fast an jedem Morgen, wenn er zu Pferde stieg, um eine halbe Stunde spazieren zu reiten.

Die wohlthuende Luft der Stadt oder die Ordinationen des Doktors schienen einen glücklichen Einfluß auf die Gesundheit des Barons auszuüben, und nach einiger Zeit wurde er so gesellig, daß er auch an den Vormittagen seinen Wirthinnen aufwartete. Da inzwischen Tante Schönberg die alte gute Gewohnheit hatte — von welcher sie ihrem Miether zu Liebe keineswegs abstehen wollte — nicht eher aufzustehen, als zwischen elf und zwölf Uhr, so mußte Lavinia ihn bei diesen Besuchen allein empfangen . . .

Da jedoch Lavinia's Verlobung mit dem Baron Gotthard L— eine längst bekannte Sache ist, so wollen wir uns mit keiner unnöthigen Entwicklung und Darstellung aufhalten, wie dieses Verhältniß entstanden.

Der Baron war jung, aber kein Anfänger in der Liebe. Er hatte ein Herz, das bereit war, für jeden schönen Gegenstand zu brennen, und sein Aeußeres, sein Anstand, sein einnehmender Ton, ja selbst seine Kränklichkeit machten ihn interessant, besonders für ein Mädchen, das tiefer Eindrücke fähig und noch unbekannt ist mit der schwärmerischen Poesie in ihrem ersten Erwachen.

Lavinia's Gegenliebe war bald das Ziel, welches er zu er-

reichen strebte, und sein Wunsch blieb weder der Stadt noch ihr selbst ein Geheimniß. Aber Lavinia verschenkte ihr Herz nicht gleich bei dem ersten Sturme: sie hatte allzuviele Anerbietungen ausgeschlagen, um so ganz ohne Ueberlegung ihre Treue einem Manne zu schenken, von welchem, so laut auch ihr Gefühl für ihn sprach, die Vernunft dennoch das Urtheil fällte, daß er ihr kein dauerndes Glück bereiten würde.

Aber wenn Lavinia dies heiligste Geheimniß ihrer Seele verbergen konnte, so war doch Gotthard ein Liebhaber, der dasselbe endlich hervorzulocken verstand. Und als er zärtlich und mild mit liebeglühenden Worten über sein leeres Leben klagte, das nicht erhellt würde von der Sonne, die alles erwärmt und belebt; — als er sagte: „So allein ich in der Welt stehe, und so allein ich fast seit meiner Geburt gestanden habe, fühle ich dennoch, daß Deine Liebe meinem Leben Alles ersetzen und Jahre hinzufügen würde. Ja, ich würde nicht im Stande sein, von einem solchen Himmel hinwegzuscheiden, und stürbe ich dennoch, so vertauschte ich ja nur den einen mit dem andern!" — und als er darauf bat: „Schenke mir dieses Leben, schenke mir die Freude, die Seligkeit, die Liebe, oder stoße mich mit Einem Male von Dir hinweg, und laß mich wissen, ob ich arm und elend sterben muß!" — da widerstand sie endlich nicht länger. Und als sie ihr Herz, ihre Liebe schenkte, so schenkte sie ihm einen ganzen Himmel, in welchem nunmehr kein einziger Gedanke an den Tod Platz finden konnte.

Sie wurden verlobt.

Aber das Glück wollte Lavinien in noch höherer Vollendung entgegen lächeln.

Rudolf erhielt ein einträgliches Amt bei einem Collegium der Stadt, und nun fehlte um so weniger an ihrem Glücke, als auch Gotthard's Gesundheit sich immer mehr zu befestigen schien.

„Siehst Du?" sagte er, indem sein Blick voll Zärtlichkeit auf ihr ruhte, „ich hatte Recht, als ich sagte, daß Deine Liebe mir das Leben zurück geben würde."

„Und die Deinige," erwiderte sie mit einer Stimme, welche die Tiefe und den Reichthum ihrer Gefühle offenbarte, „sollte mich erst lehren, daß das Leben wirklich Leben ist."

Baron Gotthard von L—, der eine lange Zeit der Gegenstand aller Gespräche in den Gesellschaften gewesen war, mußte jetzt dem neuen Protokolls-Secretair von B— Platz machen, welcher, wenn auch nicht so schön wie Gotthard, dennoch durch seinen angenehmen Umgang, seinen offenen Charakter und seine stets frohe und gute Laune mehr Sympathien gewann.

„Sie berauben mich Deiner bald!" äußerte Lavinia nicht selten, wenn sie alle blitzenden Augen sah, die dem lebensfrohen Rudolf folgten.

„Ja, es ist schon aus mit mir!" rief er eines Tages zur Antwort. „Ich bin verwundet in meinem Herzen, und Leben und Tod hängt ab von ihr, die den Pfeil warf."

Lavinia zitterte vor dieser Eröffnung ihres Bruders. Sie wußte, daß er zu derjenigen Klasse von Männern gehörte, welche die Liebe starrblind zu machen pflegt, und fürchtete daher doppelt, einen Namen zu hören, den sie nicht billigen konnte. „Wer ist's, Rudolf? willst Du mir's sagen?"

„Die himmlische, entzückende, kindliche, kleine Julia T—."

„O, das geht nimmermehr gut! Hast Du Dich noch nicht erklärt, Rudolf, so beschwöre ich Dich, mir zu glauben, daß dieses Mädchen sich nicht für Dich paßt. Sie ist in allzugroßer Freiheit aufgewachsen, sie ist zu alt, um noch ein Kind zu sein, und obgleich sie ein erwachsenes Mädchen ist, so ist sie dennoch weiter nichts, als ein Kind."

„Sie ist diejenige, welche ich liebe und zu meiner Gattin haben will!" entgegnete Rudolf verstimmt.

„Da Du in einem so entschiedenen Tone sprichst, so muß ich schweigen; wenigstens aber kannst Du mir wohl versprechen, daß Du Dich erst einige Monate bedenken willst. Lerne sie näher kennen!"

„Liebe Lavinia! Deine Liebe gegen mich macht Dich blind,

und Du würdest in alle Ewigkeit keine finden, die für mich paßte. Darum, siehst Du, muß ich selbst wählen; denn wenn man auch zehn Jahre lang ginge und ein Mädchen studirte, so würde man sie doch nicht kennen lernen, ehe man mit ihr verheirathet wäre. Also dient das Warten zu nichts."

Und Rudolf wartete nicht; einige Wochen später war die schöne Julia seine Braut.

Jetzt kam die Zeit für Lavinia's Hochzeit mit Gotthard herbei. Diese sollte gegen das Ende des August gefeiert werden, wenn er von seiner Badereise zurückkehrte.

Der Baron hatte sich bemüht, Lavinia und ihre Tante zu überreden, ihn auf dieser Reise zu begleiten; aber die Tante betheuerte, sie hätte schon so viele Reisen gemacht, als sie zu machen beabsichtigte, und Lavinia, so gern sie auch die Bitte ihres Bräutigams erfüllt haben würde, mußte in Ermangelung einer passenden Reisegesellschaft zu Hause bleiben.

Sechs Wochen sind zwar keine lange Zeit, wenn aber die Wochen auf der Wage der Liebe gewogen werden, so werden sie dennoch immer schwer. Und Lavinia, die jeden Tag, jede Stunde wog, verlor fast ihren ganzen Muth, als gegen Ende des August von Gotthard die Nachricht einlief, daß seine Gesundheit, statt besser zu werden, sich so bedeutend verschlimmert hätte, daß er nur sehr langsam zurückkehren könnte, und gewiß erst in der Mitte des September zu erwarten wäre.

Rudolf würde ihm sehr gerne augenblicklich entgegen gereist sein, wenn er seine Reiseroute gewußt hätte; darüber fand sich jedoch in Gotthard's Briefe nicht die geringste Spur: im Gegentheil stand dort ausdrücklich, daß ihn kein Brief mehr an dem Badeorte, wo er sich aufhielt, treffen würde.

Der September verging zur Hälfte, er verging ganz, ehe Gotthard ankam. Mit heftig klopfendem Herzen flog Lavinia dem geliebten Kranken entgegen; doch da sie ihn erblickte, so war ihr Herz nahe daran, vor Schrecken stille zu stehen.

War das ihr schöner, ihr herrlicher Gotthard? Hatte die Krankheit ihn so verheert und entstellt? Seele und Leib schienen zu leiden, und von einer Hochzeit konnte nicht weiter die Rede sein.

Gotthard selbst sagte auch kein Wort davon. Er war so wunderbar verändert, daß Lavinia ihn selbst in seinen besten und lichtesten Augenblicken nicht wieder erkannte. Und wenn sie ihn mit ihrem gutmüthigen, lieblichen Lächeln zu beleben suchte, wenn ihre Lippen Worte voll Hoffnung und Liebe redeten, so schüttelte er leise sein Haupt und sagte betrübt: „Nicht hier, Lavinia nicht hier: ich habe es nicht verdient, so glücklich zu werden. Ich will nun sterben — das ist das Beste!“

Lavinia's Betrübniß war tief, grenzenlos; denn sie sah, daß er sterben wollte, daß er nicht einmal den Wunsch hegte, gesund zu werden, gar nicht daran dachte, daß ihre Schicksale sich vereinigen sollten. Und dennoch sagte er oft: „Hätte Gott es gewollt, wären wir schon lange mit einander verheirathet gewesen — o wie viel leichter und schöner wäre mir dann der Tod nicht gewesen!“

Diese Worte kamen ihr vor wie ein Widerspruch. Hätte er es wirklich gewünscht, daß sie als Gattin seiner pflegen und um ihn trauern sollte, da es ihm leichter und schöner vorkam, in diesem Verhältnisse zu sterben — warum begehrte er denn nicht, daß dieses geschah? Glaubte er vielleicht, daß sie es für ein Opfer halten würde?

Sie hätte ihr weibliches Zartgefühl überwinden und ihm einen Wink geben können, wie bereitwillig sie wäre, ihnen Beiden diesen letzten Trost zu schenken, wenn Gotthard arm gewesen wäre. Aber sie konnte nicht ihre Furcht überwinden, daß die Welt einen solchen Schritt falsch beurtheilen würde, wenn sie sich nun dazu entschlösse.

Darum ging der eine Tag nach dem andern, die eine Woche nach der andern hin, bis endlich Monate daraus wurden, ohne daß man ein Wort darüber sprach, das Verhältniß zu ändern.

Doch saß keine Gattin treuer, geduldiger, unermüdlicher an dem Krankenlager ihres Gatten, als Lavinia, an dem ihres Verlobten, und da keine Schwermüthigkeit sich mit der Krankheit vereinte, so erhielt sie Blicke zum Dank, deren Sprache ihr jede Aufopferung ersetzte. Des Tages hatte sie Lächeln und liebliche Worte, des Nachts in ihrer Einsamkeit Seufzer und Thränen.

„Die Betrübniß tödtet sie!" sagten ihre Bekannten. Doch die Betrübniß tödtete sie nicht.

Gleich nach Weihnachten kam die große Prüfung, welche Lavinia zwar längst vorhergesehen hatte, welche sie aber doch, da sie kam, ohne Muth, ohne Stütze fand.

Am Abende vor seinem Hingange — Gotthard wußte, daß er den folgenden Tag nicht erleben würde — bat er um eine vertrauliche Unterredung mit seiner Braut. Die Anwesenden gingen hinaus, und als Lavinia allein an seinem Lager saß und sein Kopf auf ihrem Arme ruhte, so flüsterte er leise, indem seine bleichen Lippen die geliebte Hand berührten, welche sie ihm auf ein Zeichen darreichte: „Lavinia, ich habe Deine Liebe nicht verdient!"

„O, mein Gotthard!" sagte sie innig, „Du redest irre. Wer verdiente wohl mehr als Du, der Du so geduldig leidest, daß sich einige Augenblicke von Seligkeit in die Bitterkeit mischten, welche ich nicht zu entfernen vermag und wollte ich Dir auch mein Leben schenken!"

„Nein, ich rede nicht irre, geliebte Lavinia! Und auch Du — o, das ist das Bitterste von Allem — auch Du wirst Dich davon überzeugen. Nicht jetzt, nicht heute: ich habe nicht den Muth dazu; und wenn Du meine letzte, meine innigste Bitte erfüllen willst, so erbrichst Du den Brief, welchen Du in meinem Schreibpulte findest, nicht eher als am Tage nach meinem Begräbnisse! Nimm ihn aber schon jetzt, da ich es sehe — diese Strafe verdiene ich!"

Mit einem Schmerze, den sie in ihrer jetzigen bedauernswürdigen Lage nicht zu deuten versuchen wollte, nahm Lavinia

den Brief und gab ihm heilig und willig das begehrte Versprechen.

„Fühlst Du nicht schon Kälte gegen Deinen armen Gotthard?" fragte er mit unruhig forschendem Blick. „Ach, warte ein wenig, laß ihn erst kalt werden, da Dein Herz und Deine Augen noch Wärme für ihn übrig haben!"

Bei diesen Worten vergaß Lavinia alles außer ihm, und er war ihr einziger, ihr unaufhörlicher Gedanke, bis der Tod ihn ihren Armen entriß und in die seinigen schloß, bis das Grab ihn in seinem Schoße barg.

Als aber der zweite Morgenstrahl der Januarsonne auf Gotthard's schneebedeckten Grabhügel schien, so erwachte Lavinia aus dem schweren Traume, um dem letzten Willen ihres Gotthard nachzukommen. Sie nahm seinen Brief, betrachtete ihn lange und innig, und über ihre Lippen schwebte das Gebet, daß ihr Schmerz nicht noch größer werden möchte als er schon war.

Als sie das Siegel erbrach und das Blatt entfaltete, da verdunkelte die Thräne ihr Auge, so daß sie kaum einen einzigen Buchstaben zu lesen vermochte; doch allmälig verschwand der wolkige Schleier, Flammen von Feuer glommen in ihrem Blicke, und als sie den Brief zum dritten Male durchgelesen hatte, so erhob sie sich. Es war, als hätte ihre Seele plötzlich die Trauer abgeworfen, als hätte sie mit dem vulkanischen Seufzer, der sich ihrer Brust entwand, den letzten Liebesseufzer ausgeathmet.

Von diesem Tage an kam Gotthard's Name niemals mehr über ihre Lippen. Sie nahm ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder vor, und wenn es ihr auch schwer wurde, so geschah es doch mit der Kraft eines Willens, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, den Schmerz, ja selbst die Erinnerung zu bezwingen; und wenn sie hiebei unnatürlich wurde, so war das eine natürliche Folge der Verhältnisse, in welche sie sich hineingezwängt hatte, und in welchen sie sich noch an ihrem Hochzeittage befand, da wir zuerst ihre Bekanntschaft machten.

Drei Monate nach Gotthard's Tode verlor sie ihre Tante. Frau Schönberg hatte, mit Ausnahme einer geringen Disposition für Rudolf, als ihre Universalerbin Lavinia eingesetzt — ein Vorzug, der gleichwohl nicht im Stande war, und am allerwenigsten in dem gegenwärtigen Augenblicke, ihr die Freistätte zu ersetzen, die sie in dem Hause ihrer Tante gehabt hatte. Jetzt konnte sie es nicht mehr länger abschlagen, bei ihrem natürlichen Beschützer, ihrem Bruder, zu wohnen, der neulich Julia's glücklicher Gatte geworden war.

Rudolf hatte gehofft, daß sein Glück sich verdoppeln würde, wenn Lavinia das dritte Glied ihres kleinen Kreises werden würde. Doch darin hatte er sich geirrt. Lavinia war allzu ernst, zu häuslich; mit einem Worte: sie war zu groß für Julia, welche kein Vergnügen daran fand, von etwas Anderem als von Bällen, Schauspielen, Moden und Liebe zu reden, wohlverstanden von solcher Liebe, die Julia für die einzig wahre hielt, das heißt diejenige, welche sich in tausend kleinen Aufmerksamkeiten und beständiger Geschäftigkeit um den geliebten Gegenstand offenbart.

Mit diesem Charakter war Julia allzu klein für Lavinia, die vor allen Dingen kein Wort von Liebe hören wollte, und die ferner in dieser Zeit ihres Lebens zu den frohen Beschäftigungen, welche die Welt ihrer jungen Schwägerin waren, nicht die geringste Neigung hatte. Das Haus zu ordnen, so daß Rudolf sich darin behaglich und froh fühlte, zu lesen, ihre Lieblingsstücke zu spielen und mit Personen sich zu unterhalten, welche ein Gespräch von einiger Bedeutsamkeit führen konnten, das waren Lavinia's einzige Vergnügungen, und mit jedem Tage gab sich die Verschiedenheit in den Charakteren und den Neigungen der Schwägerin mehr und mehr zu erkennen.

Rudolf, mit seiner offenen, leicht gerührten Seele, stand zwischen Beiden; doch war er gegen Lavinia zu aufmerksam, so wurde Julia neidisch; gab er sich dagegen dem Einflusse seiner Gattin allzu sehr hin, so beklagte sich Lavinia zwar nicht, aber Rudolf

verstand sie, und trotz aller Liebe und aller spielenden Lebhaftigkeit, mit welcher Julia um ihn hertanzte, wurde ihm sein Haus nicht so reich an Glück, wie er gehofft hatte.

Um diese Zeit, da Lavinia es am tiefsten empfand, daß sie überflüssig war, und dennoch nicht, ohne Rudolf auf das tiefste zu kränken, aus seinem Hause scheiden konnte, zu einer Zeit, da sie das Bedürfniß eines neuen Lebens, neuer Pflichten, neuer Thätigkeit fühlte, um aus einer Gemüthsstimmung zu kommen, die immer schwerere Fesseln auf ihre Seele legte, kam der Rittmeister von C—sköld in der Stadt an.

Lavinia hatte ihn schon bisweilen gesehen und wußte, daß er ein ehrenwerther und achtungswürdiger Mann war, wenn sie auch weiter nichts zu seinem Vortheile kannte. Und weil er so wenig zu bieten und sie so wenig zu geben hatte, so erschien ihr die Vereinigung mit ihm, da er nach Verlauf einiger Zeit um ihre Hand anhielt, wirklich nicht nur wünschenswerth, sondern sogar willkommen.

Es war bekannt, daß seine erste Ehe nicht glücklich gewesen war, weil sie weder glücklich noch unglücklich gewesen war; doch hoffte Lavinia das Beste, und war, als sie ihr Wort gab, entschlossen, die übernommenen Pflichten nach ihrem besten Vermögen zu erfüllen. Aber je näher die Zeit rückte, in welcher diese Pflichten erfüllt werden sollten, um so mehr schauderte sie und fühlte sich zurückgestoßen von der kalten Artigkeit, der bestimmten Gleichgültigkeit in Ludwig's Wesen. Zwar fehlte die äußere Aufmerksamkeit keineswegs; aber es war eine todte Aufmerksamkeit; und nie fiel es ihr ein, daß sein Betragen vielleicht größtentheils in ihrem eigenen seinen Grund hatte.

Inzwischen war der Schritt einmal gethan und Lavinia, welche ein allzu leicht verletztes Gefühl für das Urtheil der Welt besaß, hatte keine Kraft oder keinen Willen, ihn wieder rückgängig zu machen. Sie sagte es sich beständig vor, daß es erträglicher werden würde, wenn sie ihn erst näher kennen lernte. So kam

endlich der Hochzeitabend herbei, welcher aber, wie wir gesehen haben, das Spiel veränderte. Und nun, mit einer Scheidung vor Augen, fühlten sie sich wenigstens im Anfange weit freier und natürlicher in ihrem neuen Verhältnisse zu einander, als der Fall gewesen sein würde bei der Gewißheit einer unauflösbaren Vereinigung.

Sechstes Kapitel.

„Diese Gegend muß im Sommer göttlich sein, da sie sogar im Herbste noch so viele Reize hat!" sagte Lavinia und beugte sich so weit sie konnte aus dem Wagen heraus, um sich recht umsehen zu können.

„Es würde mich sehr freuen, wenn Du das meintest; denn ich kenne keinen Punkt auf Erden, den ich diesem vorziehe. Diese mit Fichten und Tannen bekleideten Felsenwände wecken meine Ehrfurcht, das Brausen der rauschenden Waldströme regt meine Seele mächtig an, und dieses tiefe von Wiesen und Laubhölzern umschlossene Thal, in welchem Rosenborg sich vor neugierigen Blicken verbirgt, weckt und erhält Gedanken, die mir in einsamen Stunden weit lieber sind, als jede Gesellschaft."

„Man hat Unrecht gehabt," dachte Lavinia, „als man glaubte, er sei kalt und todt für alles. Wer sich so ausdrückt, dem fehlt das Gefühl nicht."

Laut aber äußerte sie: „Wie freue ich mich, daß Du Deine Heimath so liebst!"

„Jetzt bist Du nicht aufrichtig, Lavinia!"

„Wie?"

„Ich sage: Du bist nicht aufrichtig; denn wärest Du das, so würdest Du sicherlich das Gegentheil sagen. Eine Gattin, welche

für ihren Mann Abscheu, oder, was noch ärger ist, gar nichts empfindet, wünscht gewiß, daß seine Heimath der Ort ist, welchen er am wenigsten von allen zu seinem beständigen Aufenthalte wählt."

„Guter Ludwig," entgegnete Lavinia mit einer verschämten Röthe auf der Wange, „dieses Wort, das mir gestern Morgen entfiel, kam mir, ich weiß nicht wie, ganz übereilt und ganz außer dem Zusammenhange mit meiner wirklichen Denkart in den Mund. Ich kann nimmermehr Abscheu empfinden gegen denjenigen, welchen ich freiwillig gewählt habe, besonders da ich weiß, daß . . . daß . . ."

„Das Band nur ein Jahr drücken wird."

„O nein, daran dachte ich nicht . . . sondern da ich weiß, daß, obgleich man mir gesagt hat, Dein Charakter wäre hart und vielverlangend, man doch nicht die Wahrheit gesagt hat."

„Und woher weißt Du, daß dieses Gerücht nicht die Wahrheit ist? Du hast ja doch wohl schon einige Erfahrung gemacht?"

„Eben dieser Erfahrung verdanke ich meine Ueberzeugung. Ich glaube, Du bist aus Grundsatz unbiegsam, nicht aber aus Härte; und da ich fest überzeugt bin, daß Deine Grundsätze von der Ehre diktirt werden, so bin ich auch ohne Furcht."

Die Lippen des Rittmeisters öffneten sich zu einem angenehmen Lächeln; doch antwortete er nichts.

„Und Du würdest mir Unrecht thun," fuhr Lavinia fort, „wenn Du glaubtest, ich hätte Deinen Schutz und Deinen Namen in der unnatürlichen Hoffnung angenommen, daß Deine Heimath Dir durch mich zuwider werden sollte. Ich will im Gegentheil versuchen, sie Dir noch angenehmer zu machen."

„Welcher Spott! Doch warum denn nicht? Wie Mancher ist nicht glücklich in der Eitelkeit, etwas Schönes zu besitzen, das Andere bewundern und beneiden können, selbst wenn man weiß, daß der Schatz, welcher Bewunderung und Neid erweckt, nur ein geborgtes Eigenthum ist? Es ist wohl wahr, daß dieses Glück nur klein ist, wenn man es vergleicht mit demjenigen, dessen sich ein Mensch erfreut, der ein, wenn auch noch so unbedeutendes

Kleinod besitzt, das er bewahren, an das er sich gewöhnen und das er endlich als einen Theil von sich selbst lieben kann. Wenn man aber nur glücklich genug ist, um sich vor Vergleichungen in Acht zu nehmen, so begnügt man sich bescheiden mit seinem Loose."

„Mein guter Ludwig!" entgegnete Lavinia, von diesen Andeutungen gepeinigt, „ich bitte Dich zu bedenken, und ich wünsche nicht mehr nöthig zu haben, Dich daran zu erinnern, daß Dein eigener Wille das Verhältniß hervorgebracht hat, welches zwischen uns besteht. Da aber dieses Verhältniß nun einmal so ist, wie es ist, so denke ich, es würde wenig mit Deinem Charakter übereinstimmen, wenn Du versuchen wolltest, es zu ändern. Und wenn man etwas nicht ändern kann und nicht ändern will, so thut man wahrscheinlich am besten, wenn man es zu vergessen sucht."

Gewiß war diese Antwort zu einem Manne, den sie nicht kannte, kühn, und sie wurde davon augenblicklich überzeugt, als sie sah, wie sich die frische Röthe auf der Wange ihres Gatten in eine Art von Farbe verwandelte, die weder blau, noch weiß, noch gelb war, aber doch etwas von allen diesen Farben enthielt, und als sie ferner eine Art von Tönen hörte, welche das heftige Zittern der Stimme anfangs unverständlich machte, die sich aber allmälig in Worte, kurze, leise, bestimmte Worte verwandelten, die folgender Maßen lauteten:

„Sei ruhig, ich werde nie wieder von meinem Charakter abgehen!"

Lavinia erblaßte. Sie fühlte, wenn jetzt nichts dazwischen käme, wenn er sie unter dem Einflusse seiner jetzigen Gemüthsstimmung in seinem Hause einführte (und dieses begann schon sichtbar zu werden), daß diese Gemüthsstimmung dann anhaltend werden und sich vielleicht nie mildern lassen würde.

Aber was wollte sie jetzt wohl sagen, wie sollte sie sich gegen diesen Mann am Besten benehmen, den sie eben noch gegen seinen Ruf vertheidigt hatte, der doch im Ganzen genommen vielleicht nicht ganz grundlos war? Sollte sie versuchen, den Gegenstand fallen zu lassen? Sollte sie bekennen, daß sie etwas gesagt hätte,

das nicht ganz recht war? Oder sollte sie sich bange, unruhig, traurig zeigen, wie sie wirklich war?

Sie verwarf Alles.

Das Erste würde ihr einen Anstrich von Leichtsinn geben, welcher ihrem Charakter fremd war; das Zweite könnte leicht zu Erklärungen führen, die auf keine Weise wünschenswerth wären, und das Dritte würde ihm vielleicht ein allzubestimmtes Uebergewicht schenken.

Sie bemühte sich daher vor allen Dingen, die Fassung zu behalten, und nach einigen Augenblicken, da sie ihrer Stimme gewiß war, sagte sie in einem Tone, welcher ihr tiefes Vermögen, die große Wichtigkeit von der rechten Anwendung der Stimme aufzufassen und anzuwenden, erkennen ließ (ihre Stimme war zu gleicher Zeit sanft, achtungsvoll, fest und klar mit dem allerleichtesten Anstrich von gedämpfter Verwunderung): „Ludwig, Du bist unzufrieden; aber ich wage dennoch zu hoffen, daß Du mich nicht dadurch kränkst, daß Du dieses Gefühl mit Dir in die Wohnung nimmst, welche uns eine gemeinsame werden soll."

„Fahre um die Kirche!" rief der Rittmeister mit seinem ganzen vollen und tiefen Baß, als der Kutscher schon den linken Zügel anzog, um wie gewöhnlich in die Allee einzubiegen."

Der Weg um die Kirche war um eine halbe Meile länger!

Lavinia begriff nicht recht, was dieser Befehl bedeuten sollte. Die Schornsteine von Rosenborg waren schon durch die Bäume zu sehen, und jetzt schlug man einen ganz entgegengesetzten Weg ein! Wollte er ihr einige Anlagen zeigen, oder wollte er sich erst abkühlen, ehe er nach Hause kam?

Inzwischen sagte sie nichts. Hatte er die Antwort vergessen oder wollte er keine geben?

Lauter Fragen, auf welche keine Antwort zu erhalten war und Lavinia mußte sich selbst gestehen, daß der Anfang nicht viel versprechend war.

Der Wagen rollte schnell dahin; der Rittmeister war still un

Lavinia ebenfalls. Endlich lag die Kirche, ein alter düsterer Tempel aus der Vorzeit, umschattet von hohen Bäumen, deren vergilbte Kronen dem Gebäude ein noch ernsteres und düsteres Gepräge verliehen, vor ihnen.

„Halt!" erscholl die Stimme des Rittmeisters, als der Wagen an dem schmalen Fußpfade vorbeieilte, der auf den Kirchhof leitete.

Bei diesem „Halt!" ausgesprochen in einem Tone, den man unmöglich wieder geben konnte, schauderte Lavinia unwillkührlich zusammen. Sie wußte selbst nicht, was sie glaubte, was sie fürchtete; aber eine unendliche Angst preßte ihre Brust.

„Wenn es Dir beliebt, so besehen wir mit einander das Grab meiner Frau!"

Lavinia machte sich sogleich bereit, aufzustehen; weit lieber würde es ihr zwar gewesen sein, dieser Promenade zu entgehen, doch dazu war kein Vorwand vorhanden.

Der Rittmeister reichte ihr den Arm und sie gingen den Fußsteig hinauf.

Schon hatten die Herbstwinde die Blumen der Gräber unsanft abgerissen und umher gestreut, das grüne Gras von dem schützenden Rasen schon bis auf den letzten Halm hinweggeführt, und hie und da die schwarzen Kreuze herabgebeugt, so daß ihre Spitzen die graue Erddecke küßten. Ueber der ganzen Landschaft lag der schwere und graue Schleier des Herbsttages. *)

„Hier," sagte der Rittmeister, indem er auf einen mit einem hohen eisernen Geländer umgebenen Grabplatz deutete, dessen Inneres mit Anpflanzungen und einem Denkmale von seltener Schönheit geziert war, „hier ruht sie — hier schläft meine arme Charlotte!"

---

*) Der Uebersetzer glaubt hier die Anmerkung machen zu müssen, daß der Monat September in Schweden, die allernördlichsten Gegenden etwa ausgenommen, noch zu den freundlicheren gehört, daß daher die Verfasserin sich in der Zeit geirrt und vielleicht statt des 27. Septembers an den 27. Oktober oder besser an den 27. November gedacht hat. Anm. des Uebers.

Lavinia lehnte sich an das Gitter und betrachtete dieses Plätzchen, welches die Mutter der Kinder umschloß, welche sie nun als ihre eigenen entgegen zu nehmen ging; und je länger ihr Blick auf den Runen des Grabsteines verweilte, um so mehr schien ihr Herz sich zusammen zu pressen.

„Es kommt Dir vielleicht wunderlich vor, daß ich Dir diesen Besuch zumuthete, ehe Du noch das Haus betreten hast, welches Charlotte vor zwei Jahren mit der ruhigen, friedevollen Heimath vertauschte, die sie hier hat; aber ich hielt diesen Ort vor allen andern am geeignetsten für dasjenige, was ich Dir zu sagen habe.“

Lavinia blickte auf. Ludwig's Gesicht war ernst und bestimmt; aber keine von den Bewegungen, die sie vor Kurzem dort gesehen hatte, regte sich jetzt.

„Das Gerücht hat Dir nicht vorgelogen, als es sagte, daß mein Charakter hart und viel verlangend sei. Wie ich aber schon an unserem Hochzeitabende erwähnt habe, würde er nicht hart und kalt sein können gegen denjenigen, der mich verstände. Ich hatte gleichwohl Unrecht, als ich sagte, daß noch kein Mensch dieses gewollt hat: ich glaube, Charlotte wollte mich verstehen; doch zwischen unsern Charakteren war zu gleicher Zeit eine zu große Gleichheit und eine allzu große Ungleichheit, als daß es je so hätte werden können, wie es sollte. Ich glaube kaum, daß zwischen Ehegatten ein rechtes Glück bestehen kann, wenn sie sich nicht in Gedanken, Charakter und Ansichten scheiden; nur die Liebe allein, die reine Liebe nämlich, muß sie vereinigen. Und ist dieß der Fall, so werden die Ungleichheiten, wie ich es verstehe, sich unmerklich nach einander abschleifen, so daß keine scharfen Ecken entstehen, doch stets mit Beibehaltung so großer Verschiedenheit, daß das tägliche Leben durch allzu große Uebereinstimmung nicht trivial wird.“

Lavinia war noch nicht mit sich selbst einig geworden, was sie eigentlich auf diese Mittheilung antworten sollte, als ihr Gemahl, ohne diese Antwort zu erwarten, ohne nur daran zu denken, fortfuhr:

„Zwar habe ich nun nach langen hartnäckigen Kämpfen es theilweise so weit gebracht, daß ich die natürliche Heftigkeit, das wilde Aufbrausen meines Charakters zügeln kann; doch vereint mit einem Weibe, welches flammt, wenn ich flamme, Eis wird, wenn ich Eis werde, und von Neuem brennt wie ich, wenn eine neue Streitfrage entsteht, würde ich zuletzt ... Genug, ich brauche dies Bild nicht zu vollenden, Du verstehst es. Und nun verstehst Du auch, warum ich zwei Jahre lang in bitterer Trauer ausschließlich dem Andenken meiner seligen Frau gelebt habe. Hier auf diesem Grabe" — seine Stimme wurde ganz außerordentlich weich — „hier, Lavinia, hier habe ich geweint, Thränen der Reue geweint! Solche Thränen brennen auf das Herz und versiegen nur langsam."

Er schwieg. Lavinia aber vermochte nicht ihren Blick zu ihm zu erheben, vermochte kein Wort zu sagen. Der Klang seiner Stimme drang ihr in die Seele und weckte dort ein herzliches Wohlwollen, ein inniges Mitleiden ... sie verstand ihn jetzt, sie verstand, was er selbst mißverstand mit diesen Verschiedenheiten im Charakter und in den Ansichten. Aber jetzt wenigstens konnte sie ihm dies nicht sagen.

Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Das war nicht Alles, was ich Dir sagen wollte. Die Erfahrung war mir eine theure Lehrerin gewesen, ich glaubte mich auf sie verlassen zu können, und mit beruhigter Seele, mit der Gewißheit, daß Charlotte, gleich mir, längst die Schmerzen verziehen hätte, welche unsere Charaktere sich gegenseitig verursacht, erhob ich mich von Neuem, ergriffen von einem ernsten und innigen Verlangen, noch einmal nach diesem Glücke zu suchen, von dessen Dasein ich mich überzeugt hielt, obgleich es mir bis dahin geflohen war. Ich sah so manches Weib; aber mein Herz blieb kalt; die Liebe wollte nicht kommen, und in einem Alter von neun und zwanzig Jahren habe ich noch keinen Begriff von diesem Gefühle, über welches ich tausendmal nachgedacht habe, so wie man über einen künstlichen Knoten nachdenkt,

den man sich auf alle erdenkliche Weise zu lösen bemüht, ohne daß der Versuch gelingen will."

Noch einmal unterbrach er sich. Lavinia zitterte, ihre Bewegung wurde immer größer; aber sie verstand, daß sie nur hören, nicht aber antworten durfte.

„Als ich zuerst von Dir hörte, Lavinia, da wurde mein Interesse durch die Schilderung Deines Betragens nach dem Tode Deines Verlobten geweckt. Ein Weib, das so über seinen Willen gebieten kann, muß einen merkwürdig ruhigen Charakter haben. Natürlich hat sie einen Grund von tiefer Bedeutung für ihre Handlungsweise — um so merkwürdiger: ein junges Mädchen, das die Stimme der Vernunft und das Gründe zu hören vermag, wo das Gefühl spricht, gibt die beste Hoffnung, eine vortreffliche Gattin zu werden. Diese Gedanken beschäftigten mich so lange, bis ich beschloß, Dich zu sehen. Deine Schönheit zog, wie ich Dir schon gesagt habe, meine Bewunderung auf sich; doch, vergib mir, Deine Schönheit war zu kalt, um etwas mehr zu wecken. Dein verschlossenes Wesen, Dein ruhiger Ernst machten ebenfalls keinen wohlthätigen Eindruck auf mein Gemüth; aber Deine weibliche Güte, Dein schöner Ordnungssinn gefielen mir um so mehr; und da diese Eigenschaften sich mit einem Gedanken vereinten, der stets wiederkehrte: ‚sie und keine Andere paßt für mich!' so hielt ich um Deine Hand an in dem festen Vorsatze, nicht nur selbst glücklich zu werden, sondern auch mit allen meinen Kräften Dein Glück — Seligkeit wage ich nicht mehr zu sagen — zu bereiten. Unsere gegenseitigen Versprechungen waren nicht überspannt, keine schwindelnden Hoffnungen bestachen unsre Vernunft, ich konnte also hoffen, mich nicht allzu sehr zu verrechnen — und nichts desto weniger," fuhr er in einem unaussprechlich ausdrucksvollen Tone fort, „verrechnete ich mich! Unsere Verlobungszeit führte uns einander nicht näher. Ich sah recht gut, daß Du es nicht wünschtest, und dachte: sind wir erst vereinigt, so wird sie in meinem Herzen lesen und mich besser beurtheilen, als sie jetzt thut . . . Was darauf folgte

brauche ich nicht zu wiederholen; Deine stumme Betrübniß, Deine allzu große und unbedachtsame Aufrichtigkeit riefen schon an unserem Hochzeitabende einen von diesen Ausbrüchen des Zornes hervor, die ich so oft ungeschehen machen zu können gewünscht habe... ich sage es nicht von diesem," setzte er eilfertig mit einem düstern, scharfen Erröthen hinzu, „denn mit der Gesinnung, die Du hegst, müssen wir den gefaßten Entschluß für den besten halten; sondern ich sage es, um Dich daran zu erinnern, daß dieses vulkanische Aufbrausen meines Charakters zurückkehren kann, und daß es immer in höherem oder geringerem Grade von Dir abhängen muß, es hervorzurufen oder zurückzuhalten — eine Sache, von welcher unser häuslicher Frieden natürlicher Weise ganz abhangen muß. Ich..."

Der Rittmeister schien die Absicht zu haben, einen neuen Satz zu beginnen, aber er hielt plötzlich inne. Die Farbe kam und floh auf seinem Gesichte, die Lippen zitterten, er warf einen schnellen und scheuen Blick auf seine Gattin, welche stotternd sagte: „Du wolltest noch etwas sagen, glaube ich!"

„Ja wohl, ja; doch es bedarf dessen nicht. Deine ernste Berufung auf meinen Charakter, die Du neulich thatest, beweist hinlänglich, daß ich nichts weiter hinzu zu fügen brauche. Dessen ungeachtet, obgleich wir Gatten heißen, mußt Du Dich hüten, noch ferner Dich darauf zu berufen. Meine Seele erfuhr dabei eine Erschütterung, welche das Verlangen hervorrief, hier, ehe wir in unsere Wohnung eintraten, Dir zu zeigen, wohin so unbedachtsame Worte führen können. In meinem Innern erkenne ich es, wenn ich mich geirrt habe, und daß ich bisweilen auf Kosten meiner eigenen Ueberzeugung bei einer gefaßten Idee verblieben bin; doch nicht einmal von meiner Gattin, ja vielleicht am allerwenigsten von ihr dulde ich es, daß sie darauf hindeutet. Und liegt noch dazu nicht nur eine Art von Spott, sondern sogar eine gewisse Ueberlegenheit in dieser Hindeutung, so könnte ich gar leicht dahin getrieben werden, auf's Neue und mit vollem Ernste bei der Ueberzeugung zu verbleiben, daß es keines ganzen Jahres

bedarf, um der Welt zu zeigen, daß zwei Menschen schon nach einigen Stunden lange genug bei einander verlebt zu haben vermeinen. Doch genug davon! Ich sehe es Deinem Blicke an, daß Du beleidigt bist: um so besser; also verstehst Du, was ich vor Kurzem fühlte. Aber ich bin Dir die Erklärung schuldig: wenn ich auch Deine versöhnenden Worte ohne Erwiederung ließ, so habe ich dennoch dieselben berücksichtigt; denn nun führe ich Dich in Deine künftige Wohnung mit einer Gemüthsstimmung ein, die Dir nicht schaden kann .... Und nun eine Bitte — die erste und vielleicht auch die letzte, die ich an Dich richte —: sei zärtlich gegen meine Kleinen; sei so, daß Du immer ruhig an dem Orte weilen kannst, wo wir jetzt stehen, und meine verdoppelte Achtung und Aufmerksamkeit werden Dir gehören!"

„Ich muß gestehen," sagte Lavinia leise, „daß Du meine Gefühle auf vielfache Weise aufgeregt hast. Da aber die Eindrücke allzu schnell auf einander gefolgt sind, um sich unterscheiden und zu einer bestimmten Richtschnur für mein Urtheil über diesen Augenblick ordnen zu lassen, so schiebe ich dasselbe auf und will nur sagen, daß ich Deinem Worte nachzukommen streben will in Allem, was nicht gegen meine eigene Ueberzeugung von den Grenzen gewisser Verhältnisse streitet. Was aber Deine Bitte hinsichtlich der Kinder betrifft, so werde ich dieselbe stets mit den äußersten Kräften meiner Seele zu erfüllen suchen. Diese Pflicht wird mir eine eben so theure als heilige sein."

Lavinia's Antwort schien den Rittmeister so ziemlich zu befriedigen, was die Worte betraf; doch vermißte er in ihrer Stimme jenen feinen und zarten Ausdruck von herzlicher Achtung, welche sie in dieselben hineinlegen konnte, und welcher ihn schon so sehr fesselte und ihm so ausgezeichnet gefiel, daß er jetzt, da er ausblieb, eine Unzufriedenheit fühlte, über welche sich gleichwohl gar nichts sagen ließ.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, führte er sie jetzt von dem Kirchhofe hinweg; und Lavinia's Gefühl, als sie sich wiederum

auf den weichen Wagenkissen zurecht setzte, war dieses: „Dies ist erst der zweite Tag; also noch elf Monate und acht und zwanzig Tage! ... dieses Eine Jahr scheint so lang werden zu wollen wie zehn. Doch wir werden ja sehen!"

Anstatt des großen und ebenen Weges kam jetzt ein schmaler und vom Herbstregen übel zugerichteter Nebenweg; die Räder schnitten bald auf der einen bald auf der andern Seite tief ein, und dazu kamen Anhöhen, die zwar wegen der wilden und pittoresken Abgründe und Klüfte an ihren Seiten poetisch schön, aber von dem Standpunkte, den Lavinia jetzt inne hatte, keineswegs angenehm zu schauen waren.

An einer Stelle hatte einer der mächtigen Waldströme, deren majestätisches Brausen der Herr auf Rosenborg so sehr liebte, den Einfall gehabt, mit völligem Vergessen alles Maßes über das ihm angewiesene Bett zu steigen, alles hinwegzuräumen, was sich ihm entgegen setzen wollte, und ganz einfach einen kleinen passabeln Landsee quer über den Weg zu eröffnen.

Der Kutscher hielt still und sah sich um. Da es unsicher war, ob der aufgelöste Weg unten Stand halten konnte, so wagte er ohne Befehl nicht weiter zu fahren.

„Der Weg ist ja fürchterlich schlecht, Johnson!" sagte der Rittmeister.

Johnson antwortete hierauf nichts anders, als ein schleppendes: „Ganz schrecklich, Herr Rittmeister!" nahm dabei aber eine Miene an, welche deutlich sagte: „Das hätte ich vorher sagen können, wenn nur kluge Leute jemals etwas sagen dürften!"

Lavinia war so ängstlich, daß ihr, wie das alte Sprichwort sagt, das Herz beinahe an der Kehle saß; dennoch zwang sie sich, ruhig zu erscheinen, denn der Wagen konnte an dem Platze, wo er jetzt stand, weder wenden, noch konnte sie, wenn solches auch möglich gewesen wäre, es über sich bringen, ihren Mann darum zu bitten.

„Halt, und spanne das eine Pferd aus!" war der kurze Be-

fehl, den der Rittmeister ertheilte, indem er selbst die Wagenthür öffnete und hinaussprang. Johnson gehorchte und führte das Pferd vor.

„Liebe Lavinia! willst Du Dich nun mir anvertrauen? Ich sehe es Dir an, daß Du Dich fürchtest im Wagen zu sitzen, obgleich wirklich keine Gefahr vorhanden ist."

„Wenn Du das sagst, so fürchte ich mich nicht, und bleibe ruhig sitzen."

„Da es gleichwohl allzu unritterlich von mir wäre, Deinen Muth — so sehr er mir auch gefällt — allzu sehr auf die Probe zu stellen, so wirst Du mir gewiß das Vergnügen nicht versagen, auf diese Weise hinüberzusetzen."

Er schwang sich bei diesen Worten auf das Pferd, hob Lavinia zu sich hinauf so leicht, als ob ein Wind sie genommen hätte, und ritt Schritt für Schritt durch das improvisirte Meer

Doch sieh! als der große Reisewagen hinüber sollte, so ging es nicht so leicht. Die Unterlage von Steinen und Balken war durch die hinweggespülte Erde fast bloß geworden, und als der Wagen etwa die Mitte erreicht hatte, so saß die eine Achse fest. Die starken schönen Pferde begannen bei dem ungewöhnlichen Widerstande zu schnauben und sich ein wenig zu bäumen. Noch ein Augenblick, und der Wagen wäre zerbrochen.

„Halt' die Pferde an!'

Den Rock abwerfend, war der Rittmeister schnell im Wasser und mit einigen tüchtigen Griffen mit seinen muskelstarken Händen kam die Achse wieder in die Höhe, und er stand triefend von Wasser und schwitzend von der Anstrengung neben dem geretteten Wagen, den er genau beschaute, ohne nur an sich selbst im Mindesten zu denken.

„Damit hat's keine Noth!" sagte er zuletzt und sich an Lavinia wendend, die mit geheimer Freude ihn betrachtet hatte, äußerte er: „Sei nun so gut und steige ein — ich kann meinen Dienst als Cavalier nicht verrichten!" Sobald der letzte Zipfel von

Lavinia's Kleid oberhalb des Fußtrittes verschwunden war, machte er mit einer leichten Verbeugung die Wagenthür zu, und war, ehe sie Zeit hatte zu fragen, ob er nicht auch kommen wollte, schon auf dem Kutschbocke, wo er selbst die Zügel ergriff. Hierauf ging die Reise ohne weitere Abenteuer glücklich von Statten bis man den Herrensitz erreichte.

So wie eine große Fondcoulisse bei dem Aufziehen des Vorhanges das Auge des Zuschauers mit ihrer imponirenden Schönheit trifft, so stellte sich auch Lavinia's Blicken das mild schöne und von Seiten der Natur großartige Rosenborg dar.

Das weiß überworfene Haus mit seinen hohen Fenstern, seinem Balkon an dem ersten Stockwerke und seinem Frontispice an dem zweiten deutete auf Bequemlichkeit, nicht aber auf Luxus hin. Und den Luxus konnte es auch in der That entbehren, da es rund umher mit den abwechselndsten Gemälden prunkte. Das ganze liebliche Thal schien nebst einem starken und prächtigen Bache, welcher munter durch dasselbe tanzte, von den mit Wald bekleideten Riesenarmen getragen zu werden, während hie und da eine dunkelgraue Kluft mit ihren nackten Wänden gleichsam aus dem mütterlichen Busen verstoßen, einer weinenden Stieftochter glich, deren Thränen zuletzt auf den rauhen Wangen erstarrt waren.

Auch die Kunst war nicht unthätig gewesen, das bezeugte der prächtige Garten, die Gänge in dem wilden Parke und die kleinen Werder in dem Bache.

Jetzt fuhr der Wagen in den Hof und hielt vor dem Hauptgebäude.

Siebentes Kapitel.

Auf dem untersten Absatze der halbkreisförmigen Treppe standen zwei Personen von besonders achtungswerthem Aeußeren. Die eine

Lavinia lehnte sich an das Gitter und betrachtete dieses Plätzchen, welches die Mutter der Kinder umschloß, welche sie nun als ihre eigenen entgegen zu nehmen ging; und je länger ihr Blick auf den Runen des Grabsteines verweilte, um so mehr schien ihr Herz sich zusammen zu pressen.

„Es kommt Dir vielleicht wunderlich vor, daß ich Dir diesen Besuch zumuthete, ehe Du noch das Haus betreten hast, welches Charlotte vor zwei Jahren mit der ruhigen, friedevollen Heimath vertauschte, die sie hier hat; aber ich hielt diesen Ort vor allen andern am geeignetsten für dasjenige, was ich Dir zu sagen habe."

Lavinia blickte auf. Ludwig's Gesicht war ernst und bestimmt; aber keine von den Bewegungen, die sie vor Kurzem dort gesehen hatte, regte sich jetzt.

„Das Gerücht hat Dir nicht vorgelogen, als es sagte, daß mein Charakter hart und viel verlangend sei. Wie ich aber schon an unserem Hochzeitabende erwähnt habe, würde er nicht hart und kalt sein können gegen denjenigen, der mich verstände. Ich hatte gleichwohl Unrecht, als ich sagte, daß noch kein Mensch dieses gewollt hat: ich glaube, Charlotte wollte mich verstehen; doch zwischen unsern Charakteren war zu gleicher Zeit eine zu große Gleichheit und eine allzu große Ungleichheit, als daß es je so hätte werden können, wie es sollte. Ich glaube kaum, daß zwischen Ehegatten ein rechtes Glück bestehen kann, wenn sie sich nicht in Gedanken, Charakter und Ansichten scheiden; nur die Liebe allein, die reine Liebe nämlich, muß sie vereinigen. Und ist dieß der Fall, so werden die Ungleichheiten, wie ich es verstehe, sich unmerklich nach einander abschleifen, so daß keine scharfen Ecken entstehen, doch stets mit Beibehaltung so großer Verschiedenheit, daß das tägliche Leben durch allzu große Uebereinstimmung nicht trivial wird."

Lavinia war noch nicht mit sich selbst einig geworden, was sie eigentlich auf diese Mittheilung antworten sollte, als ihr Gemahl, ohne diese Antwort zu erwarten, ohne nur daran zu denken, fortfuhr:

„Zwar habe ich nun nach langen hartnäckigen Kämpfen es theilweise so weit gebracht, daß ich die natürliche Heftigkeit, das wilde Aufbrausen meines Charakters zügeln kann; doch vereint mit einem Weibe, welches flammt, wenn ich flamme, Eis wird, wenn ich Eis werde, und von Neuem brennt wie ich, wenn eine neue Streitfrage entsteht, würde ich zuletzt ... Genug, ich brauche dies Bild nicht zu vollenden, Du verstehst es. Und nun verstehst Du auch, warum ich zwei Jahre lang in bitterer Trauer ausschließlich dem Andenken meiner seligen Frau gelebt habe. Hier auf diesem Grabe" — seine Stimme wurde ganz außerordentlich weich — „hier, Lavinia, hier habe ich geweint, Thränen der Reue geweint! Solche Thränen brennen auf das Herz und versiegen nur langsam."

Er schwieg. Lavinia aber vermochte nicht ihren Blick zu ihm zu erheben, vermochte kein Wort zu sagen. Der Klang seiner Stimme drang ihr in die Seele und weckte dort ein herzliches Wohlwollen, ein inniges Mitleiden ... sie verstand ihn jetzt, sie verstand, was er selbst mißverstand mit diesen Verschiedenheiten im Charakter und in den Ansichten. Aber jetzt wenigstens konnte sie ihm dies nicht sagen.

Nach einigen Augenblicken fuhr er fort: „Das war nicht Alles, was ich Dir sagen wollte. Die Erfahrung war mir eine theure Lehrerin gewesen, ich glaubte mich auf sie verlassen zu können, und mit beruhigter Seele, mit der Gewißheit, daß Charlotte, gleich mir, längst die Schmerzen verziehen hätte, welche unsere Charaktere sich gegenseitig verursacht, erhob ich mich von Neuem, ergriffen von einem ernsten und innigen Verlangen, noch einmal nach diesem Glücke zu suchen, von dessen Dasein ich mich überzeugt hielt, obgleich es mir bis dahin geflohen war. Ich sah so manches Weib; aber mein Herz blieb kalt; die Liebe wollte nicht kommen, und in einem Alter von neun und zwanzig Jahren habe ich noch keinen Begriff von diesem Gefühle, über welches ich tausendmal nachgedacht habe, so wie man über einen künstlichen Knoten nachdenkt,

den man sich auf alle erdenkliche Weise zu lösen bemüht, ohne daß der Versuch gelingen will."

Noch einmal unterbrach er sich. Lavinia zitterte, ihre Bewegung wurde immer größer; aber sie verstand, daß sie nur hören, nicht aber antworten durfte.

„Als ich zuerst von Dir hörte, Lavinia, da wurde mein Interesse durch die Schilderung Deines Betragens nach dem Tode Deines Verlobten geweckt. Ein Weib, das so über seinen Willen gebieten kann, muß einen merkwürdig ruhigen Charakter haben. Natürlich hat sie einen Grund von tiefer Bedeutung für ihre Handlungsweise — um so merkwürdiger: ein junges Mädchen, das die Stimme der Vernunft und das Gründe zu hören vermag, wo das Gefühl spricht, gibt die beste Hoffnung, eine vortreffliche Gattin zu werden. Diese Gedanken beschäftigten mich so lange, bis ich beschloß, Dich zu sehen. Deine Schönheit zog, wie ich Dir schon gesagt habe, meine Bewunderung auf sich; doch, vergib mir, Deine Schönheit war zu kalt, um etwas mehr zu wecken. Dein verschlossenes Wesen, Dein ruhiger Ernst machten ebenfalls keinen wohlthätigen Eindruck auf mein Gemüth; aber Deine weibliche Güte, Dein schöner Ordnungssinn gefielen mir um so mehr; und da diese Eigenschaften sich mit einem Gedanken vereinten, der stets wiederkehrte: ‚sie und keine Andere paßt für mich!‘ so hielt ich um Deine Hand an in dem festen Vorsatze, nicht nur selbst glücklich zu werden, sondern auch mit allen meinen Kräften Dein Glück — Seligkeit wage ich nicht mehr zu sagen — zu bereiten. Unsere gegenseitigen Versprechungen waren nicht überspannt, keine schwindelnden Hoffnungen bestachen unsre Vernunft, ich konnte also hoffen, mich nicht allzu sehr zu verrechnen — und nichts desto weniger," fuhr er in einem unaussprechlich ausdrucksvollen Tone fort, „verrechnete ich mich! Unsere Verlobungszeit führte uns einander nicht näher. Ich sah recht gut, daß Du es nicht wünschtest, und dachte: sind wir erst vereinigt, so wird sie in meinem Herzen lesen und mich besser beurtheilen, als sie jetzt thut . . . Was darauf folgte

brauche ich nicht zu wiederholen; Deine stumme Betrübniß, Deine allzu große und unbedachtsame Aufrichtigkeit riefen schon an unserem Hochzeitabende einen von diesen Ausbrüchen des Zornes hervor, die ich so oft ungeschehen machen zu können gewünscht habe... ich sage es nicht von diesem," setzte er eilfertig mit einem düstern, scharfen Erröthen hinzu, „denn mit der Gesinnung, die Du hegst, müssen wir den gefaßten Entschluß für den besten halten; sondern ich sage es, um Dich daran zu erinnern, daß dieses vulkanische Aufbrausen meines Charakters zurückkehren kann, und daß es immer in höherem oder geringerem Grade von Dir abhängen muß, es hervorzurufen oder zurückzuhalten — eine Sache, von welcher unser häuslicher Frieden natürlicher Weise ganz abhangen muß. Ich..."

Der Rittmeister schien die Absicht zu haben, einen neuen Satz zu beginnen, aber er hielt plötzlich inne. Die Farbe kam und floh auf seinem Gesichte, die Lippen zitterten, er warf einen schnellen und scheuen Blick auf seine Gattin, welche stotternd sagte: „Du wolltest noch etwas sagen, glaube ich!"

„Ja wohl, ja; doch es bedarf dessen nicht. Deine ernste Berufung auf meinen Charakter, die Du neulich thatest, beweist hinlänglich, daß ich nichts weiter hinzu zu fügen brauche. Dessen ungeachtet, obgleich wir Gatten heißen, mußt Du Dich hüten, noch ferner Dich darauf zu berufen. Meine Seele erfuhr dabei eine Erschütterung, welche das Verlangen hervorrief, hier, ehe wir in unsere Wohnung eintraten, Dir zu zeigen, wohin so unbedachtsame Worte führen können. In meinem Innern erkenne ich es, wenn ich mich geirrt habe, und daß ich bisweilen auf Kosten meiner eigenen Ueberzeugung bei einer gefaßten Idee verblieben bin; doch nicht einmal von meiner Gattin, ja vielleicht am allerwenigsten von ihr dulde ich es, daß sie darauf hindeutet. Und liegt noch dazu nicht nur eine Art von Spott, sondern sogar eine gewisse Ueberlegenheit in dieser Hindeutung, so könnte ich gar leicht dahin getrieben werden, auf's Neue und mit vollem Ernste bei der Ueberzeugung zu verbleiben, daß es keines ganzen Jahres

bedarf, um der Welt zu zeigen, daß zwei Menschen schon nach einigen Stunden lange genug bei einander verlebt zu haben vermeinen. Doch genug davon! Ich sehe es Deinem Blicke an, daß Du beleidigt bist: um so besser; also verstehst Du, was ich vor Kurzem fühlte. Aber ich bin Dir die Erklärung schuldig: wenn ich auch Deine versöhnenden Worte ohne Erwiederung ließ, so habe ich dennoch dieselben berücksichtigt; denn nun führe ich Dich in Deine künftige Wohnung mit einer Gemüthsstimmung ein, die Dir nicht schaden kann .... Und nun eine Bitte — die erste und vielleicht auch die letzte, die ich an Dich richte —: sei zärtlich gegen meine Kleinen; sei so, daß Du immer ruhig an dem Orte weilen kannst, wo wir jetzt stehen, und meine verdoppelte Achtung und Aufmerksamkeit werden Dir gehören!"

„Ich muß gestehen," sagte Lavinia leise, „daß Du meine Gefühle auf vielfache Weise aufgeregt hast. Da aber die Eindrücke allzu schnell auf einander gefolgt sind, um sich unterscheiden und zu einer bestimmten Richtschnur für mein Urtheil über diesen Augenblick ordnen zu lassen, so schiebe ich dasselbe auf und will nur sagen, daß ich Deinem Worte nachzukommen streben will in Allem, was nicht gegen meine eigene Ueberzeugung von den Grenzen gewisser Verhältnisse streitet. Was aber Deine Bitte hinsichtlich der Kinder betrifft, so werde ich dieselbe stets mit den äußersten Kräften meiner Seele zu erfüllen suchen. Diese Pflicht wird mir eine eben so theure als heilige sein."

Lavinia's Antwort schien den Rittmeister so ziemlich zu befriedigen, was die Worte betraf; doch vermißte er in ihrer Stimme jenen feinen und zarten Ausdruck von herzlicher Achtung, welche sie in dieselben hineinlegen konnte, und welcher ihn schon so sehr fesselte und ihm so ausgezeichnet gefiel, daß er jetzt, da er ausblieb, eine Unzufriedenheit fühlte, über welche sich gleichwohl gar nichts sagen ließ.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, führte er sie jetzt von dem Kirchhofe hinweg; und Lavinia's Gefühl, als sie sich wiederum

auf den weichen Wagenkissen zurecht setzte, war dieses: „Dies ist erst der zweite Tag; also noch elf Monate und acht und zwanzig Tage! . . . dieses Eine Jahr scheint so lang werden zu wollen wie zehn. Doch wir werden ja sehen!"

Anstatt des großen und ebenen Weges kam jetzt ein schmaler und vom Herbstregen übel zugerichteter Nebenweg; die Räder schnitten bald auf der einen bald auf der andern Seite tief ein, und dazu kamen Anhöhen, die zwar wegen der wilden und pittoresken Abgründe und Klüfte an ihren Seiten poetisch schön, aber von dem Standpunkte, den Lavinia jetzt inne hatte, keineswegs angenehm zu schauen waren.

An einer Stelle hatte einer der mächtigen Waldströme, deren majestätisches Brausen der Herr auf Rosenborg so sehr liebte, den Einfall gehabt, mit völligem Vergessen alles Maßes über das ihm angewiesene Bett zu steigen, alles hinwegzuräumen, was sich ihm entgegen setzen wollte, und ganz einfach einen kleinen passabeln Landsee quer über den Weg zu eröffnen.

Der Kutscher hielt still und sah sich um. Da es unsicher war, ob der aufgelöste Weg unten Stand halten konnte, so wagte er ohne Befehl nicht weiter zu fahren.

„Der Weg ist ja fürchterlich schlecht, Johnson!" sagte der Rittmeister.

Johnson antwortete hierauf nichts anders, als ein schleppendes: „Ganz schrecklich, Herr Rittmeister!" nahm dabei aber eine Miene an, welche deutlich sagte: „Das hätte ich vorher sagen können, wenn nur kluge Leute jemals etwas sagen dürften!"

Lavinia war so ängstlich, daß ihr, wie das alte Sprichwort sagt, das Herz beinahe an der Kehle saß; dennoch zwang sie sich, ruhig zu erscheinen, denn der Wagen konnte an dem Platze, wo er jetzt stand, weder wenden, noch konnte sie, wenn solches auch möglich gewesen wäre, es über sich bringen, ihren Mann darum zu bitten.

„Halt, und spanne das eine Pferd aus!" war der kurze Be-

fehl, den der Rittmeister ertheilte, indem er selbst die Wagenthür öffnete und hinaussprang. Johnson gehorchte und führte das Pferd vor.

„Liebe Lavinia! willst Du Dich nun mir anvertrauen? Ich sehe es Dir an, daß Du Dich fürchtest im Wagen zu sitzen, obgleich wirklich keine Gefahr vorhanden ist."

„Wenn Du das sagst, so fürchte ich mich nicht, und bleibe ruhig sitzen."

„Da es gleichwohl allzu unritterlich von mir wäre, Deinen Muth — so sehr er mir auch gefällt — allzu sehr auf die Probe zu stellen, so wirst Du mir gewiß das Vergnügen nicht versagen, auf diese Weise hinüberzusetzen."

Er schwang sich bei diesen Worten auf das Pferd, hob Lavinia zu sich hinauf so leicht, als ob ein Wind sie genommen hätte, und ritt Schritt für Schritt durch das improvisirte Meer

Doch sieh! als der große Reisewagen hinüber sollte, so ging es nicht so leicht. Die Unterlage von Steinen und Balken war durch die hinweggespülte Erde fast bloß geworden, und als der Wagen etwa die Mitte erreicht hatte, so saß die eine Achse fest. Die starken schönen Pferde begannen bei dem ungewöhnlichen Widerstande zu schnauben und sich ein wenig zu bäumen. Noch ein Augenblick, und der Wagen wäre zerbrochen.

„Halt' die Pferde an!'

Den Rock abwerfend, war der Rittmeister schnell im Wasser und mit einigen tüchtigen Griffen mit seinen muskelstarken Händen kam die Achse wieder in die Höhe, und er stand triefend von Wasser und schwitzend von der Anstrengung neben dem geretteten Wagen, den er genau beschaute, ohne nur an sich selbst im Mindesten zu denken.

„Damit hat's keine Noth!" sagte er zuletzt und sich an Lavinia wendend, die mit geheimer Freude ihn betrachtet hatte, äußerte er: „Sei nun so gut und steige ein — ich kann meinen Dienst als Cavalier nicht verrichten!" Sobald der letzte Zipfel von

Lavinia's Kleid oberhalb des Fußtrittes verschwunden war, machte er mit einer leichten Verbeugung die Wagenthür zu, und war, ehe sie Zeit hatte zu fragen, ob er nicht auch kommen wollte, schon auf dem Kutschbocke, wo er selbst die Zügel ergriff. Hierauf ging die Reise ohne weitere Abenteuer glücklich von Statten bis man den Herrensitz erreichte.

So wie eine große Fondcoulisse bei dem Aufziehen des Vorhanges das Auge des Zuschauers mit ihrer imponirenden Schönheit trifft, so stellte sich auch Lavinia's Blicken das mild schöne und von Seiten der Natur großartige Rosenborg dar.

Das weiß überworfene Haus mit seinen hohen Fenstern, seinem Balkon an dem ersten Stockwerke und seinem Frontispice an dem zweiten deutete auf Bequemlichkeit, nicht aber auf Luxus hin. Und den Luxus konnte es auch in der That entbehren, da es rund umher mit den abwechselndsten Gemälden prunkte. Das ganze liebliche Thal schien nebst einem starken und prächtigen Bache, welcher munter durch dasselbe tanzte, von den mit Wald bekleideten Riesenarmen getragen zu werden, während hie und da eine dunkelgraue Kluft mit ihren nackten Wänden gleichsam aus dem mütterlichen Busen verstoßen, einer weinenden Stieftochter glich, deren Thränen zuletzt auf den rauhen Wangen erstarrt waren.

Auch die Kunst war nicht unthätig gewesen, das bezeugte der prächtige Garten, die Gänge in dem wilden Parke und die kleinen Werder in dem Bache.

Jetzt fuhr der Wagen in den Hof und hielt vor dem Hauptgebäude.

Siebentes Kapitel.

Auf dem untersten Absatze der halbkreisförmigen Treppe standen zwei Personen von besonders achtungswerthem Aeußeren. Die eine

war ein Mann von mittleren Jahren mit dünnen flachsgelben Haaren, welche in einen großen Wirbel auf die eine Seite gelegt waren. Er hielt die eine Hand in den Aufschlägen des Rockes an der Brust eingesteckt, während die andere mit dem Hute einen Cirkel beschrieb gleich demjenigen, den sein eigener schlanker und magerer Körper bildete.

Die sprechende Ehrerbietung in dieser Art zu grüßen, deren Steifheit durch die unverwüstliche Ruhe in dem Gesichte des Mannes noch erhöht wurde, war keineswegs geringer als die der neben ihm stehenden respectablen Dame; denn sie bewerkstelligte ihren Gruß nicht allein mit Ceremonie, sondern auch mit einer Biegsamkeit, daß man nur die weiße gesteifte Haube und die beiden Kanonenlocken an jeder Seite derselben aus der Wolke, welche die weiten Kleider bildeten, hervorblicken sah, als sie sich in einem Knixe herabsenkte, der wenigstens einige Secunden dauerte.

Lavinia konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Befinden sich die Kinder gut?" waren die ersten Worte des Rittmeisters, und als hierauf ein zwiefaches: „ja, Gott behüte, Herr Rittmeister!" erfolgte, so hieß es weiter, indem er nickte und mit der Hand grüßte: „Mein Inspektor, der Feldwebel Stark, und meine Hausvorsteherin, Frau Brunsberg!" Und hiemit war er vom Kutschbock herab, um selbst die Wagenthür zu öffnen.

„Der Herr Rittmeister haben, wie ich sehe, den andern Weg zu nehmen beliebt!" sagte der Inspektor mit leisem, anspruchslosem Tone und schickte einen Blick, der nicht ganz frei war von Unzufriedenheit, auf die noch triefenden Kleider des Rittmeisters.

„Nun, die Ehrenpforte wird wohl ein wenig beschämt aussehen!" fügte Frau Brunsberg hinzu; und der Ton verrieth, daß sie trotz der Achtung vor ihrem Herrn so ziemlich gewohnt war, ihre Meinung gerade heraus zu sagen.

„Wollen sie morgen bewundern!" sagte der Rittmeister mit einem Ausdrucke voll Güte, der berechnet war, die Betrübniß wie-

der gut zu machen, die er seinem ehrlichen Inspektor und seiner hurtigen Haushälterin zugefügt hatte.

Inzwischen war man die Treppe hinaufgekommen. Frau Brunsberg öffnete sowohl die Thüren des Tambours, als auch des großen schönen Saales; doch der Rittmeister stand still an der Schwelle und sagte:

„Erlaube, gute Lavinia, daß ich Dich hier einige Augenblicke verlasse, sofern Du es nicht vorziehst, während ich mich in aller Eile umkleide, selbst die Bekanntschaft Deiner kleinen Töchter zu machen.“ Er deutete dabei mit der Hand auf die inneren Zimmer und eilte hinauf in das zweite Stockwerk in die kleinen hübschen Giebelzimmer, die er als Wittwer bewohnt hatte.

Nun machte Frau Brunsberg die Thüre zu und hieß mit freundlichem, fast hausmütterlichen Tone „Ihro Gnaden“ zu allem Glücke und Wohlbefinden willkommen, worauf sie es dem eigenen Belieben Ihrer Gnaden anheim stellte, ob sie die Kinder holen sollte, oder . . .

„Aber nein; ich suche sie auf, wo sie sind!“ sagte Lavinia und begann eilfertig die Reisekleider abzuwerfen.

Das Zimmer war so hell, freundlich und angenehm, als man es nur an einem Herbsttage wünschen konnte; und fein und blank und häuslich bequem war jedes Möbel. Doch in Lavinia's Innern war es schwer und kühl; es kam ihr fast so vor, als hätte ihr Gatte Recht gehabt, da er auf ihre Hoffnung, ihm seine Heimath noch angenehmer machen zu können, verwundert antwortete: „welcher Spott!“ Dazu kam noch die Abhandlung auf dem Kirchhofe, welche, wie es Lavinia dünkte, die Kluft zwischen ihnen noch erweitert hatte. „Woher,“ dachte sie, „sollen Vertrauen und Sicherheit kommen, wenn man jedes Wort auf der Wage des Zartgefühls und der Ergebenheit abwägen muß? Wir werden schon sehen!“

„Dieser Saal,“ erklärte Frau Brunsberg, die sich veranlaßt fand, der jungen, schweigsamen Gebieterin selbst eine kleine Stand-

rede zu halten, „ist der Speisesaal; doch so lange ich dem Haushalte des Herrn Rittmeisters vorgestanden, haben wir hier nicht anders als bei Gastmahlen gedeckt. Auf der andern Seite des Hausflures ist der alltägliche Speisesaal; und obgleich das Mittagessen gewiß vor einigen Stunden besser war, so hoffe ich dennoch, es wird Ihro Gnaden nach der Reise schmecken.“

„Es ist ohne Zweifel vortrefflich!“ Lavinia warf einen halben Blick in den Spiegel, schlug den Shawl um sich und bat, sie zu den Kleinen zu führen.

Frau Brunsberg ging voraus durch ein Paar hübsche, nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit wirklichem Kunstsinn möblirte Zimmer, ein Besuchzimmer und einen Salon. Hinter diesen lag das Schlafzimmer, dessen großes Paradebett mit seinen vergoldeten Sphinxen und schweren rubinrothen Gardinen Lavinia's Blicken in scharfem Contrast die bleiche Gestalt ihrer Vorgängerin darstellte. Sie schauderte fast zusammen vor dem Gedanken, daß sie in diesem Bette schlafen sollte.

„Dieses Zimmer,“ sagte sie, indem ihr Blick langsam von den rothen Bettvorhängen auf die Toilette, den Sofa und die Fauteuils schweifte, „bewohnte wohl die erste Frau meines Mannes.“

„Nein, behüte! die selige gnädige Frau hat niemals weder in diesem Zimmer geschlafen, noch ein einziges von den Möbeln gesehen, die jetzt hier stehen. Die Herrschaften hatten damals das Schlafzimmer an der andern Seite des Saales, wo noch alles unberührt steht wie damals, da die gnädige Frau lebte; ja ich kann wohl sagen: der Herr Rittmeister hat nicht das Allergeringste, nicht einmal eine Schachtel oder eine Flasche von dort hieher gebracht. Die Sachen sollen dort stehen bleiben für die kleinen Fräulein. Dies hier aber ist neu von dem Ersten bis zum Letzten.“

Lavinia athmete tief auf, und ihre Brust wurde um ein bedeutendes leichter. In ihrem Innern dankte sie ihrem Manne für die feine und zarte Aufmerksamkeit, und als in demselben Augenblicke ein freundlicher Sonnenstrahl seinen Schimmer sowohl auf

die Sphinxe als auf die rubinrothen Draperien warf, so nahm alles für Lavinia eine ganz andere Farbe an, als worin sie es eben gesehen hatte. Sie mußte gestehen, daß dieses Zimmer ein schönes und vollkommenes Bild häuslicher Zierlichkeit und anmuthiger Behaglichkeit war — wenn nur die Behaglichkeit kommen wollte.

„Dieses kleine Kabinet trennt das Schlafzimmer von der Stube der kleinen Fräulein!“ erklärte Frau Brunsberg, indem sie die Thüre eines kleinen Kabinetes öffnete, das mit seinen netten Möbeln, seinem Bücherschranke, seinen Gemälden und Blumen der jungen Frau als die Krone von Allem erschien. Es war so klein, so häuslich, so ruhig, so herzlich freundlich dieses kleine Zimmer, daß sie sich in ihm heimisch fühlen mußte.

„Die Kleinen sind so still, daß sie gar nicht zu hören sind!“ sagte Lavinia, die sich in ihren Gedanken ein Paar lebhafte Seraphe mit rothen Wangen, blonden Locken und alabasterweißen Formen vorgestellt hatte.

„O ja, sie sind nicht sehr geräuschvoll. Die kleine Evelina kann wohl der alten Brita bisweilen genug zu thun geben; doch Charlotte ist sehr still... Haben Sie die Güte, Ihro Gnaden!“ Und nachdem Frau Brunsberg ihrer jungen Herrin die Thür geöffnet hatte, eilte sie selbst zurück in die Küche, um dem Uebel abzuhelfen, das der Verzug an der Mittagsmahlzeit angerichtet haben konnte.

Die lebhaften Seraphe verschwanden augenblicklich aus Lavinia's Einbildung, als sie die Augen auf zwei kleine gelblich bleiche Wesen heftete, welche still neben einander auf einer großen Matte saßen, worauf eine unzählbare Masse von Spielsachen ausgebreitet war.

Auf einem Schemel vor den Kleinen saß eine gutmüthige alte getreue Dienerin, und war unaufhörlich bemüht, neue Mittel zu ihrer Unterhaltung zu erfinden.

„O, Ihr armen, armen Waisen — könnte ich Euch alles werden, was ich wünschte!“

Lavinia zog die zarten Zwillinge an ihre Brust und fühlte sich glücklich, daß sie nicht weinten und kein Zeichen von Furcht oder Widerstreben gegen ihre Liebkosungen zeigten. In diesem Augenblicke hatte sie alles vergessen; sie dachte nur an ihre neuen hohen Pflichten und gab sich so gänzlich der mahnenden Stimme ihres Herzens hin, daß sie mit den beiden Kleinen auf dem Schoße, sitzen blieb — die kleine Charlotte legte ihre gelblich bleiche Wange an die weiße Schulter des schönen Weibes, und Evelina spielte mit ihren lichtbraunen Sammetlocken — als die Thür leise aufging und der Rittmeister in derselben erschien.

Ein Lächeln, das schönste und lieblichste, welches Lavinia dort je gesehen, schwebte jetzt über seinen Lippen; und die junge Stiefmutter fühlte ein wenigstens nicht unseliges Zittern durch ihre Glieder fliegen, als er, seiner Rührung nachgebend, ihr nicht die Kinder von dem Schoße nahm, um sie an seine Brust zu drücken, sondern seine Arme um sie alle drei schlang.

„Ich habe Dir mein Versprechen gegeben,“ flüsterte Lavinia bewegt, „und glaube mir, Ludwig, ich werde es heilig halten!“

„Das will ich keine Secunde bezweifeln; vor Allem waren es die klagenden Blicke dieser armen Kinder, welche meinen Entschluß befestigten, ihnen eine zärtliche Wärterin zu geben.“

Gleich darauf, nachdem Lavinia in aller Eile ihren Anzug gemustert hatte, ging man zu der späten Mittagstafel, und die junge Frau fühlte sich sehr froh, als sie drei Couverts erblickte. Der Feldwebel stand schon an seinem Platze still wie eine Bildsäule mit der Hand auf der Brust.

Bei dem Verhältnisse, in welchem die beiden Gatten sich zu einander befanden, war es beinahe unmöglich, daß ihre erste Mahlzeit sich durch Fröhlichkeit auszeichnen konnte. Keine scherzhaften Hindeutungen, keine spielenden Worte kamen über ihre Lippen: sie fühlten beide, daß die Förmlichkeit und Abgemessenheit

zunahm, ohne daß sie es zu hindern vermochten. Lavinia konnte nicht wohl die mit dem Hause Bekannte spielen, was eine junge, kurz verheirathete Dame in einem andern Verhältnisse und mit anderer Gemüthsart sogleich hätte thun können. Der Rittmeister empfand eine peinigende Verlegenheit dabei, daß er gleichsam der Wirth seiner eigenen Frau war.

Verstimmt wendete er sich zuletzt an seinen Inspektor mit der Frage, ob etwas vorgefallen wäre.

Bei dieser Frage blickte der gutmüthige Feldwebel mit einer Miene voll unruhigen Vorgefühls von seinem Teller auf. Er war vier Jahre bei dem Rittmeister gewesen, und hatte sich während dieser Zeit eine vollkommene Kenntniß seines Charakters erworben. Der gegenwärtige Augenblick und die Laune, in welcher der Rittmeister eben war, schienen dem Feldwebel die ungünstigsten für die Beantwortung der erhaltenen Frage zu sein, dennoch mußte er antworten.

„Eine Sache ist vorgefallen, Herr Rittmeister!"

„Nun, was denn?"

„Nils Jönsson auf Nortop hat ein kleines Versehen gemacht."

„Was bedeutet das? Er hat wohl kein Versehen mit meinem Wildpret gemacht?"

„Herr Rittmeister, er hat zwei Hasen geschossen!"

„Das war recht fatal, sehr fatal; doch er wußte die Strafe. Sie haben ihm wohl schon aufgesagt?"

„Nein, eine solche Dreistigkeit konnte ich mir nicht herausnehmen, besonders da ich dachte . . . ich stellte mir nämlich vor, der Herr Rittmeister würden vielleicht bei Ihrer Rückkehr diesmal nicht so streng sein."

Und aus Menschenliebe überwand der Feldwebel seine angeborne unbeholfene Blödigkeit so sehr, daß er einen halb bittenden Blick auf Lavinia werfen konnte.

„Ich verstehe!" sagte der Rittmeister; „man glaubte, ich würde von meinen Grundsätzen abgehen, weil ich hinweg gewesen

bin und Hochzeit gehalten habe. Aber ich muß sagen, daß dies keineswegs der Fall ist; und da Nils Jönsson noch nicht aufgesagt worden ist, so muß ich Sie bitten, ihm vor morgen Mittag diesen meinen unwiderruflichen Beschluß zu melden!"

Der Feldwebel drehte sich auf seinem Stuhle hin und her und wagte es noch einmal auf die gnädige Frau zu schielen. „Herr Rittmeister, er hat vier Kinder!"

„Und wenn er auch vierzig hätte, so bleibt es doch dabei!" der Rittmeister füllte sein Glas und leerte es mit einer Ruhe, die in Lavinia das Blut in heftige Wallung setzte.

„Bester Ludwig," sagte sie freundlich, „ist es denn so gefährlich, ein Paar Hasen zu schießen?"

Bei dieser Frage begegneten sich unwillkührlich, nicht die Blicke des Gatten und der Gattin, sondern die des Inspektors und der Haushälterin — Frau Brunsberg stand vor einem Ecktisch und schnitt den Vogel vor — und diese Blicke sagten so deutlich als Blicke sagen können: „Wollen sehen, wie das zieht! gibt er das erste Mal nach, so gibt's hier eine andere Regierung."

„Doch die Antwort des Rittmeisters schien keineswegs die Morgendämmerung einer neuen Regierung zu versprechen. „Meine Liebe!" sagte er artig, aber kalt, „Du kannst so fragen, weil Du noch nicht die Gesetze kennst, die ich auf meinem Gute zur Aufrechthaltung der Ordnung gestiftet habe. Bei Strafe der Aufkündigung sind sämmtliche unter Rosenborg gehörenden Leute gewarnt, auf meinen Jagdmarken keinen einzigen Schuß zu thun. Uebertritt nun aber dessen ungeachtet Jemand das Verbot, so sollte ich meinen, daß die Folge sein eigener Fehler ist."

„Ganz gewiß, guter Ludwig; vielleicht sind aber doch mildernde Umstände vorhanden, die Du nicht kennst."

„Wenn ich dieselben ergebenst vorzustellen wagen dürfte," sagte der Inspektor, „so sind solche mildernde Umstände in der That vorhanden. Die alte Mutter lag krank, die Kinder waren krank, es fehlte und ... die Noth führt leicht in Versuchung."

„Kam er hieher und begehrte Hülfe ohne sie zu erhalten?“ der Rittmeister warf einen scharfen Blick auf seinen Inspektor.

„Nein, Herr Rittmeister! er begehrte keine Hülfe; vielleicht schämte er sich, da er noch mit einem Reste seiner Tagwerke im Buche steht und der Herr Rittmeister ihm noch dazu schon vorher geholfen haben.“

„Noch ein Grund weniger zu seinem Verbrechen . . . Nun aber kein Wort weiter von der Sache!“

Bei dem Kaffeetische, der im Salon servirt war, saßen die beiden jungen Gatten allein und still.

Dies war Lavinia's erstes Auftreten als Wirthin. Sie bot ihrem Manne den Kaffee mit einer höchst anmuthsvollen und einnehmenden Geberde.

Doch der Rittmeister lächelte nicht einmal und der Kaffee wurde wieder hinausgetragen, ohne daß mehr denn einzelne Worte gewechselt waren.

Lavinia erhob sich und ging einigemal auf und ab, um die Gemälde und einige antike Zierden von hohem Kunstwerthe zu betrachten, und ihre Augen sprachen mehr als ihre Lippen (obgleich auch sie nicht gänzlich verschlossen blieben) die Bewunderung aus, welche nicht nur jeder besondere Theil, sondern auch die Anordnung des Ganzen ihr einflößte. Aber auch hiebei schien der Rittmeister gefühllos zu bleiben: es sah aus, als wüßte er, daß alles gut war, und schien gleichsam fragen zu wollen: „wie kann man sich über todte Gegenstände freuen, wenn der lebendige Geist fehlt?“

Lavinia nahm wieder Platz bei dem Tische.

„Guter Ludwig!“ begann sie plötzlich, „wenn ich mit recht innigem Herzen für den armen Mann bitte“ — sie ergriff hiebei die Hand ihres Mannes und drückte sie zärtlich bittend — „wärest Du wohl im Stande, es mir an dem heutigen Tage abzuschlagen? . . . Bedenke, Ludwig! an dem ersten Tage, da wir zusammen bei uns sind!“ Und das schöne Weib, welches sehr gut die Macht kannte, die sie in ihren Augen hatte, sah auf ihren

Gatten mit einem Blicke, bei welchem die Farbe auf seinen Wangen wechselte.

Sie merkte seine Rührung und wagte schon zu hoffen.

Es war ein so schöner, so himmlischer Gedanke, daß ihr erster Tag in diesem Hause durch eine gute Handlung ausgezeichnet sein sollte.

Doch, o weh! die Röthe auf Ludwigs Wange verschwand, er zog seine Hand leise aus der ihrigen, und sagte halblaut, doch mit diesem einnehmenden Ausdruck in seiner Stimme, den Lavinia zuvor schon ein Paar Male gehört hatte: „Lavinia! hättest Du bei Tische nichts gesagt — das war gleichsam ein Versuch, Deine Macht zu zeigen — so wäre Dein Verlangen nicht schon abgeschlagen gewesen. Nun aber, da dies sowohl in Gegenwart des Inspektors, als auch der Haushälterin geschehen ist, wirst Du wohl einsehen, daß es nicht in meiner Macht steht, mein Wort zurückzunehmen. Ganz anders wäre es gewesen, wenn Deine Bitte so zärtlich und gut wie jetzt unter vier Augen gekommen wäre, da würde ich eben wegen der Bedeutung dieses Tages eine Ausnahme von der bestimmten Regel gemacht haben. Und ohne über eine Art von Schwäche zu erröthen, hätte ich zu dem ehrlichen Feldwebel sagen können: ‚wegen der Bitten meiner Frau verzeihe ich!‘“

„Aber, guter, bester Ludwig! warum nahmst Du nicht schon bei Tisch auf meine Fürsprache Rücksicht, wenn sie etwas gewirkt haben könnte?“

„Darum, Lavinia, weil sie damals, wie Du Dich vollkommen richtig ausdrückst, eine Fürsprache war und nicht, wie jetzt, eine warme, aus dem Herzen kommende Bitte. Auf keines Menschen Fürsprache gehe ich von den Grundsätzen ab, die ich einmal als Recht erkannt und geprüft habe. Was dagegen die Bitte einer Gattin wirkt, ist unmöglich zu berechnen: das beruht auf dem Ton, dem Blick, der Geberde und ... Doch es dient ja zu nichts, weiter davon zu reden: der Mann hat gefehlt und die Strafe

wird vollzogen. Strenge und Ordnung sind eben so nothwendig, wie Gerechtigkeit und Milde."

Der Rittmeister stand auf, um zu seinen beiden kleinen Töchtern hineinzugehen, welche er sichtbarlich sehr zärtlich liebte. Lavinia ging in das Schlafzimmer, um ihre Kleider auszupacken.

Als aber beide in dieses Zimmer traten, so begegnete ihnen Frau Brunsberg, welche von der andern Seite eintrat und einige Sachen unter dem Arme trug, die sie zierlich auf einen neben dem Bette stehenden Armstuhle legte. Diese Artikel bestanden in nichts Geringerem als dem Schlafrocke, der Morgenmütze und den Pantoffeln des Rittmeisters.

Erröthend blickte Lavinia zum Fenster hinaus. Der Rittmeister aber sagte, schnell sich nach einer andern Seite wendend: „Frau Brunsberg! lassen Sie gefälligst diesen Plunder wieder auf mein Zimmer tragen. Ich will morgen so früh auf die Jagd gehen, daß ich meine Frau nicht stören mag."

Mit großen Augen sammelte Frau Brunsberg die Sachen wieder zusammen und ging hinaus, so schnell sie konnte. Auch der Rittmeister verließ das Zimmer in demselben Augenblicke.

Als Lavinia am folgenden Morgen in ihrer neuen Heimath erwachte, so begann sie ihren Tag auf eigene Hand und hatte gute Zeit, ihre Garderobe auszupacken und zu ordnen.

Der Rittmeister war auf die Jagd gegangen und kam erst zur Mittagsstunde wieder nach Hause; sobald dieselbe vorbei war, suchte er den Saalsofa auf, um zu ruhen — eine Unterhaltung, die ihn bis zur Theestunde fesselte. Jetzt schien er wohl die Absicht gehabt zu haben, seiner Frau Gesellschaft zu leisten; aber da kam eben die Post: Zeitungen und Briefe beschäftigten ihn den größten Theil des Abends. Der Theil, welcher ihm übrig blieb, wurde dem Spielen mit den Kindern gewidmet, und er war ganz besonders bemüht, sie in ihrem kleinen Wagen im Salon hin und her zu ziehen.

Darauf erschien ein neuer Morgen, ein neuer Jagdtag und

ein neuer Abend, so daß ohne Variationen die Woche wie in eine Form gegossen zu Ende ging. Der letzte Tag bot aber doch die kleine Verschiedenheit dar, daß ein Paar Herren der Nachbarschaft auf Visite kamen. Doch auch hieraus entstand keine Behaglichkeit, kein Leben, wenigstens nicht für Lavinia; denn sobald der Thee getrunken war, spazierten die Herren in den Saal, um Tivoli zu spielen, und es wurde endlich der jungen Frau so schläfrig, in dem angränzenden Zimmer zu sitzen und dem eintönigen Rollen der Kugeln zuzuhören, daß sie in das kleine Kabinet ging und sich hier setzte, um zu denken und zu rechnen; aber wie lange sie dachte und rechnete, so überraschte sie sich zuletzt auf ein Paar Thränen.

Hier die Gedanken, welche diese auf Lavinia's Wange so seltenen Gäste hervorlockten: „Ich bin hier so fremd, als wäre ich in einem Wirthshause, das ich in einigen Stunden verlassen soll. Ich erröthe vor Furcht, er könnte meine Unthätigkeit in seinem Hause mißdeuten, und ich erröthe vor Furcht, er könnte einen falschen Schlußsatz daraus ziehen, wenn ich anfinge umherzugehen und anzuordnen, wie ich gerne möchte und wie ich thun muß, wenn ich nicht vor Langeweile sterben soll ... O, hieraus wird nichts anderes als lauter Mißverhältniß! Diese Furcht, diese Unruhe, dieses Unbehagen wird mich peinigen bis ich krank werde!“

Sie neigte ihr Haupt gegen das kalte Fensterbrett und athmete tief und langsam, gleichsam um die beklemmte Brust zu erleichtern.

„Guter Gott, wie lange Jahre bin ich blos ein Fremdling in dem Hause gewesen, das ich nicht mein nannte! Ich sehnte mich so warm, so mit ganzer Seele darnach, ein eigenes zu erhalten; ich verheirathete mich daher ... und nie war mir wohl ein Haus fremder, als dieses. Dieser Mann — wie ist er eigentlich? Ist er gut, ist er ein Mann von weit größerem Werthe, als ich geahnt habe, oder ist er nur ein selbstsüchtiger Despot, der immer sein eigenes Ich voransetzt? ... O, es verlohnt sich wohl kaum der Mühe, dieses zu ergründen. Die eine Hälfte des Jahres

würde vielleicht kaum hinreichen, mich in seinen Charakter und in seine Ideen hineinzustudiren; die zweite würde wohl noch weniger hinreichen, ihn umzuschaffen und alle scharfen Ecken abzuschleifen, die ihn jetzt bisweilen unausstehlich machen . . . Nein, ich muß dieses meiner Nachfolgerin überlassen! Etwas aber will ich dennoch versuchen — sie wird mir's danken."

„Befehlen Ihro Gnaden für den Abend ein Gericht mehr?" fragte Frau Brunsberg, indem sie ihre neugestärkte Haube durch die Thüre der Kinderstube steckte.

„Ja, das wäre gut," antwortete Lavinia, indem sie sich erhob: „etwas Leichtes — z. B. Pfannkuchen?"

„Der Rittmeister ißt keine Pfannkuchen."

„Nun, so nehmen wir Sahne und Stachelbeeren?"

„Wie Ihro Gnaden befehlen; doch . . ."

„Ist auch das ein Gericht, welches mein Mann nicht mag?"

„Leider Gottes, nein; das wäre sonst behende genug."

„Ja, da weiß ich nichts anderes als Plättchen."

„Plättchen!" Frau Brunsberg schüttelte bedenklich das Haupt.

„Da scheint es nicht werth zu sein, daß ich etwas vorschreibe!" sagte Lavinia halb lächelnd, halb verdrießlich. „Ich kenne den Geschmack meines Mannes nicht, wünsche aber, daß demselben in allen Stücken nachgelebt werde, und daher muß ich Sie bitten, Frau Brunsberg, daß Sie selbst etwas angeben!"

„Dank, gute Lavinia!" erscholl eine Stimme von dem Schlafzimmer her. „Ich kam, um Dich aufzusuchen, und es macht mir Freude, sagen zu können, daß ich immer mit besonderem Geschmacke mit demjenigen fürlieb nehmen werde, was Du anbefohlen hast!" Er küßte ihre Hand und sah sie mit einem Blicke der freundlichsten Herzlichkeit an.

Frau Brunsberg, die gleich darauf verschwand, dachte in ihrem Sinne: „O ja, Einer kann sie wohl fragen, doch wie viel sie sich darum kümmert, was angerichtet wird, das sieht man wohl!"

„Habt Ihr Euer Spiel schon beendigt?"

„Nein, noch nicht; aber ich fürchte, Du hast schreckliche Langeweile, hier so allein zu sitzen!"

„O nein! Ich habe nie Langeweile, wenn ich allein bin."

„Das freut mich zu vernehmen!" erwiederte Ludwig mit merklich kälterem Tone. Es war deutlich, daß Lavinia's Antwort ihn beleidigt hatte, und sie selbst bereute nun, was sie gethan. Sie konnte nicht begreifen, welch ein böses Verlangen über sie gekommen war, ihren Mann zu überzeugen, daß sie seine Gesellschaft nicht im Allergeringsten vermißte.

Ein Paar Augenblicke verblieben Beide still und wußten nicht, was sie thun sollten; beide warteten auf eine Fortsetzung des Gespräches; da jedoch diese Erwartung nicht erfüllt wurde, so ging Ludwig wieder hinaus, um die Spielenden aufzusuchen.

Sowohl in dieser ersten als auch in der darauf folgenden Woche offenbarte sich bei dem Rittmeister eine sprechende Verlegenheit bei allen den unzähligen Fällen, in denen der Ehemann mit seiner Frau zu Rathe gehen muß. Da er jedoch von Tag zu Tag vergeblich gewartet hatte, daß Lavinia den Anfang damit machen sollte, in ihrem eigenen Hause heimisch zu werden, so ergriff er zuletzt seine Partie und wendete sich wie früher an Frau Brunsberg, welche gleichwohl wiederum in ihrer Ordnung meinte, „die gnädige Frau verstände das wohl am besten."

Bei solchen Antworten, die Frau Brunsberg im Anfange für ganz besonders passend hielt, erröthete der Rittmeister und zog seine Augenbrauen auf eine solche Weise zusammen, daß die kluge Hausfrau bald einsah, die gnädige Frau sei keine Autorität, auf die man sich berufen oder die man um Rath fragen dürfte. Und die gnädige Frau, welche selbst merkte, wie es mit jedem Tage immer schiefer ging, nahm sich wohl hundertmal vor, an eine Aenderung zu denken, änderte aber doch nichts; denn stets kam ihr die Frage wieder in die Quere: „Was wird Ludwig daraus schließen? Ja, vielleicht, daß ich ihm den Sinn mit dem nächsten fünfundzwanzigsten September in Vergessenheit bringen will!"

Die nächste Folge dieser schiefen Verhältnisse war, daß beide, sowohl der Herr als auch die Frau, die Luft in ihrem Hause mitten in dem kalten Herbste ganz besonders schwül fanden. Er nahm daher nicht selten, selbst wenn seine Geschäfte ihm Zeit übrig ließen, seine Zuflucht zu den einsamen Junggesellenzimmern, wo er mit Lesen und Rauchen so manche Stunde verlebte, welche er, wie er sich mit einem Seufzer erinnerte, noch vor kurzer Zeit auf eine ganz andere Art zu verleben gehofft hatte. Sie dagegen floh in das kleine freundliche Lieblingskabinet, wo sie am Fenster sitzend auf die düstern Felsenwände starrte und sich wunderte und wieder wunderte, wie es aussehen könnte, wenn der Frühling käme und sie mit seinem frischen Grün bekleidete.

Die abgeschiedene Lage des Gutes Rosenborg und der Mangel an Nachbarschaften, wenigstens angenehmen Nachbarschaften, hätte es zu einer um so größeren Nothwendigkeit machen sollen, Behaglichkeit in der Heimath zu schaffen; und was konnte aus dieser Heimath werden, in welcher nichts an Bequemlichkeit und Geschmack fehlte, wenn ein Hauch von Liebe durch ihre Räume geweht und dem seelenlosen Wesen Leben ertheilt hätte?

Doch trotz aller dieser Nebel draußen und drinnen, trotz der Langeweile, trotz der Unbehaglichkeit fühlten die Neuvermählten kein Bedürfniß, keinen Wunsch, die Gesellschaft zu suchen, welche zu erhalten war.

Jedesmal wenn der Rittmeister einen lahmen Versuch machte, die wenigen Visiten zu beginnen, hatte Lavinia Kopfschmerzen; und hatte er sie den ganzen Tag nicht freundlich angelächelt, so that er es jetzt. Man sah, daß der Rittmeister mit einer Art von Entzücken die willkommene Nachricht entgegen nahm, daß er wiederum diesen lästigen Höflichkeiten entging, die der Gebrauch doch vorschrieb. Visiten waren immer seine Pein gewesen; und nun, da er sie der Ordnung wegen selbst vorschlug, betrachtete er sie mit noch größerem Widerwillen. Und an allen diesen Abenden, die zum Visitenmachen bestimmt gewesen waren, ohne daß etwas

daraus geworden war, saß er unten bei seiner Gattin und sah zu, wie schnell ihre kleinen weißen Finger mit der Nadel über die Arbeit flogen — eine Beschäftigung, die ihm als äußerst angenehm erschien, obgleich weder ein Wort, noch eine Miene verrieth, daß er es so fand.

Was ihr Gespräch an solchen Abendstunden betraf, so beschränkte es sich gewöhnlich auf die Kinder und eine Menge von Umständen, die mit denselben in Zusammenhang standen. Bisweilen jedoch, wenn dies nicht ausreichen wollte, erzählte der Rittmeister einige Bruchstücke aus seinem vormaligen Reiseleben, und hielt sich dabei besonders bei der Beschreibung von Aussichten und Ruinen und ähnlichen Dingen auf. Hiezu, und um alles recht anschaulich zu machen, gebrauchte er bisweilen einen Bleistift und ein Stück Papier; und wenn es so weit kam, daß der Herr und die Frau ihre Köpfe vertraulich über den Tisch an einander neigten, so floß das Gespräch nicht nur ungezwungen, sondern sogar lebhaft, und der erstickende Druck, der ihnen sonst stets auf dem Herzen lag, löste sich von selbst auf. Kam aber dann wieder der nächste Morgen, so sah man sich von Neuem ganz fremd an, und erinnerte sich des am vorigen Abende Vorgefallenen nur wie eines Traumes.

Auf diese Weise, indem man an dem einen Tage vor Langeweile und an dem anderen vor Verwunderung vergehen wollte, daß es doch nicht so langweilig gewesen, schlich die Zeit allmälig dahin, und sie schienen Beide ganz verwundert zu sein, als sie eines Tages dahinter kamen, daß von dem Jahre schon sechs Wochen verflossen waren.

„Es ist sonderbar,“ sagte der Rittmeister, als er bei sich selbst die Sache überdachte, „daß man sechs Wochen vergähnen und doch noch im Stande sein kann, den Muth zu haben, noch ferner sechs und vierzig zu vergähnen!“

„Gott sei Lob und Dank! es ist doch schon der achte Theil!“ dachte Lavinia.

Achtes Kapitel.

„Treten Sie nur herein, Herr Feldwebel! abgestäubt und geputzt haben Sie sich genug! Treten Sie näher, sage ich! Es ist eine wahre Schickung des Himmels, daß Sie heute nach Hause kommen, so daß Einer ein vernünftiges und reeles Wort reden kann, während die Herrschaften nicht zu Hause sind!"

Diese kleine Rede hielt die werthe Frau Brunsberg, indem sie mit eigenen kunstfertigen Händen einen Mittagstisch für zwei Personen deckte.

Es war ein Sonntag, die Hausvorsteherin allein zu Hause, und der Feldwebel, der während der letzten vierzehn Tage in den Geschäften seines Herrn verreist gewesen, war eben aus dem Wagen gestiegen, als er ohne alle weiteren Complimente von seiner guten und treuen Freundin angehalten und entführt wurde.

Es hatte lange, ja vielleicht ein Paar Jahre, zwischen dem Inspektor Stark und Frau Margaretha Brunsberg ein fast zärtliches Verhältniß Statt gefunden, doch daß es bis dato noch zu keiner Erklärung gekommen war, oder vielleicht nie zu einer solchen kommen sollte, das war wenigstens nicht Frau Margaretha's Fehler. Denn so viel ihre eigene Würde und Verschämtheit es erlaubten, hatte sie es den Feldwebel verstehen lassen, daß die Partie nicht nur für vollkommen passend erachtet werden könnte — sie war ja die Wittwe eines Unteroffiziers — sondern daß sie sogar fast nothwendig wäre, um nicht den Lästermäulern Spielraum zu lassen.

Doch siehe, Stark, in jeder Hinsicht ein bescheidener und stiller Mann, war in Liebessachen einfältiger als ein Kind. Er verstand weder ihre feinen Andeutungen, noch auch die reeleren Beweise ihrer Gunst, wenn sie aus der verborgenen Tiefe ihrer Commode ihre Eß- und Theelöffel, ihre Tischgedecke und die Quittungen ihrer Einlagen in die Sparbank, hervorholte.

Doch die Widerspenstigkeit des Herrn Stark hatte ihren Grund

nicht in dem Mangel seines Willens, die guten Absichten der Frau Brunsberg zu verstehen. Er war jetzt ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, und dachte nicht selten, wenn er mit einem andern Inspektor in der Nachbarschaft seine Pfeife rauchte, daran, wie ruhig und behaglich dieser es hatte. Stark hatte es wohl ebenfalls auf gewisse Weise ruhig und behaglich, so lange Frau Brunsberg dem Hauswesen auf Rosenborg vorstand und sein Zimmer, seine Möbeln und übrigen Sachen in Ordnung hielt; doch wenn sie wegzöge, da sollte er es gewiß erfahren, was es hieße, in seinen alten Tagen allein zu stehen.

Von dieser seiner Furcht sagte er ihr wohl in recht vertrauten Augenblicken das Eine und das Andere, und sie theilte dieselbe uneigennützig; doch zu dem Wagstücke, ihr eine Veränderung des gegenwärtigen Verhältnisses vorzuschlagen, dazu fehlte ihm der Muth gänzlich; denn es fiel ihm nie ein, daß ein Frauenzimmer, und am allerwenigsten die kluge, angenehme und ehrbare Frau Brunsberg die Güte haben wollte, seine Tage zu verschönern ...

„So? die Herrschaften sind also nicht zu Hause?" Der Feldwebel nahm den erbotenen Platz der Wirthin gegenüber ein, und diese belud artig und reichlich seinen Teller.

„Der Probst war in der Woche hier und lud sie auf heute zum Mittag ein; und da die gnädige Frau in die Kirche gehen wollte, so reisten sie früh."

„Nun; sonst sind sie wohl wie gewöhnlich nicht ausgewesen, kann ich mir denken?"

„Ja, meiner Seel', es kam in der vorigen Woche über den Rittmeister wie das Niesen: am Dienstage auf Ramstafors und am Freitage auf Kleswa. Fremde haben hier ebenfalls nicht gefehlt; dennoch aber glaube ich, unter uns gesagt, daß vieles fehlt ... Herr Feldwebel! ein Paar türkische Bohnen?"

„Hm!" sagte Stark, „es ist mir ebenfalls so vorgekommen, als wäre es nicht so ganz ... nein, ich danke ergebenst — nicht mehr — keine Bohnen mehr!"

„Wissen Sie was, Herr Feldwebel?"

„Nein!"

„Ja, obgleich ich hören und nicht hören und sehen und nicht sehen kann, so sage ich's doch so hier unter vier Augen, da wir hier in der besten Vertraulichkeit sitzen, und kein Mensch es hören kann, ich sage es rein heraus, der Rittmeister . . . ja, ja, ich sage es, ich."

Der Feldwebel legte das Messer hin und verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

„Herr Feldwebel, ich behaupte, ich, der Rittmeister ist gerade ein solcher Mann, mit dem keine Frau fertig wird, und darum . . .

„Darum? ja!" Stark nickte und war sichtbarlich schon vor der Hand einverstanden mit jedem Schlußsatze, den Frau Margaretha hinzufügen konnte.

„Darum wird aus seinen Ehen nimmermehr etwas anderes als Elend und Langeweile. Sie haben nicht mehr Gefühl für einander, als ein Paar Steine haben würden."

„Gott behüte uns!"

„Wie ich sage; und obgleich ich gewiß nicht verliebt bin, so sage ich doch auf mein Gewissen, falls ich je wieder heirathete, so würde ich wohl besser darauf achten, was der Priester Einem vorsagt, und dann könnte es mir nimmermehr einfallen, das Meinige gehen zu lassen, wie es wollte, so wie die gnädige Frau thut."

„Hm, was das betrifft — hm, hm! — so weiß sie wohl, daß die Haushaltung auf Rosenborg recht gut ging, ehe sie her kam."

„Das ist wahr, und ich will nicht leugnen, daß ich die Pique verstehe, die schön und gut gemeint war; aber wenn sie sich auch noch so sehr auf mich verlassen könnte, so müßte sie doch wohl wenigstens so viel thun, als zwei Strohhalme ins Kreuz legen, um den Leuten zu zeigen, daß sie hier Frau im Hause ist und nicht ich."

„Vielleicht ist die gnädige Frau . . . es schickt sich gewiß nicht

so zu sagen, aber es könnte doch möglich sein, daß sie, jung und fein wie sie ist, nicht recht erfahren wäre und . . ."

„Damit hat's keine Gefahr! Das glaubte ich im Anfange auch, und dachte daher, ich will ihr einmal den Puls fühlen; denn ist keine andere Noth da, so richte ich's schon so fein ein, daß sie nicht versteht, wie ich weiter sehe als die Nase reicht. Ich habe oft genug junge Frauen gehabt, die kaum wußten, ob die Eier gelegt werden, oder auf den Bäumen wachsen. Aber sehen Sie, wenn ich ihnen so viel sagte wie: ‚auf welche Art befehlen Ihro Gnaden, daß ich das oder das Gericht koche?' und es dann wieder hieß: ‚lassen Sie mich erst hören, Frau Brunsberg, wie Sie es zu kochen pflegen!' da wußte ich immer, wie es an der Zeit war, und erzählte ihnen die ganze Sache vom Anfang bis zu Ende. Auf diese Weise ging es denn täglich, bis sie zuletzt so viel gelernt hatten, daß sie im Stande waren, mir das anzubefehlen, was ich ihnen eingeübt hatte."

Der Feldwebel lächelte auf eine Art, welche seine Bewunderung über die Weisheit in diesem Verfahren vollkommen ausdrückte. Und befriedigt durch die stille Huldigung fuhr Frau Brunsberg fort:

„Doch sieh! der Knoten sitzt nun eben da, daß die gnädige Frau nicht zu dieser Art gehört. Als ich nämlich neulich fragte: ‚Wie befehlen Ihro Gnaden, daß ich den à la Daube, den Fischpudding und was es weiter war, koche?' so antwortete sie gleich: so und so, und das sagte sie reel ohne so viel wie eine halbe Messerspitze voll Muskatenblüthe zu stottern. ‚Doch,' sagte sie, ‚im Uebrigen machen Sie es wie Sie pflegen, Frau Brunsberg, ich bin mit dem Essen immer ausgezeichnet zufrieden gewesen.'"

„Wie vernünftig!" meinte der Feldwebel mit einer Art von stiller Andacht.

„O ja, sie ist eine vortreffliche Dame; wenn sie nur zeigen wollte, wozu sie taugt; doch davon bekommt der Rittmeister nie etwas zu wissen. Vorgestern, oder ob es am Donnerstage war —

nein, am Mittwoch war es — da kam sie hinab in die Küche; sie ist wahrhaftig nicht mehr als dreimal dort gewesen — Herr, du, mein himmlischer Vater, dreimal in zwei Monaten! und die selige gnädige Frau war dort wenigstens dreimal in der Woche, ja bisweilen vielleicht sogar dreimal am Tage . . . Nun, ich stand und rührte einen Brodpudding zusammen und wollte eben die Eier zerschlagen, da hörte ich, wie die Gans in der Pfanne zu zischen begann, als wäre sie toll und besessen: die Köchin Lena, dieses Vieh, hatte zu viel Feuer untergelegt . . . ‚Haben Sie die Güte, Ihro Gnaden!' sagt' ich und reichte ihr ohne Umstände die Schüssel und den Quast; und wahrhaftig sie begann so geschickt zu rühren und zu schlagen, als wäre sie eine alte Haushälterin, bis zufällig der Rittmeister herein kam und sie sah . . . . Sobald ich seine Schritte hörte, hielt ich die Gans nicht länger auf der Gabel fest, sondern ließ sie quatsch in die Pfanne zurückfallen, denn ich wollte sehen, wie es ihm gefiele, die junge Frau in Arbeit zu sehen . . . ‚Behüte!' sagt' er, ‚liebe Lavinia, ich glaube kaum, daß wir uns hier jemals getroffen haben!' Und mit diesen Worten (denn er sah sogleich, daß die gnädige Frau im Gesichte roth wurde wie ein Truthahn) zog er sich rückwärts wieder hinaus. Und sie war ebenfalls nicht faul, die Küche zu verlassen, wenn auch auf einem andern Wege."

„Das war sehr sonderbar — sie brauchte sich doch wohl nicht zu schämen?"

„Das ist's ja eben, sage ich, was ich nicht begreife. Aber es wird auch bei Gott dem Rittmeister schwer, daß er sich in solchen Haushaltungsfragen an mich wenden muß, die er früher immer mit der seligen gnädigen Frau besprach. So letztlich, als Korn nach der Mühle geschickt werden sollte — ich schämte mir beinahe die Augen aus dem Kopfe, als er bei Tische in Gegenwart der gnädigen Frau mich fragte, wie es mit dem Waizenmehl, mit der Grütze und so weiter wäre, ob ich auch noch Vorräthe hätte, und

ob ich mehrere Spezereien brauchte, da er nun doch in die Stadt schicken wolle, und so weiter. Die gnädige Frau saß wirklich da wie das fünfte Rad am Wagen. Verrückter aber ging es doch noch vor einigen Tagen zu, da ich zufällig aus dem Wege war und der Spinnmeister Wolle haben sollte. Die Wollkammer hatte die selige gnädige Frau stets unter sich. Nun gut! Lotta lief zur gnädigen Frau; doch, sie hatte weder den Schlüssel, noch wußte sie das Geringste von der Wolle. Und Lotta mußte zum Rittmeister gehen, und dieser mußte selbst zugegen sein — o, es war wohl das erste Mal — während Lotta abwog."

„Hm, hm! daraus werde ich nicht klug. Geht der Rittmeister noch immer so viel auf die Jagd? Ich glaube fast, er thut es meistens darum, weil ihm hier zu Hause die Zeit lang wird."

„Ja, ich kann mich nicht entsinnen, daß er jemals an einem Herbst so gelaufen ist; doch in diesen beiden letzten Wochen ist er gerade nicht so oft aus gewesen ... Aber, Herr du mein Gott! wir plaudern hier ja so lange, daß der Bouillon kalt wird."

„Ja, ja, so geht's, wenn man in den Zug kommt. Aber ich kann nicht begreifen, warum der Rittmeister die gnädige Frau nahm, wenn er sie nicht leiden mochte."

„Das ist das Sonderbarste von der ganzen Geschichte, und ich glaube positiv, daß er sie doch ein wenig leiden mag, obgleich er bisweilen steifer und kälter ist als die Steinbilder im Salon und ebenso unbeweglich dazu; er kann ja stundenlang sitzen und sie nicht einmal so viel „ekstimiren," daß er ein Wort mit ihr spricht."

„Aber wie sollte er dennoch — hm ..."

„Ja, zwei Morgen, da ich im Salon zu thun hatte, habe ich ihn neben dem Ofen im Besuchzimmer stehen und in den Spiegel schielen sehen, denn in diesem kann man durch die Schlafzimmerthüre, die immer halb offen steht, das Fenster und die Toilette sehen."

„Ist das denn so merkwürdig?" sagte der Feldwebel sehr verwundert.

„O, das ist eben nicht merkwürdig; aber er besieht sich das Fenster und die Toilette wohl nicht so sehr, kann ich mir denken, als vielleicht schlecht und recht die gnädige Frau selbst, die dort jeden Morgen sitzt und ihre schönen Haare kämmt. Und als ich gestern ganz unverhofft in's Zimmer trat — meiner Seel', ich wußte nicht, daß er da war! — so wurde er roth wie Blut im Gesichte und sagte, er suche sein Schnupftuch."

„Sollte denn wohl sie ihn nicht leiden mögen?"

„Das begreife wer da kann! Wenn er bei ihr sitzt, so habe wenigstens ich, wenn ich etwas dort zu thun hatte, nicht viele Worte von ihnen vernommen, außer wenn von den Kindern die Rede war. Und die Gerechtigkeit muß man ihr angedeihen lassen, daß sie gegen diese ganz wie eine rechte Mutter ist: sie näht ihnen Kleider und Puppen, sie spielt mit ihnen und hat sie fast beständig um sich ... Aber was wollte ich doch sagen? ... ja, wenn er nicht zu Hause ist, besonders nun in der letzten Zeit, so muß ihr doch die Zeit lang werden; denn sie ist mehrmals in den Saal hinausgegangen und hat sich an's Fenster gestellt, obgleich sie gewiß dort nie gestanden, wenn er nach Hause gekommen ist — außer etwa hinter der Gardine. Aber leiden mag sie ihn doch nicht; denn thäte sie das, so würden sie gewiß besser mit einander fertig."

„Ganz richtig — es ist klar wie der Tag, daß sie nicht für einander passen."

„Wenigstens gibt es gewisse andere Leute, die vielleicht besser als Mann und Frau passen."

„Sehr wahr — zum Beispiel die Herrschaften auf Klefwa."

„O, die brauchen wohl eben nicht zum Beispiel zu dienen!" entgegnete Frau Brunsberg halb ärgerlich, indem sie aufstand und eine von den Dienstmädchen rief, um das Mittagessen abzutragen.

Der Feldwebel ging gleich darauf in sein Zimmer, erschien jedoch bald wieder mit seiner Pfeife, denn er hatte ein für alle Male die Erlaubniß erhalten, beim Kaffee zu rauchen.

Frau Brunsberg war jetzt dabei, in ihrer Commode aufzu-

räumen — ihre gewöhnliche Sonntagsarbeit, wenn keine Fremden auf Rosenborg waren.

„Kommen Sie, mein lieber Herr Feldwebel, und helfen Sie mir diese Kleinigkeiten einwickeln! Bei Gott, die Herrschaften sind so gütig gegen mich gewesen, daß ich bald, oder richtiger in jedem Augenblicke mit Leinwand und Silber meine eigene Wirthschaft anfangen kann!“

Während Frau Margaretha Brunsberg ihre gutgemeinte aber undankbare Arbeit fortsetzt, dem geistlich blinden Liebhaber die Augen zu öffnen, welcher ganz artig und einfältig dasitzt, das Papier glatt streicht und die Löffel einwickelt, wollen wir die Neuvermählten auf ihrer Reise zur Kirche begleiten.

Neuntes Kapitel.

An der Seite ihres Mannes stieg Lavinia den Kirchberg hinauf. Mit Bewunderung betrachteten die Leute das schöne Paar. Unter sich aber flüsterten einige Bauersfrauen: „Man erzählt, es soll nicht alles gut zwischen ihnen stehen, und sehr verliebt sehen sie auch wirklich nicht aus. Nein, anders war es, als der Baron auf Klefwa seine junge Frau nach Hause führte: sie konnten kaum die Augen von einander hinweg bekommen; aber der Rittmeister, der Unartige, sieht seine Frau kaum an, obgleich sie wohl zehnmal schöner ist, als die Freiherrin in ihrer Schönheitszeit war.“

Der Rittmeister, zu dessen Ohren einige Anmerkungen dieser Art drangen, wurde noch abgemessener als gewöhnlich. Doch mußte er einen unvermerkten Blick auf seine Frau werfen, um zu sehen, ob sie wirklich so schön wäre. Nun aber wollte das Unglück, daß in diesem Augenblicke auch Lavinia einen heimlichen Blick auf ihren Mann warf. Ihre Augen begegneten sich, und sie schienen beide überrascht zu sein, daß sie sich auf etwas ertappten, das noch

fremder war, als die gewöhnliche kalte Höflichkeit und die nicht seltene Verlegenheit.

In dem erwähnten gemeinsamen Augenbesuche lag nämlich eine gewisse Unruhe; eine gewisse bängliche Unruhe, daß die Leute so viel wissen sollten. Sichtbarlich hatte auch Lavinia etwas gehört, und unwillkührlich reichte der Rittmeister seiner Frau den Arm, da sie jetzt den letzten steilen Abhang hinaufstiegen.

Der eine von den Kirchenstühlen, die Rosenborg zugehörten, war auf dem Chore, und man befand sich in demselben so abgeschieden wie in einer Theaterloge. Die jungen Herrschaften hatten sich zurecht gesetzt, und Lavinia erhob sich wieder von dem stillen Gebete, als sie auf dem Chore ihr gegenüber in einem ähnlich gebauten Stuhle ein junges, schönes, aber sehr blasses Frauenzimmer erblickte, deren Wangen aber schnell von einer leichten Wolke gefärbt wurden, als sie mit einer langsamen, fast demuthsvollen Senkung ihres Hauptes den tiefen und achtungsvollen Gruß des Rittmeisters erwiederte.

Seitwärts warf Lavinia einen Blick auf ihren Mann; doch seine Augen ruhten noch auf dem Frauenzimmer in der Bank gegenüber, und als er sich darauf zurückzog und sich an die Rücklehne legte, so entfuhr seinen Lippen ein Seufzer.

Als die Bänke sich nun nach und nach mit Menschen füllten, so bemerkte Lavinia mit Verwunderung, daß das junge Frauenzimmer immer mehr mit einer fast zudringlichen Aufmerksamkeit belästigt wurde.

Man betrachtete sie von allen Seiten, man warf die Augen bald mit dem Ausdrucke der Verwunderung, bald mit einem übertriebenen Bedauern zu ihr auf, und aus den herrschaftlichen Stühlen vorne im Chore schoß unter den Hüten der Mamsellen mancher Blick von durchbohrender Schärfe auf das junge bleiche Mädchen herauf, deren Augen sich immer tiefer in das Psalmbuch senkten.

„Ich bitte Dich, meine Liebe,“ sagte der Rittmeister und beugte

sich mit einer redenden Geberde zu seiner Frau, „sei so gütig und grüße das Frauenzimmer im schwarzen Hute hier gegenüber, wenn sie wieder aufsieht!“

„Wer ist sie denn?“ fragte Lavinia.

„Ein junges unglückliches Mädchen, das . . . doch bedarf sie wohl einer andern Fürsprache, als daß sie unglücklich ist?“

„Und daß Du Dich für sie interessirst?“

„Wie Du beliebst; ich interessire mich wirklich für sie.“ Der Rittmeister wendete sich von seiner Frau mit einer bei weitem weniger liebenswürdigen Miene, als womit er sie vor einem Augenblicke angeredet hatte.

In Lavinia's Kopfe begannen verschiedene Gedanken sich zu bilden, ohne gleichwohl in eine bestimmte Form kommen zu wollen . . . . Warum interessirte Ludwig sich für dieses Mädchen? Er, der sonst keineswegs für Frauenzimmer gefühlvoll zu sein schien, zeigte jetzt eine so ausdrucksvolle Achtung, daß er sogar verlangte, seine Frau sollte eine Person grüßen, die noch kein Mensch gegrüßt hatte!

Lavinia wußte nicht, konnte gar nicht begreifen, warum es ihr einfiel, über eine so einfache Sache Anmerkungen zu machen; doch je weniger sie begriff, um so mehr wollte sie begreifen. „Es ist klar,“ sagte sie bei sich selbst, „daß er einen guten und schönen Zweck vor Augen hat: doch kann es kaum mehr als einen geben. Sobald ich gegrüßt habe, werden sich alle Augen auf mich richten. Ich möchte so gerne, so herzlich gerne das arme Kind grüßen, wenn er nur nicht neben mir säße; nun aber wird man ahnen, daß ich es nach einer Aufforderung thue — und weiß wohl ich selbst, was ich damit thue? . . . Wenn . . . nein . . . sie erröthete wirklich! . . . O, das bedeutet gewiß nichts . . . doch auf jeden Fall, sich so blind in eine Forderung fügen, die wenigstens sonderbar ist, das . . .!“

Jetzt wollte der Zufall, daß erwähntes Frauenzimmer aufblickte, und zwar gerade auf den Stuhl, in welchem der Rittmeister

und seine Frau saßen; doch ehe noch Lavinia, welche unglücklicher Weise eben in die streitigsten Schlüsse gekommen war, einen Entschluß gefaßt hatte, war die Gelegenheit schon vorbei, und der Blick, welcher sie jetzt aus dem Auge ihres Mannes traf, zeigte ihr etwas, das fast der Verachtung glich.

Lavinia's Wangen begannen zu glühen, und ihr Herz gewaltsam zu schlagen. Bitter bereute sie es nun, daß sie nicht gegrüßt hatte; und dennoch, da das Mädchen zum zweiten — dem letzten — Male aufblickte (denn nachher verließ ihr Auge den Prediger nicht), so hatte Lavinia nicht den Willen, ihren Mann zu versöhnen; denn seitdem er sich zuletzt von ihr hinwegwendete, saß er so steif und starr da, daß er sich nicht einmal darum bekümmert hatte, als Lavinia, die etwas kurzsichtig war, sich einige Male zu ihm gewendet hatte, um nach der Nummer des Liedes zu fragen ...

Der Gottesdienst war zu Ende. Man verließ die Kirche.

Diesmal mußte Lavinia ohne Beihülfe ihres Mannes sich so gut sie konnte die steile Anhöhe hinunter begeben, und die Art und Weise, womit er ihr in den Wagen half und selbst an ihrer Seite Platz nahm, war ebenfalls nicht viel versprechend.

Eine Zeitlang schwiegen Beide, und Gott weiß, ob sie auf dem ganzen Wege zum Pfarrhofe geredet hätten, wenn nicht Beiden ein und derselbe Gegenstand zu gleicher Zeit in die Augen gefallen wäre.

Eine kurze Strecke vor ihnen ging, anmuthsvoll und vorsichtig dicht am Rande des Grabens das Mädchen mit dem schwarzen Hute und den lilienweißen Wangen. Sie war gut, ja sogar geschmackvoll gekleidet; doch ihre Haltung und ihr Gang verriethen, daß die elastische Jugendfrische von ihr gewichen war.

Ein Gefühl herzlichen Mitleids erfaßte Lavinia's warmes Herz, ein Gefühl, das zu rein war, um einem einzigen der kleinen Nebengefühle, die noch so eben den Grund ihrer Seele getrübt hatten, Raum zu gewähren. Deutlicher als da sie ausgesprochen wurden, wiederhallten nun die Worte des Rittmeisters in ihren

Ohren: „Bedarf sie wohl einer andern Fürsprache, als daß sie unglücklich ist?“ Und da man nun die Unbekannte beinahe eingeholt hatte, so legte Lavinia die Hand auf den Arm ihres Mannes und sagte mit milder Ueberredung: „Bester Ludwig! Laß uns ihr einen Platz in unserem Wagen anbieten, so weit wir ihren Weg fahren!“

„Wolltest Du das?“ fragte der Rittmeister mit erheitertem Blick. „Sollte es möglich sein, daß Du jetzt anders denkst, als da ich dich in der Kirche bat, sie zu grüßen?“

„Ich hatte nicht Zeit, etwas zu denken, oder um ganz aufrichtig zu sein, ich wurde von so vielen Gedanken überrascht, daß ich zu keinem Schlusse kam. Jetzt dagegen — ach, ich bitte Dich, befiehl dem Kutscher zu halten!“

„Erst muß ich Dir aber sagen, daß dieses arme Mädchen, die Tochter eines verstorbenen Hülfspredigers dieser Gemeinde, zu den gefallenen Engeln gehört. Daher kam die Unverschämtheit, mit welcher man sie zu betrachten ein Recht zu haben vermeinte, als sie einmal sich erdreistete, in Gottes Haus zu kommen, als ob es nicht für Alle da wäre. Die Heuchlerinnen! Ich kann diese Sicherheit, diesen Stolz nicht ausstehen, der von einem Mangel an Herz und Erziehung zeugt . . . halt, Johnson!“

Der Wagen hielt.

„Mamsell Rehnman!“ sagte der Rittmeister und beugte sich so weit aus dem Wagen hinaus, daß die Kirchleute sowohl vor als hinter ihnen ihn hören mußten, „meine Frau frägt, ob nicht Mamsell Marie mit uns fahren will? der Weg ist schlecht!“

Das Mädchen wendete sich um, und Lavinia erstaunte über den Eindruck, den die Unbekannte auf sie machte — oder kam dies vielleicht daher, weil diese selbst sehr verlegen und tief erschüttert war? Marie Rehnman heftete ihr Auge nur eine Sekunde auf Lavinia; aber dieser kurze Blick enthielt dennoch eine so warme Dankbarkeit, ein so reines, herzliches und verschämtes Gefühl, daß Lavinia's Theilnahme sich verdoppelte.

„Ich danke unendlich,“ sagte sie mit einer Stimme des sanf-

testen Wohllautes; „aber ich bin nicht müde, nicht im mindesten!“ Und ohne eine neue Einladung abzuwarten, verneigte sie sich tief und ging weiter.

„Fahr' zu, Johnson!“

Und wie ein Blitz fuhren sie an der schönen Fußgängerin vorüber.

„Die verscheuchte Taube war froh, den Kopf unter ihrem eigenen Flügel verstecken zu können,“ sagte der Rittmeister. „Inzwischen danke ich Dir für Deine Güte, liebe Lavinia! Ich hoffe, der armen Marie wird es gut sein, daß Du ihr und allen, die es gesehen haben, gezeigt hast, daß Du sie nicht verachtest.“

„Behüte mich Gott davor! Ich weiß ja nichts von ihrem Unglücke.“

„Kein Mensch weiß etwas davon; aber man verachtet sie um so mehr, weil man nichts weiß, nichts errathen kann.“

„Das ist in der That allzu grausam!“

„Marie ist gefallen; doch ist sie weder hierhin noch dorthin gereist, um ihre Schande zu verbergen. Sie ist zu Hause geblieben und hat lieber gelitten, geweint und sich in den Staub treten lassen, hat lieber zugelassen, daß die giftigen Zungen ihren Ruf zerrissen, die giftigen Blicke sich in ihr Herz einbrannten, als daß sie ihr Kind, dieses Andenken an ihre Liebe und ihr Unglück, von sich gelassen hat.“

„Arme, arme Marie! wie bitter, wie schrecklich muß nicht ihr Leben sein!“

„Ohne Zweifel wäre der Tod einem solchen Leben bei weitem vorzuziehen; doch in ihrem frommen und christlich ergebenen Gemüthe — Marie ist von der achtungswerthesten und vortrefflichsten Mutter erzogen — findet nicht einmal ein Wunsch nach Befreiung Raum: sie glaubt verdient zu haben, was sie leidet. Aber wie ganz anders würde sie wohl handeln, wenn die Reihe einmal an diese ihre stolzen Mitschwestern käme, die ihr nun so verächtlich den Rücken zeigen!“

Je mehr Lavinia ihren Mann reden hörte, desto größer wurde ihre Ueberzeugung von der Unrichtigkeit der wechselnden Gedanken, die sie anfangs gehegt hatte. Doch ehe der Abend kam, sollte sie schon wieder in diesen Gegenstand hinein geworfen werden, nur mit dem Unterschiede, daß der Weg, den sie anfangs nicht sehen konnte, jetzt bezeichnet und gebahnt war, und der Einbildung einen großen Raum übrig ließ, um auf demselben hin und her zu fahren.

In der Mittagsgesellschaft, an welcher die Neuvermählten von Rosenborg und viele der Kirchengäste mit ihnen Theil nahmen, wurde verschiedenes über „die unglückliche Person" Marie Rehnman geflüstert. Und man war höchlich verwundert, daß gewisse Personen, besonders solche, von denen man meinte, sie thäten am besten, nichts zu sehen, so „horribel familiär" gewesen wären. Aber es läge etwas Lächerliches darin, daß der Hochmuth gewisser Personen so stark wäre, daß sie meinten, sie könnten nie etwas Unpassendes thun.

Von diesen kleinen geheimnißvollen Mittheilungen war gleichwohl noch kein einziges Wort bis zu Lavinia hindurchgedrungen, als sie, ermüdet von dem einförmigen Gespräche um sich her, in das leere Schlafzimmer trat, um einen blühenden Rosenstock zu betrachten, der ihr so angenehm durch die Thür zuwinkte.

An dieses Zimmer aber stieß die Kammer der Mamsellen, und von hier aus hörte sie nun in dem Augenblicke, da sie sich hinabbeugte, um dem schönen Gewächse eine Rose zu rauben, folgende Worte:

„Wie ich sage, er läßt sich durch seine Verheirathung nicht geniren, sondern fährt fort, sie zu besuchen unter dem Vorwande — behüte Gott! — daß er auf die Jagd gehe."

Mit einer heftigen Bewegung erhob Lavinia das Haupt und blickte auf die Thür, von welcher sie diese allzu deutlichen Worte gehört hatte... Noch hatte inzwischen kein Name ihr Ohr erreicht; sie wollte glauben, daß sie sich getäuscht hatte: das Gesagte betraf sie nicht, konnte sie nicht betreffen.

Doch nach einigem Flüstern begann die vorige Stimme von Neuem:

„Und gerade in Gegenwart seiner Frau so schamlos zu sein, sie zu grüßen! Marie, die Gans, hatte doch noch wenigstens so viel Scham im Leibe, daß sie roth wurde, sobald sie ihn zu sehen bekam. Ich saß gerade so, daß ich alles sehen konnte. Und dann war es wohl für eine Frau der gemeinste Skandal, den man sich denken kann, daß er in ihrem Namen seine Maitresse einlud, mit ihr in einem Wagen zu fahren."

„Ja, ich gestehe," äußerte eine andere Stimme, „daß ich die arme Frau C—slöld von Herzen bedauere. Sie scheint gar nicht davon zu träumen, daß sie mit dem schamlosesten Manne verheirathet ist, der noch je eine Frau betrogen hat; und so lange es ihm gelingt, sie so zu halten wie bisher, kann sie auch nichts erfahren, denn Frau Brunsberg ist meiner Treue so instruirt, daß sie, wie sie immer selbst sagt, sehen und nicht sehen, hören und nicht hören kann. Aber gewiß kann man sich ärgern, wenn man die Sicherheit des Herrn Rittmeisters sieht: er nimmt sich einen Ton heraus, als ließe es sich gar nicht denken, daß irgend ein Mensch es wagen könnte, zu bezweifeln, daß sein Thun und Lassen (und wäre es auch noch so toll) verständig und passend ist. Ja, ich glaube sogar, er ist hochmüthig genug, zu glauben, daß gerade seine Offenheit gegen Marie Rehnman ihn über jeden Verdacht erhebt."

„O nein, Du, so dumm ist er nicht!" entgegnete die Erste. „Er weiß es gewiß recht gut, daß er nicht der ganzen Gegend eine Nase drehen kann; doch so, wie er nun einmal die Sache genommen hat, weiß er auch, daß Niemand es wagt, ihm zu zeigen, was alle Menschen wissen."

Nach diesen Worten entstand in dem inneren Zimmer eine kleine Bewegung, und Lavinia, die so erschüttert war, daß sie fast nicht von der Stelle konnte, wußte kaum, wie sie wieder in das Besuchzimmer kam.

Als sie sich eben gesetzt hatte, um mit aller möglichen Fassung der Pröpstin zuzuhören, und mit ihr einige wichtige Angelegenheiten der Haushaltung zu verhandeln, trat der Rittmeister aus dem Zimmer der Herren ein und fragte seine Frau, ob er befehlen sollte, daß angespannt würde.

„O, es ist noch allzu früh!“ versicherte die Pröpstin.

Doch Lavinia, die nichts Höheres wünschte, als so schnell wie möglich dieses schrecklichen Zwanges erledigt zu werden, erklärte augenblicklich, daß sie fertig wäre, und daß sie für diesmal dem Vergnügen länger zu bleiben, entsagen müßte, weil sie den ganzen Tag von den fürchterlichsten Kopfschmerzen gepeinigt worden wäre.

Eine Viertelstunde später saßen die Herrschaften im Wagen.

Die beiden Gatten lehnten sich in die beiden Ecken des Wagens, und man vernahm keinen andern Laut, als den der rasselnden Räder. Endlich änderte der Rittmeister die Stellung und streckte den Arm so weit aus, daß derselbe Lavinia's Leib berührte.

In diesem Augenblicke war es ihr aber ganz unmöglich, sich in eine solche Vertraulichkeit zu finden. So ruhig ihr Aeußeres zu sein schien, so völlig erregt war ihr Inneres. Sie fühlte einen mit Verachtung gemischten Abscheu gegen diesen Mann, der es so kühn gewagt hatte, sie zu beleidigen, daß er sogar begehrt hatte, sie, seine Gattin, sollte öffentlich die Mamsell Rehman grüßen ... Unwillkührlich entzog sie sich der Berührung seines Armes, der sie durch Mantel und Kleid brannte.

Doch der Rittmeister verstand Lavinia's Bewegung nicht recht. Er glaubte, sie wollte nur eine bequemere Stellung haben, und sagte mit der weichen, einnehmenden Stimme, welche, obgleich sie von ihm kam, ihr so höchst angenehm war: „Lehne Dich an meine Schulter, beste Lavinia!“ Und mit diesen Worten berührte er sie nicht allein; sondern er schlang wirklich seinen Arm um ihren Leib und rückte ihr näher, damit sie ihr Haupt so anlehnen könnte, wie sie es am besten fand.

Lavinia beabsichtigte sich mit einem: „Nein, ich danke, ich

sitze gut!" noch weiter in die Ecke zurück zu ziehen; doch ehe noch diese Worte über ihre Lippen gekommen waren, lag schon ihr Haupt ohne alle Mitwirkung von ihrer Seite an Ludwig's Schulter, und sie dachte jetzt: „Ich bin gezwungen, es einige Minuten zu ertragen, um ihn nicht zu beleidigen ... Aber was fällt ihm heute Abend ein?" Sollte es möglich sein, daß er eine verbrecherische Verbindung unterhielte? Sollte er wohl meinen Vorschlag, ihr einen Platz in unserm Wagen zu bieten, angenommen haben, wenn darin etwas Kränkendes für mich gelegen hätte? Es muß alles Verläumdung sein ... Doch was es auch sein mag — habe ich wohl ein Recht, seine Treue zu fordern? Noch zehn Monate, und es ist alles vorbei, und meinetwegen mag er also gerne seine Maitresse behalten, wenn er mich nur nicht durch solche Ansprüche wie heute beleidigt ... Gleichwohl fordert vielleicht auch unser Verhältniß eine gewisse Delicatesse ... Sie erröthete wirklich, als sie ihn erblickte — das ist etwas, was ich selbst sah, und nicht bloß von Andern hörte."

Während die sich hin und her kreuzenden Widersprüche Lavinia's Seele beschäftigten, verging die eine Minute nach der andern, bis der Wagen einen Stoß erhielt, der sie daran erinnerte, die Stellung zu ändern.

„Jetzt ist der Weg so eben," sagte der Rittmeister, „daß ich nicht glaube, Du werdest weiter beunruhigt werden. Ich denke ebenfalls ein Schläfchen zu versuchen: es ist immer schlafbefördernd, im Dunkeln zu fahren."

„Ich genire Dich nur!"

„Wenn Du den Platz nicht selbst zu unbequem findest, so genirst Du mich gewiß nicht."

„Daß er nicht begreifen will, wie viel mehr ich genirt bin!" dachte Lavinia, meinte aber dennoch, sie könnte es nicht abschlagen, ihr Haupt wiederum an seine Schulter zu legen; denn es lag eine ganz unbegreifliche Macht in seinem Willen, wenn er diesen Ton gebrauchte.

So setzten sie die Reise weiter fort und zwar schweigend.

Der Rittmeister schien wirklich zu schlafen, und Lavinia athmete so leise, daß er von ihr dasselbe glauben mußte. Jetzt aber ermüdete Lavinia, so unbeweglich zu sitzen; sie mußte nothwendig den Arm ein wenig bewegen — und zu ihrer allergrößten Bestürzung fühlte sie nun, daß das Herz ihres Mannes so schnell und stark klopfte, daß die Schläge einander fast jagten.

Augenblicklich mußte der unglückliche Arm sich eine neue Stellung suchen.

Die gemachte Entdeckung hatte inzwischen nicht nur ihre Wangen gefärbt, sondern auch ihr eigenes Herz in starke Bewegung gesetzt. Doch um wie viel stärker würde ihr Erröthen wohl gewesen sein, um wie viel schneller würde ihr Herz geschlagen haben, wenn sie daran gedacht hätte, daß er, dessen Arm leicht und nachlässig sie umschlang, vielleicht in diesem Augenblicke dieselbe Entdeckung machte, und sich eben so wunderte wie sie.

Falls Lavinia's Gedanken in diese Richtung gerathen wären, so würden sie die Wahrheit vollkommen getroffen haben.

„Er schläft nicht," sagte sie, „warum stellt er sich denn so? ... warum schlägt sein Herz so, wie ... wie ich mir nie habe vorstellen können, daß es im Stande wäre zu schlagen ... das ist wirklich ... wirklich wunderbar!"

„Sie schläft nicht," sagte er. „Ihr Herz schlägt — doch warum? Ist sie verlegen, beunruhigt, belästigt? Fehlt ihr vielleicht der Muth, zu sagen: es peinigt mich, so zu sitzen? ... Oder wäre es möglich, daß sie ... unmöglich, unmöglich!"

Lavinia erhob sich. „Ich bin jetzt nicht im mindesten schläfrig. Sieh, Ludwig, wie romantisch dort am Waldsaume das Licht schimmert."

„Dort ist die Wohnung der armen Marie Rehnman; dort wohnt sie mit ihrer Mutter."

Wie durch einen Zauberschlag war Lavinia's Selbsttäuschung verschwunden; doch bemühte sie sich, die plötzliche Veränderung

nicht in der Stimme laut werden zu lassen, als sie fragte: „Du nimmst also einen herzlichen Antheil an dem Schicksale des armen Mädchens?"

„Ja, ich interessire mich innig für sie. Niemand weiß oder ahnt gleichwohl wie herzlich."

„Wie herzlich?"

„Ja, ich sage so, gute Lavinia; denn in diesem Augenblicke, dem ersten wahrhaft vertraulichen zwischen uns, will ich Dir gestehen, daß ich eine Zeitlang daran dachte, Marie zu meiner zweiten Gattin zu wählen. Ihre häuslichen Tugenden, die Reinheit ihres Herzens und ihre angeborene Anmuth machten es mir möglich, bei diesem Gedanken zu verweilen."

Lavinia war nahe daran, von dem Vertrauen ihres Mannes erstickt zu werden. Mit Mühe stotterte sie hervor: „Warum änderteſt Du denn Deinen Entschluß?"

„Weil sie, schon ehe ich mit meinen Ueberlegungen zu einem Entschlusse gelangt war, unwürdig wurde, meinen Namen zu tragen."

„Welch ein hartherziger Barbar, welch ein verächtlicher Egoist! ... und ich glaubte, die Leute hätten sich aus Bosheit wider ihn verschworen! ... Nein, auf keinen Mann kann ein armes Weib sich verlassen! ... Ludwig schien mir gleichwohl mit seinem Ernste, seiner Offenheit, seinem kalten aber festen Charakter, nicht im Stande zu sein, zu betrügen, und übertrifft sie zuletzt noch Alle."

Da Lavinia auf seine letzten Worte keine Antwort gab und weiter keine Frage that, so schwieg Ludwig, beleidigt durch ihre Gleichgültigkeit bei einem Vertrauen, das nur seine vorhergehende Gemüthsstimmung hatte hervorrufen können. Lavinia lag noch weniger daran, den Gegenstand von Neuem zu verhandeln, und so kam man in einer Stimmung nach Hause, welche die Einsamkeit zu dem Liebsten von Allem machte.

„Meine Kopfschmerzen haben in einem solchen Grade zugenommen, daß ich um Entschuldigung bitten muß, wenn ich nicht zu Tische komme!“ sagte Lavinia, indem sie sich leicht vor ihrem Manne verneigte. Er beantwortete ihr Compliment nur mittelst einer stummen Verbeugung.

Als sie verschwunden war, so warf er sich augenblicklich auf einen Sofa im Saale. Seine Wangen brannten, seine Augen hatten einen Glanz, der dort selten zu finden war, und auf seinem Antlitze wechselten die verschiedenartigsten Ausdrücke. Bald fuhr eine Wolke der tiefsten Niedergeschlagenheit über dasselbe, bald wieder ein Schein der lebhaftesten Freude und dann ein Blitz des Zornes.

Man sah es deutlich, daß seine Seele darnach strebte, eine Masse der verschiedenartigsten Gefühle zu ordnen, welche sich alle zu gleicher Zeit einen Ausweg suchen wollten, aber so schnell, daß sie sich gegenseitig den Weg versperrten.

„Es ist servirt, Herr Rittmeister!“ sagte Frau Brunsberg, indem sie mit ihrem freundlichen Lächeln eintrat.

„Danke! ich bin aber nicht hungrig. Lassen Sie mir nur ein Glas Milch auf mein Zimmer bringen.“

„Sieh so, mein lieber Herr Feldwebel!“ verkündigte die werthe Hausfrau, indem sie wieder die Schwelle des Speisesaales betrat, „nun steht es, Gott sei Lob und Dank, so, daß man das Essen abschafft! Es schmeckt nicht, kann ich denken, weil die gnädige Frau nicht Lust hat, zu Tische zu kommen. Und doch weiß ich noch recht gut, daß er den Appetit nicht verlor, wenn die selige gnädige Frau solche Einfälle hatte. Nun, ich weiß kein Wort, denn ich kann, Gott sei Lob und Dank, sehen und nicht sehen, und hören und nicht hören. Aber gibt es hier nicht am Ende ein lebendiges Spektakel, so sollen Sie mich eine Gans nennen! Sind Sie, Herr Feldwebel, wohl jemals von einer Geschäftsreise — und noch dazu von einer so langen und weiten, wie diese — zurückgekommen, ohne sogleich vorgefordert zu werden?“

„Nein, wahrhaftig, ich kann mich nicht entsinnen."

„Nein, nein — ich entsinne mich ebenfalls nicht, wann er nicht nach den Kindern gefragt hätte, die sonst immer sein erstes Wort waren."

Zehntes Kapitel.

In dem Kabinette vor dem längst niedergebrannten Feuer saß einige Stunden später Lavinia.

Sie hatte die Kleidung, welche sie am Tage getragen, abgelegt und sich in eine kleine blaue seidene Kontusche gehüllt, die sich anmuthig an ihren freien und geschmeidigen Wuchs schmiegte. Das Haar ringelte sich frei um die Schulter, und die kleinen Füße, die sich in wattirten Pantoffeln verbargen, ruhten an dem Kranz des Ofens. Sie saß gedankenvoll an dem Tische, auf welchem eine Lampe brannte, deren Schein nicht nur auf sie fiel, sondern auch auf ein Kästchen von Ebenholz, welches vor ihr stand und dessen Schlüssel sie mechanisch zwischen den Fingern hin und her gleiten ließ.

Lavinia's schöne Züge, gewöhnlich von einer sanften und klaren Ruhe gezeichnet, offenbarten in diesem Augenblicke die ganze Unordnung in ihrer Seele: über ihre Wangen, welche jetzt roth und heiß brannten, floßen langsam ein Paar Perlen herab, welche sich unter den schützenden Augenfransen hindurch geschlichen hatten.

Noch nie hatte ihr Herz so heftig, wie in diesem Augenblicke, die Bitterkeit empfunden, allein zu stehen, kein Wesen zu besitzen, zu welchem sie mit Vertrauen fliehen konnte. Und doch — hätte Lavinia auch wirklich ein solches Wesen gehabt, so würde sie nichts desto weniger ihren Schmerz für sich behalten haben; denn ihre Seele war allzu stolz, allzu verschlossen, als daß sie irgend einem menschlichen Auge die Wunde hätte entdecken wollen, die nun schon beinahe zehn Monate lang in ihrer Brust gebrannt hatte.

„Und dieses, dieses noch dazu!“ seufzte sie, indem sie das alte und das neue Verhältniß mit einander verwechselte . . . „Ist es wahr, fährt er fort, sie zu besuchen, so halte ich es hier kein Jahr aus! . . . Da ich den Namen seiner Gattin trage, so muß er diesen Titel auch respektiren, obgleich es mir im Uebrigen ziemlich gleichgültig sein kann.“

Und ihr Haupt sank immer tiefer auf die Brust hinab. „Ich begreife dieses nicht!“

Lavinia konnte und wollte nicht begreifen, warum diese Sache ihr nicht gleichgültig sein sollte. Sie hatte Ludwig gewählt, weil er sie weder mit Aufmerksamkeit noch mit Ansprüchen belästigte. So wie er damals vor ihr stand, erschien er ihr nichts weniger, als interessant oder liebenswürdig, was aber vielleicht doch großentheils eine Folge der geistigen Finsterniß war, welche die Betrübniß — trotz ihrer Bemühung, sie zu verbergen — über ihre eigene Seele geworfen hatte. Inzwischen, so unbegreiflich, so sonderbar es ihr auch vorkam, so konnte sie es sich doch selbst nicht verhehlen, daß er von dem Tage ihrer Vereinigung an, oder richtiger von dem Augenblicke an, wo er so bestimmt ihre Scheidung angekündigt, für sie ein Interesse erhalten hatte, welches — sein Charakter mochte sich offenbaren in welcher Form er wollte — dennoch die Ursache war, daß er ihre Gedanken beschäftigte.

„Ich verabscheute ihn von Anfang an nicht,“ hieß es ferner in den Commentaren der Begebenheiten dieses Tages, „weil ich damals noch gar nichts für ihn fühlte . . . Jetzt dagegen verabscheue ich ihn um seiner Handlungsweise willen . . . doch dieses Herzklopfen auf der Rückreise, woher kam das? . . . Ich weiß es nicht, und will es auch nicht wissen — nein, ich will es nie wissen . . . Und dennoch kommt es mir so vor, als wäre es meine Schuldigkeit, seinen offenen Worten nicht zu mißtrauen, besonders da es unmöglich wäre, daß ein Mann mit seinem Charakter von seiner Gattin etwas verlangen könnte, wozu sogar die niedrigste Seele nicht den Muth haben würde.“

Schnell, gleichsam um den Strom ihrer Gefühle zu dämmen oder nach einer andern Richtung hin abzuleiten, setzte Lavinia den Schlüssel in das Kästchen. Ihr unruhiges und mehr denn gewöhnlich unbefriedigtes Gemüth empfand das Bedürfniß neuer Gegenstände für den Gedanken, und zum ersten Male seit der Zeit, da sie Ludwig Treue schwur, öffnete sie dieses Kästchen, in welchem jener Brief verwahrt war, den sie von ihrem Bräutigam an dem Tage vor seinem Tode erhalten hatte.

Als sie denselben entfaltete, so erschütterte ein Schauder ihr ganzes Wesen, und mehrmals schien sie auf dem Wege zu sein, ihn ungelesen wieder hinzulegen.

Ein bitterer Hohn über eigene Qual machte, daß sie endlich ihren Widerwillen besiegte. Sie begann zu lesen. Ihre Züge drückten hiebei Sturm und Leidenschaft aus, die Brust hob sich unruhig, die Farbe auf der Wange wurde immer stärker.

In diesem Augenblicke heftiger Spannung, da sie ganz in der Vergangenheit lebte, wurde in dem Corridor eine Thür, die in das Kinderzimmer führte, vorsichtig geöffnet, und der Rittmeister trat ein, um wie gewöhnlich, ehe er sich zur Ruhe begab, die bleichen Lilien zu küssen, welche auf ihren kleinen Betten schlummerten.

Ludwig, der weit entfernt war von dem Gedanken, daß er in dieser späten Stunde noch Licht in dem Kabinette sehen würde, schlich sich leise an die nur angelehnte Thür.

Welch ein Anblick traf hier seine Augen! Er konnte kaum athmen. Lavinia erschien ihm so schön in ihrem qualvollen Schmerze, daß er sie so noch nie gesehen hatte. „Doch warum so aufgeregt? . . . ha! — ein Brief!“

Der Rittmeister wußte recht gut, daß er niemals an seine Frau geschrieben hatte; und wäre dieser Brief auch wirklich von ihm gewesen, so würde er gewiß nicht auf diese Weise behandelt worden sein. Der Brief konnte nur von einem Einzigen sein . . . und da nun der Name Gotthard unbewußt über Lavinia's

Lippen glitt, so bedeckte sich Ludwigs Stirne mit Runzeln und sein Gesicht veränderte sich auf eine Weise, daß, wenn Lavinia es gesehen hätte, sie im höchsten Grade erstaunt und erschrocken sein würde.

„Ach so!“ murmelte er, „sie denkt also doch noch immer an ihn, während ich sie wegen ihrer Vernunft, ihres Selbstgefühles, ihrer stolzen Weiblichkeit bewundere! Nun, wenn ich hätte träumen können, daß dieses Alles nur Verstellung wäre, so wäre aus dieser verrückten, unglücklichen Verbindung nie etwas geworden. Doch bei meinem Leben, ich will ihr Gelegenheit verschaffen, ihn in der Einsamkeit zu beweinen!“

Mit einer Geberde wilden Zornes und gewaltsam unterdrückten Aergers entfernte er sich.

Hätte er nur noch einige Minuten gewartet, so würde er gesehen haben, wie Lavinia mit dem ganzen Ausdrucke einer sprechenden Verachtung den Brief auf den Tisch warf, würde er gehört haben, wie sie mit einem Tone, den Niemand mißverstehen konnte, halblaut diese Worte sagte: „dem Himmel sei gedankt, daß ich nicht seine Frau wurde.“

Am folgenden Morgen, da der Rittmeister in den Saal trat, empfing ihn Lavinia am Kaffeetisch. Das Serviren desselben bot fast die einzigen Gelegenheiten dar, an welchen die junge Frau einigermaßen als Wirthin auftrat.

Obgleich Lavinia ein glückliches Talent hatte, Andern ihre Gemüthsbewegungen zu verbergen, so konnte sie gleichwohl jetzt kaum verhehlen, was sie empfand, als ihr Mann so düster und streng eintrat, daß sie sich nicht entsinnen konnte, jemals ein solches Eislager auf seinem Gesichte gesehen zu haben. Die wechselnden Veränderungen, welche seine Laune in den letztverflossenen zwei Monaten offenbart hatte, konnten sicherlich für lauter Sonnen-

scheinblicke genommen werden, im Vergleich mit der Art, die sich nun wahrscheinlich zeigen würde.

Sein kurzes „Guten Morgen!“ klang wie das Sausen eines kalten Nordwindes, sein Blick drückte nichts anderes aus, als die vollkommenste Gleichgültigkeit.

„Aber, mein Gott! was hat ihn seit gestern Abend so verändern können?“ war ihre erste stille Frage — und die laut ausgesprochene: „Hast Du nicht gut geschlafen, bester Ludwig?“ Und sie sah ihn freundlicher an, als sie jemals gethan hatte, denn in diesem Augenblicke hatte sie Marie Rehnman gänzlich vergessen.

„Ja, ich habe das Glück, immer gut zu schlafen!“ antwortete er noch rauher, eben des freundlichen Blickes wegen, der, wie er wußte, nicht anders als lügen konnte.

„Aber es kommt mir fast so vor, als befändest Du Dich nicht ganz wohl! Es liegt etwas in Deinem ganzen Wesen, das mich beunruhigt.“

„Du bist allzu gut, meine Liebe, daß Du einen Gedanken an etwas so Unbedeutendes als mein Aussehen verschwendest; übrigens befinde ich mich ganz wohl!“

Lavinia, welche einsah, daß jede fernere Frage seine Reizbarkeit nur noch vermehren würde, sagte kein Wort mehr.

Die Herrschaft trank und schwieg.

Ein Dienstmädchen kam, um das Kaffeeservice hinaus zu tragen.

„Bitte Frau Brunsberg, herzukommen!“ sagte der Rittmeister; und einige Minuten später trat die herbeigerufene Hausvorsteherin ein.

„Meine beste und liebe Frau Brunsberg!“ — es lag eine wirklich einnehmende Artigkeit in dem Tone, mit welchem er jetzt redete, — „ich kann mich nicht bestimmt entsinnen, ob ich jemals gedankt habe für die Verständigkeit und die Sorgfalt, womit Sie meinem Hause vorgestanden haben, seitdem ich Wittwer geworden bin, doch sollte dieses nicht geschehen sein, so habe ich es nur ver-

gessen. Was ich jetzt zu sagen habe, ist nur, daß ich hoffe, Sie werden auch künftig und besonders während meiner bevorstehenden Abwesenheit alles auf dieselbe Weise handhaben, und daß um zwölf Uhr meine Wäsche zu einer längern Reise in Ordnung ist."

„Die Wäsche des Herrn Rittmeisters?"

„Nun ja," . . . eine plötzliche Röthe ergoß sich über sein Gesicht . . . „haben Sie vielleicht die Verwahrung meiner Wäsche abgetreten?"

Frau Brunsberg warf einen unruhigen Blick auf ihre junge Herrin; doch Lavinia, obgleich sie auf glühenden Kohlen saß, sagte mit vollkommener Würde: „Ich habe von Frau Brunsberg noch nicht die Schlüssel zu den Wäscheschränken begehrt."

„Das glaubte ich auch! Woher aber kam denn die Bedenklichkeit in Ihrem Tone, Frau Brunsberg? — Die Sache ist ja so einfach und klar wie möglich."

„Verzeihen der Herr Rittmeister: ich hatte gewiß keine Bedenklichkeiten; denn, Gott sei Lob und Dank! ich halte meine Sachen immer so in Ordnung, daß nichts fehlen soll, wenn die gnädige Frau zu inventiren oder der Herr Rittmeister zu reisen befiehlt. Aber nehmen der Herr Rittmeister nicht übel, ich wurde gleichsam ein wenig confus, da ich noch von keiner langen Reise etwas gehört hatte. Jetzt eile ich augenblicklich und bringe alles in Ordnung!" Und sogleich war Frau Brunsberg verschwunden.

„Du reisest!" sagte Lavinia, sobald sie allein waren. „Erlaubst Du mir, daß ich nach der Ursache frage?"

„Sehr gerne: ich suche mir anderswo eine Zuflucht, weil ich's zu Hause nicht länger aushalten kann."

„Darüber wundere ich mich nicht, mein bester Ludwig; da ich mich aber noch sehr gut entsinne, mit welchen warmen Farben Du auf unserer Herreise Deine Heimath schildertest, so muß ich bedauern, daß Dir dieselbe durch die Unbehaglichkeit, welche ich verursache, zuwider geworden ist. Könnten wir daher nicht an etwas anderes denken?"

„Woran denn?"

„Du weißt wohl noch, daß Rudolf uns einlud, das Weihnachtsfest bei ihm zu feiern, und obgleich ich meines Theils gar nicht daran gedacht habe, dieses Anerbieten anzunehmen, so bin ich dennoch bereit zu diesem Besuche, sofern Du mir versprichst, auf Rosenborg zu bleiben."

„Du verfügst natürlich über Deine Zeit, wie es [illegible] beliebt; was aber meine Reise betrifft, so ist sie nun einmal unwiderruflich bestimmt. Vielleicht möchtest Du auch wohl Rücksicht nehmen wollen auf die unangenehmen Gerüchte, welche entstehen könnten, falls wir beide reis'ten!"

„Deine jetzige so ganz unvermuthete Reise ist wahrscheinlich allein hinreichend, solche Gerüchte in Umlauf zu setzen. Aber, Ludwig, ich habe ja nicht Unrecht, wenn ich behaupte, daß noch gestern diese Idee in Deinem Kopfe nicht entstanden war? Ich möchte wünschen, daß Du aufrichtig genug gegen mich sein könntest und wolltest, um mir die eigentliche Ursache Deines Entschlusses mitzutheilen — denn daß er nicht daher kommt, weil Du es hier nicht aushalten kannst, glaube ich zu wissen."

„Ich bin rücksichtlich der Stellung, in welcher wir uns zu einander befinden, schon allzu aufrichtig gewesen. Und nun sage ich offen, daß ich jedes Wort des Vertrauens, jeden Augenblick der Vertraulichkeit bereue. Ihrer sind zwar nur wenige gewesen, aber dennoch zu viele!"

Und indem Ludwig heftig auf- und abgehend diese Worte aussprach, funkelte sein Auge, sein ganzes Wesen verrieth Aufruhr.

Manches Weib würde bei diesem eben so heftigen als beleidigenden Anfalle entweder in einen Strom von Thränen zerflossen sein, oder mit dem ruhigen und kalten Stolze einer Theaterkönigin das Zimmer verlassen haben.

Noch mehrere hätten aber vielleicht ihrem Verdrusse in Worten Luft gemacht, welche die Gemüthsbewegung zu wählen nicht gestattet hätte, und den geworfenen Pfeil kräftig zurückgeschleudert;

Lavinia aber gehörte zu der geringen Anzahl von Frauen, welche der Vernunft selbst dann noch gehorchen, wenn Gefühl und Seele aufgeregt sind. Nur einen Augenblick konnte sie dem Nachdenken weihen; aber dieser war hinreichend, sie aus den Gefahren zu retten, welche dieser Augenblick herbeiführen, und welche sowohl für ihre eigene Würde als für die ihres Gatten, sowie auch für ihre gegenseitige Achtung, das einzige wirkliche Band, das zwischen ihnen vorhanden war, gefährlich werden konnten.

„Mein guter Ludwig!“ sagte sie weder lauter noch leiser als gewöhnlich: „ich bin vollkommen fähig, Deine Gefühle zu begreifen, obgleich ich nicht im Stande bin, die Ursache zu durchschauen, welche dieselben jetzt geweckt hat. Da es aber Dein Wunsch ist, daß ich davon nichts erfahren soll, so glaube ich, Du wirst eine Ursache dazu haben, und daß ich nach derselben nicht fragen darf.“

Verlegen, ja fast beschämt blieb Ludwig vor seiner Gattin stehen. Diese Behandlung hatte er nicht verdient, da er in seinem blinden Zorne Beleidigung auf Beleidigung häufte; und als er nun plötzlich daran dachte, wie „die selige Charlotte“ sich bei einer solchen Gelegenheit benommen haben würde, so wurde er fast noch mehr gerührt durch die ebenso edle als würdige Art, womit Lavinia seinem Zorne begegnet war.

Nach einigen Augenblicken war er nicht mehr Herrscher über seinen Willen; seine Hand ergriff die ihrige, sein Auge betrachtete sie mit Blicken, die sie eben so wenig verstehen konnte, als sie die Veranlassung des vorhergegangenen Auftrittes verstanden hatte.

„Vergieb mir!“ sagte er leise; „vergieb mir, Lavinia!“

„Von ganzem Herzen, Ludwig, sei dessen überzeugt!“

„Doch das ist noch nicht genug,“ fuhr er nach einigem Schweigen fort, indem er noch immer ihre Hand in der seinigen behielt; „Du mußt noch mehr thun, als verzeihen!“

„Was denn, bester Ludwig?“

„Vergessen, daß ich mich selbst vergessen konnte. In diesem Augenblicke, da Dein Verstand, Dein zartes und feines Gefühl —

ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, und will daher nicht sagen: den Faden fand, mit welchem Du mich leiten kannst (denn Du bist zu klug und auch zu gut, um dergleichen zu wollen), sondern da Du die einzig mögliche Art fandest, mich zu dem Gefühle des Rechten zurückzuführen — in diesem Augenblicke empfinde ich zum ersten Male in meinem Leben das Bedürfniß, zu gestehen, daß ich Unrecht gehabt habe. Doch Du weißt nicht, was mich in diesen Zustand versetzt hat: Lavinia, Du hättest mir nie heucheln sollen!"

„Ich Dir heucheln, Ludwig?" Jetzt wußte sie nicht im Mindesten, wo sie den Faden aufnehmen sollte. „Ich bin ja im Gegentheil, wie Du mir selbst bei einer Gelegenheit gesagt hast, allzu offenherzig gewesen."

„Erinnere mich nicht an jene Stunde, in welcher Du wohl hättest noch offenherziger sein können! Denn laß mich Dir sagen, Lavinia, ein Weib wie Du, hätte einsehen sollen, wohin es führen würde, wenn ich die Wahrheit entdeckte.

„Ich betheuere heilig, Ludwig, daß ich kein Wort von dem verstehe, was Du sagst!"

„Nicht? . . . o ja, Lavinia, Du verstehst mich recht gut, obgleich Dein Stolz Dir nicht gestattet, zu erkennen, daß Du sowohl mich als auch die Welt betrogen hast!"

„Ludwig, Ludwig!"

„Ja, wahrhaftig, so ist es, und mein Blut beginnt wieder allzu warm zu sieden, wenn ich daran denke, wie geschickt Du Deinen Vorsatz durchgeführt hast! Hast Du mich nicht mit diesem milden und festen Blicke, dem ich so gerne glauben wollte, versichert, daß Du Deinen Verlobten nicht mehr betrauertest, hast Du mich nicht versichert, daß er in Deinem Herzen todt wäre? Nun wohl, Lavinia! kannst Du das auch ohne zu erröthen in diesem Augenblicke sagen?"

„Nein, ich kann es nicht sagen ohne zu erröthen, denn ich fühle, wie die Farbe auf meinem Gesichte wechselt bei der so unerwarteten Beschuldigung, daß ich Dich sollte betrogen haben.

Aber nichts desto weniger betheuere ich heute, was ich Dir damals sagte, und ich stelle mir vor, Ludwig, daß es Deine Pflicht ist, mir zu glauben, und wenn ich auch noch so sehr erröthete!"

Bei dieser Erklärung fuhr ein schmerzhafter Stich durch Ludwig's Seele. Hatte er sie nicht am vorigen Abende selbst sitzen und über Gotthard's Brief weinen gesehen; hatte er sie nicht bis zur Verzweiflung aufgeregt gesehen und Gotthard's Namen aussprechen gehört? dessen ungeachtet saß sie ja jetzt so ruhig, so offen da, mit Blicken, welche um Vertrauen baten, ja Vertrauen forderten. Eine solche Heuchelei an ihr, welcher seine innigste ungetheilte Achtung zu schenken ihm schon Bedürfniß geworden war, fügte ihm mehr Böses zu, als er selbst erklären konnte, zerstörte die sämmtlichen vorhergegangenen guten Eindrücke und hinterließ nur Kälte und Bitterkeit.

„Ich merke, daß Du mir nicht glaubst!"

„Das muß ich gestehen . . . doch laß uns von diesem Gegenstande abgehen; er hätte nie berührt werden sollen."

„Da er aber nun einmal zur Sprache gekommen ist," fiel Lavinia ein, „so halte ich dafür (so schmerzhaft es auch sein mag), daß es besser ist, fortzufahren, als auf eine Weise abzubrechen, die unerklärten Verdacht zurück läßt. Du findest das Begehren ja wohl nicht unbillig, wenn ich darum anhalte, zu erfahren, woher Du die eben geäußerte Ueberzeugung erhalten hast?"

„Gewiß nicht unbillig, dagegen aber völlig überflüssig; denn was Du auch sagen könntest, so behielte die Sache dennoch in meinen Augen ein und dasselbe Aussehen. Beunruhige Dich aber nicht darüber, daß ich Dein Geheimniß entdeckt habe! In den Augen der Welt würde dieses Dich bei weitem mehr geehrt haben, als die erkünstelte Kälte, die Du gezeigt hast, denn die Welt würde nie das Verlangen begriffen haben, welches Dich zwang, in der Hoffnung, damit durch zu kommen, den allernatürlichsten von unsern Gefühlen Gewalt anzuthun."

„Verstehst Du dieses denn?" fragte Lavinia, vor einer Be-

wegung zitternd, die sie beinahe nicht mehr zu unterdrücken vermochte.

„Vielleicht errathe ich's.“

„Nun wohl! wenn dieses der Fall ist, so mußt Du um so fester überzeugt sein, daß meine Kälte und Gleichgültigkeit, weit entfernt erkünstelt zu sein, im Gegentheil der Ausdruck meiner ‚natürlichsten‘ Gefühle gewesen ist. Wenn ich mir aber etwas vorwerfe, so — ist es wirklich der Umstand, daß ich es verschmähte, eine Betrübniß zu heucheln, die ich nicht fühlte. Die Menschen würden mich in diesem Falle milder beurtheilt haben.“

„Ich bin erstaunt,“ sagte Ludwig bitter, „über die Mühe, welche Du Dir gibst, mich hinter das Licht zu führen! Mit wenigen Worten könnte ich Dir die Wahrheit zeigen — doch das ist ganz unnöthig.“

Es verhielt sich aber so, daß Ludwig nicht gestehen wollte, wie und auf welche Weise er seine Entdeckung gemacht hatte. Lavinia konnte dadurch auf den Gedanken verfallen, daß er sie zu belauschen pflegte, und die Furcht, ihr eine für ihn so erniedrigende Ueberzeugung beizubringen, hielt ihn zurück, diese Wahrheit zu sagen, die seiner Ueberzeugung nach ihre Sicherheit vernichten würde.

Unmittelbar nach den letzten Worten hatte Ludwig das Zimmer verlassen, und Lavinia ging in das ihrige, um die Veranlassung dieses Mißverständnisses zu überlegen und zu ergründen; denn es war ihr eine Pein, zu wissen, daß es in der Abschiedsstunde Statt finden sollte, ja sogar der Hauptgrund der Reise war.

„Aber,“ dachte Lavinia, indem sie sich bekümmert auf den Sopha setzte, „was ist die Ursache dieser Heftigkeit, womit er diese ganze Sache behandelt? Ob ich um Gotthard trauere, was thut ihm das, was leidet er dadurch, er, der für mich nicht das geringste Gefühl hegt außer der Achtung, und nach demjenigen, was ich eben erfahren habe, kaum diese? Was kümmert es ihn, der sich sogar nicht schämt, noch immerwährend seine ehemalige Mai-

tresse zu besuchen? Nein . . . kommt mir dieses schon wieder vor die Seele? O, daß ich es nicht bleiben lassen kann, an diese Thorheiten zu denken, obgleich meine Vernunft sich sträubt zu glauben, daß diese Marie Rehnmann jemals seine Geliebte gewesen ist! Auch hier muß ein Mißverständniß obwalten."

Ein leichter Schrei aus dem Kinderzimmer unterbrach Lavinia's Gedanken, und rief sie augenblicklich dahin.

„Es war nichts, Ihro Gnaden!" sagte die Wärterin, die alte Brita; „sie wollten nur beide mit der Kokarde an der Mütze des Rittmeisters spielen."

„Wie ist die Mütze hieher gekommen? . . . Ich habe nicht gehört, daß er heute hier gewesen ist."

„Ich glaube, der Herr Rittmeister hatte sie in der Hand, als er gestern Abend hier war, und den Kindern gute Nacht sagte."

Jetzt fuhr ein klarer Schimmer durch Lavinia's Kopf; sie entsann sich, daß die Thür des Kabinettes am gestrigen Abende halb offen gewesen war, als sie am Tische saß und Gotthard's Brief vor sich hatte. Hiedurch war alles erklärt. Die Gemüthsbewegung, welche er auf ihrem Gesichte gesehen, die Thränen, welche sie vergossen, hatte er Gotthard gewidmet geglaubt, hatte er für den Ausdruck der Verzweiflung und der Betrübniß gehalten, welche sie vor den Augen der Welt zu verbergen suchte.

O weh, wieder ein Mißverständniß, und ein um so schwereres, als es sich nicht heben ließ; denn weder ihr Gefühl noch ihre Delikatesse erlaubten ihr, den Gegenstand wieder aufzunehmen. Wozu hätte es auch dienen sollen — was hätte sie beweisen können? Er hätte ihr nicht geglaubt, wenigstens in der Gemüthsstimmung, worin er sich gegenwärtig befand; und einige Dunkelheit mußte auf jeden Fall jeder Erklärung anhaften, weil sie sich nicht ganz an der Wahrheit halten, nicht die erste, die eigentlichste Ursache ihres aufgeregten Zustandes sagen konnte.

Ein Paar Stunden später kam Lavinia mit den Kindern in den Saal, um Abschied zu nehmen. Ludwig war tief gerührt bei

dem Abschiede von seinen Kleinen und hielt sie lange und warm in seinen Armen. Seiner Frau reichte er nur die Hand, und der Ton war weder warm noch kalt, als er wünschte, daß er sie bei seiner Rückkehr wo nicht vergnügt, so doch wenigstens gesund antreffen möchte.

Lavinia bemühte sich nicht einmal, Herzlichkeit in den Abschied zu bringen. Sie war überzeugt, daß er eine solche Bemühung für Verstellung gehalten haben würde, und überdies war sie selbst allzu sehr verletzt, um noch einen Versuch machen zu wollen, die üble Laune ihres Mannes einzuschläfern.

„So! nun ist's gekocht und ragousirt!“ murmelte Frau Brunsberg, als der Reisewagen mit dem Herrn davon rollte. „Was sagen Sie, Herr Feldwebel, zu dieser ganzen Geschichte?“

„Hm, hm? was soll ich sagen? Zu den Zeiten der seligen gnädigen Frau nahm man doch auf andere Art Abschied.“

„Ja, mein himmlischer Vater! damals nahm er ordentlich und herzlich Abschied, wenn auch aus keiner andern Ursache, so doch wegen des Vergnügens, von allem Gekeife hinweg zu kommen. Sie küßten und umarmten sich, wie es christlichen Gatten ansteht; und so viel weiß ich, wenn ich heirathete . . .“

Der Feldwebel seufzte und wagte einen halben Seitenblick.

„Ja, ja; ich kann sehen und nicht sehen und hören und nicht hören; doch so viel weiß ich, daß es wirklich Schade um den Rittmeister ist. Denn es ist nun einmal so mit den Männern, wenigstens mit einem Theile von ihnen, daß sie weder von Rechts noch von Links wissen, wenn man ihnen nicht ein wenig auf den Weg hilft.“

Der Feldwebel spitzte die Ohren und äußerte leise die Vermuthung, daß es sich ganz auf diese Weise verhielte.

„Die gnädige Frau klingelt und verlangt mit Frau Bruns-

berg zu sprechen!" rapportirte in der halboffenen Thür Jungfer Lotta, oder, wie sie auch hieß, die Jungfer der gnädigen Frau.

„Der Tausend! was weht jetzt für ein Wind? Nun ich komme! Geh Du zu Deiner Arbeit und steh nicht hier und gaffe! ... Mein lieber Herr Feldwebel, das ist ein allzu fataler Husten, der ist auf der Reise gekommen. Doch wir wollen heute Abend ein wenig Isopsthee kochen, und da ich ebenfalls Brustschmerzen habe, so können wir ihn zusammen auf meinem Zimmer trinken.

Der Feldwebel verbeugte sich mit dem Aussehen der vollkommensten Zufriedenheit; und nachdem sie ihm noch einen zärtlichen Blick zugeworfen hatte, ging Frau Brunsberg, um sich bei ihrer Herrin einzufinden.

Lavinia saß an einem Fenster des Schlafzimmers mit einer der kleinen Stieftöchter auf dem Schooße; die andere saß auf dem Tische.

„Meine liebe Frau Brunsberg!" begann sie in einem Tone, der bisher noch nicht vor Frau Brunsberg's Ohren geklungen hatte, „ich habe mich erst etwas einwohnen wollen, ehe ich in allen Stücken in meinen wichtigen Beruf einträte; doch von heute an übernehme ich selbst die Oberaufsicht über das Haus, und will Sie daher ersuchen, morgen um neun Uhr alle Schlüssel in Bereitschaft zu haben. Die Wäscheschränke will ich schon heute inventiren."

„Wie Ihro Gnaden befehlen; ich hoffe, es soll alles in Ordnung sein."

„Und wir wollen uns schon," fuhr Lavinia mit ihrer gewöhnlichen verbindlichen Freundlichkeit fort, denn das Schwierigste; dasjenige, was sie am Meisten gefürchtet hatte, war gesagt; „wir wollen uns schon in der Herrschaft theilen, meine beste Frau Brunsberg! Sie, die sich schon so unentbehrlich hier im Hause gemacht haben, müssen es nothwendig auch bei mir werden."

„O, ergebenste Dienerin, Ihro Gnaden! Mit Gottes Hülfe werde ich auch künftig meinen Pflichten nachkommen!"

„Ja, daran zweifle ich im Mindesten nicht ... doch sieh! dort

ist Jemand auf dem Hofe und wünscht gewiß mit Ihnen zu sprechen. Diese alte Frau kommt mit ihrem Topfe ein paar Male in der Woche; ich kenne sie schon."

„Es ist auf Rosenborg immer gebräuchlich gewesen, wenigstens so lange der Rittmeister hier Herr gewesen ist, daß die Armen auf ein Gericht Essen haben rechnen können, wenn sie mit einem Topfe oder einem Korbe gekommen sind. Und ich hoffe, Ihro Gnaden nehmen diese Gewohnheit nicht übel!"

„Im Gegentheil; wir wollen gemeinschaftlich den armen Leuten Gutes thun. Aber ich glaubte, diese alte Frau wäre vielleicht die alte Mutter, von welcher der Feldwebel sagte, als er von dem Kossathen erzählte, der die beiden Hasen geschossen hatte."

Als Lavinia diesen Gegenstand wieder aufnahm, so erröthete sie; aber sie wollte nothwendig wissen, ob Ludwig seinen Willen durchgesetzt hätte. So lange er noch zu Hause war, hatte ein Gefühl von Scham sie zurückgehalten, einen Andern als ihn selbst zu fragen. Eine Frage an Ludwig selbst dagegen hätte leicht einen Gedanken von neuem erwecken oder beschleunigen können, der schon schlummerte.

„O nein, behüte, Ihro Gnaden!" antwortete Frau Brunsberg; „sie sind schon alle ausgezogen."

„So geschah es also doch?"

Lavinia zitterte vor Schmerz über Ludwig's Härte.

„Ja, meiner Treu, es geschah! Wenn der Herr Rittmeister sich etwas in den Sinn gesetzt hat, so kann man sich immer darauf verlassen, daß es geschieht."

„Und wo sind sie denn nun — vielleicht im größten Elende?"

„Da hört man's, daß Ihro Gnaden die Art und Weise des Herrn Rittmeisters noch nicht kennen, und darüber darf man sich auch eben nicht wundern, da die Herrschaften erst kürzlich zu einander gekommen sind; aber ich will es sonst, wenn Ihro Gnaden meine Freimüthigkeit nicht übel nehmen, rein heraus sagen: so sonderbar der Herr Rittmeister auch bisweilen sein kann, so geht

doch kein besserer und edelmüthigerer Herr unter der Sonne. Er hat dem Nils selbst bei dem Nämudemann in Sörestad einen neuen Kathen geschafft und sich für ihn in allen Stücken verbürgt. Ja, er hat ihm sogar Korn zur Aussaat geschenkt. Und ich sage, was ich immer gesagt habe: wer nicht unter einem Herrn wie der Rittmeister leben und auskommen kann, der kommt hier im Leben nie auf einen grünen Zweig."

„Ich bin sehr erfreut, solches zu hören. Aber, meine beste Frau Brunsberg! wenn die Kossathen unter Rosenborg es so gut haben, warum war denn dieser so arm?'

„Ja, wissen Sie, Ihro Gnaden, das kam daher, ein so tüchtiger Arbeiter Nils auch war, so gut verstand er sich auch darauf, jeden Schilling zu vertrinken. Der Rittmeister hatte ihn wegen dieser Sache oft genug in der Beichte, und da wurde er immer für eine kurze Zeit besser; dann aber kam es immer wieder über ihn wie das Niesen. Und obgleich der Feldwebel in seiner Gutherzigkeit — denn er ist nun einmal so unmenschlich mitleidig gegen alle Menschen — von Armuth und Krankheit schwatzte, so glaubte ich doch ganz einfach, daß er ein wenig zu viel im Kopfe hatte, als er die Hasen schoß; denn wenn er bei richtigem Verstande gewesen wäre, so hätte er lieber die Hand ins Feuer gesteckt, als gegen den Befehl des Rittmeisters gehandelt."

„Gut, gut, meine beste Frau Brunsberg! ich will Sie nun nicht länger aufhalten. Gleich nach dem Mittagessen beginnen wir unsere Arbeit!"

Frau Brunsberg verschwand, und mit einem freudigen Gefühle, das die unbehagliche Erinnerung an den Auftritt am Morgen ganz bedeutend milderte, dachte Lavinia jetzt an ihren Gatten. Verhielt es sich nicht so, wie sie schon längst geahnt hatte, daß er besser war, als er scheinen wollte?

Mit neubelebten Lebensgeistern ordnete sie nun ihren Entschluß, während seiner Abwesenheit alles bisher Versäumte wieder

einzuholen. Wenn er dann (nur Gott allein wußte gleichwohl, wann das geschehen sollte) wieder nach Hause käme, so wäre sie in die hausmütterlichen Pflichten schon so eingeübt, daß sie dieselben in aller Ruhe erfüllen könnte ohne zu erröthen oder verlegen zu sein, wenn er sie dabei überraschte.

Elftes Kapitel.

An demselben Tage, da der Rittmeister Rosenborg verließ — man näherte sich dem Ende des November — saß Maria Rehnmann mit ihrer Mutter in ihrem angenehmen und geräumigen Alltagszimmer.

Frau Rehnmann ließ das Spinnrad fleißig kreisen und den feinen gelben Faden sich aufwickeln; Maria schnitt von kleinen grünen Taffetstücken kleine feine Blätter aus, welche sie auf die weiße Serviette auf ihrem Nähtische ausbreitete.

Zwischen dem Spinnrade und dem Tische stand eine Wiege, in welcher ein Kind schlummerte. Die bleiche junge Mutter und die alte Großmutter blickten wechselsweise dahin und bewegten mittelst einer Schnur die Wiege, sobald sich ein Laut von dorther vernehmen ließ.

Durch das ganze Zimmer, von den Bewohnern bis zu dem alten rothgeblümten, feingestopften kattunenen Vorhang des Bettes, und von diesem zu der ganzen Reihe von Blumentöpfen in den beiden Fenstern und den vor denselben stehenden Schemeln, ging ein Hauch von Wohlbehagen und demüthiger Genügsamkeit.

Nirgend aber offenbarte sich dieser Hauch angenehmer, als auf dem Antlitze der alten Pastorin. In ihrer Jugend war sie bekannt gewesen als die größte Schönheit, und noch heutiges Tages lag eine Feinheit und Durchsichtigkeit in ihren Zügen, die noch bedeutend durch den frommen Glanz in ihrem dunklen Auge

erhöht wurde. Das ganz silberweiße Haar war oben auf dem Kopfe zusammengebunden, und ertheilte ihr, wenn die weiße Haube darübergesetzt wurde, ein ehrfurchtgebietendes Aussehen. Doch wie sie sich auch kleidete, flößte diese einfache, würdige Frau stets Ehrfurcht ein; denn eine wahre, eine demuthsvolle Frömmigkeit sprach aus jedem ihrer Züge. Ihr ganzes Leben war Liebe und Demuth gewesen.

„Ach, Du Kind!" sagte sie mit einem sanften Blicke auf Marie, welche sich fleißig auf die Arbeit hinabbeugte, „warum gibst Du Dir heute so viele Mühe, mir Deine Augen zu verbergen?"

„Meine Augen, liebe Mutter?" Marie bemühte sich, die Mutter anzusehen; aber es wurde nur ein halber Blick, und darin lag eine Bitte, nicht aufsehen zu dürfen.

„Mein liebes Kind, was fällt Dir nun ein, daß Du Dich vor mir scheuest? Komm hieher, setze Dich zu mir und erzähle mir alles. Du hast mich nicht recht ansehen wollen, seitdem Du gestern aus der Kirche kamst, und eben dort solltest Du Demuth und Glauben gelernt haben."

„Ach, liebe Mutter!" Ein leiser Seufzer hob Mariens Brust.

„Kommst Du denn nicht?"

„Der Leichenkranz, Mutter!" ... Und die Arme dachte: „o, wäre er mein eigener!" Doch welch ein bitterer Gedanke schlich sich nicht wiederum in ihr Herz: „wenn ich sterbe, so heftet man keinen Kranz auf meinen Sargdeckel!" und nun, überwältigt von den stürmenden Gefühlen, warf sie die Arbeit weg und eilte in die ausgebreiteten Arme ihrer Mutter. An ihrem Busen klopfte Mariens Herz ruhiger, und hätte es auch noch so heftig geklopft, ehe es diesen Hafen erreichte.

„Mein Kind, mein armes Kind, vertraue mir Alles! Wurde Deine Andacht gestern gestört?"

„Ja, nicht nur gestört, sie wurde so zerstört, daß ich nicht einmal beten konnte."

„Was Du gefürchtet hast, ist also eingetroffen. Warum hast Du diesen Schmerz in Deiner Brust verschlossen? Hatte ich nicht das Recht, ihn zu theilen? Ich habe Dir ja gesagt, Du darfst nicht allein leiden!"

„O Mutter, das war nicht leicht zu sagen!" Marie hatte sich auf einen Schemel neben dem Lehnstuhle der Mutter gesetzt und legte nun ihre brennende Wange in ihren Schoß.

„Arme Marie, mein armes kleines Kind, ich hätte Dich nicht allein gehen lassen sollen!"

„Gott sei gelobt, Mutter, daß Du nicht bei mir warst! Wie hätte ich es da ertragen sollen, alle diese Blicke, diese kalten, bittern, höhnenden Blicke zu sehen, die mich als ein verachtetes, ein gefallenes Wesen bezeichneten! Nein, es war ohnehin schwer genug."

Jetzt war es das Auge der Mutter, welches den Blick der Tochter scheuete, als diese ihre bethränten Augen erhob, denn auch die Mutter hatte Thränen, Thränen voll tiefen, innigen Schmerzes.

„Ach, Mutter! wie mußt Du leiden um meinetwillen! das ist meine bitterste, meine härteste Strafe."

„Ja, wenn ich Dich trostlos, heftig und unruhig sehe, wie heute, da leide ich. Aber wenn Du nur meine fromme, meine geduldige Marie sein willst, wenn Du nur in Deinem eigenen Herzen Trost haben und glauben willst, daß Gott die Reinigkeit Deines Herzens ansieht und Dir darum einen Fehler vergibt, den Du lange und schmerzhaft beweint hast, dann bin ich zufrieden und vergnügt; denn alle Betrübniß kommt von dem Herrn, und was er auferlegt, das will ich geduldig tragen."

„Aber ich, meine Mutter, ich habe nicht dieses englische Gemüth; ich leide stets bitter durch das Unglück, welches ich mir zugezogen habe. Und wie wäre es auch anders möglich? Gibt es wohl auf Erden eine schrecklichere Pein, als die, über eine von allen Menschen so geliebte und geachtete Mutter, wie Du, Schande gebracht zu haben? Es lag kein Fehler in meiner Erziehung, ich hörte ja, so lange ich mich entsinnen kann, fromme und heilige

Lehren, und ich hörte sie nicht allein, sondern ich lernte sie auch durch das Beispiel der zärtlichsten Mutter ... und doch ... doch ... O, es ist alles ein wilder, verabscheuungswürdiger Traum; aber das Schlimmste ist, daß er nicht vergeht, wie andere Träume, wenn ich des Morgens erwache."

„Einst, geliebtes Kind! glaube mir, einst, wenn Du mit tieferer Demuth den Schmerz ertragen gelernt hast, wenn Deine Seele so ruhig geworden ist, daß nicht mehr der geringste Hauch des Windes sie bewegt, einst wird die Bitterkeit Deines Traumes verschwinden und Dir Ruhe gönnen, sowohl am Tage, als auch in der Nacht. Aber noch hast Du viel zu bekämpfen, ehe Du dieses Ziel erreichst. Am schwersten wird es Dir, demuthsvoll und ruhig eine der härtesten Strafen zu ertragen, welche Dein Fehler mit sich bringt: ich meine die Kälte und den Hohn Deiner Mitmenschen. Aber weißt Du, Kind, wüßten die Menschen recht, wie grausam sie sind, wenn sie mit gleichgültiger Verachtung oder mit einem Lächeln voll zweideutigen Mitleidens auf ein Wesen herabblicken, das schon von allen Qualen der Betrübniß und der Reue niedergebeugt ist, so würden sie es nicht thun. Nein, meine geliebte Marie, sei Du überzeugt, wenn sie nur im Stande wären, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sehr ein solcher Blick schmerzt, welche Macht er hat, die Plagen des armen Opfers zu vervielfältigen: sie würden den schweren Stein nicht auf die Bürde legen."

„Ich wünsche, daß ich es glauben könnte, liebe Mutter; denn mein Herz, welches nahe daran war, bei demjenigen zu brechen, was ich gestern leiden mußte, würde sich dann zu einem Schimmer von Trost erheben können."

„Das kann es, mein Kind! Fliehe Du zu Deinem Gotte, Deiner Mutter und Deinen reinen, frohen Erinnerungen aus der Kindheit! An dieses Andere wirst Du Dich bald gewöhnen. Alles läßt sich tragen, wenn man nur nicht weichlich ist."

„Aber warum, warum sollen die Menschen sich freuen, einem

Nebenmenschen Schmerz zu bereiten? Habe wohl ich mich jemals gefreut, wenn ich einen Wurm treten und zusehen konnte, wie er sich in der Todesqual krümmte und wandt!"

„Du darfst Deine Mitmenschen nicht allzu sehr verkennen, Marie! Sie freuen sich nicht über ihre Grausamkeit; sondern sie denken nur nicht daran. Bei einem Theile ist es Hochmuth über eigene Tugend; bei einem Theile ein Verlangen, durch Strenge gegen Andere den Mangel eigener Reinheit zu übertünchen; bei noch Andern ist es ein Leichtsinn, der ihnen nicht gestattet, Gutes und Böses zu prüfen; doch bei den Meisten kommt dieser Hochmuth nur von Gedankenlosigkeit. So Mancher hat nachher in der Zukunft, als erst die Versuchung und darauf die Sünde und die Betrübniß vor der Thüre standen, die höhnenden Blicke bereuet, welche er auf Andere gerichtet hat, und in seiner eigenen Brust die Bitterkeit derselben kennen gelernt. Gebe Gott, daß Keiner von Allen, die gestern Dein Herz verletzten, einst doppelt erfährt, was ein solcher Blick vermag!"

„O, Gott bewahre sie davor!"

„Dank, meine Tochter, Dank für diesen Ausruf! Er beweist, daß die Reinheit Deines Herzens noch keinen Schaden gelitten hat. Und alles Uebrige endigt mit dem Leben."

„Aber ihr Leben, das Leben dieses armen Kindes?" Mariens Blick fiel mit unendlicher Betrübniß auf die Wiege.

„Ehe sie erwächst, sind die Menschen schon längst versöhnt; und da so gut für ihre zeitliche Wohlfahrt in der Zukunft gesorgt ist, so können wir sicher sein, daß sie nicht nöthig haben wird, ihr Brod zu suchen. Tugend und Gottesfurcht wollen wir Beide ihr beibringen, und Dein Unglück wird ihr zum Schutze gereichen ... Doch sage mir, mein Kind! war denn kein einziger Mensch da, der Dir ein Zeichen gab, daß er Dich noch kannte?"

„Keiner außer ihm, der mich immer kennt. Er grüßte, obgleich seine junge Frau neben ihm saß."

„Ich bin überzeugt, er würde Dich gegrüßt haben, wenn auch

die ganze Kirche voller Standespersonen gewesen wäre. Aber, was konnte wohl seine Frau davon denken, da sie Dich so von allen Seiten begafft sah? Ach, die Leute sind immer so gerne und so schnell mit bösen Gerüchten bei der Hand!"

„Aber, weißt Du, Mutter, ich glaube, es ist zwischen ihnen schon zu einer Art von Erklärung gekommen; denn als ihr Wagen mich auf dem Kirchwege einholte, so hielt er an, und der Rittmeister fragte mich im Namen seiner Frau, ob ich mit ihnen fahren wollte, so weit wir einen Weg hätten."

„Ach, Gott segne sie dafür, wenn der Vorschlag von ihr ausging! Aber wie sah sie aus, die junge Frau?"

„So schön, Mutter, so schön, daß ich nie ein so edles und schönes Gesicht gesehen habe. Und als sie sich vor mir verbeugte und mir einen Platz im Wagen anbot, so lag in ihrer Miene und in ihrer Geberde ein Reiz, eine Güte, daß ich es nie vergessen kann."

„Ach, welche angenehme und gute Nachricht! Wir können also hoffen, daß nur böse Zungen das Gerücht verbreitet haben, daß sie nicht glücklich mit einander sind. Blickte er freundlich und gut auf sie?"

„Das weiß ich nicht; ich hatte nicht Besinnung genug, darauf Acht zu geben. Aber es ist mir, als schwebte es mir vor, daß sie in der Kirche nicht glücklich aussah."

Das Geräusch eines kleinen zweirädrigen Wagens, der in diesem Augenblicke auf den Hof fuhr, unterbrach das Gespräch. Marie eilte an das Fenster, um durch die Blumen zu sehen, wer das sein könnte. „Ach," rief sie mit deutlicher Unzufriedenheit aus, „es ist die ärgerliche Kamrerin von Ekſta! Sie würde wahrlich heute nicht herkommen, wenn sie nicht etwas Schlimmes von gestern zu sagen hätte."

„Wische Deine Thränen ab, Kind, und sitze ruhig bei Deiner Arbeit! Die Kamrerin ist ja eine solche unglückliche Klatschschwester, die keinen Menschen in Ruhe lassen kann. Sie meint es nicht so

böse, wie es klingt; und noch dazu mußt Du Dich in der Geduld üben. Zeige ihr aber um alles in der Welt Deinen aufgeregten Zustand nicht; unsre Reue und unser Schmerz gehören nur Gott und unsern einsamen Stunden. Demüthig müssen wir sein gegen alle Menschen; aber wir dürfen dabei doch nicht vergessen, unsre kleine Würde in Acht zu nehmen."

Nach diesen Worten stand Frau Rehnman auf und ging, ihren Besuch zu empfangen. Sie begegnete der Ankommenden schon in der Thür.

„O! Dienerin, meine beste Frau Pastorin! Welche ungeheure Ewigkeit, seitdem wir uns nicht gesehen haben — ich glaube wahrhaftig, damals hatte der Kuckuk noch nicht gerufen. Gott weiß, woher es kommt, daß die Zeit niemals zureichen will, sondern, daß man immer so viel zu thun haben soll, daß man keinen Augenblick übrig behält, um nach seinen Freunden zu sehen. Tausend — wie gesund und blühend Mamsell Marie aussieht!" Und mit einer großen Schwenkung, um nicht die Wiege zu sehen — was eine große Feinheit ausdrücken sollte — nahm die Kammerin Platz im Lehnstuhl, dessen Lehne sie so wendete, daß ihre Augen nicht in Gefahr kommen möchten, etwas gegen den Willen der Wirthinnen zu bemerken.

„Zieh die Wiege ein wenig näher an Dich, Kind!" sagte Frau Rehnman, welche hiedurch anzeigen wollte, daß sie die bewiesene Delicatesse nicht billigte.

„Ach, ich bitte um Verzeihung: ich sah in der Eile nicht, daß die Herrschaften eine Vermehrung in ihrem Ameublement erhalten haben! Nun, Herr Gott! ich kann, wie Frau Brunsberg sagt, sehen und nicht sehen und hören und nicht hören. Das sind meiner Seel' zwei nützliche Dinge. Ich hoffe, daß der Kleine oder die Kleine — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — sich wohl befindet?"

„Ja, sie ist, Gottlob, gesund!" antwortete Frau Rehnman

und warf einen milden Blick auf das Kind, ohne sich den Schein zu geben, als verstände sie mehr, als was gesagt wurde.

„Das ist gut, sehr gut! Aber, liebe Mamsell Marie, da wir hier doch so im Vertrauen sprechen, wie befand sich das arme Würmchen gestern? Mein Gott, wie that es mir leid in der Kirche! Ja, ich sagte zu der Freiherrin auf Kleswa, denn sie winkte mir, in ihrem Stuhle zu sitzen: ‚Man sieht es gut,' sagt ich, ‚wie erschüttert und erregt Mamsell Marie ist.' . . . ‚Ja,' antwortete die Freiherrin, ‚ich hätte große Lust, auf die Leute böse zu werden, welche sich nicht schämen, so wenig Menschenverstand zu zeigen!'"

„Ja, ist es nicht wahr," fiel Marie ein, auf deren Wange eine hochrothe Rose flammte, „daß es eine Pein ist, Leute zu sehen, die alles Feingefühl vergessen?"

„O, meine liebe Mamsell Marie, das ist so der Weltlauf, und es wird leider Gottes immer gebräuchlicher, diese Tugend zu vergessen. Doch à propos, haben die Herrschaften heute schon etwas Neues gehört?"

„Wir haben nichts gehört und kümmern uns auch nicht um dasjenige, was bei Andern vorfällt!" antwortete Frau Rehnman, indem sie die schlimme Neuigkeitskrämerin mit einem Blicke so voll ruhiger und stiller Würde betrachtete, daß der Wortschwall der Kamrerin einige Secunden lang versiegte.

Doch kam er wieder in Gang.

„O, dieses, meine liebe gute Frau Rehnman, kann man wohl kaum bei Andern nennen; denn, wie wir Alle wissen, stehen ja die Herrschaften in fortwährender freundschaftlicher Verbindung mit dem Rittmeister auf Rosenborg."

„Ja, so viel mir bekannt, ist dies wahr. Er ist immer gütig und theilnehmend gegen uns arme einsame Frauenzimmer gewesen."

„Nun, nun, liebe Frau Pastorin! das ist wohl nicht mehr als seine Schuldigkeit!"

„Es ist wahr, der selige Vater hat den Rittmeister beinahe ganz erzogen, und auf Rehnman's Sterbebette gelobte er, nie seine Hand von uns abzuziehen; aber es gibt viele Leute, die an solche Versprechungen nachher weiter nicht denken."

„Ja, ja, es kommt wohl darauf an, wie sich die Verhältnisse nachher gestalten; aber es verlohnt sich nicht der Mühe, von dem Schnee zu reden, der im vorigen Jahre gefallen ist, wenn man so vielen anderen Stoff zur Unterhaltung hat. Was sagen die Herrschaften dazu, daß der Rittmeister heute über Hals und Kopf hinweggereist ist, und wahrscheinlich erst nach mehreren Monaten wiederkommt?"

„Davon haben wir nichts gehört."

„Aber die Ursache zu seiner Reise . . . ach, ach, das ist das Schlimmste von Allem! Bei Gott, meine Damen, es thut mir in der Seele weh, daß ich die Erste bin, die diese fatale Sache erzählt! Aber ich komme in diesem Augenblicke von Rosenborg. Ich wollte auf der Vorbeifahrt von Lundby einkehren und mich nach den Kopfschmerzen der gnädigen Frau erkundigen — sie war gestern im Propsthofe sehr krank — aber das Uebel fährt noch immer fort, so daß sie mich nicht entgegen nehmen konnte, und ich sage auch nichts davon, daß sie sich nicht zeigen wollte, nachdem ich das Eine und das Andere erfahren habe."

Die Kamrerin hielt einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen und zu beobachten, welche Wirkung ihre Erzählung machte. Doch bis jetzt war nichts zu bemerken.

„Nun, meine Herrschaften, Sie entsinnen sich wohl, daß des Statthalters Brita vor ihrer Verheirathung drei Jahre bei mir auf Eksta diente? Und da nun die gnädige Frau Niemand vorließ und Frau Brunsberg im Hause zu thun hatte, so trat ich bei Brita ein; und siehe! sie konnte meiner Seel' buchstabiren und zusammen legen. Aber ich fürchte, ich verletze nur die zarten Gefühle der Mamsell Marie, wenn ich fortfahre?"

„Ich habe nicht die Ehre, mit Frau von C—sköld bekannt zu

sein; was können also meine Gefühle mit ihrer Unpäßlichkeit zu schaffen haben?"

„Sehr viel, sollte ich meinen. Die gnädige Frau war vollkommen gesund gewesen, als sie gestern Morgen in die Kirche reiste, aber sie muß durch irgend einen Anblick dort — ich weiß gewiß nicht, welchen — so zum Tode alterirt worden sein, daß sie nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, was am besten daraus abzunehmen war, daß sie immerwährend den Pfropfen aus der Eau-de-Cologne-Flasche zog. Aber, beste Mamsell Marie, nehmen Sie es sich um Gottes willen nicht zu Herzen! Ich wollte mir lieber die Zunge abbeißen, als mit meiner unschuldigen Erzählung das allergeringste Aergerniß veranlassen."

„Das ist wirklich eine allzu lächerliche Besorgniß!" sagte Marie, indem sie durch eine gewaltsame Anstrengung ein Lächeln auf ihre bleichen Lippen hervorzwang. „Die Frau Kamrerin hat eine so angenehme Erzählungsgabe, daß man sich nicht anders als unterhalten fühlen kann."

„Ach, welch ein feiner Verstand, welch eine glückliche Art, sich zu fassen! Ich bewundere Sie, Mamsell Marie! Aber was wollt' ich doch sagen? . . . ja, diese kleine lustige Scene auf der Landstraße. Nun, nun, Mamsell Marie, erröthen Sie nur nicht so schrecklich! Gewiß war es ein wenig kühn von dem Rittmeister; aber wir wissen, daß dieser Herr thut, was ihm einfällt. Die Folge war nun auf jeden Fall voraus zu sehen. Als sie nach Hause kamen, ging Jedes in sein Zimmer. Die gnädige Frau hatte betheuert, sie käme nicht mit einem Fuße in den Speisesaal, und da wollte er ebenfalls nicht essen, sondern ging zornig seines Weges. Am folgenden Morgen wurde der Feldwebel bei guter Zeit gerufen, um Ordres zu empfangen; denn der Rittmeister hatte beschlossen, in wichtigen Angelegenheiten, wie es hieß, nach Stockholm zu reisen. Nun gut; als die Herrschaften sich am Morgen im Saale trafen, und die kleine Lotta, die Schwester der „Statthalterin," den Kaffee abgetragen hatte, so gab es ein heftiges Gespräch,

von welchem Lotta das Eine und das Andere hören konnte. Und obgleich ich nicht von der Art bin, daß ich mit Erzählungen von den Dienstboten meiner Nachbarn umhergehe und fahre, so kann ich doch meine Ohren unmöglich verstopfen, wenn ich sie höre. Der Rittmeister hatte seiner feinen Frau laut und deutlich gesagt, daß er jedes Wort bereuete, das er mit ihr gewechselt, und jeden Augenblick und jeden Tag, den er mit ihr gelebt hätte, und obgleich ihrer nicht eben so sehr viele gewesen wären, so wären es doch zu viele, da sie um so schwerer gewesen wären, und daß er nun, weil er's zu Hause nicht länger aushalten könnte, gezwungen wäre, sich eine andre Heimath zu suchen. Als er darauf gegen Mittag abreiste, so hatte er von ihr einen eben so kalten Abschied genommen, als hätte er ihr ein Gefäß voll Wasser in's Gesicht gegossen, ja so kalt, als wäre sie eine wildfremde Person gewesen. Auch stand sie dort so erschrocken, daß sie bis auf's Härchen einer lebendigen Leiche ähnlich war, die sich nicht von der Stelle bewegen kann."

Jetzt hielt die Kamrerin inne, weil sie im buchstäblichsten Sinne des Wortes in Gefahr war, den Athem zu verlieren; und nur dieser Umstand hinderte sie, der Erzählung der „Statthalterin" noch mehrere Verbesserungen hinzuzufügen.

„Marie, mein Kind!" sagte Frau Rehnman mit einem Lächeln, das, so gutmüthig es auch war, der Frau Kumlin doch beinahe das Gallenfieber an den Hals gebracht hätte, „gehe hinaus und besorge ein wenig Thee; die Frau Kamrer wird heiser!"

Marie stand auf. Es hatte ihr schon lange Mühe gekostet, das unerträgliche Geplapper der Kamrerin auszuhalten; doch der ermahnende Blick ihrer Mutter warnte sie, der Boshaften keinen solchen Triumph zu bereiten.

Als aber der Karren der Kamrerin Kumlin wieder von dem Hofe rollte, da bezwang Marie ihren Schmerz nicht länger. „O mein Gott!" klagte sie unter Thränen, „ich glaube, daß wenigstens ein Theil von dieser Erzählung wahr ist! Vielleicht war es wirklich

sein eigener Einfall, mir einen Platz in seinem Wagen anzubieten; wie Du weißt, Mutter, ist er so stolz, daß er wirklich nicht begreift, was auch kein Anderer Muth hat, ihm zu sagen."

„Ich, mein Kind, glaube im Gegentheil gar nichts von dieser Klatscherei. Wie es sich aber auch verhalten mag, so können wir weiter nichts thun, als Gott bitten, daß Alles bald wieder gut werde."

„Aber, liebe Mutter! wenn er nun wirklich wegen einer solchen Ursache gereist ist! Er ist so leicht beleidigt und gereizt. Ach, ich leide schrecklich bei dem bloßen Gedanken, daß um meinetwillen Uneinigkeit zwischen ihnen entstehen soll! Wenn ich es wagte, mit ihr zu reden!"

„Woran denkst Du, liebes Kind? Entweder ist ja alles zwischen ihnen erklärt, und da hast Du weiter gar nichts zu sagen, oder hat sie auch nichts gehört, und da bedarf sie keiner Erklärungen. Ueberdies, liebe Marie, weißt Du wohl, daß Du Dein Gelübde nicht brechen darfst. Verlasse Du Dich auf den Verstand und das Feingefühl des Rittmeisters. Erfährt sie diese unglückseligen Gerüchte — ich begreife gleichwohl nicht, wie irgend ein Mensch schamlos genug sein könnte, nur darauf hinzudeuten — so bringt er gewiß Alles wieder in das rechte Geleis."

„Ja, wenn sie nun aber Verdacht hegt, ohne ihn laut werden zu lassen?"

„Wie Du Dich plagen kannst, mein liebes Kind! Wenn ich für diese Deine neue Unruhe eine Linderung wüßte, so würde ich sie gerne hervorsuchen! Aber ohne den Rath und die Einwilligung des Rittmeisters ist es ganz unmöglich, daß Du in der Sache etwas thun kannst. Du würdest ihn dadurch auf das höchste betrüben und beleidigen."

„Das will ich um alles in der Welt nicht — ich überlasse Gott alles."

„Du kannst nichts besseres thun, mein Kind! Wir wollen Beide für ihr Glück beten!"

Zwölftes Kapitel.

Getheilt zwischen ihren mütterlichen und hausmütterlichen Pflichten und Geschäften, fand Lavinia, daß die Zeit dahin floh, wo nicht eben angenehm, so doch wenigstens erträglicher, als zu Anfang ihrer Ehe.

Sie war während der Abwesenheit ihres Mannes einiger Maßen mit ihrer kritischen Stellung vertraut geworden, und oft freute sie sich in ihrem Herzen über diese Abwesenheit, ohne welche es ihr gewiß nie gelungen wäre, mit den Verhältnissen, die ihr nun mit jedem Tage leichter und angenehmer erschienen, einen Anfang zu machen.

Bisweilen kam gleichwohl eine unbestimmte Sehnsucht über sie, nicht nach Ludwig, denn sie sagte oft zu sich selbst: „es ist sehr gut, daß er weg ist!" aber doch eine Sehnsucht nach Gott weiß was, und die bisweilen einige Hauche von Wehmuth auf die langen einsamen Abende warf.

Dreimal, doch jedes Mal nur ganz kurz, hatte Ludwig geschrieben, aber in keinem Brief ein Wort von der Rückkehr gesagt. Lavinia konnte daher gar keine Ahnung davon haben, ob dieselbe bald oder erst spät erfolgen würde. Das Gewisse aber war: sie empfand eine beängstigende Furcht, so oft sie daran dachte.

An einem Nachmittage — sie saß ganz häuslich und schnitt Deckzeuge zu — wurde sie durch männliche Schritte überrascht, welche sich der Kabinetsthür näherten. Wer anders, als Ludwig, konnte so direkt und unangemeldet herein kommen? Lavinia's innerem Auge stellte sich augenblicklich die Stunde des Abschiedes mit ihren vorhergehenden Auftritten dar; doch, indem sie sich schnell und erröthend erhob, um ihm entgegen zu gehen, fühlte sie, daß ihre Pflicht es heischte, keine Erinnerung daran zu haben.

Doch wie schnell, wie freudig verwandelte sich nicht der Zwang in eine offene und natürliche Aeußerung des Gefühls, als nicht

Ludwig, sondern Rudolf, ihr innig geliebter Bruder, vor ihr stand!

Eine herzliche und innige Umarmung war ihre erste Begrüßung. „Ach, meine Lavinia, meine gute, geliebte Schwester! laß mich Dich ansehen! Der Tausend! Du siehst ja bei weitem besser aus, als da Du Abschied von uns nahmst!

„Und warum sollte ich das nicht?"

„Warum? O, ich weiß nicht; ich war so ängstlich und unruhig. Ich bin hieher gekommen, um einige vertrauliche Augenblicke mit Dir zu verleben, — aber noch heute Abend muß ich wieder reisen.

„Das kann unmöglich Dein Ernst sein, mein guter Rudolf: Du kannst kein Herz dazu haben, mich so sehr zu betrüben, nachdem Du mich erst so sehr erfreut hast! Wie leid wird es Ludwig thun, daß er nicht zu Hause ist!"

„O, Kleinigkeit! — Der Besuch galt nicht ihm, sondern Dir, einzig und allein Dir!"

Rudolfs Worte waren ihm selbst so sonderbar unähnlich, verriethen so viel Eilfertigkeit, so viel Ernst, daß Lavinia verwundert fragte: „Hast Du eine bestimmte Ursache zu Deiner Reise gehabt?"

„Sind wir hier sicher?" fragte er dagegen. „Es ist so schön und freundlich überall auf diesem Rosenborg, und doch," fügte er leise hinzu, „sollen hier nicht die Freude und das häusliche Glück eingekehrt sein."

„O!" rief Lavinia aus, und ihre Wange erbleichte vor Schmerz; „sind die Gerüchte der Bosheit und des Neides schon so weit geflogen, daß sie im Stande gewesen sind, Deine Ohren zu vergiften? Doch Du siehst nun selbst, mein theurer Rudolf, daß mein Aussehen diesem Gerüchte widerspricht!"

„Dein Aussehen war lange nicht der Spiegel der Seele, und ich war gefaßt darauf, daß Du mir auch jetzt Dein Herz verschließen würdest."

Lavinia legte ihren Arm in Rudolfs Arm und führte ihn in das Schlafzimmer. „Ehe wir weiter gehen, mein geliebter Bruder,

mußt Du mir erst verzeihen, daß ich ein wenig über Deine eigenen Verhältnisse wissen will. Wie befindet sich Julia?"

Rudolf's Gesichtszüge erlitten eine schnelle und schmerzhafte Veränderung.

„Ich weiß nicht; aber ich fürchte das Aergste, ja ich fürchte, ich kann mich nicht länger als ein Paar Stunden aufhalten, und daß schon diese mir sehr theuer zu stehen kommen."

„Mein Gott, Du erschreckst mich beinahe! War sie krank, als Du reistest?"

„Nein, damals nicht, doch ... ach, Lavinia!" — er warf sich auf den Sofa und fuhr mit der Hand über die Stirn — „es war nicht ganz gut, als ich reiste. Zum ersten Male stand Julia in einem fremden Lichte vor meinen Augen; aber ... es war nur eine Täuschung. Laß uns eilen, um über Dich zu reden! Ich habe ja das Recht — habe ich nicht?" (er lächelte betrübt) — „Deinen Kummer zu theilen? Ach, Du weißt nicht, um welchen hohen Preis ich dieses Recht erkauft habe, das Du mir nie, nie weigern solltest!"

„Und das ich Dir auch jetzt, mein Rudolf, nicht weigern würde, wenn ich Kummer hätte! Aber Du wirst selbst sogleich einsehen, sobald ich Dir alles gesagt habe, daß wir nur der gewöhnlichen Dienstbeflissenheit der Leute dafür zu danken haben. Es verhält sich damit so, daß unsere Nachbarn Ludwig hochachten, aber ihn nicht lieben, weil er entweder nicht im Stande ist, gegen sie diese einnehmende Freundlichkeit zu zeigen, welche uns die Leute verbindet, oder auch, weil er sich gar nicht die geringste Mühe um ihretwillen machen will ... doch, mein Gott, was für eine Wirthin bin ich! Du hast mich wirklich so überrascht, daß ich vergessen habe, woran ich zuerst hätte denken müssen, nämlich an eine Erfrischung für Dich!"

„Ach, ich bitte Dich, unterbrich uns nicht mit solchen Dingen! Doch, um nicht Dein Haus zu verlassen, ohne etwas genossen zu haben, so sollst Du mir eine Tasse Thee geben, wenn ich reise,

und das geschieht präcise in zwei Stunden. Aber sei nun auch offenherzig — ich gehe nicht davon ab: ich will wissen, woher solche Gerüchte kommen!"

„Wie Du willst!" sagte Lavinia, als sie nach einigen Minuten zurückkehrte und eine Ruhe zeigte, die sie in diesem Augenblicke nicht besaß. Sie hatte sich aber fest vorgenommen, nicht die Wahrheit zu verrathen, und wenn auch die Klatscherei noch so viel zu sagen wüßte.

Als sie nun neben dem Bruder auf dem Sofa saß, so legte er vertraulich, aber mit einer Heftigkeit, welche bezeugte, daß er mehr litt, als er sagen wollte, seinen Arm um ihren schlanken Leib. „Lavinia!" sagte er leise, „man sagt, Du seiest unglücklich, Ludwig sei kalt und unfreundlich gegen Dich, und sein eigenes Haus sei ihm selbst schon so unerträglich geworden, daß er von Dir geflohen sei."

Jetzt bedurfte Lavinia ihrer ganzen Fassung, damit Rudolf nicht so tief in ihre Seele blicken möchte, besonders da sie durch seine Rede an Ludwigs eigene Worte erinnert wurde, daß er hinwegreise, weil er es nicht länger aushalten könne. Er hatte dieses gleichwohl in einer Gemüthsstimmung gesagt, welche die Worte unzuverlässig machte; er hatte selbst bekannt, daß er Unrecht gehabt; und erfüllt von dieser Hoffnung, welche diese letzte Erinnerung ihr verlieh, bereitete sich Lavinia darauf vor, dem Gerüchte auf das Bestimmteste zu widersprechen.

„Du schweigst, meine arme Schwester?"

„Vor Erstaunen, vor Schmerz schweige ich, Rudolf! Es thut mir herzlich weh, zu hören, daß Ludwig, der Deiner Achtung so würdig ist, so beurtheilt wird — und warum? Darum, weil einige böse und plauderhafte Zungen ein Vergnügen, oder besser gesagt, ein Bedürfniß darin finden, seine einfachsten Worte und Handlungen zu verdrehen. Er ist ein Mann von ernstem Charakter, der mit seiner Frau eben nicht viel tändelt; nichts desto weniger aber ist er besser, zärtlicher und nachsichtiger, als sie

vielleicht verdient. Doch die Menschen, welche nur die Außenseite der Dinge, oder besser, gar nichts sehen, sondern sich mit Vermuthungen begnügen müssen, weil wir uns außer dem Hause fast noch gar nicht gezeigt haben, wetzen auf diese Weise ihre Scharte aus. Sie halten Ludwig für hochmüthig, weil er an den Gesellschaften, welche die Umgegend darbietet, kein Vergnügen findet; und um sich zu rächen, tröstet man sich damit, daß man sagt, er mache seine Frau unglücklich. Wie oft ist er mir nicht mit offenem Vertrauen entgegen gekommen! Und wenn dann zwischen uns kein so inniges Verhältniß entstanden ist, wie es hätte werden können, so ist das nicht sein, sondern mein Fehler; denn ich, Rudolf, muß mir selbst den Vorwurf machen (dies mag aber zwischen uns Beiden bleiben), daß ich mich nicht ganz vernünftig benommen habe."

„Ja, ja, es kommt mir nicht so ganz unwahrscheinlich vor, wenn ich die Gründe bedenke, aus welchen Du Dich zu Deiner Verlobung entschlossest. Sollte es daher Deine Schuld sein, daß ... mit einem Worte, man will wissen, daß Ihr fast in einem ganz fremden Verhältnisse zu einander lebet."

„Mein bester, geliebter Rudolf!" entgegnete sie sanft und ernst, „ich weiß, daß Du selbst der Erste bist, welcher erkennt, daß es in einer Ehe Umstände geben kann, nach denen Niemand zu forschen das Recht hat. Doch glaube mir: wir sind so weit entfernt, unglücklich zu sein, daß ich dieser einfältigen Klatscherei, die uns Leiden aufbürdet, von denen wir selbst nicht einmal träumen, nur ein Lächeln geschenkt haben würde, wenn sie Dir nicht bitteren Schmerz zugefügt hätte. Was Ludwig's Reise betrifft, so war dieselbe von Geschäften veranlaßt, welche ihn wohl noch einige Wochen entfernt halten mögen; aber ich bin überzeugt, daß er seine Rückkehr so viel als möglich beschleunigt. Und jetzt, nachdem ich Dir alles gesagt habe, was mich betrifft — und herzlich bitte ich Dich, meinethalben ruhig zu sein — so

wirst Du mir wohl Dein Vertrauen in Betreff Deiner Angelegenheiten nicht abschlagen?"

„Da ich Dich kenne und weiß, daß Dir keine Bitten mehr entlocken, als was Du selbst sagen willst, so muß ich Dir wohl glauben. Und da ich dieses wenigstens in einer Hinsicht thue, so will ich nur noch eins sagen: hüte Dich, geliebte Schwester — ich sage nicht: mit der Ruhe Deines Mannes zu spielen, denn das kann Deine Absicht gewiß nicht sein — aber hüte Dich, wenn Du je ein dauerndes Glück zu finden wünschest, daß er gegen Dich nicht den Verdacht faßt, als hättest Du zu Deiner Handlungsweise weniger edle Beweggründe gehabt. In Ludwig's Charakter liegt, wie Du eben selbst sagtest, viel Ernst. Er wird streng bei einem bloßen Verdacht."

„O ja, das weiß ich nur allzu wohl. Doch ich verstehe ihn und achte ihn zu hoch, um nicht nach seiner Achtung zu streben ... Aber nun genug von uns! Jetzt ist die Reihe an Dir!"

„Ja, jetzt ist die Reihe an mir, und ich will mein Vertrauen vollkommner geben, als Du das Deinige gabst. Denn ich, Lavinia, habe nicht dieses Bedürfniß, alles in mir selbst zu verbergen. Ich kann nicht leben ohne Liebe, ich liebe die Theilnahme, ich liebe alle warmen, sanften Gefühle, und ich würde vergehen bei dem bloßen Versuche, in einer tiefen und großen Betrübniß — vor welcher der Himmel mich bewahren möge! — mich nur durch den Trost aufrecht zu erhalten: kein Mensch sieht Deine Wunde; was bedeutet es also, wenn sie auch noch so sehr schmerzt, Du kannst ja nicht mehr, als daran sterben!"

„Jeder Mensch hat seine eigenen Ansichten!" sagte Lavinia, indem sie Rudolf's Hand zärtlich drückte. „Wenn Du aber, mein geliebter Bruder, unglücklich würdest, so würde ich dieses Unglück tiefer empfinden, als ich mein eigenes empfunden habe."

„Ich glaube es beinahe; aber bis jetzt steht, Gott sei gelobt! das Unglück noch nicht vor meiner Thür. Als ich von Hause abreiste, waren nur noch einige leichte Wolken vorhanden, welche

mich ahnen ließen, daß in der Zukunft möglicher Weise ein Sturm sich zusammen ziehen könnte."

„Ich errathe, was Du sagen willst: Julia war nicht zufrieden mit Deiner Reise zu mir? Ach, sie liebt Dich zu sehr, und leidet bei dem ersten Schein der Furcht, daß sie genöthigt sein soll, von Dir getrennt zu sein! Sie klagte, sie bat, sie zeigte sich entzückend — und Du ließest Dich doch nicht bewegen?"

„Nein, ich ließ mich nicht bewegen — und kannst Du nun noch sagen, daß meine Liebe schwach ist?"

„Nein, nun muß ich gestehen, daß Du auch stark sein kannst; aber es schmerzt mich, daß Deine Handlung aus Liebe und Unruhe zu mir und nicht aus wirklicher Ueberzeugung floß. Du hattest gewiß keine Zeit, zu prüfen, ob diese Handlung sonst nützlich wäre?"

„Ja, Lavinia, ich prüfte sie mit den Augen des Verstandes; denn ehe ihre Thränen mich zu erweichen strebten, was Anfangs vielleicht eben nicht schwer gewesen sein möchte, hatte ihr Betragen, hatte ihre Sprache mich beleidigt. Ich war gezwungen, so schwer es mir auch wurde, ihr einmal zu zeigen, daß ihr Wille nicht immer für uns Beide Gesetz sein kann."

„Aber Du hast es schon bereut — ich sah es im ersten Augenblicke, mein Rudolf! — und jede Deiner Bewegungen überzeugt mich noch jetzt, da Du Deine Ungeduld zu verbergen suchst, daß Du vor Verlangen nach der Umkehr brennst. Ich glaube Dir also die Aufopferung, welche Du schon für mich gemacht hast, nicht besser belohnen zu können, als wenn ich Dir die eine von den beiden Stunden erlasse, die Du mir versprochen hast."

Ein leichter Farbenwechsel flog über Rudolf's Wange. „Du hast Recht, so sehr recht, daß ich nur nicht weiß, wie ich Dir soll danken können! Da ich Dir aber Alles sage, so wirst Du meinen schnellen Aufbruch nicht mißdeuten, auch nicht glauben, daß Mangel an Liebe der Grund dazu ist!"

„Nein, nie, theurer Rudolf, könnte ich dergleichen glauben;

Du hast mir ja vom Gegentheile allzu viele und sichere Beweise gegeben! Doch was meinst Du mit dem Alles?"

„Ich meine dieses kleine Billet, das ich erst in meinem Cigarrenfutteral fand, als ich schon einige Meilen von Hause entfernt war. Julia hatte wohl geglaubt, ich würde es eher öffnen; doch ich war nicht in der Laune, daß ich einmal rauchen mochte. Lies es!" — Rudolf reichte seiner Schwester ein zusammengefaltetes Papier, welches er aus der Brusttasche zog.

Mit dem Vorgefühl einer Unannehmlichkeit nahm Lavinia dieses Unterpfand des unbeschränkten Vertrauens ihres Bruders. Was sie aber las, das übertraf bei weitem ihre Furcht.

Der Inhalt des Billets war folgender:

„Garstiger, geliebter, verabscheuter, vergötterter Rudolf!

Du hast aufgehört, Deine Julia zu lieben, da Du wegen einer Kinderei, so unbedeutend und winzig, daß sie kaum den Boden meines Fingerhutes bedecken würde, eigensinnig von mir hinwegreisest, obgleich ich weine, bitte und bettle, so daß Steine und Bäume dadurch gerührt werden könnten, daß Du zu Hause bleiben sollst.

Soll Dir denn Deine Schwester immer mehr sein, als Deine Gattin? Meinst Du, daß dies recht ist? Meinst Du, ich könnte mich mit einer solchen Gleichgültigkeit begnügen?

Doch handle, mein Herr, handle wie Du willst! Reise, bleibe da, überlaß mich meiner Verzweiflung — Du wirst schon selbst die Folgen sehen! Du weißt selbst, ob es gefährlich ist, mich jetzt zu reizen und zu peinigen.

In diesem Augenblicke, da ich unter Aerger, Betrübniß und Unruhe schreibe, fühle ich mich so krank, daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Aber ich denke Dir davon nichts zu sagen. Du wirst schon sehen, wenn Du nach Hause kommst! Vielleicht sehen wir uns hier auf Erden nicht mehr: vielleicht bin ich dann schon todt. Armer Rudolf mein! da wirst Du es wohl bereuen, daß Du Lavinia vorzogst Deiner eigenen kleinen Julia.

P. S. Rudolf! wenn Du dieses liesest, so kehrst Du zurück — wenn Du noch ein Fünkchen Liebe übrig hast! Es ist Deine Pflicht zurückzukehren — hörst Du! Und kommst Du nicht, so sehen wir uns gewiß nicht mehr."

„Du sahst wohl Julia noch, nachdem sie dieses Billet geschrieben hatte, welches ich in keiner Hinsicht billigen kann?" äußerte Lavinia, die kaum ihrer Unruhe über den Ausgang Herr werden konnte; denn wenn es deutlich war, daß Julia aus kindlicher Bosheit und unüberlegtem Eigensinn alle diese Voraussetzungen gehabt hatte, so war es fast eben so klar, daß, als sie die Vergeblichkeit ihres letzten Versuches sah, die fieberhafte und heftige Unruhe, mit welcher sie die Rückkehr ihres Mannes erwartete, sie in eine Gemüthsbewegung versetzen würde, die wenigstens schädlich, ja äußerst wichtig werden könnte. Lavinia bebte wirklich vor dem Umstande, daß Rudolf nicht sogleich, nachdem er das Billet gelesen hatte, umgekehrt war; doch hatte sie allzu viele Macht über sich selbst, um diese Unruhe merken zu lassen.

„Ich sah sie," entgegnete Rudolf nachdenkend, „in dem Augenblicke, da ich abreiste, und fand keine Veränderung an ihr. Vielleicht aber war ich da blind. Aber sage mir Deine Meinung! Meinst Du, ich hätte sogleich umkehren sollen? Wenn alles nur ein kleiner Scherz war (und das war es gewiß), um mich in Furcht zu setzen, so habe ich am richtigsten gehandelt, daß ich meinem ersten Plane folgte. Doch wenn — großer, gnädiger Gott! ich wage es kaum zu denken! — wenn es wäre . . . nein, ich würde wahnsinnig . . . Ach, dieses kleine Billet, so boshaft es ist, so ist es gleichwohl ein entzückendes Abbild ihres kindlichen und naiven Muthwillens."

„Ja, das ist es leider: ein allzu treues Abbild! Aber auf jeden Fall, da sie nun ihre kleine Strafe erhalten hat, ist es Zeit, an die Belohnung für die ausgestandene Unruhe zu denken, und je eher Du reisest, um so eher kannst Du Deine, jetzt, wie ich glaube, bußfertige kleine Magdalena umarmen. Du hast in-

zwischen schon zwei Vortheile gewonnen: erstlich hat sie erfahren, daß Du Dich nicht immer blind durch Deine Liebe leiten lässest, und zweitens hat sie gesehen, daß diese Liebe doch edel genug ist, um nicht dem Gedanken an ihren Unverstand Raum zu gestatten. Und es wird ihr gefallen und sie versöhnen, wenn sie erfährt, daß Du Dich hier nur eine Stunde aufhieltst."

„Ja, ich hoffe es. Und im Sommer wollen wir Deine Gastfreiheit in Anspruch nehmen; denn Du bist allzu klug und gut, um meiner lieben Julia die Eifersucht anzurechnen, welche ihre heftige Zärtlichkeit gegen mich hervorgerufen hat."

„Sei überzeugt, daß mir dies nie einfallen kann, und laß uns nun hinausgehen und Thee trinken, während frische Pferde vorgespannt werden. Ludwig's Kutschpferde fliegen dahin wie der Blitz!"

„Und," flüsterte Rudolf, indem er sie noch einen Augenblick zurückhielt, „ich kann also ruhig reisen — Du bist nicht unglücklich?"

„Möge nie ein Mensch unglücklicher sein!" versicherte Lavinia mit der Stärke der Ueberzeugung.

Dreizehntes Kapitel.

Mit dem Posttage nach dem eilfertigen Besuche des Protokolls-Sekretärs auf Rosenborg kam ein Brief an, welcher über die Frage, die Lavinia sich schon zehnmal selbst vorgelegt hatte, einige Aufklärung gab, nämlich: „wird er wohl Kraft genug haben, aus diesem Versuche Nutzen zu ziehen, oder wird er in seine gewöhnliche Schwäche zurückversinken?" In dem ersten Falle meinte sie, er habe einen Schritt von ungeheurer Bedeutung auf seiner künftigen Glücksbahn vorwärts gethan, und in dem zweiten, er sei von dem Punkte, auf welchem er stand, mehr denn drei Schritte

rückwärts gegangen. Denn nachdem er einmal eine Handlung voll Kraft gezeigt hatte, so konnte ihr Verhältniß nicht wieder in das vorige Geleis kommen — es mußte steigen oder fallen; von und mit dieser Handlung mußte einer der beiden Ehegatten ein entschiedenes Uebergewicht über den andern erhalten.

Lavinia sollte nicht lange in Ungewißheit darüber schweben, nach welcher Seite hin die Wagschale den Ausschlag gab.

Rudolf schrieb:

„O, wie sehr verachte ich allen Egoismus! Wie verabscheue ich von Seele und Herzen diese schwachen, falschen, verwirrenden Prinzipien, welchen zu huldigen auch ich schwach, blind und thöricht genug gewesen bin!

Ich meine diejenigen Prinzipien, welche sich oft genug geltend machen in dem Rechte des Mannes, sich gleichsam zu einer Art von Regenten über seine Frau zu erheben. Sobald sie fehlt aus Kindlichkeit, aus Unverstand, aus spielendem Trotze, sogleich glaubt der Herr berechtigt zu sein, die Zügel zu ergreifen, um zu verhüten, daß man nicht auf der Reise durch die Ehe auf einen dem häuslichen Glücke und dem häuslichen Ansehen entgegengesetzten Weg gerathe. Als ob ein kluger und guter Mann dieses erbärmliche Ansehen anzuwenden brauchte, um seine Wünsche oder selbst seinen Willen erfüllt zu sehen, wenn denn doch nothwendig ein Wille in ihm entstehen soll!

Es ist zu bejammern, ja, meine Lavinia, ich sage: es ist zu bejammern, daß der Mann durch eigene unglückselige Ansichten oft die Steine des Anstoßes bildet, an welchen das häusliche Glück sich allmälig abschleift, bis es zuletzt verschwindet oder sich zu einem bloßen passiven Ertragen desjenigen, was man nicht zu ändern vermag, umbildet.

Der Himmel, die Erde und mein eigenes Herz seien gelobt — meine Ehe, mein häusliches Glück sollte so nicht untergehen. Ich war ein Thor, der auf seine Macht trotzen wollte . . . Ich hätte

diesen Trotz büßen können mit einer Reue, die keine Zeit zu lindern im Stande gewesen wäre.

Vernunft, Bedachtsamkeit, Erwägung der Umstände ist keine Schwäche. Ich hätte Julia's Zustand bedenken sollen, ich hätte bedenken sollen, daß ich, um mich recht männlich zu zeigen, ein Spiel wagte, in welchem ich alles hätte verlieren können. Und Gott weiß, daß ich mit Gefühlen der tiefsten und lebendigsten Dankbarkeit mich wiederum in dem Besitze eines Glückes befinde, dessen Höhe und Umfang ich erst jetzt zu ermessen verstehe.

Ich will es nicht einmal versuchen, die Gefühle zu beschreiben, mit welchen ich, nachdem ich die ganze Nacht gereist, mich gestern gegen Mittag meiner Heimath näherte. Meine Einbildung war so sehr verdüstert von schwarzen Bildern, daß ich meine Julia schon als eine gebrochene Lilie auf ihrem weißen Bette liegen sah. Denke Dir also meine Gefühle — ich will sie nicht Freude, Glück, Entzücken nennen, denn diese Worte sind sämmtlich so matt, daß sie gar nichts ausdrücken — nein, denke Dir die heilige, gränzenlose, überschwengliche Seligkeit, die mein ganzes Wesen durcheilte, als meine Julia, frisch wie eine eben aufgebrochene Rose, froh, lebhaft und entzückend in meine Arme flog.

Da hatte ich gewiß keine Zeit, an Verstand, Ermahnungen und kalte Berechnungen zu denken! Ich konnte nur eine Berechnung machen; aber diese gab mir hinreichend zu thun. Julia's Küsse waren wärmer als je; nicht der kleinste Schatten von Wolke und Unmuth war mehr übrig.

Ich höre, ich sehe, ich verstehe Dich, meine theure Schwester, wenn Du Dieses mit einer Miene liesest, die ich mir nur allzu gut vorstellen kann. „Ach, der arme Rudolf!“ (habe ich nicht ein gutes Gehör, da ich in einer solchen Entfernung hören kann?) „nun ist er ganz verrückt, nun ist ihm gar nicht zu helfen!“

Ja, nun ist mir gar nicht mehr zu helfen, Du steinharte Göttin der Weisheit, die Du die Macht der wahren Liebe entweder vergessen oder auch nie gekannt hast.

Doch urtheile, ob es wohl in der ganzen Welt eine liebenswürdigere Büßerin gegeben hat als sie, deren Bild sogar jetzt, da ich hier sitze und an Dich schreibe, mich unaufhörlich umspielt. Höre nur — ich will jetzt zu ihrem eigenen unschuldigen Bekenntnisse übergehen!

Wir saßen im Schlafzimmer auf dem kleinen vertraulichen Sofa. Ich hatte die Absicht, sie ein wenig auszuschelten, und begann daher in einem Tone, der bestimmt einen Funken von Ernst an sich hatte, wenigstens auf der Oberfläche . . . „Julia!“ aber weiter kam ich nicht . . .

„Mein geliebter Rudolf!“ rief sie aus und blickte mit den lieben, schelmischen Augen tief in mein Herz hinein, „wenn Du schiltst, so sterbe ich vor Betrübniß, und . . . noch einer andern Ursache!“ fügte sie so lieblich hinzu, daß ich kaum umhin konnte, mich augenblicklich zu ergeben. Doch fragte ich mit der möglichsten Selbstbeherrschung: „Nun? und aus welcher andern Ursache denn?“

„Vor Scham!“

Du hättest das feine Erröthen auf ihrer Wange, ihr gesenktes Haupt und vor allen Dingen diesen Blick voll fürchtender forschender Zärtlichkeit sehen sollen, diesen Blick, der mehr denn Millionen Bitten enthielt . . . Ach, wenn sie so ist, so muß ich sie anbeten!

„Hast Du Reue empfunden, geliebte Julia?“

„Ja wohl, tausendmal oder wohl gar noch öfter, denn es ist eben so oft geschehen, als ich mit meinem Verfahren unzufrieden gewesen bin. Du sollst hören, theurer Rudolf!“

„Als Du weg warst, da glaubte ich erst bestimmt, Du würdest augenblicklich wieder kommen. Ich empfand da eine so boshafte Freude über Deine Angst, daß ich sie gerne noch vermehren wollte . . . Ja, ja, garstiger, geliebter Rudolf! das solltest Du dafür haben, daß Du das Herz hattest, mir etwas abzuschlagen . . . . Nun, kannst Du wohl errathen, auf welchen Possen ich verfiel? Ja, ich ging schnell zu Bette, und nahm mir vor, bei Deiner

Rückkehr recht tüchtig krank zu sein. Als es aber zu lange währte, so wurde ich so ungeduldig, daß ich betheuere, ich wäre beinahe in vollem Ernste krank geworden . . . Und darüber hätte man sich auch nicht viel wundern können: während ich lag, war von dem Hofrathe eine Einladung zum Thee angekommen. Sie hatten reisende Freunde erhalten, und ich wollte für mein Leben gern hin. Aber, sagte ich zu mir selbst, wenn ich nun aufstehe und gehe, und er käme dann nach Hause, so wäre das äußerst ärgerlich. Doch wiederum, falls er nicht kommt, hier zu liegen und zu lauschen und zu gähnen und Langeweile zu haben, das wäre auch recht einfältig, da ich inzwischen lachen und vergnügt sein könnte. Und als es nun so spät wurde, daß ich noch gehen konnte, und Du nicht kamst, so wischte ich die Thränen ab, stand auf, wusch mich mit Eau-de-Cologne, zog mich an und ging . . . Aber ich versichere Dich, meine Gedanken waren so gestört, daß ich gar nicht vergnügt sein konnte. Ich mochte sprechen mit wem ich wollte, so standest Du immer vor mir; und ich wünschte unaufhörlich, das Soupé möchte zu Ende sein und ich glücklich nach Hause kommen; denn es war ja doch möglich, daß Du schon dort sein könntest, und mir eine frohe Ueberraschung bereiten wolltest. Aber ach, ach, ach! wie sehr täuschte ich mich! Unsre schöne Wohnung war leer und kalt wie ein Grab. Ich war sehr betrübt. Und diese Nacht, diese garstige, garstige Nacht, die erste, die ich durchwacht habe . . . Doch, es fällt mir ein, daß ich Dir nichts mehr erzählen darf."

„Ach ja, süße, geliebte Julia!" bat ich warm und eifrig, „vertraue mir Alles!"

„Nun, so muß ich Dir wohl erzählen, daß es abscheulich ist und Einem ordentlich bange machen kann, wenn man so unaufhörlich wachend da liegt und die ganze Nacht hindurch phantasirt. Unaufhörlich redete in meinem Innern eine Stimme und stellte mir vor — ja, bei weitem besser als was Du selbst vermagst — wie unbedachtsam und leichtsinnig ich gehandelt hätte. Ich war

auch so ängstlich und bange, daß ich vor Unruhe schwitzte und so dachte: nun, nun, kommt er zurück, so soll er erst sehen, daß ich auch ein wahrer Engel sein kann! . . . Nun aber wurde es zuletzt Tag, die Leute kamen und gingen, und meine unartigen Gedanken kehrten zurück. Je mehr ich mich anstrengte, etwas zu meiner Unterhaltung und Belustigung zu erfinden, ohne daß mir etwas gelingen wollte, um so ärgerlicher wurde ich auf Dich; denn Du allein warst ja die Ursache dieser ganzen Unzufriedenheit, dieser üblen Laune, die mich fast zu Tode peinigen wollte. So kam wiederum eine neue Nacht herbei und mit der Dunkelheit fanden sich ernste Betrachtungen, Reue, Thränen und Gebete zu Gott ein, daß Du bald zurückkehren und Deiner armen Julia nicht böse sein möchtest; und es war mir fast so, als hätte ich die Ueberzeugung erhalten, Du würdest heute wieder kommen. Ich entschlief und erwachte mit den besten und schönsten Vorsätzen. Aber gewiß wohnte ein kleiner böser Geist in mir; denn Du kannst glauben, daß von Neuem die wirklich sündhafte Idee über mich kam, Dich durch einen Zustand von Schwäche und Erschlaffung zu erschrecken. Jetzt rollte ich diesen kleinen Sofa vor den Spiegel und übte wohl zwanzig verschiedene Situationen ein, die eine immer noch betrübter als die andere, und ich glaube wohl, ich wäre mit der einundzwanzigsten zufrieden gewesen, wenn nicht plötzlich Dein Wagen vor der Thüre gehalten hätte. Aber da war ich so außer mir vor Freuden, daß ich in einem Augenblicke Alles vergaß und Dir entgegen eilte."

Lavinia! kannst Du sie streng beurtheilen?

Nein, das kannst Du nicht, und noch weniger fordere ich, daß Du es thun sollst. So wie unser Herr nun einmal mein Weibchen erschaffen hat, so finde ich sie überaus entzückend. Ach, mir soll es nicht im Mindesten schwer werden, zu vergessen, daß sie mir nur ein einziges Mal anders erschienen ist! Dieses frohe, unschuldsvolle, muthwillige Kind muß man kennen, um es recht

behandeln zu können; und sage Du, was Du willst, ich glaube es zu verstehen.

Und nun lebe wohl, geliebte Schwester! An der Dauer meines Glückes zweifle ich nicht, so fern Gott mir gestattet, daß ich meine geliebte Julia behalten darf; an Deinem Glücke aber zweifle ich, denn ich glaube, fürchte und ahne, daß es nur auf Deinen Lippen vorhanden ist."

„Er kann Recht haben," sagte Lavinia, indem sie mit einem tiefen Seufzer den Brief zusammen legte, „es kostet mir also wenigstens keinen Schmerz, wenn es aufhört .... Ach, mein armer Rudolf — nun ist's wirklich aus mit Dir!"

Vierzehntes Kapitel.

Es war Sonntag, der Tag vor dem Weihnachts-Abende.

Auf Rosenborg war alles in festlicher Ordnung von den geputzten Zimmern der Herrschaft bis hinab auf die Speisekammern und die wohnlichen Stuben der Dienstboten.

Lavinia hatte selbst mit Leitung der geübten Hausvorsteherin die gewaltigen Weihnachtsberge geordnet, welche am folgenden Tage sowohl auf dem Festtische aufgestellt als auch an die Armen ausgetheilt werden sollten. Und nun saßen in lieblicher Eintracht Frau Brunsberg und ihr schweigsamer Liebhaber in ihrem Heiligthum und unterhielten sich darüber, was wohl die selige gnädige Frau gesagt haben würde, wenn es dem Rittmeister eingefallen wäre, an einem der beiden Weihnachts-Abende, da sie Herrin auf Rosenborg war, nicht zu Hause zu sein.

„Was die jetzige gnädige Frau betrifft," sagte Frau Margaretha, „so glaube ich nicht, daß sie es sehr zu Herzen nimmt. Es ist gerade so, als ob ihr ein Stein vom Herzen fiel, als er reiste. Bewegt sie sich nun nicht so frisch im Hause umher, daß es eine

Freude zu sehen ist! Ja, ja, ihretwegen mag er wohl kommen und reisen: sie gehört zu den Leuten, die alles ruhig mit ansehen."

„Das ist sehr achtungswerth," bemerkte der Feldwebel, „denn die Ruhe ist doch, genau genommen, eine schöne Sache."

„Ja, besonders wenn man über die erste Jugend hinaus ist!" entgegnete Frau Brunsberg vertraulich. „In unserm Alter ist es eine gesegnete Sache; und ich meines Theils habe daran gedacht, mich in einer von den Städten in Ruhe zu setzen. Die gnädige Frau wohnt sich hier bald ein, und ist im Uebrigen eine so tüchtige Frau, daß sie sich wohl ohne mich helfen kann."

„O, das ist ganz unmöglich — das geht nimmermehr an!" fiel der Feldwebel mit einer ganz ungewohnten Heftigkeit in Stimme und Geberden ein, und er zitterte zum ersten Male ein wenig vor Frau Margaretha's forschendem Blicke.

„Ich hoffe doch, es wird gehen!" antwortete sie mit dem guten Takte, den die Gelegenheit forderte. „Die gnädige Frau nimmt sich statt meiner ein jüngeres Frauenzimmer."

„Die gnädige Frau, ja . . ."

Bei diesen Worten, von denen man sagen konnte, daß sie das Bedeutungsvollste enthielten, das der Feldwebel je in seinem Leben gesagt hatte, fand Frau Brunsberg für gut, mit einer gewissen Verschämtheit zum Fenster hinaus zu sehen. „Ich glaube nicht, mein Bester Feldwebel, das heißt, ich weiß nicht, ob irgend Jemand außer der gnädigen Frau meine unbedeutende Person vermissen würde."

„Niemand außer der gnädigen Frau sollte eine so unentbehrliche Person vermissen? O, was das betrifft, so . . ." Hier aber brach Stark plötzlich ab und sah zu dem andern Fenster hinaus.

„Darf ich eine Prise anbieten?" Frau Brunsberg reichte ihm die Dose und knüpfte auf diese Weise den Faden wieder an, den ihr einfältiger Liebhaber in seiner ewigen Blödigkeit abgerissen hatte. „Haben Sie die Güte, Herr Feldwebel! Dieser Schnupftabak ist ausgezeichnet gut, ich habe ihn zufällig für

dreißig Schillinge das Pfund gekauft. Nun in der letzten Zeit mag ich den groben Schnupftabak lieber, obgleich mir sonst der feine in allen meinen Tagen besser gefallen hat. Aber sehen Sie, das kommt daher, wenn man lange und vertraulich mit einer Person umgegangen ist, so nimmt man, ohne daß man es bemerkt, den Geschmack derselben an."

„Ja, ja, ganz so; ja, sehr wahr! und mein Schnupftabak ist sehr glücklich! Doch wenn nun — was Gott verhüte! — Sie Ihre Hand von ... von ... von Rosenborg abzögen ... so ..."

Der Feldwebel mußte wieder zum Fenster hinaus sehen; denn Frau Brunsberg hatte ja einmal gesagt: „Es stärkt den Verstand, wenn man in Gottes freie Natur hinausblickt."

Hätte sie aber bei der Gelegenheit, da ihr diese Weisheitsregel als nützlich und anwendbar erschien, voraussehen können, wie unvernünftig schlecht sie dereinst angewendet werden könnte, so hätte sie wahrlich ihre Lippen lieber verschlossen gehalten, als so thörichte Worte ausgesprochen.

„Nun, mein lieber Feldwebel! ich bin wirklich neugierig, zu erfahren, was in diesem Falle eintreffen würde."

Doch, so neugierig auch die werthe Frau war, so mußte sie sich dennoch bequemen, auf die Fortsetzung zu warten, bis ihr Stern klarer leuchtete, als in diesem Augenblicke, da einer der elftausend Zufälle, welche immer bei der Hand sind, sich liebenden Herzen in den Weg zu legen, der Zusammenkunft ein Ende machte. Und das alles kam daher, daß der Feldwebel zum Fenster hinaus sah.

Hätte er nicht „aus Gottes freier Natur" Muth schöpfen wollen, so würde vielleicht in der Angst seinen Lippen das Bekenntniß entschlüpft sein, ehe einer der „Elftausend" Zeit gehabt hätte, hinter die kleinen Comma des ehrlichen Mannes ein Punktum zu setzen ...

Während sich dieses in den untern Regionen zutrug, saß im Salon die junge Herrin von Rosenborg vor dem Piano.

Es war schon zu dunkel, um die Noten sehen zu können, und ihre Musik bestand in diesem Augenblick nur in freien Phantasien, aus denen am Ende eine alte und schöne Volksmelodie herauftauchte. Lavinia mischte ihre schöne und weiche Stimme in diese Töne, und die schönen zu gleicher Zeit wehmuthsvollen und lebensfrohen Töne thaten ihrem Herzen wohl und erfüllten es mit jenen innigen und gesunden Gefühlen, die so gerne bei dem Laute der ächten nordischen Töne erwachen.

Als Lavinia geendigt hatte, so vernahm sie ein leises, aber doch ausdrucksvolles „Dank!“ hinter sich. Sie sprang auf und erblickte — ihren Mann.

Die Ankunft des Rittmeisters hatte so unpassend das Gespräch in Frau Brunsbergs Zimmer unterbrochen.

„O, willkommen zu Hause, mein guter Ludwig!“

Lavinia sprach diese Worte so herzlich aus, daß Ludwig dem Verlangen, die dargereichte Hand leise zu drücken, unmöglich widerstehen konnte.

„Bin ich wirklich willkommen? Sei aufrichtig! doch verstehe mich nicht falsch: ich meine nicht von Herzen willkommen — denn das könntest Du nicht sagen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten — laß mich nur offen wissen, ob es Dir keinen Zwang, kein Unbehagen verursacht, daß ich vielleicht ein wenig unerwartet ankomme?“

„Ich bin so weit entfernt von diesen Gefühlen, daß ich fast überzeugt war, Du würdest heute oder morgen kommen. Du sagtest einmal, Du wolltest am Weihnachtsabende Dich nicht von den Kindern trennen.“

„So ist's auch wirklich. Ich habe schon allzu lange von ihnen getrennt gelebt; und da ich gewiß das Heimweh bekommen hätte, wenn ich noch einige Wochen die Heimath hätte vermissen sollen, so habt ihr mich nun wieder. Ich habe schon bei den Kleinen eingesehen — Gott sei gelobt, sie sind ja gesund und artig!“

„O, da hast Du sie gewiß aufgeweckt; denn es ist noch nicht lange her, so sang ich sie mit einem Liedchen in Schlaf. Aber, mein bester Ludwig! was darf ich Dir anbieten — befiehlst Du Mittagsessen oder Kaffee? Oder erst das Eine und dann das Andere?“

Der Rittmeister, welcher auf dem ganzen Wege den widrigen Eindruck gefürchtet hatte, sich wieder fremd in dem eigenen Hause zu fühlen, war ganz angenehm überrascht von der natürlichen Leichtigkeit, womit diese Fragen hervorkamen. Es war ein Gefühl voll frohen Friedens nach Hause zu kommen, wenn außer der Haushälterin noch eine andere Person sich um ihn bekümmerte, und obgleich er wirklich schon zu Mittag gegessen hatte, so konnte er dem Vergnügen nicht widerstehen, zu erfahren, wie Lavinia sich weiter benehmen würde, und mußte also noch einmal hungrig werden. „Vielleicht würde ein kleines Mittagsessen nicht schaden!“

„Es soll sogleich bereit sein!“ Lavinia eilte die Treppe leicht hinab, um selbst mit Frau Brunsberg zu reden, und kam darauf zurück, um Ludwig Gesellschaft zu leisten, bis der Tisch gedeckt wäre.

„Ich mache Dir nur Umstände!“ sagte der Rittmeister halb froh, halb verlegen.

„Was sagst Du? — Das sind angenehme Umstände!“ Und Lavinia, die vielleicht doch nicht so ganz frei war, wie sie sich stellte, ging hin und machte das Instrument zu, um etwas zu thun zu haben.

„O nein, ich bitte Dich, thue das nicht! Ich habe Deine schöne Stimme so wenig gehört, daß Du mir bisweilen die Freude machen mußst, mir etwas vorzusingen.“

„Mit dem größten Vergnügen! Doch zu so einfachen Melodien, wie die, welche Du eben hörtest, scheint mir die Begleitung einer Guitarre die beste und schönste zu sein; aber unglücklicher Weise spiele ich nicht Guitarre. Diese“ — Lavinia deutete auf eine solche, die in der Ecke zwischen dem Fortepiano und der Wand stand — „gehörte wohl Deiner ersten Frau?“

„Meine Frau“ — der Rittmeister schloß das Wort e r st e aus — „spielte nicht dieses Instrument; wenn es Dir aber Vergnügen machen sollte, es zu lernen, so könnte ich Dir wohl einige Anweisungen ertheilen.“

„Wie, lieber Ludwig? Du spielst selbst? Gewiß singst Du auch — und das hast Du mir nicht gesagt?“

„O, ein so geringes Talent, wie das meinige, war der Rede nicht werth. Vielleicht können wir aber doch bisweilen, wenn ich jemals wieder aufgelegt werde, zu singen, uns zusammen versuchen. Was jedoch die Guitarre betrifft, so ist sie mir zu weich; ich übertrage daher mein kleines Talent gerne auf Dich.“

„Und ich nehme Dich beim Wort und verspreche, sehr aufmerksam zu sein!“

Einen Augenblick später saß der Rittmeister vor dem in Eile angeordneten Mittagstische.

Lavinia wanderte hin und her, und ihr Auge sah aufmerksam nach, ob nicht irgend etwas fehlte. Endlich schob sie einen Stuhl hin und setzte sich Ludwig gegenüber, um ein junges Huhn zu tranchiren, und so leicht, angenehm und häuslich wurde während der ganzen Zeit geplaudert, daß er noch nie eine so angenehme Mahlzeit erlebt zu haben vermeinte.

Frau Brunsberg war mit keinem Fuße oben, der Bediente ging aus und ein, und als er einmal etwas zu lange draußen blieb, so setzte Lavinia selbst einen neuen Teller hin und bot ihrem Manne den Nachtisch. Hiebei aber erhielt sie von ihm einen Blick, der beinahe Unordnung in das ganze angenehme Verhältniß gebracht hätte. Doch ergriff sie ihre Partie und sah nicht mehr, als was wirklich vorhanden war; denn ohne Zweifel mußte sie diesmal „Gesichter“ gesehen haben.

Später am Abende erzählte Lavinia, daß Rudolf da gewesen wäre; doch, so sehr sie sich auch bemühte, die Worte zu wählen und zusammen zu fügen, so wurde es ihr dennoch schwer, eine natürliche Ursache zu dieser Extratour zu finden.

Der Rittmeister, welcher während der ganzen Zeit die beste Laune nicht nur gezeigt, sondern auch wirklich gehabt hatte, war mit einem Male gedankenvoll; und indem er die Kinder, die er beide auf seinem Schoße gehabt, sanft niedersetzte, sagte er ernst: „Ich brauche kaum zu fragen, ob er ein Anliegen hatte; denn es versteht sich von selbst, daß kein Mensch zehn Meilen (dreißig Stunden) hin und her reist, um blos eine kurze Visite von einer Stunde zu machen."

„Nicht, um eine Visite von einer Stunde zu machen, guter Ludwig, wohl aber, um eine Stunde vertraulich mit einer Schwester verplaudern zu können, die man liebt."

„Wohl kaum macht Jemand eine solche Reise, um seine Geliebte nur eine Stunde zu treffen; gilt es aber einer Schwester, so erlaubst Du mir wohl, zu glauben, daß das Verlangen nach einem Wiedersehen, das so karg zugemessen werden muß, nothwendig einen besonders wichtigen Grund gehabt hat."

„Und wenn dem so wäre, Ludwig?" Lavinia's offener Blick suchte nun selbst das Auge ihres Gatten, indem sie den Bitten der kleinen Evy nachgab, die sich an sie schmiegte und rief: „Nimm mich, nimm mich!" sie aufnahm und der kleinen Charlotte, welche mit einem Lieblingshunde des Vaters spielte, einen Schemel hinschob.

„Wenn dem so wäre," wiederholte Ludwig, „so siehst Du wohl ein, daß meine Gedanken bei keinem angenehmen Gegenstande weilen können. Er wollte sich vielleicht erkundigen, wie Du Dich als Strohwittwe befandest?"

„Und er reiste in der Ueberzeugung, daß ich mich so wohl wie möglich befand."

„Und doch, Lavinia, als wir schieden . . ."

„. . . war es nicht besonders gut, willst Du wohl sagen? Ich gestehe das ein, Ludwig; da ich aber bestimmt wußte, daß Du damals Unrecht hattest, so hoffte ich, Du würdest wohl einmal davon überzeugt werden. Ich war also nicht so niederge-

schlagen; und Rudolf mußte selbst gestehen, daß mein Aussehen dem falschen Gerüchte nicht entsprach, welches ihn herbeigeführt hatte."

„Gute Lavinia, Du berührst so viele Dinge, daß ich kaum Deinem Gedankengange zu folgen vermag . . . doch ist es wohl nicht Zeit, daß die Kinder in ihr Zimmer gehen?"

„Evy will bei Mama bleiben!" rief augenblicklich Evelina, und Charlotte rief eifrig: „Das will ich auch! ich auch! ich auch!"

Der Rittmeister hatte nicht das Herz dazu, an diesem Abende gleich nach seiner Rückkehr sein Ansehen geltend zu machen; aber Lavinia sagte in einem sanften Tone, in welchem aber doch ein bestimmter Ernst lag, der den Ohren des Rittmeisters ausnehmend gefiel: „Nicht so, meine Kleinen! Wenn Papa etwas sagt, so dürfen Evy und Lottchen nicht eigensinnig sein. Geht nun gleich und sagt artig gute Nacht!"

Obgleich sichtbarlich ungerne, gehorchten doch die Kinder, und nachdem sie selbst ihre Töchter in ihr Zimmer begleitet und sie der alten Brita übergeben hatte, so kehrte sie zu ihrem Manne zurück, welcher noch da saß und die Thür anstarrte, durch welche sie sich entfernt hatte.

„Die Kinder lieben Dich schon so sehr!" sagte er herzlich. „Du bist zu gleicher Zeit verständig und gut gegen sie."

„Gäbe Gott, ich könnte Alles sein, was ich wollte und wünschte!"

„Arme, arme Würmchen! sie müssen allzu früh lernen Verluste zu verschmerzen!"

„Ihren ersten Verlust kann ihnen nichts ersetzen!" entgegnete sie erröthend. „Was den zweiten betrifft, so hoffe ich . . ." Sie schwieg in sprechender Verlegenheit.

. . . „er wird sich ersetzen lassen?" fuhr der Rittmeister fort, indem er sie mit einem Ausdrucke ernster Betrübniß ansah. „Nein, glaube das nicht! Zweimal habe ich den Versuch gewagt — damit ist's aber auch zu Ende . . . Doch nicht darüber wollten wir

reden. Du sagtest eben etwas, das meine Aufmerksamkeit rege machte."

„Was denn?"

Deine Behauptung, daß ich bestimmt Unrecht hätte in dem Gegenstande, welchen wir an dem Morgen vor meiner Abreise verhandelten. Ich wollte gerne wissen, wozu es Dir nützen kann, gute Lavinia, daß Du mir den Glauben an etwas beizubringen strebst, was nicht vorhanden ist."

„Es kann mir zu nichts helfen, Ludwig, Dich auf eine falsche Spur zu leiten; das solltest Du selbst einsehen. Und du mußst gestehen, daß man bis zu Thränen aufgeregt sein kann, ohne daß es aus Betrübniß, Gefühl über einen Verlust oder aus Liebe zu sein braucht. Aerger, Unwille, ein verletztes Selbstgefühl können dieselbe Wirkung hervorbringen, besonders in einem Augenblicke, da wir durch die sonderbarsten Widersprüche, die sich bei uns finden, von dem Verlangen ergriffen werden, noch einmal die bittern Erinnerungen durchzuleben, welche unsere Gemüthsbewegung hervorgerufen haben."

„Du deutest hier etwas an, dessen Sinn mir nicht ganz klar ist."

„Ich sollte vielleicht nicht so offenherzig sein, guter Ludwig, als ich jetzt bin; doch in der Ueberzeugung, Du wirst meinen Wunsch, vor Dir in keinem schlechteren Lichte als zuvor da zu stehen, richtig deuten, kann ich Dir gestehen, daß ich schon ehe Du reistest, die Ursache Deiner plötzlich über Dich gekommenen Idee errathen hatte, nämlich, ich hinge an Gotthard gegen meine bestimmt ausgesprochene Versicherung noch immer mit dem Gefühle der Zärtlichkeit."

„So?" sagte der Rittmeister, und sein ganzes Wesen drückte Unruhe, Verlegenheit und Neugierde aus.

„Deine Mütze war im Kinderzimmer und ließ mich ahnen, daß Du am Abende zuvor, da Du bei den Kindern warst und ihnen gute Nacht sagtest, mich in dem Kabinette sahest, wo ich saß und Gotthard's letzten Brief las, dieser Brief, der — ich ver-

sichere es heilig — damals zum ersten und einzigen Male seit unserer Verbindung aus dem Schreine gekommen ist. Und wenn Du nun recht nachdenkst, so glaube ich, falls Du dich des Ausdruckes in meinem Gesichte entsinnest, daß dieses nicht enthielt, was Du sehen wolltest."

„Nein, Lavinia, Gott weiß es am Besten, daß, was ich sah, nicht durch meinen Willen geschah, sondern eher durch eine andere Wirkung. Inzwischen — die Ursache zu Deinem Verlangen seinen Brief noch einmal zu lesen, mag nun sein, welche sie wolle — Du hattest den Brief an einem Abende vor Dir, da es mir mehr denn je widerlich war, zu glauben, daß Du Deinen Spott mit mir triebest. Es ist wahr, daß es fast für lächerlich gelten kann, wenn ich auf diese Art rede, ich, der ich kein Recht zu Deinem Herzen habe und nie ein Recht dazu erhalte. Nichts desto weniger ist es nun so, daß ich während dieses Jahres Ansprüche auf Deine Treue habe, und daß ich durch den Gedanken leide, Du könntest mich durch die Versicherung betrogen haben, daß Dein Gefühl keinem Andern gehört."

„Doch nun, Ludwig," stotterte Lavinia, „glaubst Du mir nun?"

„Ich wollte Dir glauben, aber ich kann nicht helfen, daß eine Stimme in meinem Innern daran erinnert, daß es nur ein einziges Mittel gibt, durch welches ich vollkommen und für immer überzeugt werden kann. Gleichwohl fürchte ich, daß Du nicht darauf eingehen willst."

„Wenn ich kann und darf, so thue ich es gewiß."

„Schon die Verbindung dieser beiden Worte sagt mir, daß Du weder Willen noch Neigung hast, vollkommen gereinigt vor meinen Augen da zu stehen!" antwortete er mit unterdrückter Heftigkeit.

„Jetzt bist Du ungerecht, Ludwig! Suche eine andere Erklärung meiner offenen Erklärung auf, wenn Du vermagst. Wäre

mir Deine gute Meinung gleichgültig gewesen, so hätte ich natürlich geschwiegen."

Lavinia sprach diese Worte mit einem Tone aus, der bei weitem wärmer war, als sie selbst ahnte.

Ludwig's Auge erhellte sich. Er verließ seinen Platz am Ofen und setzte sich neben seiner Frau auf den kleinen Sofa, welcher schräge mitten im Zimmer stand — diesen Sofa, auf welchem nur zwei Personen Raum hatten.

Lavinia machte Platz, damit er sitzen könnte — oder damit ein kleiner Raum zwischen ihr und ihm entstände.

Ludwig ergriff ihre Hand, und während er sie einige Secunden in der seinigen hielt, heftete er seinen Blick auf ihre gesenkten Augenlieder. Er empfand ein unbestimmtes Gefühl von Glück, das ungefähr gleich war demjenigen, welches er an jenem Abende empfand, da er mit ihr von dem Pfarrhofe nach Hause reiste, jetzt jedoch bedeutend erhöht durch den Genuß, zu sehen, wie das Blut in leichten Wogen über ihre Wangen strömte. „Oder," dachte er, „ist es vielleicht der reflectirende Widerschein des Feuers?" Doch nein, nicht das Ofenfeuer flammte auf ihrer Wange; denn auch als er durch einen Vorwand sie bewog, sich nach der andern Seite zu wenden, so dauerte das Farbenspiel noch immer fort.

„Wenn es möglich wäre," sagte er endlich, „daß meine Meinung Dir nicht gleichgültig ist, so schlage mir nicht ab, was ich eben jetzt von Dir erbitten wollte: schenke mir eine Probe Deiner Achtung, die ich nie vergessen werde — gib mir den letzten Brief Deines Verlobten!"

„Unmöglich!" rief Lavinia aus und zog mit einer elektrischen Bewegung ihre Hand aus der seinigen.

„Unmöglich?" wiederholte er erbleichend.

„Höre mich, Ludwig, und sei billig! Dieser Brief ist — demüthigend für mich. Ich will nicht — verstehst Du! — ich will nicht, daß Du ihn sehen sollst."

Lavinia hatte noch nie eine so gewaltsame Gemüthserschütte-

rung gezeigt. Ludwig aber war kaum weniger erschüttert, doch nicht mehr bitter, sondern überraschend. Heftiger als ein Sturmwind fuhr diese Erschütterung durch seine Seele, warf Alles über den Haufen, was Widerstand leistete, und schmolz ohne Umstände alle alten gefrornen Begriffe und Formen. Ein Hauch von berauschender Freude umzitterte ihn; es war ihm, als ob seine Sinne sich verwirrten, als ob er träumte; und recht deutlich stand vor ihm nur Eins: der Wunsch, daß er nicht zu schnell geweckt werden möchte.

Doch wer kommt dort so still über die Matte geschlichen, wenn nicht der Feldwebel, der nicht im Mindesten ahnte, daß er in diesem Augenblicke keine geringere Persönlichkeit repräsentirte, als die Nemesis selbst! Hatte nicht der Rittmeister vor einigen Stunden den Feldwebel in dem Vorspiele seiner eigenen Brautwerbung gestört? Und wenn man nun auch nicht behaupten konnte, daß der Rittmeister die Absicht hatte, sich um die Hand seiner Gattin zu bewerben, so wurde er dennoch auf eine so unangenehme Art gestört, daß er im möglichsten Aerger ausrief: „Was tausend T—l gibt's?"

Verblüfft durch eine solche Zurechtweisung, die er noch nie zuvor gehört hatte, zog der Feldwebel sich mit einer Verbeugung zurück, indem er in der Thür nur das eine Wort „der Graf" aussprach.

„Zum Henker! Ich hatte meiner Seele ganz vergessen, daß er mir auf den Fersen war!" sagte der Rittmeister aufspringend und in einem ganz veränderten Tone. „Das blaue Gastzimmer ist ja wohl geheizt? Führen Sie ihn dorthin, Herr Feldwebel, bis sein gewöhnliches Zimmer in Ordnung gesetzt ist. Ich komme im Augenblicke nach."

„Soll geschehen, Herr Rittmeister!" Der Feldwebel verschwand.

„Wer ist derjenige, den der Feldwebel mit dem bloßen Titel ‚der Graf' bezeichnet?" fragte Lavinia, angenehm erleichtert durch

diese Unterbrechung, die nie zu einer passenderen Zeit hätte kommen können.

„Einer von meinen alten guten Freunden, Graf Adrian B—, welcher gewöhnlich des Sommers eine Zeit lang auf Rosenborg zu Gaste ist, und der auch jetzt, wenn Du nichts dagegen hast, einige Wochen hier verweilt. Ich traf ihn zufällig auf meiner Rückreise, und legte sogleich Beschlag auf ihn. Doch vor einigen Stunden trennten wir uns, weil er in der Eile diverse Grüße auf Klefwa bestellen wollte, und ich es nicht ungerne sah, daß ich ein wenig früher als er eintreffen konnte. Dieses ist gleichwohl nun, wie Du einsiehst, von keinem besonderen Nutzen gewesen, da ich es ganz vergessen habe, ihn Deiner Gunst zu empfehlen. Er ist ein einfacher, liebenswürdiger, angenehmer Mann, welcher es verdient hätte, daß das Glück, da es ihm einen Grafentitel verlieh, ihm auch etwas geschenkt hätte, womit er denselben aufrecht halten könnte."

„Ist er arm?"

„Nicht eigentlich ganz arm, aber doch etwas dergleichen; und ich brauche ihn kaum bei Dir zu empfehlen: Du sollst sehen, er thut es selbst."

„Bei mir bedarf es gewiß keiner andern Empfehlung, als daß er dazu beiträgt, Dir Dein Haus angenehm zu machen."

„Sprich dieses Wort nicht in solcher Bedeutung aus, gute Lavinia!" sagte Ludwig, und sein Auge glänzte. „Ich habe nun von meinem Hause eine veränderte Ueberzeugung erhalten: Du hast ihm eine andere Farbe verliehen."

„Nichts mehr davon, Ludwig! Du hattest Grund zur Unzufriedenheit — aber ich will versuchen, Dir ferner keinen Anlaß dazu zu geben."

„Jetzt bist Du wirklich gut, mehr denn gut . . . Und Rudolf . . . dieses Eine beunruhigt mich . . ."

„Nein, beunruhige Dich darüber nicht; Du kannst auf meine Versicherung bauen: Rudolf reiste in der Ueberzeugung von hier

ab, daß unsere Nachbarn bloß deßhalb, weil wir es unterlassen haben, uns durch sie interessirt zu fühlen, sich dadurch gerächt haben, daß sie sich um so mehr für uns interessiren."

Fünfzehntes Kapitel.

Die Person, welche jetzt kam, um den häuslichen Kreis auf Rosenborg zu vermehren, war sehr ungleich den Vorstellungen, welche Lavinia sich in aller Eile gebildet hatte, und welche ihr selbst unbewußt sich auf einen schönen jungen Mann, einen freien, lebensfrohen und lebhaften Krieger bezogen.

Graf Adrian von B—, so wie er sich jetzt an der Seite des Rittmeisters vorstellte, flößte in dem ersten Augenblicke keine hohen Begriffe von seiner Persönlichkeit ein. Sein Wuchs war edel; doch sein Gesicht hatte mit Ausnahme der graublauen, tiefen und sprechenden Augen keine einzige Partie, welche man anders als häßlich nennen konnte. Dennoch lag in dieser Häßlichkeit zugleich eine Regelmäßigkeit, ein Styl, der vortheilhaft auf das Ganze einwirkte. Es war eine bewußte Häßlichkeit, die nicht dadurch noch merkbarer wurde, daß sie sich selbst fremd war.

Sein ruhiges, verbindliches und achtungsvolles Wesen erinnerte an keine gewisse Manier, und außer dem Schnurrbarte und der Haltung war an ihm nichts, das eine junge Militärperson ahnen ließ. Er war auch nicht mehr ganz jung: er hatte wenigstens seine dreißig Jahre gesehen, und das Leben des Gedankens hatte zwischen die leichten Falten seiner Stirne sein Siegel gesetzt.

„Sieh hier, liebe Lavinia, den Freund, den ich auf der Landstraße aufgefischt habe! Doch halte ich es für meine Pflicht, keine Reden weiter zu halten, weil Du selbst die Verdienste des Grafen entdecken und einsehen sollst, um wie viel die Einsamkeit auf Rosenborg durch seine Gegenwart gemildert werden wird."

„Ich fürchte,“ erwiederte Graf Adrian mit einer tiefen Verbeugung, „daß ich meinen Eintritt mit der wenig dankbaren Rolle eines Rathgebers beginnen muß; gleichwohl kann mir mein Gewissen nicht erlauben, Ludwig's Aeußerungen zu hören, ohne ihn vor dem Unritterlichen in seiner Handlungsweise zu warnen, da er so rücksichtslos fordert, daß die gnädige Frau Entdeckungen machen soll, welche — ich versichere es — nicht leicht sind.“

„Wenn es mir aber gelingt,“ fiel Lavinia lächelnd ein, „so habe ich davon einen doppelten Gewinn: den einen erndte ich in der Dankbarkeit meines Mannes, weil ich nicht entgegen bin seinem wirklich recht klugen Vorschlag, selbst zu urtheilen; den zweiten in der Verwunderung des Herrn Grafen, wenn es mir trotz der Warnung vielleicht gelingt, Verdienste aufzuspüren, über welche der Herr Graf vielleicht selbst in Unkunde schweben könnte.“

„In diesem Falle ist es natürlicher Weise meine erste Pflicht — denn man ist sich selbst der Nächste — der gnädigen Frau alles mögliche Glück zu wünschen.“

Da es inzwischen heute schon ziemlich spät war, und Lavinia noch überdies verschiedene hausmütterliche Pflichten zu besorgen hatte, so machte sie an diesem Abende keine andere Entdeckung, als daß der Graf, mit Ludwig verglichen, eben nicht viel gewinnen konnte.

Lavinia war noch nie auf den Gedanken verfallen, ihren Mann mit einem Andern zu vergleichen, fand aber jetzt, da sie dieses that, diese Beschäftigung recht interessant, ja so interessant, daß sie oft mit allzu getheilter Aufmerksamkeit dem Gaste zuhörte.

Es ist nicht leicht, zu wissen, ob Ludwig dieses merkte; gewiß aber ist, daß er noch nie zuvor es auf die allerentfernteste Weise versucht hatte, mit irgend einem andern Manne um die Aufmerksamkeit einer Dame zu wetteifern. Wahrscheinlich wußte er es selbst nicht, daß er jetzt in voller Arbeit damit war, und daß er um so belebter wurde, je glücklicher er hierin war . . .

„Nun, wie gefällt Dir meine Frau?“ fragte der Rittmeister, als er nach dem Soupé bei dem Grafen auf seinem Zimmer saß.

„Willst Du eine vollkommen aufrichtige Antwort haben?“

„Vollkommen aufrichtig — Du weißt, ich setze Werth auf Dein Urtheil!“

„Wohlan denn! ich muß Dir also sagen: obgleich ich mich nicht entsinne, je ein Weib mit einem schöneren Gesichte und mit Formen, die mich lebhafter an die mediceische Venus erinnern, gesehen zu haben, so gefällt sie mir dennoch nicht — nein, sie gefällt mir nicht im Allergeringsten!“

„Wie ist das wohl nur möglich?“ fragte der Rittmeister, der es ganz und gar vergaß, er müßte in seiner Eigenschaft als Lavinia's Mann zu bescheiden sein, um so ausdrücklich seine Verwunderung zu erkennen zu geben.

„Du weißt, Ludwig, ich will gerne in Allem so weit es möglich ist, die Natur entdecken. Bei Deiner Frau könnte man lange suchen, ehe man die geringste Idee von Natur entdeckte. Ja, ich gehe so weit, daß ich behaupte, jede ihrer Bewegungen ist studirt . . . Doch bedenke, daß Dein eigener Wille meine vielleicht allzu strenge Offenherzigkeit hervorgerufen hat.“

„Was dieselbe hervorgerufen hat, ist von geringerer Bedeutung. Sage mir: worauf stützest Du Dein Urtheil? Ich weiß, Du pflegst es nicht so lose hinzuwerfen.“

„Inzwischen kann es doch so aussehen, da ich es nach einer Bekanntschaft von nur einigen Stunden mit Deiner Gattin ausspreche. Aber ich will mit gleicher Aufrichtigkeit sagen, daß eben ihr Betragen gegen Dich mich auf diese Gedanken gebracht hat.“

„Ihr Betragen gegen mich?“

„Ja wohl! Gegen Dich, ihren Gatten, sollte sie doch wohl ganz natürlich und wahr sein; doch mir wenigstens kam es so vor, als ob sie es nicht wäre. Denn da ihre Augen verriethen (was sie doch wohl zu verrathen das Recht hatten), daß Deine Aufmerksamkeit, Deine Unterhaltung sie entzückten, so legte sie

nichts desto weniger in ihre Antworten und in ihr ganzes Wesen etwas Fremdes ein, ganz so, als ob sie gleich einem verschämten Mädchen sich fürchtete, ihre Gefühle zu verrathen. Und diese Art von Koketterie bei dem Eheweibe ist nicht meine Sache."

Während der Rede des Grafen brannten die Flammen auf den Wangen des Rittmeisters immer stärker. „Bist Du überzeugt, bester Adrian," sagte er mit einer Stimme, deren vertraulicher und ungewöhnlich sanfter Ton den Grafen ganz besonders Wunder nahm, „bist Du vollkommen überzeugt, daß Du das Alles gesehen hast?"

„Ja, eben so überzeugt, als ich davon bin, daß ich Dich in einem Verhältnisse gesehen habe, welches ich nie zu sehen fürchtete."

„Wirklich? . . . Welches meinst Du?"

„Als verliebter Mann."

„Mich? . . . Woran denkst Du? Glaubst Du, ich sei verliebt? Du weißt wohl, mein bester Adrian, daß ich das noch nie gewesen bin und nie werden kann!"

„Ja, ich weiß recht gut, daß Du vor Deiner zweiten Verheirathung die Macht dieses Gefühls nie empfunden hast; daß Du es aber jetzt empfindest — und zwar in keinem geringen Grade — solches zu läugnen, wäre wirklich allzu lächerlich. Und warum wolltest Du auch läugnen, daß Du eine Frau liebst, die so schön und einnehmend ist, deren einziger mir bekannter und von mir angemerkter Fehler wahrscheinlich aus keiner andern Quelle herfließt, als aus dem Verlangen, ihre Macht über Dein Herz zu vermehren."

„Wieder ein Irrthum! Das Fremde, welches Du in Lavinia's Art und Weise angemerkt hast, ist eben das Natürliche an ihr in dem Verhältnisse mit mir; was Du dagegen in ihren Augen entdeckt hast, das sind nur kleine Sonnenblicke, die ihr gutes Herz nicht zurückhalten kann."

„O, wirklich?" rief der Graf mit verstelltem Ernste aus.

„Allzu wirklich, mein Freund! Doch was bedeutet das? Man

lebt noch eigentlich nicht unglücklich, weil man nicht liebt. Man erträgt sich gegenseitig, man unterhält sich mit einander und ist ausnehmend zufrieden, wenn Fremde uns die Freude machen und nicht sehen, daß wir nur die Außenseite zeigen."

„Mein lieber Ludwig! mit Deinem Charakter ist das wirklich ein recht ungewöhnlicher, ja ich kann wehl sagen, sehr schlechter Scherz — und Ernst kann es unmöglich sein."

„Höre, Adrian! Du bist nicht allein ein scharfsinniger Gast, sondern Du bleibst auch lange unser Gast, zwei Dinge, die Dir bald zur Entdeckung der Wahrheit behülflich sein werden. Da Du aber mein Freund bist und noch dazu ein redlicher, schweigsamer Mann mit allzu strengen Begriffen von Ehre, als daß ich zu fürchten hätte, daß Du mein Vertrauen mißbrauchen wirst, so will ich es Dir ersparen, Dich bei Deinen Entdeckungen und Schlußsätzen stufenweise zu verwundern. Die Ehe zwischen mir und meiner Frau gehört keinesweges zu der gewöhnlichen Art — ja ich kann wohl sagen, daß sie ganz eigenthümlich in ihrer Art ist: zufolge eines gegenseitigen Uebereinkommens, das sich vom Hochzeittage selbst her datirt, trägt unsre Verbindung nur den Namen einer Ehe."

„Bist Du wahnsinnig?"

„Vollkommen bei Verstande! Nun aber siehst Du wohl ein, daß Lavinia, in die sonderbare und schwere Lage versetzt, zu einem Manne in dem vertraulichsten und doch fremdesten Verhältnisse zu stehen, nicht anders kann, als ein wenig unnatürlich werden."

„Ich muß im Gegentheile gestehen — wenn Du Dir nicht einen Spaß mit mir machst und mir ein Mährchen auftischest, daß sie ihre schwierige Rolle ausgezeichnet gut spielt. Doch willst Du nicht Dein Vertrauen noch durch eine Vollständigkeit vergrößern, wodurch ich im Stande sein könnte, Dich zu verstehen?"

„Nein, ich habe jetzt Alles gesagt, was ich sagen kann; die Ursache dieses Verhältnisses bleibt zwischen ihr und mir. Und nun ersuche ich Dich: laß uns nie wieder hierüber sprechen! Doch

laß ihr Gerechtigkeit widerfahren; denn sie ist, das heißt: ich glaube, sie ist ein herrliches Weib."

„Sage mir nur Eines, wenn Du kannst: wessen ist der Fehler?"

„Keines oder Beider, wie Du es erklären willst! Wir können beide nicht dafür, daß wir nicht im Stande sind, uns zu lieben."

„Wenn ich hierin anderer Meinung bin, so ist es wohl am besten, wenn ich meine Schlußsätze für mich selbst behalte; denn ein freiwilliges Uebereinkommen zwischen zwei vernünftigen Menschen muß sich doch wohl auf Selbstprüfung gründen."

„O," dachte der Rittmeister, indem er sich erhob und dem Grafen zum Abschied die Hand reichte, „dazu war eben nicht viel Zeit vorhanden."

Wozu man aber vor dem besagten Uebereinkommen keine Zeit gehabt hatte, das kam nach, und eben jetzt, als der Rittmeister in der Einsamkeit auf seinem Zimmer war, konnte er von dieser Selbstprüfung nicht abgehen. Doch beschränkte er sich nicht bloß darauf, die starken Erschütterungen, welche er an diesem Abend erfahren hatte, von allen Seiten zu prüfen: er mußte auch in ihrer tiefsten Tiefe die Worte erwägen, mit denen Lavinia seine Bitte, ihm den Brief zu geben, beantwortet hatte. „Höre mich, Ludwig, und sei billig! Dieser Brief ist — demüthigend für mich. Ich will nicht — verstehst Du — ich will nicht, daß Du ihn sehen sollst!"

„Ich verstehe nicht," sagte er zu sich selbst, „warum gerade diese Aeußerung einen so außerordentlichen Eindruck auf mich machte und noch macht. Es lag in diesem Du etwas, das mir den Glauben an ihre Glaubwürdigkeit schneller wieder gab, als ihr Brief im Stande gewesen wäre. Aber wünschen wir am wenigsten denjenigen, die uns theuer sind, oder eher denjenigen, für welche wir nur Gleichgültigkeit empfinden, etwas für uns Demüthigendes anzuvertrauen?"

Der Rittmeister, welcher noch nie eine Demüthigung empfunden hatte, ließ es sich jetzt sehr sauer werden, alle Erinnerungen

aus seinem Leben durchzumachen, um dasjenige auszuspüren, welches er zu finden suchte. Doch er mühte sich vergebens ab und ärgerte sich zuletzt darüber, daß seine Erfahrung so arm sein sollte. Da der Sache inzwischen für den Augenblick unmöglich abzuhelfen war, so versuchte er es, verschiedene Verhältnisse zu improvisiren, in denen Demüthigungen verschiedener Art vorkommen könnten; und diese Versuche fielen so glücklich aus, daß er bald mit vollkommener Gewißheit bestimmen konnte, Lavinia würde die letzte Person sein, der er sich in einem so beschaffenen Falle anvertrauen wollte.

Als alle diese Gedanken am Ende verständigen Geschäftsgedanken Platz machten, so begann der Rittmeister zuletzt über jene sich zu schämen und sie dem zufolge auf alle Art zu verlächerlichen. Doch so sehr er auch diese neuen nasenweisen Gefühle — die er keineswegs als seine eigenen zu erkennen willens war — geißelte, so ließen sie sich dennoch nicht unterdrücken, sondern kehrten, sobald sie verjagt waren, trotzig wieder zurück und mischten sich mit der unerhörtesten Nasenweisheit in alle Kartoffeln-, Getraide- und Viehspekulationen, ja sogar in die gigantische Masse von Anordnungen, die am folgenden Tage ertheilt werden sollten.

„Bin ich klug — oder bin ich verrückt?“ war zuletzt die Frage des Rittmeisters, „oder hat Adrian mich mit seinen verdammten Grillen angesteckt? Ich ... ich wäre nach einem Vierteljahre ...? O nein — das wäre ein Stück aus dem Tollhause — es ist, Gottlob! ein allzu großer Wahnsinn, um in Frage zu kommen, wenn man nach Verlauf von drei Vierteljahren die Absicht hat ... ‚Ludwig, höre mich und sei billig! dieser Brief ist demüth‘ ... So, zum T—, bin ich schon wieder da? ...

„Uff, wie heiß und beklommen ist es hier! Ich muß die Klappe aufmachen ... Daß dieses Pack nicht mäßig zu heizen weiß! ... und mich unter zwei Decken in ein Schwitzbad zu legen — ach so, es ist nur eine Falte! Nun gleich gut! Ein solches Spektakel von einer Decke, wie diese, ist so dick wie sieben ... Adrian ist

ein Poet, der arme Schlucker, und hält sich daher für verpflichtet, Alles rasend zu sehen; doch mit einem Gran Verstand verfängt man sich nicht in solchen Netzen .... ‚Und ich will nicht, verstehst Du! ich will nicht, daß Du ihn sehen sollst!‘ — Ach, welche verdammte, welche elende Schwäche! Ich möchte wohl wissen, wie lange ich an dieser Phrase kauen werde ... Und kein Wasser mehr -- die ganze Caraffe leer — radikal leer!“

Sechzehntes Kapitel.

Die Uhr war beinahe zehn am folgenden Morgen, als der Rittmeister, welcher erst spät erwacht war, in den Saal trat, in welchen er den bestimmten Vorsatz mitbrachte, alles, was am gestrigen Abend vorgefallen, als nicht vorgefallen anzusehen.

Er fand seine Frau im reizendsten Negligee dem Grafen Adrian gegenüber, dem sie in diesem Augenblicke eine Tasse Kaffee reichte.

„O, das sieht ja recht amiabel aus!“ sagte der Ehemann; doch die Worte kamen sichtbarlich etwas schwerfällig und gezwungen hervor, denn es fiel ihm zufällig ein, daß er nun ein Gemälde aus Lavinia's künftigem Leben gesehen hätte — diesem Leben, das wahrscheinlich dem Zeitpunkte, an welchem sie ihre Freiheit erhalten hätte, nur allzu schnell folgen würde.

Lavinia verstand ihn unrecht. Da sie seine außerordentliche Genauigkeit hinsichtlich seines Ansehens als Herr im Hause kannte, so glaubte sie, es gefiele ihm nicht, daß man sich vor seiner Ankunft zum Frühstück gesetzt hätte.

„Wenn Du den Herrn Grafen ansiehst, mein bester Ludwig!“ sagte sie in einem Tone, der zwischen Entschuldigung und Scherz schwebte, und indem sie ihre Hand zum Gruße ausstreckte, „so wirst Du einsehen, daß ich mich der größten Unbarmherzigkeit

schuldig gemacht haben würde, wenn ich nicht seine Geduld mit einer Tasse Kaffee gestärkt hätte. Der Herr Graf ist wirklich auf dem Wege gewesen, drittehalbmal zu gähnen."

„Diese Anklage ist wahrhaftig weder edel noch gerecht von der gnädigen Frau, da der Fehler, dessen ich mich schuldig zu machen drittehalbmal auf dem Wege gewesen bin, einzig und allein aus dem Verlangen entstand, mich als guten Gesellschafter zu zeigen."

„Siehst Du, Siehst Du!" rief Ludwig wieder fröhlich gestimmt aus — erstlich, weil er die ganz überflüssige Entschuldigung verstand, die Lavinia in ihre Aeußerung eingelegt hatte, und dann, weil er auch die Veranlassung zu dem Scherze des Grafen Adrian verstand — „siehst Du, daß ich Recht hatte, als ich behauptete, Du würdest seine liebenswürdigen und häuslichangenehmen Eigenschaften sehr bald entdecken? Doch was sagen die Herrschaften zu einer kleinen Lustfahrt heute Vormittag? Wäre es wohl nicht gut, wenn wir die Schlittenbahn benutzten, die uns unser Herr heute Nacht geschickt hat?"

„Ich bin bereit!" sagte Lavinia. Doch der Graf betheuerte, daß er nichts Widrigeres und Abscheulicheres kennete, als nachdem man ermüdet und durchgerüttelt angekommen, schon Tags darauf unter der veränderten Form einer Lusttour aufgefordert zu werden, die Landstraße von neuem abzureiben — wogegen er nichts Vortrefflicheres und Angenehmeres wüßte, als an einem solchen Tage sich mit seinen alten getreuen Begleitern Shakspeare und Schiller auf dem bequemsten Sofa, den er finden könnte, in Ruhe niederzulassen ... Durch das Fenster, wenn das Feuer im Ofen flammt," fügte er hinzu, „erscheint meinen Augen der Schnee am herrlichsten."

„Und im Sofa," entgegnete der Rittmeister in einem Tone, welcher ärgerlich sein sollte, im Ganzen aber große Zufriedenheit ausdrückte, „siehst Du gewiß die prächtige Winterlandschaft! Was meinst Du, wenn die Sonne aufblickt, welch einen Anblick das gewährt, nota bene draußen?"

„Ich glaube, wir könnten die Kinder mitnehmen, wenn wir

nicht weit reisen," schlug Lavinia vor. „Es würde ihnen gut thun und sicherlich viel Vergnügen machen."

„Ja, aber es ist beinahe zu kalt," meinte der Rittmeister; „wir sparen das auf für einen andern Tag. Und da wir also allein sind, so kann ich Dich in meinem gewöhnlichen Schlitten fahren — sofern Du den Deckschlitten nicht vorziehst."

„Nein, behüte, ich finde es weit angenehmer, die Luft einzuathmen, so frisch wie sie von dem Walde und von den Bergen kommt." ...

„Wir haben wieder Sonnenschein bekommen," sagte Frau Brunsberg, indem sie dem Feldwebel zunickte und mit der Hand auf den hinwegeilenden Schlitten deutete; „und da es nun um Weihnachten immer Sonnenstillstand ist, so wünsche ich ... nun, nun, ich kann, Gott sei Lob und Dank! sehen und nicht sehen ..."

„Ich hoffe, Dich friert nicht?" der Rittmeister stopfte unaufhörlich die Decke hinab, doch immer so schlecht, daß sie nicht liegen blieb.

„Nicht im Allergeringsten. Doch sieh, guter Ludwig, wie göttlich sind diese Felsen; ich liebe sie in ihrer Winterkleidung — und doch müssen sie unvergleichlich schöner sein in ihrer Sommerpracht!"

„Das kommt auf den Geschmack an — oder richtiger, vielleicht auf die Umstände, welche auf unsern Geschmack einwirken und ihn bilden. So zum Beispiel kommt es mir so vor, als hätte ich meine alten Klippen noch nie schöner gesehen, als gerade heute. Diese kleinen wogigen Schneehügel in den dunklen Spalten, dieser feine weiße Duft, der in den grünen Kronen glänzt, geben ihnen einen Anstrich von Jugend, welcher frischer ist als der, den ihnen der Sommer verleiht. Inzwischen vereinigen wir uns beide in dem Gefühle, daß man eine solche Winterlandschaft nie zu oft sehen kann; und wir wollen wahrhaftig die Schlittenbahn nicht unbenutzt vorübergehen lassen!"

„Nein, das wäre Schade . . . doch fahren wir jetzt nicht etwas zu weit?“

„Das kommt wohl ebenfalls darauf an, wie man die Sache betrachtet — wir sind ja noch keine Stunde draußen gewesen!“

„Aber eine Stunde zurück,“ meinte Lavinia scherzend, „macht zwei Stunden! Es ist heute Weihnachtsabend, und ich habe einige Kleinigkeiten zu thun.“

„Ach ja, das ist wahr! . . . Aber . . . wie sieht es auf Rosenborg am nächsten Weihnachtsabende aus?“

Lavinia wendete sich auf die Seite und sah auf den dunkelblauen Rand hinter dem Gebirgsrücken.

„Vergib mir!“ sagte er leise. „Aber es ist ja so, daß man am Weihnachtsabende niemals unterlassen kann, an die Jahre zu denken, welche entflohen sind, und nachdem man bei ihnen verweilt hat, so fliegt der Gedanke vorwärts.“

„Ich glaube, es ist im Allgemeinen so, daß die Vergangenheit und die Zukunft mehr Antheil an uns haben, als die Gegenwart.“

„O, das war sehr übel gesprochen! Ich möchte Dich wohl zur Verantwortung ziehen, wegen einer so ganz unchristlichen Aeußerung!“

„Und ich würde in diesem Falle meine Vertheidigung mit einer recht schwierigen Frage beginnen: was ist die Gegenwart? die fliehende Minute gehört schon der Vergangenheit an — die kommende ist Zukunft.“

„Wenn Du Dich so erklärst, dann habe ich nichts zu sagen; denn da verweilen gewiß Deine Gedanken ebenfalls bei diesem Abende.“

Und der Abend war voller Friede und voller Freude.

Der Rittmeister selbst tanzte mit seinen Kleinen um den Weihnachtsbaum, und seine Blicke strahlten vor Entzücken, als Char-

lotte und Evelina fröhlich von ihm zu Lavinia, und von ihr zum Grafen Adrian liefen, welcher letztere sich schon mit den jungen Erbinnen von Rosenborg recht vertraulich gemacht hatte.

„Ach, Gott sei gelobt! ich habe sie doch wenigstens einmal lebhaft gesehen gleich andern Kindern!“ sagte Ludwig und drückte einen Kuß auf die Hand, mit welcher Lavinia von der Tanne eine Traube für die kleine Evy herabnahm. „Das ist Dein Werk — ganz Dein Werk!“

Lavinia's Auge strahlte von einer Freude, die sie nicht zu verbergen vermochte. „Gib Charlotte etwas davon, Evychen! ... So! ... Ich meine, es ist so schön, wenn sie von Kindheit auf Alles mit einander theilen lernen; dadurch sollen sie, hoffe ich, in Zukunft bewahrt werden, ein Gefühl von Neid zu empfinden.“

„Habe Dank für diese zarte Sorgfalt, beste Lavinia! Doch sage mir nun, was hast Du aus ihnen gemacht?“ fuhr er flüsternd fort. „Sie waren nicht im mindesten schön — und nun, wenn nicht die Vaterliebe mich ganz blind gemacht hat, sind sie wirklich schön!“

„O, das sind bloße Frauenzimmer-Zauberkünste!“ antwortete Lavinia aufgeräumt; „Du glaubst nicht, wie sehr die Toilette den Reizen aufhilft, welche die Natur verliehen hat. Hier war Niemand, der für die Kinder Farbe zu wählen und die Kleider nett und zierlich zu nähen verstand. Jetzt, da die Sache auf guten Füßen steht und sie etwas gesellschaftlicher geworden sind, erscheint auch ihr Aeußeres in seinem rechten Lichte. Glaube mir, sie werden mit der Zeit recht hübsch.“

War der Weihnachtsabend ruhig, fröhlich und angenehm verflossen, so begann der Weihnachtstag mit Wolken, die sich nicht so bald vertheilen sollten.

Schon am Vormittag klagte die kleine Charlotte über ihren

Kopf: ein brennendes Fieber kam hinzu; und nun waren alle Gedanken des Rittmeisters ihr ausschließlich gewidmet. Das Uebel, weit entfernt in der Nacht nachzulassen, in welcher Ludwig und Lavinia beide aufblieben, nahm mit solcher Schnelligkeit zu, daß der Arzt, welcher am folgenden Morgen ankam, sogleich erklärte, daß ein starkes Scharlachfieber im Anzuge begriffen wäre.

Jetzt bedurfte Lavinia ihrer ganzen Sorgfalt, um ihre Pflege richtig zwischen der kranken und der gesunden Zwillingsschwester zu theilen. Doch alle ihre Vorsicht war vergebens: auch Evy erkrankte, und also wurde das Sonnenlicht, welches auf einige Stunden hervorgeblickt hatte, wieder gänzlich verdunkelt.

Der Rittmeister, zwischen den Betten seiner beiden Töchter hin und her gehend — sie waren in Ein Zimmer gebracht worden — bot ein solches Bild von Hoffnungslosigkeit und Betrübniß dar, daß sein Anblick Lavinia's Herz tief schmerzte. Sie sah, daß seine ganze Seele von den Kindern erfüllt wurde, und daß in dieser Seele kaum Platz war für einen einzigen Gedanken, ein einziges Gefühl, das nicht von ihnen ausging oder zu ihnen zurückkehrte.

Diese Art von Gefühlserschlaffung für alles Andere beleidigte sie eben nicht, aber sie fühlte dennoch, daß sie in der jetzigen Zeit weit, vielleicht zu weit zurückgesetzt war. Er sah kaum, wie sie sich Nacht und Tag abmühte; er wurde ungeduldig, wenn sie nicht unaufhörlich, in jeder Secunde bei der Hand war; er hatte, mit Einem Worte, völlig vergessen, daß Lavinia nicht auf ewig und vollkommen seine Frau war. Und Lavinia war allzu edel, als daß sie nicht ebenfalls während dieser Zeit alle andere Umstände hätte vergessen und sich nur des einzigen erinnern sollen, nämlich daß sie jetzt unentbehrlich war.

Der Rittmeister verließ das Krankenzimmer selbst höchst selten. Und wenn Lavinia ihn mit innigem Dringen bat, er möge sich eine kurze Ruhe gönnen, so antwortete er nur dadurch, daß er auf die Kinder deutete, welche auch immer nach ihm riefen, sobald

er von dem einen Bette zu dem andern ging. Bei der Pflege der Kinder bewies er eine unerhörte Geduld.

Es that ihm in der Seele weh — doch diese seine Betrübniß kannte Lavinia nicht — daß er in dem letzten Monate von seinen kleinen Lieblingen getrennt gewesen war; und während der vielen und langen Wochen ihrer Krankheit bereute er sehr oft diese neue Ehe, die ihm so wenig Glück bereitet hatte, daß er vor Langweile die Heimath verlassen mußte. Ludwig hatte in seiner großen Betrübniß die Ursache seiner Reise, und daß diese Ursache von ihm selbst und nicht von der Langweile in der Heimath ausgegangen war, gänzlich aus dem Gedächtnisse verloren.

Diese unbewußte Ungerechtigkeit, die sich so oft in dem Charakter der Männer ausspricht, dieses Vermögen, sich mit Leichtigkeit von einer Sache zu überzeugen, die nie vorhanden gewesen, bildet nur allzu oft die unbekannte Ursache einer Menge in der Zukunft fühlbarer Wirkungen.

Lavinia's immer bleicher werdende Wangen sagten es Allen außer Ludwig, daß sie sich beinahe mehr angegriffen hätte, als sie ertragen konnte, und Frau Brunsberg, welche mit ihrer glücklichen Eigenschaft, „sehen und nicht sehen zu können," eine ganze Menge mehr als Andere sah, nahm endlich ohne Umstände das Blatt vor dem Munde weg, und sagte ganz offen, so daß der Rittmeister es hören konnte: „Aber in des lebendigen Gottes Namen! Ihro Gnaden wollen sich doch wohl nicht selbst das Leben nehmen?"

Dadurch plötzlich zur Besinnung geweckt, welche lange genug geschlummert hatte, blickte Ludwig bestürzt auf seine Frau, welche die kleine Charlotte auf ihrem Schooße hatte. „Gute Lavinia! ich vergesse Dich ja ganz und gar über meinen armen Kleinen! Vergieb, o vergieb meinen Egoismus! Ach, Du strengst Dich allzu sehr an; das geht nicht so — gieb mir die kleine Charlotte und geh Du und lege Dich ein wenig im Kabinette!"

Lavinia hörte es der Stimme an, daß sie wohl unruhig, aber

doch nicht warm war. „Und warum sollte sie das auch sein?“ fragte sie sich selbst. „Was bin ich ihm, und was ist er mir? Nichts! Und sind erst die Kinder nicht mehr — und gewiß gehen sie dahin — so ist hier auch kein Mensch mehr, der meiner bedarf.“

Sie trat in ihr kleines Lieblingszimmer und versuchte auf dem Sofa zu ruhen. Doch in ihr war eine Unruhe, die keine Ruhe gestattete; und außer Stande, zu schlafen, ging sie in den Salon, um, falls der Graf dort wäre, mit ihm, der in der letzten Zeit in immer höherem Grade in ihrer Gunst gestiegen war, ein wenig zu plaudern.

Zwar hatte sie ihn während dieser Woche der Betrübniß nicht eben sehr oft getroffen, wenn es aber geschah, so fühlte sie sich glücklich, ruhig und zufrieden, denn das Wesen des Grafen Adrian war sich immer gleich: freundlich, achtungsvoll, zuvorkommend, von einem inwohnenden Wohlwollen, einem inwohnenden Frieden gestempelt. Wenn Lavinia aus war und in der frischen Luft fuhr, so war gewöhnlich der Graf ihr Kutscher, und sie waren daher allmälig in das vertrauliche Verhältniß gekommen, welches ganz natürlich entsteht, wenn man in einem Hause zusammen und vor allen Dingen unter Umständen lebt, welche machen, daß man aus der gewöhnlichen Ordnung kommt.

Als Lavinia in den Salon trat, saß der Graf in nachdenkender Stellung mit der Feder in der Hand und Papier vor sich an einem Tische. Da er aber nicht im Geringsten zerstreut war, so blickte er auf und warf sogleich die losen Papiere in sein Portefeuille.

„Ich bin überzeugt,“ sagte Lavinia, „daß Sie, Herr Graf, einen angenehmen Zeitvertreib vorhatten, und ich sollte daher augenblicklich wieder umkehren. Aber um die Wahrheit zu sagen, so bedarf auch ich ebenfalls der Zerstreuung; und da ich nicht schlafen konnte, was gewiß das Beste gewesen wäre, so kam ich hieher in der Hoffnung, daß Sie eine solche erfinden würden.“

„Wenn die gnädige Frau sich hier auf die Causeuse setzen“

— der Graf rollte den kleinen Sofa sogleich vor den Ofen — „so will ich Ihnen etwas vorlesen. Was befehlen Sie? Stagnelius *) zum Beispiel?"

„O nein, das paßt jetzt nicht. Ich liebe Stagnelius sehr, doch muß ich bei gutem Muthe sein, wenn ich ihn lese — jetzt würde ich nur milzsüchtig werden."

„Haben Sie vielleicht irgend einen besondern Befehl, gnädige Frau?"

„Das nicht; doch wenn ich meinen Wunsch aussprechen dürfte, Herr Graf, so sähe ich es am liebsten, wenn Sie die Güte haben wollten, mir etwas aus dem Manuscripte vorzulesen, das Sie bei meinem Eintritte so schnell verbargen."

„Dieses," entgegnete der Graf erröthend, „enthält leider nichts, was die gnädige Frau unterhalten und ermuntern kann."

„Wer weiß, Herr Graf! Uebersetzen Sie vielleicht etwas?"

„Das habe ich wohl früher gethan; doch die fraglichen Papiere enthalten nur einige eigene Phantasien, wenn sie nämlich diesen Namen verdienen können."

„Phantasien, die ich unmöglich hören darf?"

„Im Gegentheil, gnädige Frau, ist es mein höchster Wunsch, sie Ihnen einmal vorlesen zu dürfen. Doch muß ich gestehen, daß dazu ein günstigerer Augenblick erforderlich ist, als dieser, da natürlich Ihre Gedanken zerstreut sein müssen."

„Ich gestehe, daß Sie Recht haben, Herr Graf! doch würde es mir ein wahres Vergnügen bereiten, wenn Sie mir nur eine halbe Seite vorlesen wollten."

„Kann ich Ihnen, meine Gnädige, ein Vergnügen bereiten, so thue ich's gerne; da aber noch kein Mensch ein Wort aus diesen Papieren gehört hat, und mir daher jedes andere Urtheil als

---

*) Einer der ausgezeichnetsten schwedischen Dichter, geb. 1793, gest. 1823. Sämmtliche Werke, 3 Theile, herausgegeben von Hammarsköld, 2te Auflage. Stockh. 1830—33.

mein eigenes fehlt, so muß ich bitten, daß Sie es für keine allzu große Kühnheit halten, wenn ich ein Paar kleine Bruchstücke daraus vorlese."

Graf Adrian öffnete das Portefeuille, schob einen Stuhl neben den Sofa, und war eben im Begriff, seine Vorlesung zu beginnen, als der Rittmeister eintrat und mit schlecht verhaltenem Verdrusse fragte: „Ruhst Du hier ungestörter als in Deinem Kabinette?"

Ohne ihre Lage im Mindesten zu ändern, antwortete Lavinia ruhig, aber nicht unfreundlich: „Der Körper bedurfte der Ruhe weniger, als die Seele, und der Graf wollte eben die Güte haben, mir ein wenig vorzulesen."

„Wenn es so ist, so will ich nicht stören!"

Er zog sich zurück.

Lavinia erhob sich zur Hälfte. Sie schien einen Augenblick unentschlossen zu sein, ob sie ihrem Manne folgen, oder ob sie bleiben sollte. Sie sah den Grafen an, der schon mit einem halben Seufzer das Portefeuille wieder geschlossen hatte.

„Er ist so erregt, so unruhig, der arme Ludwig!" sagte der Graf, ihn sanft entschuldigend. „Wenn ich es wagen dürfte, einen Vorschlag zu thun . . ."

„Welchen?"

„So gingen Sie, gnädige Frau, wieder zu ihm und beruhigten ihn. Er ist für diese Rücksicht gewiß sehr dankbar, sobald er wieder seiner selbst vollkommen mächtig ist."

„Dank! der Rath war gut und stimmt vollkommen überein mit meiner eigenen Neigung!" antwortete Lavinia, indem sie dem Grafen einen guten und dankbaren Blick gab und dem Rittmeister nacheilte. Dieser stand noch im Schlafzimmer, wo er sich ungewöhnlich blaß an den Ofen lehnte, als ob er da stände und über etwas nachsänne.

„Hier hast Du mich sogleich wieder!" sagte Lavinia mit einer

so innigen Stimme, daß Ludwig augenblicklich entwaffnet war und ihre Hand ergriff, die er herzlich drückte.

„Vergieb, vergieb, daß ich bin, wie ich bin! Ich kann nicht dafür: die Betrübniß meines Herzens macht mich ungerecht.“

„Du bist nicht ungerecht, sondern nur leicht gereizt, mein guter Ludwig!“

„Leider bin ich Beides! Was meinst Du wohl, daß ich in diesem Augenblicke dachte? Ich sagte zu mir selbst: wäre sie die eigene Mutter der Kinder, so hätte sie es nimmermehr über sich vermocht, hinaus zu gehen, sich hin zu setzen und mit einer fremden Person zu conversiren, da doch . . . Mit Einem Worte: Du siehst, ich war ungerecht.“

„Ja, ich fürchte wirklich, daß ich diesmal mit Dir halten muß. Graf Adrian, Dein bester Freund, der Dir so viele Theilnahme bewiesen hat, daß er mehrmals, um Deine Unruhe zu stillen, in die Stadt gereist und den Doktor um Rath gefragt hat — kannst Du ihn wohl eine fremde Person nennen? Ich fordere, daß Du mir glaubst, Ludwig, wenn ich betheure, daß, da ich bisweilen das Krankenzimmer verlasse, es einzig und allein in der Absicht geschieht, um neue Kräfte zur bessern Erfüllung der mir so theuern Pflichten zu holen . . . Doch Du suchtest mich — hattest Du mir etwas Besonderes zu sagen?“

„O nein, nichts anderes, als daß ich nachsehen wollte, ob Du schliefst. Es machte mir Freude, zu glauben, daß Du einige Ruhe haben könntest, da ich Dich jedoch nicht in dem Zimmer fand, so ging ich in den Salon, und nun bitte ich Dich, dorthin zurück zu gehen und dort zu bleiben, so lange Du willst. Thust Du das nicht, so glaube ich, daß Du unzufrieden bist.“

„Und wenn Du, Ludwig, mir nicht erlaubst, mit Dir zu den Kindern zu gehen, so glaube ich, daß Du mit mir unzufrieden bist. Das könnte ich nicht ertragen. Laß mich nun mit gehen.“

Ueberwunden von dem schmeichelnden Tone in ihrer Stimme,

sagte er leise: „So komm denn! Doch in dieser Nacht darfst Du nicht wachen — hörst Du! Da muß ich meinen Willen haben!"

„Wollen sehen!" meinte Lavinia, und Beide kehrten in das Zimmer der beiden kleinen Kranken zurück, woselbst Ludwig sich von Neuem seinem Schmerze hingab und bald diese kleine Unterbrechung vergaß . . . .

So, während draußen der Schnee bettete und der Wind scharf durch den Wald sauste und seine Stöße über das Thal nach Rosenborg schickte, bettete die Todeskälte hohe Schneetriften zwischen die warmen Herzen, welche in demselben schlugen. Doch von fernem Lande kam ein Eilbote, welcher nach einem fünfwöchentlichen Kampfe die Kindlein hinaufholte in den blauen Festsaal.

Siebzehntes Kapitel.

Seit dem Ende der letzten Krankenwoche waren mehrere Wochen verflossen.

Die Zwillingstöchter des Rittmeisters ruhten an der Seite ihrer Mutter sanft und stille; doch in der Brust des Vaters war es leer und kalt und schwer: die Trauer hatte mit starker Macht auf's Neue seine Seele berührt und in derselben einen Schmerz zurückgelassen, der sie bitter zernagte.

Die Trauer glich nicht im geringsten derjenigen, die er um seine erste Gattin empfunden hatte. Diese hatte er nie geliebt, auch betrauerte er in ihr nur ein Wesen, von welchem er wußte, daß es weder selbst glücklich gewesen war noch glücklich gemacht hatte. Er war ihr Gatte geworden, weil die beiderseitigen Eltern die jungen Leute gebunden hatten, ehe sie sich selbst binden konnten. Hätte das Gefühl des Rittmeisters für eine Andere geschlagen, so würde er gewiß einen Ausweg gesucht haben, das Band zu lösen; da jedoch das Herz schwieg, so hatte er keinen Grund

gefunden, ein Wort zu brechen, welches zwar sein Vater statt seiner gegeben hatte, ihm aber eben deswegen um so heiliger war — denn der Vater war todt.

Hatte aber der Rittmeister von seiner ersten Gattin nie die Liebe kennen gelernt, so fühlte er ihre sanftesten Töne von dem Augenblicke an, da er die kleinen Waisen an seine Brust schloß; und es ist möglich, daß von dieser Zeit an ein glücklicheres Verhältniß eingetreten sein würde, wenn Charlotte das Leben behalten hätte.

Ludwig liebte seine Kinder mit einer innigen, sowohl väterlichen als auch mütterlichen Liebe. Sie hatten ihm seine besten Gefühle eingeflößt, sie hatten in ihm den Begriff einer reinen und tiefen Liebe geweckt, und es kam ihm nun nach ihrem Hingange so vor, als hätte sein Herz für immer alle Ansprüche auf künftige Gemüthlichkeit und Glück verloren.

Bisher hatte er noch davon träumen können, daß dieses Glück, welches ihm im Leben versagt war, seinen Töchtern zufallen würde — er hatte träumen können, wie er, ein alter ergrauter Einsiedler unter zwei jungen, blühenden Geschlechtern umher wandelte . . . doch nun — was hatte er wohl nun, wovon er träumen, wofür er leben, worauf er hoffen konnte? . . . Nichts!

Bisweilen kam Lavinia's Bild, umschwebt von dem blendenden Schimmer eines frischen und neuen Lebens, und besuchte ihn in seiner selbstgewählten Einsamkeit; doch er stieß es unsanft von sich. Was einmal gesagt und beschlossen war, das war gesagt und beschlossen und ließ sich nicht ändern. In der Gemüthsstimmung, worin er sich jetzt befand, fürchtete er, daß er eine Zeitlang von einem Schwindel erfaßt gewesen war. Oder was waren es für wahnsinnige Träume gewesen, die er gehabt hatte? Wie hatten sie eine solche Macht über ihn gewinnen können? Lavinia, sie, dieses Weib von Eis, von Granit, sollte sie etwas anderes gefühlt haben, als das Verlangen nach der Scheidung? Nein — nein —

er hatte Fieberphantasien gehabt, wenn er sich etwas anderes eingebildet hatte.

Und nun war es klar, daß Lavinia an diesen Umstand, der in dem Laufe der sechs Monate ihrer Ehe so viele Veränderungen angenommen hatte, sehr viel dachte.

Seit dem Tode der Kinder, also seit fast zwei Monaten, hatte sie von ihrem Manne keinen einzigen von den Blicken erhalten, die ihr bisher so schwer zu begreifen gewesen waren, die sie aber dennoch im Ganzen besser begriff, als die ruhige, laue Höflichkeit, welche er in seinem Betragen nun wieder angenommen hatte. Nicht einmal seine Betrübniß durfte sie theilen. Nachdem die erste und heftigste Zeit derselben vorüber war, und der Schmerz nur noch auf seinem Antlitze, in seinen Bewegungen zuckte, so schloß er ihn in sich selbst ein, und brachte den größten Theil des Tages entweder in seinem Zimmer oder auf der Jagd zu.

Lavinia kam nicht auf den Einfall, ihr eigenes Betragen so streng zu prüfen, wie sie es gesollt hätte. Wenn sie das gethan hätte, so würde sie eingesehen haben, daß auch sie größtentheils ihr voriges kaltes und verschlossenes Wesen gegen Ludwig wieder angenommen hatte, und daß es eigentlich ihre verletzte Eigenliebe war, welche sie hinderte, seine Gemüthsstimmung mit Nachsicht und Gerechtigkeit zu beurtheilen.

Zuletzt würde sie gewiß in der alten Form festgefroren sein, wenn nicht Graf Adrian mit seinem klaren Blicke beobachtet hätte, wie sich ihre Stellung nach und nach entwickelte, und er nicht unaufhörlich diese beiden Wesen, welche sich von einander los zu reißen strebten, trotz des inwohnenden Gefühles, welches in ihren Seelen gegen dieses Losreißen kämpfte, mit einander zu vergleichen und zu einander zu führen gesucht hätte.

Nun aber mußte der Graf reisen: er hatte es einigen Verwandten versprochen, den Frühling bei ihnen zu verleben, und erst nach Beendigung der Kriegsübung wollte er nach Rosenborg zurückkehren.

„Ich bitte Dich," sagte der Rittmeister, als er an einem Morgen den Grafen besuchte, „reise jetzt nicht! Wenn Du mein Freund bist, so bleib!"

„Bruder, ich kann nicht — es ist wirklich unmöglich."

„Ausflüchte! Was bedeutet ein solches Versprechen? Das ist ja von gar keiner Bedeutung; doch Dir wird hier die Zeit lang, sonst hättest Du kein solches Versprechen gegeben."

„Wenn es nun gerade das Gegentheil wäre?" sagte der Graf mit einer düstern Wolke auf dem Gesichte.

„Das Gegentheil? wiederholte der Rittmeister, und jeder Tropfen Blut schien von seiner Wange zu verschwinden — „das Gegentheil?"

„Nun ja, ich sage nur wenn! . . wolltest Du mich dennoch überreden zu bleiben?"

„Hast Du" — die Stimme des Rittmeisters zitterte so heftig, daß er kaum im Stande war, die Worte hervorzubringen — „hast Du Deine Zeit so gut hingebracht, daß . . .?'

„Bedenke Dich und komme zu Dir selbst, ehe Du redest!" fiel Graf Adrian ein, dessen Wange jetzt ebenfalls graubleich wurde. „Kennst Du mich als einen Mann von Ehre oder nicht? Hast Du Gewalt genug über Dich selbst, um Dich zu entsinnen, daß ich es bin, so sage nichts, das mich beleidigen könnte! Du weißt selbst, daß dann unsere Freundschaft für ewig gebrochen wäre."

„Doch sie, sie . . . ahnt sie? Bei meiner Seelen Seligkeit! Thut sie das, kann sie hier in meinem Hause, so lange sie noch den Namen meiner Frau trägt — kann sie vergessen . . ."

„Bist Du von Sinnen? Sie? ahnen? Was sollte sie ahnen?" fragte er mit plötzlich verändertem Ausdrucke. „Laß Du sie nur nicht ahnen, daß Du eine so rasende Idee gefaßt hast; denn da kann ich Dir sagen, daß Du einen Charakter wie den ihrigen, nie, nie gewinnst."

„Ich verlange sie ja auch nicht zu gewinnen," entgegnete der Rittmeister mit Kälte; „ich fordre nur, daß sie den Titel resp.:

tirt, welchen sie noch während der übrigen sechs Monate tragen wird."

„Welche sechs Monate meinst Du?"

„O, ich weiß nicht, was ich sage . . . es war nichts. Doch gleichviel, mein bester Adrian, der eine Scherz verdirbt nicht den andern. Du wolltest mich prüfen . . . nun gut, ich bin nicht im allergeringsten eifersüchtig."

„Du hast auch keine Ursache dazu!" entgegnete der Graf in einem Tone offener, brüderlicher Herzlichkeit. „Ich hatte nur die Absicht, Dich durch diese kleine Prüfung zu überzeugen, daß man Dich sehr leicht aus Deiner eingebildeten Gefühllosigkeit herausrütteln kann. Nur ein wenig Eifersucht, und Deine Liebe, die schon längst stärker gebrannt hat, als Du glaubst und Dir selbst gestehen willst, würde zu einer Flamme anwachsen, die Dich verzehrte. Du willst wohl nicht länger vor mir, Deinem alten Freunde, eine Sache läugnen, welche meines Erachtens Dich nicht geniren sollte, vor der ganzen Welt offen zu bekennen, nämlich daß Du Deine Frau gerade so liebst, wie man liebt, da man zum ersten Male verliebt ist?"

Der Rittmeister holte tief Athem, und indem er sich auf den Sofa warf und mit der Hand über das Gesicht fuhr, sagte er mit kurzen Unterbrechungen, wie wenn die einer großen Gemüthsbewegung folgenden Schwallwogen ihm einen Theil der Stimme geraubt: „Adrian! Du bist ein Satan!"

„Sage lieber Dein guter Engel; denn käme hier kein solcher dazwischen, so wärest Du zufolge einer verrückten Ursache, die ich nicht kenne, im Stande, Dein ganzes zukünftiges Glück hinweg zu werfen, und nicht blos Dein Glück, sondern auch das ihrige, das Glück des schönen und edlen Weibes."

„Das Glück dieses schönen und edlen Weibes darfst Du nicht mit dem meinigen in einem Athemzuge nennen; doch auf jeden Fall verdienst Du wegen Deiner guten Absichten ein volles Vertrauen, und wenn Du mir bei Deiner Ehre schwörst, daß dasjenige, was Du mir vor einem Augenblicke sagtest, gar keinen

Grund hat, so will ich das ganze Verhältniß vor Deinen Augen enthüllen."

„Ist es für Dich nöthig," sagte Adrian mit einem Ausdruck von verletzter Würde, „daß ich bei meiner Ehre schwöre? Ist es zwischen uns bis auf den Punkt gekommen, daß Du nicht mehr meinem bloßen Worte glaubst? Habe ich jemals an dem Deinigen gezweifelt?"

„Auch ich will nicht länger zweifeln; ich glaube Dir, obschon Du, bei Gott, aussahst wie die personificirte Wahrheit, als Du mit dieser Unwahrheit zum Vorschein kamst, welche, dem Himmel sei Dank! nichts anderes war. Doch hättest Du sie geliebt, hättest Du meine Frau geliebt, hättest Du Ehre, Freundschaft und Glauben verrathen, hätte sie Dich lieben können, während, während . . . kurz, wir hätten beide eine Reise über die Grenze machen müssen, ich hätte mich nicht eher beruhigt, als bis ich Blut gesehen hätte!"

„Und das alles, Du Thor, ohne zu lieben?" sagte der Graf lächelnd.

„Wenn ich liebe, so hat kein Anderer als Du mit Deinen Dummheiten diese Gefühle hervorgerufen. Ich habe zwar schon vor längerer Zeit Bewegungen von unbeschreiblicher und verschiedenartiger Beschaffenheit empfunden; jetzt aber waren sie zur Ruhe eingegangen, und hätten wahrscheinlich ewig geschlummert, wenn Du sie nicht geweckt hättest, denn so viel kannst Du wohl sehen, daß sich seit dem Tode der Kinder eine Kälte über ihr ganzes Wesen verbreitet hat. Sie zählt nur die noch übrigen Tage."

„Darüber kann ich klarer urtheilen, wenn Du mir alles vertraut hast. Rede jetzt!"

Und Ludwig erzählte Alles, die Brautwerbung, den Hochzeitabend mit seinem Beschlusse, und den Inhalt ihrer Ehegeschichte bis zu seiner Reise, sein Heimweh während der Abwesenheit und den Eindruck bei der Rückkehr, da er mit Gefühlen inniger Freude

bemerkte, wie Lavinia in die hausmütterlichen Pflichten eingetreten war.

„Das ist, bei Gott, eine höchst tolle Geschichte!" sagte der Graf, auf dessen Gesicht während der Erzählung des Rittmeisters sehr verschiedene Bewegungen zu bemerken gewesen waren. „Meinem Bedünken zufolge hat Euch aber die Gewißheit, einander bald und für ewig los zu werden, dazu verholfen, daß Ihr gegenseitig klarer seht. In diesem Augenblicke, da Ihr Euer Uebereinkommen schloßet, welches Du erwähnt hast, sahet Ihr Euch gewissermaßen als einander fremde Personen an. Kein Zwang, weder Gefühl noch Herz band Eure Hände; Ihr konntet also unparteiisch Eure gegenseitigen Eigenschaften beurtheilen, welche bei einem so nahen Zusammenleben und so sonderbaren Verhältnissen in die Augen fallen mußten; und die Folge ist gewesen, daß Ihr euch nach sechs Monaten näher und inniger vereinigt findet, als sonst vielleicht nach sechs Jahren der Fall gewesen sein würde."

„Du findest ein merkwürdiges Vergnügen daran, Dinge vorauszusetzen, die nur in Deiner Einbildung vorhanden sein können; wenn wir aber auch des Spasses halber annehmen wollten, daß Du Recht hättest, so wäre es ja nur ein Unglück mehr, da es zu spät ist . . ."

„Das Glück kommt nie zu spät, sollte ich meinen; und ich bin vollkommen überzeugt, daß die Liebe, welche nach der Hochzeit beginnt, von weit dauernderer, sichrer und edlerer Beschaffenheit ist, als manche Liebe, welche die Hochzeit herbeigeführt hat."

„Alles wahr, vollkommen wahr, in so fern man schon von Anfang an . . . doch es dient zu nichts, hievon zu reden. Noch nie habe ich mein gegebenes Wort gebrochen, und auch Lavinia hat keinen solchen Charakter, daß sie das ihrige bricht. Nein, sie will es nicht, bestimmt nicht. Sie hat einmal gegen mich Abscheu empfunden; und wenn sie späterhin einigermaßen auf andere Gedanken gekommen ist, so ist es mit diesem Eindrucke jetzt wieder vorbei."

„Ich glaube nicht nur das Gegentheil,“ meinte der Graf, „sondern bin sogar überzeugt davon.“

„Und worauf, — sage mir ausführlich — worauf gründest Du diesen Schlußsatz? Sprich nicht von den Zeichen, die Du am ersten Abende observirtest; sie waren nur zufällige Launen, oder Gott weiß was. Es hat sich schon gezeigt, daß sie nichts bedeuteten.“

„Es hat sich im Gegentheil gezeigt, daß sie vieles bedeuteten. Was ich späterhin beobachtet habe, das ist folgendes gewesen.“

„Nun?“

„Zuerst und vor allen Dingen hätte kein Erzengel und noch viel weniger ein Weib (Du entschuldigst meine Offenherzigkeit) alle Deine Prätentionen und Dein Gestöhne aushalten können, als die Kleinen krank lagen, sofern nicht ein wärmeres Gefühl, als einzig und allein die Pflichten einer Stiefmutter sie an das Krankenzimmer gebunden hätte.“

„Du machst mich roth! Ich werde doch wohl nicht unter dem Einflusse meiner starken Gemüthsbewegungen gefordert haben, daß sie sich aufopfern sollte, wie sie that?“

„Nicht eben bestimmt in Worten, aber dennoch sehr begreiflich. In dieser Periode waren Deine Gefühle für sie gewiß nicht verschwunden, denn dazu waren sie zu fest, aber dennoch waren sie so tief in den Hintergrund getreten, daß sie ihr wenigstens nicht deutlich waren. Und mehrmals, wenn sie sich unbemerkt glaubte, überraschte ich sie in Thränen — es that dem edlen Weibe weh, daß Du sie nur als Krankenwärterin Deiner Töchter betrachtetest.“

„Bei Gott, es ist mir nie eingefallen, daß meine väterliche Zärtlichkeit so gedeutet werden könnte! doch wenn ich ungerecht gegen sie gewesen bin, und wenn es auch nicht mit meinem Willen geschehen ist (und daß dies der Fall war, wirst Du wohl einsehen), so vergißt sie es nie.“

„Sie hätte es ganz gewiß vergessen, wenn nicht Deine Be=

trübniß, statt Dich zu ihr zu führen, Dich noch weiter von ihr entfernt hätte.“

„Du hast Recht, Adrian! In den ersten Wochen war dies wirklich der Fall; denn ich konnte mich des Vorwurfes nicht erwehren, daß ein erwachendes Gefühl für meine Frau — nein, nicht meine Frau, denn da wäre es natürlich gewesen — sondern die erwachende Liebe zu einem Weibe, das nur ein Jahr lang diesen Namen tragen wird, einen Theil der Gefühle gestohlen haben sollte, die meinen Kindern ausschließlich gehört haben müßten.“

„Ich verstehe, daß Du in der ersten Heftigkeit Deines Schmerzes, da Dir diese Kinder, welche Du so innig liebtest, entrissen wurden, so denken und fühlen konntest; aber ich verstehe dagegen nicht, daß Du, nachdem die Vernunft und das ruhige Nachdenken begonnen hatten ihre Macht über Deine Seele wieder einzunehmen, nicht den Muth hattest, einen Unterschied zwischen diesen Gefühlen zu machen und einzusehen, daß sie sich gegenseitig nicht schaden konnten, da sie beide edel waren.“

Bei diesen Worten legte der Rittmeister seine Hand in die des Grafen Adrian und drückte sie stark. „Was Du da sagst, das thut mir wohl: schon in dieser letzten Woche bin ich selbst auf diesen Gedanken gekommen. Doch antworte mir offen: habe nicht ich, oder hat nicht Lavinia sich merklich verändert?“

„Ich gestehe, daß sie es in ihrem äußeren Betragen gethan hat, und ich habe sie bisweilen nicht allein steif, sondern sogar eiskalt gegen Dich gefunden; aber obgleich der Schnee auf der Wange wohnt, so glüht es dennoch im Herzen. Wenn Deine Schritte im äußern Zimmer zu hören sind, so würde ich sie vernehmen, und wäre ich auch taub, nicht durch den geringsten Laut, wohl aber an dem Ausdrucke ihrer Augen, dem Zittern ihrer Hand oder einer schnell verschwindenden Wolke auf ihrem Gesichte.“

„Großer Gott, wenn es so wäre, wenn Du Dich nicht irrtest! ... Aber in des Himmels Namen! wie soll ich es verstehen, daß Du sie so genau observirtest? Wann hast Du Gelegenheit gehabt,

alle diese Beobachtungen zu machen, welche wahrhaftig die ganze Höhe Deiner Freundschaft heischen?"

Graf Adrian wendete sich um, warf ein Kleidungsstück auf die Seite, welches ihm im Wege lag und nahm eine bequemere Lage ein. „O," sagte er, „Du weißt, ich kann nicht wohl eine längere Zeit mit Leuten leben, ohne ein wenig über die Verhältnisse zu reflektiren, welche sich vor meinen Augen entwickeln. Außerdem entsinnst Du Dich wohl, daß ich bisweilen Deiner Frau vorgelesen habe; bei mehreren solchen Gelegenheiten hat meine Eigenliebe einen und den andern Stoß erhalten."

„Und ich, mein bester Adrian, bin dagegen fast eifersüchtig gewesen auf die Höhe der Aufmerksamkeit, welche sie Dir gewidmet hat. Sie hat mir gesagt ... Aber woran denkst Du? Ich glaube, Du willst statt der Feder das Sofakissen schneiden."

Mit vieler Fassung legte der Graf das Federmesser, mit welchem er in Gedanken gespielt hatte, wieder auf den Tisch.

„Nun, was hat sie denn gesagt?"

„Adrian! wenn ich es nicht für unmöglich hielte, Dein Wort zu bezweifeln, so würde ich zweifeln — Du hast in Deiner vollkommenen Selbstbeherrschung ein Uebergewicht über mich; aber ich habe Dich nun schon zweimal mit allen Zeichen einer Gemüthsbewegung betroffen. Erkläre mir die Ursache derselben!"

„Es könnte mir leicht einfallen, Dir keine solche Erklärung zu geben; weil aber ein Mensch, der zum ersten Male liebt, eifersüchtig zu werden beginnt und eigentlich als ein Patient in Fieberphantasien zu betrachten ist, so will ich nicht so genau mit Dir rechnen — nur Eins will ich Dir im Voraus sagen: mißtrauest Du meinen Worten, so beleidigst Du mich zum Tode!"

„Laß hören! laß hören!"

„Meine erste Gemüthsbewegung veranlaßte die Furcht, Du möchtest in der Gemüthserschütterung, worin Du Dich eben befandest, Dinge sagen, die keines Freundes Nachsicht verzeihen könnte. Du warst nahe daran, es zu thun; und ich, den nicht

die Leidenschaft trieb, fühlte mit Schmerzen, daß der Schritt, den ich für Dein und Deiner Gattin Glück gewagt hatte, vielleicht unsre alte Freundschaft vernichten könnte."

„Dieses glaube ich; doch nun, da ich im Begriffe stand, etwas zu erzählen, das sie über Dich geäußert hat, da ..."

„Ja, da empfand ich wiederum eine Bewegung, die ich keineswegs läugne, eine Bewegung, die mein ganzes Blut in Umlauf setzte, mit einem Worte, eine unbeschreibliche Bewegung."

„Wirklich? Du wirst sehr warm!"

„Nicht nur warm, sondern ich schwitze vor Angst und Unruhe, so interessirt bin ich von diesen Aeußerungen; denn ich weiß vorher, daß sie nicht mich persönlich betreffen, sondern die Arbeit, welche ich ihr vorgelesen habe. Sie hat bei mehreren Gelegenheiten Urtheile darüber gefällt, die meine Bescheidenheit mir kaum erlaubte, dem Gedächtnisse einzuprägen; doch waren diese Urtheile dem Verfasser gesagt. Was sie dagegen Dir gesagt hat, ist mir von unendlich höherem Werthe, denn es muß unparteiisch sein; und ihr Urtheil ist in allen übrigen Fällen so fein und richtig, daß ich ... doch genug über mich — jetzt wirst Du die Beweggründe meiner Bewegung verstehen!"

„Ja, mein bester Adrian, so ziemlich; und ich kann Dich auch mit der Nachricht erfreuen, daß ihre Aeußerungen die günstigsten waren — ja, sie selbst enthielten wirklich wahre Lobeserhebungen."

Das Antlitz des Grafen Adrian wurde in diesem Augenblicke wirklich schön. „Vergib mir, Ludwig, aber halte mich nicht für lächerlich, wenn ich Dich bitte, daß Du Dich ihrer eigenen Worte zu erinnern suchst!"

„Ich glaube wohl, daß ich sie werde wiedergeben können; sie flossen in die Antwort auf eine von mir hingeworfene Aeußerung ein, in welcher Aeußerung vielleicht ein kleiner Verdruß liegen mochte, daß Du nicht auch mich zum Schiedsrichter gewählt hattest.

‚Wenn Du gerecht sein willst,‘ sagte sie, ‚so darfst Du Dich dadurch nicht beleidigt fühlen; ich kann die Gefühle des Grafen Adrian sehr gut verstehen. Er ist hinsichtlich seiner Arbeit so bescheiden, daß er nicht im Stande ist, den Gedanken zu ertragen, sie durch den geißelnden Scherz eines scharfen Freundes zerfetzt zu sehen. Inzwischen brauchte er diese Furcht gar nicht zu hegen; denn solltest Du sein Trauerspiel einmal zu lesen bekommen, so würdest Du erkennen, daß er unbedingt den Beruf hat, ein dramatischer Autor zu sein. Er hat nicht nur die schönsten Worte, aufgestellt in einer edlen und poetischen Form, sondern er hat auch Gedanken, und das Wichtigste von Allem, er hat ein klares Talent, die Handlung zu entwickeln und zu ordnen, so daß das Eine als eine unumgängliche Folge des Andern erscheint.“

Wenn Lavinia auch nicht genau jedes der von dem Rittmeister angeführten Worte geäußert hatte, so war doch auf jeden Fall ihr Urtheil so günstig gewesen, daß Ludwig es für keine Gewissenssache hielt, ihre Aeußerung zu Adrian's Befriedigung zu übersetzen. Es war eine Art von unbewußtem Opfer der Dankbarkeit für die Nachrichten, welche Ludwig selbst erhalten hatte.

„Und das hast Du, der Du Dich meinen Freund nennst, mir verschweigen können?“

„Schwiegst Du nicht vor mir? sollte ich Dir mein Vertrauen aufzwingen?“

Der Graf antwortete nichts. Er war sichtbarlich allzu glücklich, um an Widerspruch zu denken.

Ludwig betrachtete ihn mit Theilnahme. Er erinnerte sich, daß Adrian viele Jahre lang an diesem Stücke gearbeitet hatte, welches nach Ludwig's Meinung nie etwas anders werden würde oder könnte, als ein Ableiter des großen Ueberflusses von Gefühlen und Phantasien, über die der Graf in jüngeren Jahren zu disponiren gehabt hatte. Daß dieses Stück in den langen Jahren sich so umgebildet hätte, bis es eine ganz neue Seele erhalten

hatte, das wußte der Rittmeister nicht, und kaum der Verfasser selbst.

Sein Trauerspiel, der reizende Traum seiner Jugend, an welches er so viele Zeit und Mühe verwendet hatte, war endlich zu einer Vollendung gekommen, die er zu ahnen begann, ohne es zu wagen, daran zu glauben. Doch wie sollte er, der von Natur höchst anspruchslos war, es über sich gewinnen, irgend einen Menschen um ein Urtheil darüber zu bitten? Schon dieses setzte ja voraus, daß er es für ein Kunstwerk hielt; und wahrscheinlich würde es beim Alten geblieben sein, wenn er nicht Lavinia kennen gelernt hätte. Der vertraute und freundschaftliche Umgang mit dieser Frau, die er bald schätzen und achten lernte, hob nach und nach seine Unentschlossenheit zu einem Schritte, den er selbst innig wünschte — und sie wurde seine Vertraute.

„Weißt Du," rief nach ziemlich langem Schweigen der Rittmeister aus, „ich möchte um Alles in der Welt kein Verfasser sein! Diese peinigenden Gefühle einer gereizten Unruhe würden mir das Leben rauben; und Du wirst troß der Herrschaft, die Du über Dich selbst besitzest, für immer unglücklich, wenn Dein Stück mit Gleichgültigkeit aufgenommen wird."

„Aufgenommen wird?" wiederholte der Graf mit einem unbegreiflichen Ausdrucke. „Es ist mir wirklich noch nicht eingefallen, daß es dahin kommen könnte, aufgenommen zu werden."

„Nun, ich muß sagen! Warum hast Du denn eine halbe Lebenszeit an diese Arbeit verwendet?"

„Um ein Ziel zu haben, ein Ziel, auf welches mein Herz, meine Seele, meine Gedanken, meine Phantasie sich ruhig richten kann, wenn alles um mich her kalt und unangenehm ist. Du weißt ja, Ludwig, daß mein Leben nicht oft reich an Freuden gewesen ist; und doch, um wie vieles bittrer würde es gewesen sein, wenn ich nicht meine Bekümmernisse, meine Eindrücke in die Worte der Personen hätte einlegen können, die ich auf meiner Scene handeln ließ! Das ist mein Trost gewesen, und — so egoistisch

Dir auch dieser Trost scheinen mag — dieser Trost hat mir ersetzt, was ich habe entbehren müssen: einen warmen eigenen Herd, ein liebendes Herz."

„Doch," fiel Ludwig ein, „da dieses Werk nun vollendet ist, so scheint es mir billig zu sein, daß Du zusiehst, wie es noch mehr Frucht bringen kann, zum Beispiel: Ehre, Gewinn."

„Es ist noch bei weitem nicht vollendet genug, um mir Ehre und Ruhm zu geben, und ich muß gestehen, daß ich vor dem bloßen Worte Gewinn schaudere. Wie? ich sollte meine besten, meine heiligsten Gedanken, den Schatz, woran ich mein ganzes Leben hindurch gesammelt habe, für Geld verkaufen?"

„Nun so verschenke es und begnüge Dich mit der bloßen Ehre!"

Wir wollen sehen; erst will ich's gehörig durchsehen. Ich glaube aber, daß ich mich niemals davon trenne . . . Doch wir sind jetzt allzuweit von unserm ersten Gegenstande abgekommen, zu welchem ich auch nichts weiter hinzuzufügen habe, als daß Du es gut überlegen mußt, ob ein übereiltes und wahnsinniges Uebereinkommen der Hoffnung, das Glück eines ganzen Lebens gründen zu können, vorgezogen werden darf."

Achtzehntes Kapitel.

Als die Herren um die Mittagszeit in den Speisesaal traten, so flogen ihre Blicke verwundert umher, ohne das Ziel zu finden, welches sie suchten. Sie, die gewöhnlich vor ihnen dort war, fehlte heute. Frau Brunsberg brachte die Entschuldigung der gnädigen Frau und ertheilte die Nachricht, sie hätte so heftige Kopfschmerzen, daß sie nicht im Stande wäre, zu Tische zu kommen.

„Es ist wohl nicht gefährlich, will ich hoffen? fragte der Rittmeister, welcher bei sich anstand, ob er nicht sogleich zu seiner Frau gehen sollte. Als jedoch Frau Brunsberg jetzt hinzufügte:

„Ihro Gnaden sagten, Sie wollten versuchen, ein wenig zu ruhen," so setzte er sich; doch verrieth während der Mahlzeit sein ganzes Wesen eine große Zerstreutheit.

Ludwig blieb auf seinem Zimmer allein bis der Kaffee servirt wurde. Da aber Lavinia sich auch jetzt noch nicht zeigte, so nahm seine Unruhe zu. „Ich muß zu ihr gehen; sie kann es nicht übel nehmen."

Verstimmt, aber doch wiederum in dem Innersten seines Herzens durch Adrians Mittheilungen erhoben, schlich er sich leise durch die Zimmer. Die letzte Thür war geschlossen.

Er klopfte an.

„Entschuldige," sagte Lavinia drinnen, „ich befinde mich nicht wohl; ich will mich legen!"

Der Ton hatte zwar fast ganz die gewöhnliche artige Lauheit, enthielt aber dabei doch etwas, das als eine bestimmte Weigerung gelten konnte.

Der Rittmeister flammte augenblicklich auf: konnte ihn wohl etwas abhalten, in das Zimmer seiner eigenen Frau zu gehen? Sie wollte sich ja erst legen, hatte sich also noch nicht gelegt. Er mußte hinein — und er ging hinein.

Lavinia saß nachläßig ausgestreckt auf dem einen Ecksofa. Ihr Antlitz war ungewöhnlich blaß; als aber Ludwig gegen ihren Willen die Thür öffnete, so rann ein blutrother Schimmer über ihre Wangen. In ihrem Blicke brannte ein Feuer, das alle mögliche Aehnlichkeit mit Aerger hatte.

Ludwig faßte diesen Ausdruck sehr gut auf; ließ sich aber doch nicht zurückhalten.

„Die Furcht erlaubte mir nicht, Deinem Wunsche nachzukommen!" sagte er und gab sich Mühe, die Stimme zu zwingen, damit sie nicht das Herz allzu sehr verrathen möchte.

„Mein Uebelbefinden ist allzu unbedeutend, um Anspruch auf irgend eine Art von Furcht zu machen — ich bitte, daß Du es nicht der Mühe werth erachtest, Dich damit zu beschäftigen!"

Mit ganz ungewöhnlicher Fügsamkeit faßte sich der Rittmeister in dem ganz neuen Verhältnisse, solche Ausdrücke von Lavinia zu vernehmen.

„Mein Wille, falls er auch wirklich Dir zu Gefallen zu sein wünschte, richtet in dieser Hinsicht nichts über mein Vermögen aus. Wenn ich Dich krank sehe oder betrübt — ich weiß nicht recht, welches von beiden der Fall ist — so kann ich nicht umhin, wenigstens zu wünschen, daß es in meiner Macht stehen möchte, beides hinweg zu schaffen."

Es lag eine so einfache und überzeugende Wahrheit in diesen Worten, daß Lavinia's Auge sich erhellte; doch nur für einen Augenblick. In dem darauf folgenden preßte sie ein kleines Billet, welches sie in der unter dem Sofakissen verborgenen Hand hielt, hart zusammen.

„Gute Lavinia!" fuhr Ludwig mit herzlich überredendem Ernste und mit einer Stimme fort, wie Lavinia sie lange nicht gehört hatte, „Deine Seele will heute Deinem starken Willen nicht gehorchen! Es bewegt sich etwas in Dir — hast Du so viel Vertrauen zu mir, daß Du mir sagen willst, was es ist?"

„Es ist nichts, Ludwig!"

„Du willst mich hinter das Licht führen! Wenn ich aber rathe — erlaubst Du mir das?"

„Keineswegs!" rief sie mit einer Heftigkeit aus, die ihr ganz unähnlich war — „es bedarf dessen gar nicht!"

„Nicht?" sagte der Rittmeister beleidigt. „Wohlan denn, so will ich Dir ohne zu rathen sagen: Du hast einen Brief von Rudolf erhalten, und er räth Dir wohl, Du sollst unter seinen Schutz zurückkehren?"

Lavinia fuhr zusammen. Ihre Wange wurde todtenblaß, und ihr Ton war kälter als der Schnee der Gebirge, als sie antwortete: „Du besitzest eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, alles aufzufassen; und da es nun Dir beliebt hat, mein Uebelbefinden auf

diese Weise zu deuten, so muß ich Dich bitten, daß Du je eher je lieber zu meiner Reise Vorkehrungen treffen läßst!"

Die Farbe des Rittmeisters verwandelte sich augenblicklich in diese wunderbare bunte Mischung, welche sie bei außerordentlichen Erschütterungen annahm. Sein Auge, in welchem noch vor einem Augenblicke Sanftmuth und eine kaum unterdrückte Zärtlichkeit geherrscht hatten, flammte nun vor Zorn. Dennoch versuchte er es durch eine Anstrengung, die ihm unglaublich viele Mühe kostete, mit dem Scheine der Ruhe folgende Worte zu äußern:

„Wenn Du nicht, ehe wir uns morgen beim Frühstück treffen, diesen Deinen Entschluß zurückrufst, so stehen um zwölf Uhr Pferde und Wagen zu Deiner Disposition!"

Er stand auf und verließ das Zimmer.

Lavinia verbarg ihr Haupt tief in den Kissen. Diese Reise, das wußte sie allzu gut, war in den jetzigen Umständen das Signal zu der ewigen Trennung.

„Wohlan denn!" flüsterte sie bei sich selbst, und erhob von Neuem das Haupt, „was bedeutet ein halbes Jahr früher oder später? — Es soll ja doch geschehen!"

Um Lavinia's Betragen und Gemüthsstimmung recht beurtheilen zu können, müssen wir in der Erzählung einige Stunden zurückgehen.

Um dieselbe Zeit, da das Gespräch zwischen dem Grafen Adrian und dem Rittmeister in dem Zimmer des Grafen vorfiel, wurde noch ein anderes in Lavinia's Kabinette gehalten.

„Verzeihen, verzeihen Sie, beste allergnädigste, gnädige Frau! daß ich so mitten am blanken Vormittage mir die große Freiheit nehme, in der Vorbeifahrt meine Aufwartung zu machen. Um aber die reine Wahrheit zu sagen, so habe ich ein Anliegen, das ich keinem Andern anvertrauen könnte."

„Es bedarf nicht so vieler Entschuldigungen, Frau Kamrerin!" antwortete Lavinia mit jener abgeschnittenen Höflichkeit, deren Sinn nicht sehr zweideutig ist. „Womit kann ich zu Diensten sein?" Sie bot der Frau Kamrer Kumlin einen Stuhl, welchen diese unter erneuerten Verneigungen in Besitz zu nehmen eilte.

„Ja, nun werde ich die Ehre haben, der gnädigen Frau die Sache zu sagen. Es ist nämlich so, daß meine Tochter Sophie, welche Gottlob nach meinen Umständen eine recht sorgfältige Erziehung genossen hat — ich habe die Erziehung stets für die Hauptsache gehalten — meine Tochter Sophie, sage ich, hat von ihrer guten Freundin, Fräulein Karin auf Ridderswik, das Vertrauen erhalten, ihr Brautschnupftuch zu nähen. Fräulein Karin könnte gewiß mehr Hände bekommen, als zu ihrem Schnupftuche nöthig sind, da sie aber seit ihrer Kindheit mit meiner Sophie intim gewesen ist: sie haben in allen Dingen solche Sympathien, daß es eine wahre Freude ist, sie zusammen zu sehen, darum war es unmöglich, daß irgend eine Andere als ihre liebe Sophie den Auftrag erhielt. Aber sehen Sie nun, meine beste, gute, gnädige Frau! nun wollte meine Tochter ihre Freundin mit einem Muster überraschen, das nicht unter den Sammlungen auf Ridderswik ist, und da dachten wir hin und her."

„Und dabei fiel die Wahl auf mich?" beeilte sich Lavinia zu sagen, um, wie sie sich einbildete, das breite Geschwätz der Kamrerin Kumlin zu beendigen.

„Ganz richtig, Ihro Gnaden! Ich sagte zu Sophie: ‚Weißt Du,' sagt' ich, ‚wenn irgend Jemand singuliere Muster hat, so muß es gewiß die gnädige Frau auf Rosenborg sein.' Doch da dachten wir auch sogleich an den traurigen Umstand, daß wir nicht die Ehre hatten hier so bekannt zu sein, wie auf Ridderswik. Fräulein Karin's Großmutter, diese süße, alte, ehrwürdige Freiherrin auf Ridderswik, ist allzu aimabel gegen mich und meine Tochter. Nun, nun, die Freiherrin kennt das Alter meiner Familie; Gott sei Dank, sie braucht sich nicht zu schämen! Meine selige

Großmutter war eine geborne von Wolfschmidt und meine Mutter ein Fräulein von Aedelhjorta. Doch um wiedrum auf die Mustergeschichte zu kommen, so meinte Sophie: ‚Weißt Du, Mutter,‘ sagte sie, ‚ich glaube wir können Frau von C—sköld nicht belästigen, außer im letzten Nothfalle; wenn Du daher so gut sein wolltest, da Du doch einmal ausfährst, erst bei der armen Marie Rehnman nachzusehen.‘ . . . Ich hoffe, Ihro Gnaden haben die Güte und entschuldigen, daß ich hier ganz dreist Sophiens Worte wiederhole. Es ist sonst vielleicht nicht recht delikat, den Namen der Mamsell Rehnman in Dero Presence zu nennen; doch, bei Gott, es ist sehr schwer, recht verblümte Redensarten zu finden, wenn man von einer gewissen Person redet.“

Obgleich im höchsten Grade von der dummdreisten Vertraulichkeit der Klatscherin belästigt, behielt dennoch Lavinia ihre gewöhnliche Fassung. „Meine beste Frau Kamrerin!“ sagte sie mit einem kleinen Anstriche von vornehmer Würde, „es ist nicht ehrend für mich, wenn ich so laut meine Menschenliebe bezweifeln höre. Ich hege eine warme Theilnahme für das unglückliche Mädchen; und meine Ohren sind mit keiner so übertriebenen Verschämtheitt behaftet, daß es mich peinigt, wenn ich nur ihren Namen nennen höre.“

„Behüte Gott, gute, gnädige Frau, daß es mir jemals eingefallen wäre, Dero großmüthige und schonende Gefühle in dieser delikaten Sache zu bezweifeln! Und ich meines Theils bin allzu aufgeklärt, allzu sehr über allen Hochmuth erhaben, und habe, Gottlob, allzu viel mit der Welt gelebt, als daß ich nicht jetzt wie sonst mit jedem gefallenen Mitmenschen sollte reden können, besonders mit der kleinen, armen, unglücklichen Marie. Denn, wie Frau Rehnman, die alte Ehrenfrau, bisweilen zu sagen pflegt: ‚man soll nicht Steinchen auf unsern Herrn werfen, sonst wirft er Steine zurück.‘“

„Das ist gewiß sehr wahr; doch glaube ich, Frau Kamrerin,

wir kommen jetzt, wie Sie eben selbst bemerkten, allzu weit ab von der Mustergeschichte."

„Nein, beste, gnädige Frau! Eben dahin will ich jetzt kommen. Ich besuchte heute früh die guten Damen auf Kullen. Die Alte war nicht zu Hause, und, beim lebendigen Gott! ich konnte kaum die Thränen zurückhalten, als ich die Mamsell nach ihrem letzten Kummer sah, den sowohl ich und alle andern klugen Leute für eine himmlische Wohlthat hielten — Ihro Gnaden wissen, was ich meine?"

„Natürlich meinen Sie den Kummer über den Tod ihres Kindes. Das Scharlachfieber hat leider in dieser Gegend große Verheerungen angerichtet, das haben wir hier in allzu hohem Grade erfahren müssen."

„Ja, das mögen Ihro Gnaden wohl sagen, die Sie Ihre beiden kleinen Stieftöchter verloren. Es war meiner Seel' viel, was der Herr Rittmeister auf einmal verlor! Doch unser Herr sieht, was das Beste ist. Aber ich will Ihro Gnaden nicht länger aufhalten; ich will nur sagen, daß in Ansehung der traurigen Umstände Mamsell Marie, das arme Mädchen, nun seit langer Zeit keine Arbeit von den Vornehmen gehabt hat, woher es denn kam, daß sie keine recht modernen Muster hatte. Aber sie lieh mir diese für den Fall, daß ich keine besseren finden sollte."

Jetzt zog die Kamrerin aus ihrem Arbeitsbeutel ein Bund Muster, die sie sehr geschickt um sich her auf dem Tische ausbreitete, und dabei mit der glücklichsten Bestürzung ausrief:

„O der Tausend! sie hat in der Eile dieses kleine Billet mit eingelegt! Nun habe ich noch die Beschwerde, expreß wieder nach Kullen zu schicken. Aber ach, beste gnädige Frau! welch ein schönes Bett! Ich glaube, das sind wahre Löwen und eine veritabel echte Vergoldung. Ja, so soll es bei Leuten sein, die sich auf etwas verstehen!" . . .

Die Kamrerin wendete sich mit dem Kopfe hinlänglich lange

um, damit Lavinia an der Aufschrift des Billets die Handschrift ihres Mannes erkennen konnte.

„Nun muß ich wohl gehen und meine Muster holen!“ sagte Lavinia, als die Kamrerin ihren Kopf auf den Tisch zurück schwenken ließ.

„Ach, meine süße, gnädige Frau! ich bin allzu obligirt, es ist wirklich eine ausgezeichnete Güte! und wenn ich hoffen könnte, Ihnen bisweilen einen Gegendienst erweisen zu können, so würde es mir höchlich schmeicheln und eine große Freude sein!“

Sobald Lavinia an die Commode gegangen war und der Kamrerin den Rücken zugewendet hatte, ließ diese unvermerkt das Billet auf die Matte gleiten, schob es mit dem Fuße unter Lavinia's Fußschemel und steckte dann die Muster wieder in den Arbeitsbeutel.

Unter den Mustern der „süßen gnädigen Frau“ fand die Kamrerin natürlicher Weise bald das richtige und begab sich hinweg ohne Gewissensbisse über ihre doppelt nichtswürdige Handlung.

Zu dem Billete war sie auf folgende Art gekommen:

Als Marie Rehnman ihr Nähkästchen durchsuchte, war sie auf einige Augenblicke hinausgerufen worden; sie hatte den Deckel zugemacht, aber das Kästchen nicht verschlossen. Eine kleine unschuldige Neugierde auf einige Muster konnte nicht gefährlich, noch viel weniger unehrlich oder geraden Weges schändlich sein. Also tauchte der Falkenblick der Kamrerin hinab in die kleinen Fächer des Kästchens und brauchte nicht lange zu tauchen, so hatte er einen Halt gefunden an dem erwähnten kleinen Billete, das sichtbarlich in den letzten Zeiten geschrieben und mit einem schwarzen Siegel versehen war. Augenblicklich befand sich der Fund in der Tasche der neugierigen Kamrerin; und als Marie wieder hereinkam, so saß sie dort so unschuldig wie ein Lamm und spielte mit der Katze — eigentlich aber spielte die Katze mit dem Lamme.

Die tief gebeugte Marie ahnte nichts, dachte an nichts; doch die Kamrerin Kumlin dachte daran, daß es noch ganz vor Kurzem

eine Zeit gegeben hatte, da Marie Rehnman als Muster von Tugend, Schönheit und Anmuth betrachtet worden war, und daß die Kamrerin damals oft bittern und unauslöschlichen Aerger empfunden hatte, ihre geliebte Tochter, ihre so gut erzogene Sophie zurückgesetzt und in allen Dingen als so sehr unter Marie Rehnmann stehend, betrachtet zu wissen, daß von gar keiner Vergleichung zwischen beiden die Rede sein konnte.

„Aber solche scheinheilige Tugendmuster kommen immer zu Fall!“ damit tröstete sich die Kamrerin jetzt, „obgleich,“ wie sie sich ferner auszulassen pflegte, „sie zu gut und wohlwollend war, um nur daran denken zu wollen, daß Marie sich für besser gehalten hatte, als Andere. Dieser Fehler hatte sich nun selbst gestraft.“ Was nun besagtes Billet selbst betraf, so fand die Kamrerin, nachdem sie sich einige Büchsenschüsse vom Hofe entfernt, in den Besitz seines Inhaltes gesetzt hatte, diesen von so bedeutungsvoller Beschaffenheit, daß es fast um der armen Frau C—sköld willen eine Gewissenssache gewesen sein würde, wenn sie das Billet nicht auf eine feine Art an den gehörigen Ort geschafft hätte.

Und was konnte nun wohl auf Erden feiner sein als dieses, da doch Marie selbst glauben mußte, sie hätte in der Eile das Billet mit den Mustern eingewickelt; die Kamrerin dagegen hatte aus einer gleichen kleinen Nachlässigkeit dasselbe zufällig auf die Matte fallen lassen! Nichts konnte ja einfacher und natürlicher sein als dieses! Nie konnte sie förmlich angetastet werden, und dennoch hatte sie die Freiheit, in der allerstillsten Stille jeder zweiten Klatschfreundin den Inhalt des Billets anzuvertrauen — was konnte sie für Maria's Nachlässigkeit? Sie hatte sogar das Herz dazu, Marie zu bedauern, daß sie durch eigene Unvorsichtigkeit ihre Geheimnisse ausbreitete.

Die Kamrerin Kumlin war fort, doch zuvor hatte sie sich noch mit der „Statthalterin“ über die Wahl des Weberkammes berathen, womit sie nächstens ihren Drillich weben wollte. Bei dieser Berathung fiel gleichwohl außer dem Weberkamme noch

manches interessante Wort, das die „Statthalterin," welche nach dem Zeugnisse der Kamrerin sowohl buchstabiren als auch zusammen legen konnte, in ihrem Herzen bewegte, um es dereinst zu seiner Zeit mit guter Erndte wieder zu ihrer alten Herrin zu tragen.

Nachdenkend stützte inzwischen Lavinia ihren Kopf mit der Hand; aber sie mochte die Augen zudrücken oder nicht, so half es doch nicht: überall sah sie diese Aufschrift. Demoiselle Marie Rehnman klang es beständig in ihren Ohren. Sie hatte sich auch seit sehr langer Zeit nicht mit Marie beschäftigt. Das Band, welches zwischen dem Rittmeister und ihr sein oder richtiger gewesen sein konnte, von welcher Art es auch sein mochte, gehörte der Vergangenheit, nicht der Gegenwart an. Ludwig's Gefühle schienen gegen das Ende des ersten Vierteljahres eine Richtung angenommen zu haben, welche Lavinia nicht mit Gleichgültigkeit betrachten konnte; doch die Richtung, welche sie während der Krankheit der Kinder und besonders nach ihrem Tode offenbart hatten, hatte ihr so manchen Seufzer, ja so manche Thräne gekostet: denn diese stille, mystische und verschämte Sympathie zwischen zwei so nahe vereinten und doch so sehr getrennten Personen hatte einen Reiz, für welchen Lavinia immer weniger kalt wurde. Ludwig's edles Herz, sein männlicher, wenn auch strenger Charakter, sein wirklich warmes Gefühl verdeckten die Fehler, welche ihm angeboren waren.

Was hatte nun der armen Marie Rehnman Name hiemit zu thun? „Die böse Kamrerin!" dachte Lavinia. Es war vermuthlich irgend ein altes Billet von Ludwig's Wittwerzeit, das sie aufgeschnüffelt hatte, und wenn es auch noch so neu war, so handelte es gewiß von unwichtigen Dingen.

Doch war ihr Alles nicht recht von dem Nähezeuge bis zum Fußschemel. Letzterer erhielt einen Stoß, um dem Fuße eine bequemere Stellung zu verschaffen ... und was bedeutete nun das? — war es wieder eine Einbildung? — „Demoiselle Marie Rehnman!"

Lavinia bückte sich. „Mein Gott, da ist ja wieder dieses abscheuliche Billet! die Kamrerin hat es verloren . . . oder hat sie es vielleicht absichtlich hier gelassen?"

Nur einige Augenblicke ruhte es in Lavinia's Schooß, während welcher sie es mit Gefühlen des gemischtesten Inhaltes betrachtete. „Wenn ich es lese, so kann ich mich wahrscheinlich überzeugen, daß er vollkommen unschuldig ist. Lese ich es nicht, so geht mir die einzige mögliche Gelegenheit, eine Gewißheit zu erhalten, aus den Händen . . . Doch wenn nun etwas da stände, was besser wäre, nicht zu wissen? . . . Gleich viel! ich muß es wissen! Es ist gewisser Maßen ein Kirchenraub; doch mein Frieden bedeutet ebenfalls etwas. Ich bin keine resignirende, aufopfernde Romanheldin."

Sie entfaltete das Billet, und erblaßte, erröthete und erblaßte von Neuem, indem ihre Augen folgende Zeilen überflogen:

„Höre auf, beste Marie! Dich über diesen Gegenstand zu beunruhigen. Meine Frau ist so weit entfernt von Eifersucht und Verdacht, daß es wirklich lächerlich wäre, ihr ein Vertrauen aufzuzwingen, welches, wenn es wirklich nothwendig sein sollte, immer noch früh genug kommt.

Doch ich verstehe Dein reines weibliches Gefühl, meine gute Marie, und würde der Erste sein, der es billigte, wenn es nöthig wäre; doch es ist nicht nöthig, und ich gestehe, daß ich damit am besten zufrieden bin, denn es gibt Dinge, die stets Schmerz verursachen, so schonend man sie auch berühren mag.

Marie! Du darfst mir nicht verbieten zu kommen! Was kann mehr recht und billig sein, als daß ich Dich besuche? Du arme, unglückliche Marie! In der Lage, worin wir beide uns befinden, können wir uns doch wenigstens gegenseitig trösten.

Ludwig E—sköld.

Diese vor nicht vollends einem Monate von Ludwig's Hand geschriebenen Zeilen zerstörten Alles, was Lavinia ihre Täuschung

kannte. Jetzt konnte sie sich nicht mehr täuschen — Alles war klar außer der unbegreiflichen und einfältigen Leichtgläubigkeit, welche sie ihres Theils gezeigt hatte. In diesem Augenblicke ihren Mann zu sehen, sich bei Tische seinen und des Grafen Adrian's spähenden Blicken auszusetzen, das fühlte sie, war allzuviel gewagt, dazu hatte sie noch nicht Macht genug über ihre Gefühle. Ueberdies gebrauchte sie Zeit, um nachzudenken und die Art ihres Betragens, die sie nun annehmen wollte, zu prüfen und zu beschließen. Um Zeit und diese Herrschaft über sich selbst zu gewinnen, blieb sie in ihrem Zimmer; und in solchem Grade hatte sich das Blut hinaufgedrängt in ihren Kopf, daß sie vollkommen darauf rechnen konnte, ihr Uebelbefinden würde wenigstens Frau Brunsberg täuschen.

Aus dem Strome der Eindrücke, welchem Lavinia sich nun hingab, stiegen einige in bestimmter Gedankenform in ihr auf.

Ein solcher Mensch war also Ludwig, dieser stolze, redliche und wohldenkende Mann, den sie ihrer Achtung so würdig gehalten hatte! Einmal hatte er die Absicht gehabt, diese Marie Rehnman sich zur Frau zu nehmen; doch er gab sie lieber der Schande Preis. Er, der noch nie die Macht der Liebe kennen gelernt hatte, war dennoch im Stande gewesen, mit so großer Geschicklichkeit diese Intrigue zu spielen, welche er noch immer unterhielt — doch dies war eine Sache, über welche das Billet keine Aufklärung ertheilte. Aber auf jeden Fall war es zu viel, in jeder Hinsicht zu viel!

Jetzt kamen die Fragen.

„Soll ich ganz einfach ihm das Billet geben ohne eine Erklärung zu fordern?“

Dieses war gewiß der geradeste Weg, eine solche zu erhalten; da sie jedoch das Billet noch einmal las, und dieses den Wunsch verrieth, daß diese Erklärung nie in Frage kommen möchte, so fühlte sie, daß sie trotz ihres Verdrusses nicht den Muth hatte,

diesen Mann zu demüthigen, welcher, nachdem er einmal vor seiner Frau hatte erröthen müssen, sie nachher nie hätte lieben können.

Bei diesem Schlußsatze, über den Lavinia so schnell wie möglich hinglitt, brannte ihre Wange von noch höherer Röthe. „Ich bin wirklich wahnsinnig!“ sagte sie mit einem halb verächtlichen, halb mitleidsvollen Lächeln, und nahm von Neuem mit einiger Anstrengung den Faden ihres Gedankenganges auf.

„Ist es auf der andern Seite klug, ist es recht, diesen Skandal, den Alle kennen, still zu ertragen — zu ertragen, daß er ohne Rücksicht auf die Forderungen des Zartgefühles seine Besuche fortsetzt, obgleich sogar sie ihn gebeten hat, damit aufzuhören? O, es ist allzu schwierig, hier über Recht und Unrecht zu urtheilen! Und doch gibt es nicht mehr als eine Wahl zwischen diesen beiden Wegen — reden oder schweigen!“

Nach einem hartnäckigen und schweren Kampfe entschloß sie sich endlich zum Schweigen; und nachdem diese Partie einmal ergriffen war, so wurde es ihr leichter, sich zu überzeugen, daß dieselbe, von mehreren Seiten betrachtet, gewiß die beste wäre.

Jetzt war nur noch übrig, ein Mittel zu erfinden, das Billet in Maria's Hände zurück zu schaffen, ohne daß diese ahnen konnte, Lavinia hätte es in den ihrigen gehabt.

An wen sollte sie sich mit diesem schwierigen Auftrage wenden? Um Alles in der Welt wollte sie sich nicht an die boshafte Kamrerin wenden ... Vielleicht Graf Adrian? ... Unmöglich! Er war wohl ein zuverlässiger Mann, aber Lavinia's eigenes Gefühl für das Passende verbot diese Wahl. Frau Brunsberg war zuverlässig und treu; doch sie war eine Frau und noch dazu eine recht schlaue; sie würde alles verstehen, denn unglücklicher Weise konnte das Billet — da es als verloren und von irgend einer gleichgültigen Person gefunden, angesehen werden mußte — nicht versiegelt werden. Nur ein Einziger blieb übrig, und Lavinia war überzeugt, daß sie nun den rechten gefunden. Der Feldwebel,

der gute Mann, kehrte sich an nichts als was man ihm sagte — er würde den Auftrag ausrichten.

Während sie aber nun eifrig nach einem Vorwande suchte, wie sie an ihn kommen und mit ihm reden könnte, unterbrach Ludwig's unerwarteter Eintritt alle ihre Gedanken.

Es war schlimm für sie beide, daß er kam, ehe Lavinia's Seele ihr ganzes Gleichgewicht wieder erhalten hatte. Sie sah es als eine Handlung von Eigenmacht an, daß er wider ihren Willen in ihr Zimmer drang — wozu ihn aber doch nur die lebhafte Unruhe veranlaßte — da sie noch nicht überlegt hatte, wie sie nach dem Vorgefallenen ihn treffen könnte; und der Augenblick, der Zufall, der harmvolle Schmerz, den dieser Augenblick in seinem Gefolge gehabt hatte, Alles trug dazu bei, ihr eine für ihren Charakter gänzlich fremde Reizbarkeit zu geben. Erst als ihr Mann die Thür hinter sich geschlossen hatte, erst als das Echo in ihrem Ohre seine letzten Worte wiederhallte: „Wenn Du nicht, ehe wir uns Morgen beim Frühstück treffen, diesen Deinen Entschluß zurückrufst, so stehen um zwölf Uhr Pferde und Wagen zu Deiner Disposition!" erst da empfand sie mit Angst im Herzen die unberechenbare Wichtigkeit des Schrittes, den sie gethan — eines der wenigen Schritte in ihrem Leben, wo das Gefühl den Herrn der Vernunft und des Nachdenkens gespielt hatte.

Eine Weile verdrängte diese letzte Bekümmerniß vollkommen die erste. Endlich kehrten Gedächtniß und Besinnung zurück. Nothwendig mußte etwas bei dem einen gethan werden, ehe sie sich dem andern hingeben durfte. Gegen sieben Uhr trat Frau Brunsberg mit Thee ein. Jetzt hatte Lavinia ihren Entschluß gefaßt.

„Meine beste Frau Brunsberg!" sagte sie in ihrem freundlichsten Tone, „ich fühle, daß ich diese Nacht kein Auge zumachen kann, ohne erst ein wenig frische Luft einzuathmen. Es kann lächerlich sein, zu dieser Tageszeit auszufahren; doch ich muß. Seien Sie daher so gütig, den Herrn Feldwebel zu bitten, daß er einen kleinen Schlitten einspannen läßt. Er kann mich selbst

fahren, wenn er so gut sein will; denn, sehen Sie, liebe Frau Brunsberg! da es jetzt um die Zeit ist, wo mein Mann und der Graf sich mit ihrem lieben Tivoli unterhalten, so will ich nicht, daß sie gestört werden sollen."

„Ja, aber beste gnädige Frau, kann das auch gesund sein? Und dann weiß ich auch nicht, ob der Feldwebel es wagt, ein Pferd zu nehmen, da der Herr Rittmeister selbst zu Hause ist, ohne erst um Erlaubniß zu fragen."

„Das ist meine Sache: ich habe ja den Befehl gegeben!" erwiederte Lavinia in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete. In einer Viertelstunde erwarte ich die Nachricht, daß eingespannt ist!"

Frau Brunsberg richtete den erhaltenen Auftrag aus, und beide, sie selbst und der Feldwebel betheuerten um die Wette, daß die selige gnädige Frau dergleichen nimmermehr gewagt haben würde, wenn der Herr zu Hause gewesen wäre.

„Aber es ist so, mein lieber Herr Feldwebel: für einige Leute schreitet die Zeit vorwärts — sie machen hie und da Aenderungen — während sie für andere stille steht, als stände sie auf einem Felsen, und sich nie von der Stelle bewegt!"

Der Feldwebel verstand nicht so viel, daß dieses eine feine Anspielung auf den Umstand sein sollte, es wären nun schon seit der Zeit drei Monate vergangen, da die Freierei zuerst auf den Rost gelegt worden.

Und aus dieser Freierei sollte gewiß nie etwas werden; denn vergebens sann Frau Brunsberg hin und her, wenn sie des Abends aus verschiedenen Ursachen im Kalender blätterte, wie wohl der Tag heißen möchte, an welchem dieser „einfältige Stümper" wieder ein wenig Muth in die Brust bekommen möchte.

Nach der bestimmten Viertelstunde war der Schlitten vorgefahren und Lavinia unten. Mondschein und eine für die Jahreszeit ziemlich gute Schlittenbahn begünstigten die Fahrt.

„Mein bester Herr Feldwebel!" sagte Lavinia, als sie ein

wenig außerhalb der Allee waren, „ich habe eine Bitte an Sie! Wollten Sie mir wohl einen kleinen Dienst erzeigen?"

„O, Herr Gott! wie können Ihro Gnaden so fragen? Ich wollte gewiß Alles thun, wenn ich nur Alles könnte, was ich will."

„Keiner kann es besser. Die Kamrerin Kumlin, welche heute Vormittag hier war, verlor in meinem Zimmer ein Billet, welches sie zufällig von Kullen mitgenommen hatte. Ich habe es natürlicher Weise nicht gelesen; da gleichwohl die Eignerin es glauben könnte, so wünschte ich, wir veränderten die Sache ganz unschuldig so, daß Sie es auf der Treppe gefunden hätten, da Sie gleich nach der Abreise der Kamrerin in die obere Wohnung gehen wollten."

„Ach so? — ich fand es auf der Treppe! Gut, Ihro Gnaden, darin liegt nichts Böses, so weit ich sehen kann ... Doch was that ich dann damit? — das weiß ich wahrhaftig nicht!"

„O, das ist leicht zu verstehen. Ich rathe, daß Sie es auf der einen Seite für Ihre Pflicht hielten, das Billet nicht zu lesen, und auf der andern es so bald wie möglich wieder auf Kullen abzugeben, wo man vielleicht schon unruhig ist, weil man es vermißt. Mit einem Worte, mein bester Herr Stark! es würde mir äußerst angenehm sein, zu wissen, daß es Morgen früh in den Händen der Mamsell Rehnman wäre."

Lavinia zog das Billet hervor und überlieferte es dem Feldwebel, welcher es einsteckte mit den Worten: „Gut, Ihro Gnaden, es soll geschehen!"

„Und kein Wort zu irgend Jemanden von dem, was wir hier gesprochen haben!"

„Bestimmt nicht, Ihro Gnaden!"

„Eben weil ich wußte, Herr Feldwebel, daß ich mich auf Ihr Wort verlassen könnte, so wendete ich mich an Sie und an keinen Andern ... Doch ich glaube, es beginnt kalt zu werden; wenden wir also am Kreuzwege!"

Als der Schlitten wieder die Allee heraufkam, so stand der

Rittmeister selbst da und öffnete den Thorweg — der Rittmeister selbst nahm, ohne ein Wort zu sagen, Lavinia in seine Arme und trug sie die Treppe hinauf.

Während dieser wenigen Sekunden, da Lavinia die kurzen, gewaltsamen Athemzüge, die stürmischen Schläge seines Herzens vernahm, ging eine ganze Revolution durch ihre Seele. War in dem Billet Wahnsinn, oder war sie selbst wahnsinnig? Hatte sie nicht schon einmal vor langer Zeit diese Zeichen erfahren — konnten sie trügen?"

Kein Wort wurde gewechselt. Als Ludwig gesehen hatte, wie Lavinia in das Schlafzimmer ging, so kehrte er in den Saal zurück, wo er den Grafen Adrian gedankenvoll beim Tivolitische antraf.

„Du verschwandest so mit einem Male — was gab es?" fragte der Graf.

„O, nichts besonderes. Ich hörte ein Pferd schnauben und ging hinunter auf den Hof, wohin ich noch eben zur rechten Zeit kam, um zu sehen, wie meine Frau eine kleine Lustfahrt im Mondscheine machte. Ich erwartete ihre Rückkehr und hob sie vom Schlitten — das ist alles."

„Etwas ist entzwei — Du bist Dir seit heute Mittag ganz unähnlich gewesen!"

„Ich bin schläfrig, Bruder, schläfrig, daß ich die Augen nicht offen halten kann. Soupire Du allein und entschuldige mich!"

Und Graf Adrian soupirte allein, das heißt er klapperte ein wenig mit Messer und Gabel auf dem Teller und lobte die Coteletten, aß aber weniger als wenig. Dennoch saß er ganz geduldig da, bis Alles zu Ende war; denn er war gewohnt, seine Gemüthsbewegungen nicht Herren werden zu lassen über die kleinen Gewohnheiten des täglichen Lebens.

Als er aber auf seinem Zimmer war und vor dem Tische saß, auf welchem die beste und liebste Gesellschaft seines Lebens, das Manuscript seines Trauerspieles offen lag, so empfand er den

Einfluß einer spannenden Unruhe — einer Unruhe, die ihm sogar die bekannten Sätze seines einzigen Vertrauten so undeutlich machte, daß er am Rande verschiedene Kreuze machte zu einem Zeichen, daß er dieses späterhin besser prüfen wollte. Endlich gingen seine Gedanken über zu einem ernsten Nachdenken über das einförmige Trauerspiel seines eigenen Lebens; und ohne eigentlich bestimmt den Wunsch auszusprechen, daß bald ein Kreuz darauf gesetzt werden möchte, setzte er doch mit einem wehmuthsvollen Blicke auf den Sternenhimmel hinter diesen Gedanken ein Fragezeichen.

Neunzehntes Kapitel.

Daß weder Ludwig noch auch seine Gattin in dieser Nacht dem Schlafe viele Stunden widmeten, versteht sich von selbst.

Ludwig hatte während der halben Stunde, die er auf dem Hofe hin und herwanderte und Lavinia's Rückkehr erwartete, die ganze Macht seiner neuen Gefühle kennen gelernt. Er war von allen möglichen Vorstellungen gepeinigt worden, er hatte geglaubt, sie wäre schon geflohen, und er wäre ihr gerne nachgeeilt; doch hatte er noch Besinnung genug übrig, zu warten, bis die Zeit zu einer gewöhnlichen Promenade zu Ende sein könnte. Als er aber die Rückkehr des Schlittens vernahm, als er das Pferd schnauben hörte und Lavinia's weißen Schleier erblickte, so hätte er beinahe durch einen Ausruf seine gränzenlose Gemüthsbewegung verrathen. Doch vermochte er es über sich, diesen Ausruf zurück zu halten, denn er hatte sich vorgenommen, mit keinem Worte auf sie einzuwirken.

Jetzt da er allein war und mit sich selbst streng zu Gericht ging, mußte er gleichwohl gestehen, daß vielleicht ein falsches Ehrgefühl Lavinia dahin bringen könnte, einen Schritt zu vollenden, zu welchem die erste Idee nur durch einen augenblicklichen Eindruck

geweckt worden war. Und wenn er es bei dem Schweigen bewenden ließe, wenn kein versöhnendes Wort von seiner Seite der Sache wieder aufhülfe, so mußte er gestehen, daß auch ihn ein eben so falsches Ehrgefühl zurückhielte, offen zu sagen, daß er Unrecht gehabt hätte, sie in eine so schwierige Lage zu versetzen, in welcher sie sich entweder durch eine Zurücknahme ihres Begehrens demüthigen oder auch reisen mußte, sie mochte wollen oder nicht.

Und noch ein drittes Bekenntniß mußte er ablegen, nämlich, daß sehr geringe Hoffnung vorhanden wäre, eine so stolze Frau, wie Lavinia, würde die Demüthigung wählen.

„O, hätte sie mich nie dahin gebracht! Doch ... das Wort ist gesagt, und es würde mich in ihrer Meinung allzu tief herabsetzen, wenn sie sähe, daß ich mich nur einer leeren Drohung bedient hätte. Wenn sie aber reist — wenn sie reist! ... Ich kann wahnsinnig werden ... Unter solchen Umständen würde sie nimmermehr zurückkehren. Sie kann es nicht, und ich ... Vielleicht geht doch noch alles glücklicher, als ich jetzt sehen kann!" flüsterte die Hoffnung, welche bisweilen die Gestalt eines früh Morgens heraufgeschickten Billets und bald eines tête-à-tête kurz vor dem Frühstück annahm.

Der Rittmeister klingelte ungewöhnlich früh. Es war ihm, als müßte dieser Tag viel eher beginnen, als alle andere, weil auf diese Weise eine um so längere Zeit bis zum Frühstück übrig bliebe. Wie aber auch der Rittmeister die Zeit ausdehnte, so ging dennoch die eine Minute nach der andern hin, ohne daß ein Billet oder eine Botschaft ankam, und bald war nichts als das letzte Viertel vor der Frühstücksstunde übrig.

„Sie nimmt nichts, keinen Buchstaben zurück; sie ist allzu stolz, ihrem Manne diesen Beweis von Achtung zu geben. Sie hält dies für eine despotische Laune von mir, nach welcher sie sich nicht zu richten braucht .... Und dennoch ist sie meine Frau, sie

sollte Rücksicht nehmen auf meinen Willen, ja es wäre ihre Schuldigkeit, dies zu thun!"

In immer heftigerer Unruhe ging er in seinem Zimmer auf und ab. Nie, nie war der eigensinnige Mann so sehr durch die Folgen des despotischen Eigensinnes seines Charakters geplagt und gepeinigt worden. „Es war gleichwohl keine Laune!" sagte er ferner zu sich selbst. „Nein, bei Gott! es war meine Ueberzeugung; denn nach dem Betragen, das sie sich gestern erlaubte, gab es nur eine Art zur Versöhnung: ein offenes Geständniß, daß sie mich beleidigt hatte."

Nun flüsterte zwar das Gewissen des Rittmeisters, daß sie dies wahrscheinlich schon gestern Abend gethan haben würde, wenn es ihr nicht als eine Forderung vorgelegt worden wäre. Warum sollte sie derselben gehorchen — gehorchen! . . . ein solches Wort konnte für Lavinia nie in Frage kommen; und den Mann, welcher es ihr rücksichtslos zu verstehen gegeben hatte, daß sie ihre Gefühle besiegen müßte, um dieselben den seinigen zum Opfer zu bringen, würde sie nimmermehr lieben; denn gäbe es keine vollkommene Gleichheit in der Ehe, sondern wäre der Eine verpflichtet, geduldig jedes Joch zu ertragen, das der Andere auflegen wollte, so würde das Ganze ein unwürdiges Joch.

Alle diese neuen Gedanken stellten sich dem Rittmeister mit lebendiger Klarheit vor die Seele.

Und er gelobte es sich heilig, wenn er diesmal aus der Verlegenheit käme, in welche ihn seine leicht gereizte Heftigkeit versetzt hätte, so wollte er sich künftighin in Acht nehmen. Er wollte ja — und dieses war die aufrichtige Sprache seines Herzens — er wollte ja keine andere Macht über seine Gattin besitzen, als die ihre eigene Vernunft und ihr Gefühl gestattete. Alle andere Macht wäre verabscheuungswürdig und könnte ihm nicht die geringste Befriedigung geben. Doch nun mußte er ein Sklave seines Wortes sein — das war seine eben so feste Ueberzeugung, obgleich er in jeder Secunde erwartete, zum Frühstück gerufen zu werden.

Und er wurde gerufen.

„Also vorbei — ganz vorbei! Sie hat es verschmäht, mir den geringsten Wink zu geben. Wohlan denn! sie soll es nicht sehen, wie schwer mir diese Stunden geworden sind!“

Mit der Feder in der Hand saß um dieselbe Zeit Lavinia vor ihrem Schreibpult. Ein Blatt reines Papier lag vor ihr. Sie blickte auf die Uhr, sie setzte sich und stand wieder auf. Sie hatte das Alles wenigstens schon zwanzigmal durchgemacht. Ihre Seele wollte sich nicht unterjochen lassen; sie konnte nicht um Verzeihung bitten, nicht ihr Begehren zurücknehmen ohne einen Wink von Seiten Ludwig's; sie konnte nicht bekennen, daß sie Unrecht gehabt, da sie nicht die Ursache bekennen konnte, welche sie in eine solche außerordentliche Gemüthsstimmung versetzt hatte. Und nun vermochte sie es weniger als jemals; denn es war nicht allein die Frage davon, Ludwig vor der Schande zu bewahren, vor seiner Gattin zu erröthen — es war die Frage davon, ihn vor einem ganz natürlichen Verdachte zu bewahren: nämlich, daß ihr ganzes Betragen sich von Eifersucht hergeschrieben hatte.... Wie? — Eifersucht? . . . Nie, nie durfte er glauben, daß sie einer so unerhörten Schwäche fähig sei. „Man kann nicht eifersüchtig sein, ohne zugleich ein anderes Gefühl zu hegen, und man kann kein solches für eine Person hegen, die man vor sechs Monaten fast mit Abscheu betrachtete — und nach noch sechs Monaten . . .“

„Ihro Gnaden, das Frühstück ist servirt!“

„Schon? Ist's schon so spät? Sind die Herren schon unten?“

„Der Graf noch nicht, aber der Herr Rittmeister ist da.“

Blitzesschnell flog ihr der Gedanke durch den Kopf, hinunter zu eilen und durch ein Paar freundliche Worte — es bedurfte

kaum mehr als **eines** — die ganze schwierige Sache abzumachen. Ach! das war doch mehr als sie vermochte — lieber zwei Worte auf dem Papiere.

„Nun, in Gottes Namen denn!"

Sie warf sich seitwärts auf den Stuhl, ergriff die Feder und tauchte ein . . .

„Unmöglich!" Und nun lag die Feder weit weg auf der andern Ecke des Pultes. „Ich muß reisen! . . . Eine Abbitte übersteigt meine Kräfte . . . Ich mache mich krank . . . Nein, ich verachte jeden Kunstgriff!"

Sie warf den Shawl über die Schultern und trat in den Saal; hier aber drehte sich vor ihren Augen Alles im Kreise herum.

„Die gnädige Frau haben heute eine superbe Farbe!" sagte Graf Adrian, indem er ihr einen Stuhl darbot. „Ich hoffe, die Kopfschmerzen sind vorüber?"

„Ja, ich bin heute völlig gesund. Sei so gut, Ludwig, und gib mir Deine Tasse!"

Er reichte sie ihr über den Tisch.

Ihre Hände kamen in Berührung. Unwillkührlich sahen beide auf. Lavinia's Blick war versöhnend, Ludwig's düster — Alles konnte unmöglich mit einem Blicke abgemacht sein.

Mit heftigem Herzklopfen sah Lavinia ein, daß sie ihrem Schicksal nicht entgehen konnte, denn sie hatte die Bedeutung der Blicke ihres Mannes kennen gelernt. Dieses Schicksal hatte sie seit gestern Nachmittag in ihrer eigenen Hand gehabt; jetzt empfand sie die Folgen ihrer Unbiegsamkeit . . . Und dennoch hätte sie es selbst in diesem Augenblicke, obgleich sie ganz wohl wußte, wie sehr sie Ludwig beleidigt hatte, nicht über sich vermögen können, die vier Worte niederzuschreiben: „Ich will nicht reisen."

Das Frühstück näherte sich seinem Ende — die Verstimmtheit nahm zu.

Da kam dieser himmlische Segen des Landes — das Postfelleisen. Der Rittmeister öffnete dasselbe während man noch bei

Tische saß; unter andern Briefen war auch einer von Rudolf da. Mit Begierde griff Lavinia darnach, denn sie freute sich über jeden Gegenstand, der ihren Gedanken eine andere Richtung geben konnte.

Einige Augenblicke war es völlig still im Zimmer; Jeder hatte etwas zu lesen. Plötzlich aber rief Lavinia aus: „Mein bester Ludwig! Du mußt mir eine Bitte gewähren: Du mußt mir bewilligen, in einigen Stunden nach A— zu reisen! Sieh hier! lies! Julia schwebt in der größten Gefahr, und mein armer Rudolf ist vielleicht schon in diesem Augenblicke Wittwer!“

Der Rittmeister nahm den Brief und überflog folgende fast unleserlich geschriebene Zeilen:

„Lavinia! ich flehe Dich an: komme augenblicklich hieher! Der Himmel hat mir einen Sohn geschenkt; doch nur Gott weiß, wie viele Stunden ich noch meine angebetete Gattin behalten darf. Der Arzt gibt beinahe keine Hoffnung. Die Post geht in diesem Augenblicke ab — Du hast den Brief morgen — übermorgen Abend bist Du hier, um Dich anzunehmen

Deines halb wahnsinnigen

Rudolf.

N.S. Ludwig kann es nicht abschlagen.“

„Was sagst Du, guter Ludwig? Ich brauche gewiß nicht“ — jetzt war es Lavinia in Gegenwart des Grafen und des Feldwebels sehr leicht, sich auszudrücken und zu erklären — „ich brauche gewiß nicht länger weg zu bleiben, als vierzehn Tage!“

„O, es bedarf ja keiner Bestimmung der Zeit!“ antwortete er in einem Tone, der eben so ausweichend war, wie seine Blicke.

„Ganz nach Deinem Wunsche, mein guter Ludwig! Ich schreibe, sobald ich dort bin, da können wir wohl überlegen — vielleicht braucht es kaum der vierzehn Tage.“

Man stand vom Tische auf.

Der Rittmeister reichte seiner Frau den Arm und führte sie in die Schlafstube.

„Ist es Dein voller Ernst, Dein wirklicher Wunsch, in vierzehn Tagen, oder sobald es Deine schwesterliche Pflicht gestattet, zurück zu kommen?"

„Kannst Du nur fragen?"

„Ich kann wohl noch mehr fragen — ich kann fragen: wann hättest Du zurückkehren wollen, wenn nicht so zu rechter Zeit dieser Brief dazwischen gekommen wäre und Deiner Reise einen vernünftigen Vorwand gegeben hätte?"

„In diesem Falle, Ludwig," sagte sie in ihrem lieblichsten, verführerischsten Tone, „wäre wohl nichts aus der Reise geworden . . . denn gewiß hättest Du den Grund meines Schweigens verstanden und Dich als einen großmüthigen Sieger gezeigt."

Bei diesen Worten, da ihr Erröthen und ihre Verwirrung sie unwiderstehlich machten, hatte Ludwig sie beinahe im Sturm an seine Brust gedrückt. Nie hatte er so vollkommen das Unedle in seinem Egoismus gefühlt. „Dieses englische Weib wird mich heilen!" dachte er mit seligen, frohen Gefühlen. Doch, während er die kurze Ewigkeit dachte, genoß und vergaß, verblieben seine Lippen geschlossen.

„Ich sehe, Ludwig, Du bist mir wieder gut!" fuhr Lavinia fort, welche sah, daß der Sieg im Begriff stand, in ihre eigenen Hände überzugehen, und die ihn nun ganz behende durch die Macht eines leichten Lächelns völlig an sich riß. „Laß nun den Feldwebel sich bereit machen, mit mir zu reisen!"

„Den Feldwebel? — vertraust Du Dich nicht lieber meiner Führung an?"

Jetzt jagte auf Lavinia's Wangen eine Wolke die andere. „Ich glaube wirklich, mein guter Ludwig, falls Du nichts dagegen hast, daß es aus mehreren Gründen am besten ist, wenn ich allein reise!"

„Da mag es auch so geschehen; doch nichts soll mich abhalten, wenigstens den größten Theil des Weges mitzugehen; dann mag der Feldwebel Dich weiter bringen. Und bei Deiner Rück-

kehr geht es auf dieselbe Weise: Stark reist nach A—; ich treffe Dich auf der Mitte des Weges."

„Dank, guter Ludwig! Wenn aber — was Gott verhüte! — wenn aber Rudolf allein ist, so kann ich nicht so bald zurückkommen, als ich . . ."

„Als Du versprochen hast," fiel der Rittmeister ein. „Doch denke nicht gleich an das Aergste! Auf jeden Fall wird keine Zeit bestimmt. Wenn Du nach Rosenborg zurückkehren willst, so bist Du zu jeder Zeit willkommen, und ich sage nur: je eher es geschieht, um so willkommener bist Du. Doch verlange ich, daß Du hierauf keine Rücksicht nimmst. Du sollst ganz und gar Deinem eigenen Wunsche und den Umständen folgen — mit einem Worte: Du sollst frei sein!"

Ein Paar Stunden später war Alles in Ordnung und das Ehepaar auf dem Wege.

Zu gleicher Zeit reiste auch Graf Adrian.

Zwanzigstes Kapitel.

Gegen das Ende des März hatte Lavinia Rosenborg verlassen. Jetzt stand der Mai in seinem grünen Gewande da, und noch immer hatte der Rittmeister nicht den Brief erhalten, der ihm den Tag der Rückkehr seiner Gattin melden sollte.

Julia's Leben, das wirklich an dem letzten Haare gehangen hatte, war gerettet, doch wegen der steten Abwechselungen in der Laune der jungen Frau, ging es mit der Genesung so äußerst langsam, daß Lavinia eine Woche nach der andern dahin schwinden sah, ohne daß sie es nur wagte, ein Wort von ihrer Rückreise zu sagen.

„Die allergeringste Unvorsichtigkeit," hatte der Doktor mehrmals gesagt, „kann sie in dieselbe Gefahr zurückwerfen; „sie muß mit der äußersten Behutsamkeit behandelt werden."

Bei solchen Worten war Lavinia's ganze Macht über Rudolf nothwendig, um ihn nur einiger Maßen zu beruhigen. Er war halb wahnsinnig bei der bloßen Vorstellung, daß nur etwas geschehen könnte; und daß bestimmt tausend unvorhergesehene Dinge geschehen würden, wenn Lavinia sie verließe, das wußte er vorher, und er war nicht eher ruhig, als bis Lavinia versicherte, sie dächte gar nicht an ihre Abreise.

Wie wachte Rudolf, wie arbeitete er, wie litt er durch Julia's tausend ungereimte Einfälle!

Bald durfte er nicht in einer so großen Nähe von ihr athmen, denn es war ja unartig, ihr die wenige Luft wegzunehmen, deren sie so sehr bedurfte; bald war es unanständig, daß er so weit von ihr entfernt saß, das that er gewiß nur, damit sie nicht sehen sollte, daß er gähnte und müde wäre. Bald wollte sie bestimmt, daß er ihr laut vorlesen sollte — und das hatte doch der Doktor strenge verboten; wagte aber Rudolf nur ein einziges Wort davon zu sagen, so fühlte sie augenblicklich Symptome des kalten Fiebers, und da griff er in halber Verzweiflung nach dem Buche. Glücklicher Weise war ihr Vorschlag ihr nun schon alt geworden, und sie begann statt dessen zu weinen über die Art, wie sie ihren „geliebten, angebeteten Rudolf" peinigte. Doch wiederum hatte keine Frau jemals gelitten, wie sie litt — es gab doch wohl eine Gränze für die Schmerzen Anderer; doch sie wußte am besten, ob es eine solche für die ihrigen gäbe.

„Meine geliebte, angebetete Julia, weine nicht! der Doktor sagt, das ist das Gefährlichste von Allem." Und Rudolf betrachtete sie mit Blicken der bittendsten Angst.

„Ach so! bist Du nun so despotisch, daß Du forderst, ich soll Dir sogar in den Stücken gehorchen, worin ich nicht gehorchen kann? Mein Gott, mein Gott, wie ungerecht die Männer sind!" Und nun ging das Schluchzen erst recht an.

Solche Auftritte konnten gleichwohl nur eintreffen, wenn Lavinia nicht im Zimmer war; denn war sie dort, so leitete sie

stets durch eine kluge Wendung der Worte und Gedanken alle gefährlichen Punkte ab. Rudolf segnete sie, und Julia, die sonst eben nicht viel von ihrer Schwägerin gehalten hatte, gewöhnte sich nun so daran, Alles von ihr zu erhalten, daß sie kaum auf einige Minuten ihre gute Wärterin entbehren konnte.

Auf diese Weise verfloß die Zeit, bis man in den Anfang des Mai hinein kam.

Jetzt hatte der Arzt Julia außer aller Gefahr erklärt. In den beiden letzten Wochen war sie sogar schon auf gewesen; und um ihre Gesundheit vollkommen zu befestigen, schlug der Doktor vor, sie sollte, sobald ihre Kräfte wieder etwas zugenommen hätten, eine Reise aufs Land machen.

Daß die Wahl auf Rosenborg fiel, wohin Lavinia ihren Bruder und ihre Schwägerin im Namen ihres Mannes einlud, war ganz natürlich; aber vergebens war nun auch jede Bitte, sie noch länger zurück zu halten, besonders da Ludwig in seinem letzten Briefe mit einer gewissen kalten Kürze vermeldet hatte, daß er wohl der Hoffnung entsagen müßte, sie noch vor der Rückkehr von dem Uebungslager zu treffen, welches erst am Tage nach Johannis zu Ende wäre. Doch mit der umgehenden Post benachrichtigte ihn Lavinia, daß ihre Pflicht bei Rudolf und Julia nun erfüllt wäre, und daß sie die Ankunft des Feldwebels erwarte.

Mit Gefühlen, die unmöglich zu beschreiben sind, sah Lavinia durch das Fenster des Zimmers, das ihr Brautgemach gewesen war, die Ankunft desselben Wagens, der sie am Morgen nach der Hochzeit hinweggeführt hatte.

Statt des stattlichen Rittmeisters war jetzt zwar nur der gute, bescheidene Feldwebel auf demselben; doch auf jeden Fall fühlte sie, wie ihre Thränen strömten, ihre Brust sich bald von Seligkeitsgefühl erweiterte und bald von Schmerz zusammengepreßt wurde.

Zu welcher merkwürdigen Höhe hatte nicht die Zeit ihre Gedanken verändert!

Dachte sie wohl jetzt mit Schrecken, mit Betrübniß an Rosenborg und seinen Besitzer? Nein, sie dachte an ihn mit einer Unruhe, einer Verwirrung, einem Herzklopfen, wodurch alle ihre Bemühungen, sich zu beruhigen, überwältigt wurden, und wodurch sich mehr denn deutlich verrieth, wie schwer die lange Trennung ihr geworden. Doch plötzlich verschwanden alle sonnenbeglänzten Bilder, um einem einzigen ernsten und düstern Gedanken Raum zu geben — sollte nicht eben dieser Wagen nach einigen Monaten nach ein — zwei — drei — vier — großer Gott! nach vier und einem halben Monat — sie hieher oder anders wohin führen, um vielleicht nie, nie . . .

„O, es wäre nicht das Sonderbarste," sagte sie zu sich selbst; „ist nicht schon das Sonderbarste, das Wunderbarste eingetroffen!... Er wird um keinen Preis sein Versprechen brechen wollen; und ich, die ich es entgegen genommen habe, ich kann es noch mit weniger Ehre zurückgeben. Ueberdies . . ."

Dieses Wort, welches für Lavinia eine ganz besondere Bedeutung angenommen hatte und nichts anderes besagte, als Marie Rehnmans Namen, mit unauslöschlichen Buchstaben geschrieben, mischte sich stets, so streng sie es auch verwies, mit Ludwigs Namen, und trotz dem, daß sie so oft die ruhige Sprache des Billets in ihr Gedächtniß zurückrief, so athmete darin doch immer eine allzu große Höhe der Vertraulichkeit. Bisweilen fragte sie sich wohl: „kann Ludwig täuschen? — hat er mir nicht in klaren, deutlichen Worten gesagt, daß er noch nie geliebt hat?" Doch, Lavinia mochte sich fragen und antworten, so viel sie wollte: eins stand dennoch immer da, nämlich die unumstößliche Gewißheit, daß Ludwig mit diesem Mädchen in irgend einer Verbindung gestanden hatte. „Gewiß aber," tröstete sie sich, „hat er sie in meiner Abwesenheit nicht ein einziges Mal besucht — nein, das hat er nicht, das weiß ich gewiß!"

Mit einem allzu natürlichen Aussehen von Freude emfing sie den Boten der mit Grüßen von Ludwig und Rosenborg kam. Der Feldwebel hatte außer den Grüßen auch noch eine Entschuldigung von seinem Herrn, daß dieser nicht selbst im Stande war, „Ihro Gnaden entgegen zu kommen; doch es hatte — hm, hm — Ihro Gnaden nehmen nicht übel — so große Eile mit der Frühlingsarbeit, daß der Herr Rittmeister und ich nicht zu gleicher Zeit abkommen konnten.“

Das war für Lavinia zwar eine kleine Mißrechnung; doch ihr Mann hatte nun so lange auf sie gewartet, daß es ganz billig war, wenn sie nun ebenfalls etwas länger auf das Vergnügen, ihn wieder zu sehen, warten mußte.

Bei dem Abschiede von den theuren Verwandten war es beschlossen worden, daß sie um Johannis auf Rosenborg eintreffen sollten, um dort wenigstens einen Monat zu verweilen.

„Mein Gott!“ sagte Julia, zum ersten Male auf Lavinia's eheliches Verhältniß anspielend, „wie zufrieden siehst Du aus, daß Du wieder zu Deinem Rittmeister reisen kannst! Ich glaubte im vorigen Jahre nicht, Dich so zu sehen!“

„Würdest Du nicht froh sein, Deinen Mann wieder zu sehen, falls Du so lange von ihm getrennt gewesen wärest?“

„Hm!“ dachte der Feldwebel, „zu Hause haben wir nicht eben so viel Freude gesehen; doch wenn sie jetzt kommt, so kommt das Gute nie zu spät.“

Da Lavinia ihre Vaterstadt an einem Nachmittage verließ, so kam sie an diesem Tage nur einige Meilen weit. Am folgenden Morgen aber war sie früh auf, um zu Mittag auf Rosenborg zu sein; und da der Feldwebel mit seiner gutgemeinten Langsamkeit ihr allzu viel Zeit zu verschwenden schien, so half sie selbst die Sachen zusammen suchen. Endlich war man in Ordnung, und nun rollte der Wagen auf dem hügeligen, mit dichten Gehölzen zu beiden Seiten begränzten Wege dahin.

„Mein bester Herr Feldwebel!“ sagte Lavinia, ich hoffe, mein

Mann hat sich die Zeit bisweilen durch Besuche bei den Nachbarn verkürzt?"

„Nein, Ihro Gnaden, daraus ist meiner Seele nicht viel geworden! Er hat fast nie eine andere Erquickung gehabt, als des Abends eine Promenade nach Kullen."

Lavinia's Blut kam in so heftigen Umlauf, daß sie kaum zu athmen vermochte.

Das war doch eine Beleidigung sonder Gleichen. Gerade während der Zeit, da sie entfernt war, hatte sie das Recht gehabt (das Verhältniß mochte sein, welches es wollte), auf Feingefühl zu zählen. Und statt dessen verlebte er jeden Abend bei diesem jungen Mädchen, welches Lavinia, sonderbar genug, erst von diesem Augenblicke an mit wahrem Abscheu zu betrachten begann.

Die stolze Frau, welche geglaubt hatte, sie sei eben so ersehnt, wie sie sich selbst gesehnt hatte, fühlte sich in diesem Augenblicke zermalmt und gedemüthigt; und hätte sie sich nicht dem fürchterlichsten Hohne und Gelächter ausgesetzt, so würde sie umgekehrt sein und dieses Rosenborg, worin sie noch unglücklicher geworden war, als da sie es zum ersten Male betrat, nie wieder gesehen haben.

Jetzt verstand sie, warum die letzten Briefe ihres Mannes so kurz und so kalt geworden waren. Es kam keineswegs von gerechtem Verdrusse, weil sie so lange ausblieb, sondern daher, weil seine alte Liebe von Neuem aufgeflammt war. Und um seine Gleichgültigkeit recht zu zeigen, wollte er nicht einmal seiner allzu überflüssigen Gattin entgegen reisen.

„Und ich, ich," seufzte sie in unbeschreiblich drückender Angst, „weiß für den Augenblick nirgends zu bleiben! Welche Schande, welch' ein Aerger, zurückkommen zu müssen!" Sie lehnte sich gegen die eine Ecke des Wagens und weinte leise.

„Ihro Gnaden! Ihro Gnaden!" rief der Feldwebel aus und wendete sich mit einer Eilfertigkeit, die bei ihm wirklich Lebhaftig-

keit heißen konnte, vom Kutschenbocke zu dem Wagen: „sehen Sie, Ihro Gnaden — ich denke, meiner Treu, das war so übel nicht!“

Lavinia sah auf, beschattete mit der Hand ihre Augen und sah den Rittmeister, ja wirklich ihn mit vor Freude glänzenden Augen aus dem Gehölze dem Wagen entgegen eilen. Doch unruhig blieb er vor demselben stehen.

Ludwig hatte mit dem Feldwebel diese Ueberraschung verabredet, welche, wie er sich schmeichelte, seiner Frau wenigstens einiger Maßen angenehm sein mußte. Doch jede selige Hoffnung, die in seiner Brust gereift war, sank schnell und ganz darnieder.

Als sein erster Blick dem ihrigen begegnete, so erschrak er über den Ausdruck in ihrem Gesichte. Es war eben derjenige, den er am Tage vor ihrer Abreise gesehen hatte: harmvoller Verdruß, bitterer Schmerz; und dieses waren auch wirklich Lavinia's Gefühle im gegenwärtigen Augenblicke. Sie sah in dem Auftreten ihres Mannes nur einen Betrug der unverschämtesten Art. Er hatte sich wohl den Armen seiner Maitresse entrissen, um die lästige Höflichkeitspflicht gegen seine Frau zu erfüllen. Die Röthe oder richtiger die Flammen loderten auf Lavinia's Wangen und trockneten die Thränen, welche dort vor einem Augenblicke gezittert hatten.

„Du hast Dich allzu sehr bemüht, wirklich allzu sehr!“ stotterte sie.

„Es sieht wirklich so aus!“ entgegnete Ludwig. Doch sagte er dieses nicht mit dem Ausdrucke der sonstigen Heftigkeit und des flammenden Zornes, sondern in einem Tone melancholischer Betrübniß.

Lavinia schwieg.

„Der Abschied von den Deinigen ist Dir sehr schwer geworden; Deine Thränen sind noch nicht getrocknet.“

„Das ist ja ganz natürlich.“

„Sehr natürlich — und vielleicht wünschest Du, um Dich Deinen Erinnerungen ungestört hingeben zu können, von meiner

Gesellschaft befreit zu sein? Ich hätte sonst" — der Rittmeister warf bei diesen Worten einen bedeutungsvollen Blick auf den Kutschenbock — die Absicht gehabt, Dir die meinige aufzudringen!"

Lavinia sah die Wichtigkeit ein, den äußern Schein beizubehalten, und zwang sich daher zu einem Lachen, das unnatürlich schneidend in Ludwig's Ohren klang. „Ich hoffe, mein bester Freund, Du verstehst einen kleinen bösen Scherz und beraubst mich nicht des beabsichtigten Vergnügens. Sei so gut und steige ein!"

Der Rittmeister, welcher in diesem Augenblicke keinen höhern Wunsch hatte, als seine Reise in entgegengesetzter Richtung fortsetzen zu können, war ebenfalls genöthigt, auf dem Altar der Nothwendigkeit zu opfern. Doch während sein Kopf brannte und schwindelte, griff eine eiskalte Hand so hart um sein Herz, daß es ihm vorkam, als hörten die Schläge desselben plötzlich auf.

Noch nie hatte Ludwig einen Schmerz empfunden, der dem jetzigen nur im Allerentferntesten gleich kam. An dieses Wiedersehen hatte er während fünf langer Wochen tausend schöne Vorstellungen geknüpft. Um desselben willen hatte er willig die Sehnsucht nach ihr, die tödtende Langweile ertragen, welche jetzt, da sie entfernt war, ihm recht gezeigt hatte, was im Hause fehlte. Und wenn er — was er nicht unterlassen konnte — aus der kleinen Scene schließen durfte, die vor der Trennung zwischen ihnen statt gefunden, so mußte ja dieses Wiedersehen ihm einen Ersatz geben für Alles, was sie ihm durch ihre Entfernung geraubt hatte.

Was ihn am bittersten schmerzte, das war die Ueberzeugung, Lavinia wäre nicht das feste Weib mit dem reinen Herzen, wofür er sie gehalten hatte. Ihr Charakter war nun in der letzten Zeit in vielfachen launenhaften Veränderungen an das Licht getreten, wovon die eine immer noch plötzlicher und unvorhergesehener als die andere sich zeigte, von denen jedoch keine die letzte übertraf, welche vollkommen den zwar wenigen, aber doch freundlichen Zeilen widersprach, die sie ihm am letzten Posttage zugeschickt hatte.

„Was hat sie wohl in so wenigen Tagen auf eine solche Weise

verändern können? Ihr Herz ist nicht nur weit entfernt von mir, sondern sie achtet es nicht einmal der Mühe werth, den Unwillen, die Betrübniß, womit sie zurückkehrt, zu verbergen. Ach, sie hätte dieses Versprechen nicht sklavisch erfüllen sollen! Tausendmal lieber hätte ich es gesehen, daß sie gar nicht gekommen wäre, als daß sie so kommt. . . . Irgend Jemand muß ihre Seele, ihre Ohren vergiftet haben . . . kann es Rudolf sein? . . . gleichviel wer es ist! Es ist besser, daß ich diese Mängel in ihrem Charakter entdecke, während ich noch Kraft besitze, ihr Bild aus meinem Herzen zu reißen, als wenn ich wiederum eine Zeitlang in trügerischen Träumen lebte, um nachher auf immer zum Schmerze verurtheilt zu werden. . . . Ach, wie viel lieber hätte ich gleichwohl ihr diesen Schmerz gewidmet, so schwer er mir auch geworden wäre, als sie für unwürdig gehalten!"

In den ersten Minuten, nachdem der Wagen wieder in Gang gekommen war, schwiegen beide.

Doch während dieses Schweigens hatten beide ihre Fassung wieder gewonnen. Lavinia fühlte, daß sie nun zum zweiten Male und zwar in noch weit höherem Grade, als das erste Mal, ihrem Manne Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, daß sie ihn durch diese neue Probe ihrer unerklärlichen Veränderlichkeit beleidigt hatte, und sie besaß hinlängliche Kenntniß seines Charakters, um einsehen zu können, wie gerade der Umstand, daß er nicht aufflammte, eine Unzufriedenheit, eine Betrübniß bedeutete, welche zu groß wären, um in Verdruß auszudunsten. Hätten sie in einer wirklichen Ehe mit einer ganzen Zukunft vor Augen gelebt, so würde sich Lavinia keine Secunde bedacht haben, die verborgensten Winkel ihrer Seele zu eröffnen, um Erklärung zu bitten, und ihre Eifersucht zu gestehen. Doch wozu verlohnte es sich der Mühe für vier bis fünf Monate? Das Geschehene konnte besser als Einleitung der gegenseitigen Unzufriedenheit gelten, worauf man bald die verabredete Scheidung gründen wollte.

„Vielleicht, meine beste Lavinia," sagte Ludwig, indem er

einen neuen Gegenstand anhob, „würde es Dir Vergnügen machen, in einem beliebigen Badeorte die Zeit hinzubringen, während ich bei der Uebung bin."

Bei diesem Vorschlage erröthete Lavinia über das ganze Gesicht.

„Ich danke Dir für Deine Aufmerksamkeit, mein bester Ludwig! und würde mit wirklichem Vergnügen Gebrauch davon machen, wenn ich es nicht für meine Pflicht erachtete, auf Rosenborg als Wirthin zu bleiben für die Gäste, welche Du eingeladen hast."

„Ah, ich dachte nicht daran, daß wir Gäste erhalten werden! Wann kommen sie?"

„Um Johannis, sofern wir nicht wegen Deines angenehmen Vorschlages die Einladung zurück nehmen müssen."

„Du hast zu befehlen! Ich bin entzückt bis in den dritten Himmel über Alles, was Du vornimmst, und will nur noch einen kleinen unbedeutenden Vorschlag hineinschieben. Wenn Rosenborg sich der Gegenwart Deines Bruders und Deiner Schwägerin erfreut, so laß uns das Haus voll Fremde bitten, von allen Seiten her: wir wollen sie belustigen und uns selbst mit. Das soll ein frisches, munteres, herrliches Leben werden, Vergnügungen zu Lande und zu Wasser, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß, Bälle, Gesellschaftsschauspiele und Idyllen im Grünen, kurz, ein Leben, als wäre jeder Tag der letzte."

„O, das wird göttlich! Ich weiß nicht, woher Du eine so reiche Phantasie erhältst, mein bester Ludwig!"

„Die bekam ich in diesem Augenblicke, mein Engel! Als ich gestern Abend von Hause reiste — ich bin die ganz Nacht gereist, um so aufgeräumt zu werden, wie ich jetzt bin — da war ich bei halbmelancholischer Laune. Du kannst nicht glauben, welche einfältigen und höchst trivialen Ideen damals über mich kamen; wollte ich sie Dir mittheilen, so lachtest Du Dich darüber zu Tode. Gleichwohl kann ich Dir dieses Vergnügen nicht verschaffen, weil ich mich ihrer nicht mehr entsinne, so viele waren ihrer und so verrückt dazu waren sie. Alle mit einander flogen sie ihres Weges

— so eilfertig, daß ich jetzt nicht im Stande sein würde, auch nur eine einzige zu ertappen — als ich aus meinem Versteck im Walde hervoreilte und mich in dem Scheine Deiner feurigen Blicke sonnen und meine Ohren und meine Seele an dem Tone Deiner bezaubernden Stimme ergötzen konnte. Du bist nicht bescheiden genug, wenn Du nicht einsehen solltest, wie alles dieses sogar ein so träges Wesen, wie ich bin, inspiriren muß."

Jedes Wort drang wie ein Stich durch Lavinia's Herz. Da Ludwig, der ernste und gefühlvolle Ludwig, auf diese Weise satyrisiren und scherzen konnte, so mußte er in einer sonderbaren Stimmung sein. Welche Gefühle aber hatte er wohl gehabt, als er von Hause abreiste?

Brauchte Lavinia sich diese Frage vorzulegen? Ihre zunehmende Angst beantwortete sie. Dann aber tönten wiederum die Worte des guten Feldwebels in ihren Ohren. Es wurde nun das junge Paar immer düstrer und düstrer.

Die Gedanken kreuzten sich und flogen mit schwarzen Schwingen über schwarze Wege, während die rosenrothen Lippen sich lebhaft theilten, um Worte ohne Meinung zu wechseln, während die treueren Augen Meinungen ohne Worte wechselten.

„Ach, Ludwig, wie vortrefflich steht Dir das Scherzen an! Ich betheuere, daß ich entzückt bin über eine Eigenschaft, welche Du so boshaft gewesen bist, mich nie ahnen zu lassen. Hat man nicht, offen geredet, weit mehr Vergnügen, wenn man die Gegenstände so durch einander wirft, wie Volant, als wenn man sie ganz ernsthaft abmißt und aufzieht? Wir befinden uns bestimmt weit besser dabei, wenn wir diese neue Methode festhalten .... Doch wir sprachen ja eben von unsern bevorstehenden Vergnügungen, — hast Du zufällig auch ein Boot für unsre Lustfahrten zur See?"

„Ich habe eine kleine höchst elegante Drachenscheide, die eben gestern vom Stapel lief. Sobald wir Gesellschaft bekommen, wollen wir sie augenblicklich versuchen."

„O, was das betrifft, so glaube ich kaum, daß wir auf Ge-

sellschaft zu warten brauchen. Wäre es nicht für den ersten Anfang eine recht herrliche Idylle, wenn Du und ich ..."

„Ach, woran denkst Du, meine Liebe — ein verheiratheter Mann mit seiner Frau! Dazu gehört wirklich mehr Phantasie und Poesie, als auf mein Loos gekommen ist, um daraus auch nur die Nachahmung einer Idylle zu schaffen."

„Wenn wir aber zum Zeitvertreib versuchten, ein zärtliches Hirtenpaar zu spielen?"

„Bei meiner Ehre! ich glaube kaum, daß es uns gelingen würde, in die Rollen hinein zu kommen. Ich sehe voraus, wir würden uns schon bei der Repetition zu Tode gähnen."

„Pfui! Du bist sehr unartig! Verräthst Du auf diese Weise unsre gegenseitigen Geheimnisse, so muß ich bitten, daß Du eben so gut zu Deiner gewöhnlichen Laune zurückgehen kannst!"

„Um Verzeihung! es ist wenigstens dreißig Grad warm — wenigstens kommt es mir so vor — und wer kann es da aushalten, ernst zu sein ...."

In diesem unglücklichen und falschen Verhältniß näherten sie sich der Heimath.

Als aber Lavinia sah, wie sich die grünenden Berge von Rosenborg vor ihren Augen erhoben, als ihre Augen und ihre Seele all das unendlich Schöne und Poetische begriff, das die Natur an diesem Orte niedergelegt hatte, der ihr die glücklichste Heimath hätte werden können, da empfand sie einen Widerwillen gegen alle faden und bedeutungslosen Worte, die weggeworfen waren, und dachte viele schöne, gute Gedanken, die sie gleichwohl jetzt nicht auszusprechen wagte.

Auch der Rittmeister schwieg; auch er empfand den mächtigen Einfluß der Natur, und in ihrer erhabenen Pracht sonnte sich seine verwundete und tief verletzte Seele.

Noch verweilte die Sonne auf den Berggipfeln, und ertheilte ihren grünen Fichtenkronen Millionen Rubinen und Gold, während die dunkleren, tieferen Theile schon in die graue Dämmerung

hinabsanken, welche ihre Klüfte und Grotten noch romantischer machte. Indessen schien auch die Dämmerung nicht dauernd bleiben zu wollen: sie wurde schnell verjagt, als der prachtvolle Reflexionsspiegel den glänzenden Schein eines auf der andern Seite angezündeten Feuers, dessen leichte Funken in Flocken auf dem Wasser tanzten, zurück zu werfen begann.

Es war erhebend für das Gemüth, dieses Schauspiel zu betrachten, das ruhige Thal zu sehen, in dessen Mitte das weiße Rosenborg mit seinen von dem Feuer gerötheten Fenstern erglänzte. Zwischen wogenförmigen Hügeln ruhend, mit dem sanftesten Grün bedeckt, von grauen Felsen, grünen Bergen geschützt und genährt von zwei Waldbächen, die ihm sein kristallklares Wasser zu trinken gaben und dann ihren Ueberfluß dem Flusse zuführten, der mitten durch dasselbe schnitt, schien dieses kleine Thal beneidenswerth zu sein.

Ueber diese Landschaft erklangen eben jetzt die Töne aus mehreren entfernten Hirtenschalmeien. Die Hirten lockten das Vieh zur Heimkehr zusammen.

„O!" rief Lavinia aus, ohne etwas von der Veränderung in ihrem Tone zu wissen, „welche Luft, welche Natur, welch ein Geist voller Größe."

Der Rittmeister sah sie an mit einem Blicke voll redenden Ernstes. Es lag ein stiller Vorwurf in diesem Blicke, den Lavinia so übersetzte: „Gehorchst du jetzt wieder einer neuen Einwirkung?"

Lavinia, die eigentlich die am wenigsten launenhafte der Weiber war, litt unaussprechlich davon, in diesem Augenblicke, wo Alles rein und frisch sein sollte gleich der Natur, in einem so zweideutigen oder noch schlimmer, in einem unzweideutigen Licht vor ihm zu stehen, vor ihm, dessen Achtung ihr trotz Allem, was er gegen sich hatte, immer nothwendiger wurde.

Still und niedergeschlagen kamen sie in der herrlichen Heimath an, und kein Lächeln schwebte eher über Lavinia's Lippen, als da sie Frau Brunsberg erblickte, die hell im Gesichte wie ein Lenzgewölk knixend da stand.

„O, auf das Allerherzlichste willkommen, Ihro Gnaden! Gott sei gelobt, daß Ihro Gnaden nach Hause kamen! Ich sage es gerade heraus, ich — die ich doch, unser Herr sei gelobt und gedankt! sehen und nicht sehen kann — der Herr Rittmeister war nahe daran, das Sehnsuchtsfieber zu bekommen."

Die letzten Worte glitten der Frau Brunsberg über die Lippen, als sie eben die Thüre des festlich geschmückten Saales schloß, dessen stattliche Blumen ihren frischen Duft der eintretenden Hausmutter entgegen sendeten.

Der Rittmeister war auf dem Hofe geblieben, um einige Worte mit dem Statthalter zu reden.

„Das Sehnsuchtsfieber?" wiederholte Lavinia mit einem gezwungenen Lächeln, indem sie den Hut abnahm und vor dem Spiegel die geschmackvolle Reisekleidung ordnete. „So voll Eigenliebe darf ich wohl nicht sein, meine liebe Frau Brunsberg!"

„Ja, ich versichere Sie, Ihro Gnaden, das können Sie! Es hat mir richtig wehe um ihn gethan, wenn er ganze Stunden lang allein in Ihrem Kabinette gesessen und bald das Eine, bald das Andere besehen und umgewendet hat."

„Aber die Nachbarschaften?" Lavinia mußte sich umwenden, um ihr Erröthen zu verbergen.

„Ja, davon hat er, wahrhaftiger Gott, nicht viel gehabt: er ist am liebsten zu Hause gewesen; und viele prächtige Veränderungen im Garten, auf den Felsenwegen und den kleinen Werdern hat er angeordnet; und ein kleines Boot, das im verwichenen Jahre gebauet ist, hat er malen und am Steven so hübsch vergolden lassen, daß es eine Freude zu sehen ist. Ja, ja; ich sage Nichts, ich, aber Ihro Gnaden werden wohl sehen."

Noch nie zuvor hatte Frau Brunsberg einen Versuch gemacht, „die Herrschaften zusammen zu passen," wie sie selbst es nannte; da sie jedoch ihres eigenen Theiles mit Vereinigungsgedanken beschäftigt war, so hatte sie in gewissen Angelegenheiten ein klares Auge; und so genau prüfte sie das Betragen ihres Herrn in diesen

fünf Wochen seines Strohwittwerthumes, daß sie zehnmal mit ihrem eigenen schweigsamen Liebhaber wettete, es ginge dem Rittmeister präcise so, wie andern Personen, daß er selbst nicht wüßte oder begreifen könnte, wie verliebt er wäre. „Denn es ist so, mein lieber Herr Feldwebel, daß ein Theil der Männer, Gott helfe mir! blöder und einfältiger ist als die Gans, die dort auf dem Teiche schwimmt!"

Zufolge dieser gesunden Schlußsätze faßte Frau Brunsberg den Vorsatz, überall, wo es sich thun ließe, geschickt und unvermerkt zu helfen und unterzublasen

So zum Beispiel pflegte sie oft ganz unschuldig auszurufen, wenn sie zu dem Rittmeister in das erwähnte kleine Kabinet trat und ihn zu Tische rief: „Herr Gott! wie öde ist es doch, da die gnädige Frau nicht zu Hause ist; es sieht gerade so aus, als ob die eine Wand fehlte! Ja, in diesem Fenster sehe ich sie, wenn ich will, wie sie so oft hinter der Gardine stand und hinaus sah, ob der Herr Rittmeister nicht bald von der Jagd käme." Sagte dann der Rittmeister: „das konnte sie wohl nicht besonders interessiren?" so schien Frau Brunsberg große Augen zu machen ... Nicht interessiren? ... Ja, ich sollte meinen, daß sie es interessirte, weil sie mehr denn einmal zu mir herunter gesprungen kam, um nachzusehen, ob alles in Ordnung wäre und nichts fehlte, weder unter noch auf dem Zimmer des Herrn Rittmeisters."

Doch sieh nun, da die gnädige Frau wieder da war und Frau Brunsberg zu sehen hoffte, welche guten Früchte die Aussaat ihres Verstandes tragen und vielleicht ein gutes Beispiel bewirken könnte, so wußte die gutmüthige, wirklich wohlmeinende Seele wahrlich nicht, was sie anfangen sollte, da der Wind sich so gedreht hatte. Augenblicklich, da der Rittmeister so viel mit dem Statthalter zu sprechen hatte, verstand sie, daß nicht Alles ganz war; aber sie konnte nicht begreifen, worin das Zerbrochene bestand, und obgleich sie und der Inspektor ihre Köpfe zusammen steckten, und das

eine Stück mit dem andern zusammen setzten, so wollte doch Nichts passen.

Lavinia hatte gute Zeit, nicht nur die kleinen von der Reise verursachten Mängel zu übersehen, ehe ihr Mann wieder eintrat, sondern sie konnte auch noch einen Blick auf ihr Inneres werfen in welchem Dunkelheit und Licht wechselten.

Sie stand am Fenster im Salon, blickte hinaus in den lenzfrischen Abend und lauschte auf das Spiel des Windes mit den Baumzweigen, lauschte auf die zuckenden Schläge ihres eigenen Herzens.

„Ich bin so schläfrig, daß ich die Augen kaum offen halten kann," sagte der Rittmeister mit erzwungenem Gähnen, indem er sich am andern Ende des Salons in einen Lehnstuhl warf. „Frau Brunsberg fällt in Ungnade, wenn sie mit dem Abendessen so lange wartet!"

„Ich will nachsehen, wie es damit ist!" antwortete Lavinia, die sogleich aus dem Tone ihres Mannes schloß, daß er wenigstens heute Abend mit ihr auf keinen bessern Fuß zu kommen wünschte.

Frau Brunsberg, die recht wohl einsah, was ihr oblag, hatte die Abendmahlzeit früh in Ordnung. Die Herrschaft setzte sich; doch man gähnte mehr als man aß, und erklärte sich auf beiden Seiten höchst glücklich, daß man ausschlafen konnte.

Auch waren sie kaum vom Tische aufgestanden, so sagten sie einander gute Nacht; in der Thür aber kehrte Ludwig noch einmal um und reichte seiner Frau die Hand. „Lebe wohl, Lavinia — Gott segne Dich!" Er drückte die Hand stark, küßte dieselbe eilfertig und verschwand.

Lavinia fühlte, sie wußte nicht welche schreckliche Unruhe in ihrer Seele. „Warum wünschte er mir auf eine so feierliche Weise gute Nacht? Noch nie hat er es so gemacht. Es lag in seinem Tone, seinem Händedruck etwas, das . . . O mein Gott! es muß sich Alles verschworen haben, um mich zu mißleiten und zu bethören — Er kann nicht schuldig sein; er liebt keine andere als . . .

Nachdem sie die halbe Nacht zugebracht hatte, um die Frage zu prüfen, ob es recht wäre oder nicht, ihm einen Wink zu geben, was die Leute sagten, so kam sie endlich zu dem Schlußsatze, daß dieses davon abhangen sollte, ob er seine Besuche auf Kullen noch ferner fortsetzte.

Als Lavinia erwachte, so brannte die Sonne schon hoch am Himmel. Die dunkelrothen Gardinen waren gleichsam durchbrochen von einem glimmenden Netze, das wiederum erröthende Wolken auf die weiße Bettdecke warf.

„Ach wie herrlich ist hier das Erwachen!" war ihr erster Gedanke; der zweite war: „Ich habe mich gewiß verschlafen — vielleicht wartet Ludwig auf Kaffee!"

Sie klingelte.

Jungfer Lotta trat ein.

„Wie spät ist es?" fragte sie mit einer Freundlichkeit, die sich von der Seele über das ganze Gesicht verbreitete.

„Halb zehn, Ihro Gnaden!"

„O, Gott tröste mich — da hat wohl der Rittmeister längst Kaffee getrunken?"

„Ja, ich glaube wohl, daß er Kaffee trank, ehe er abreiste."

„Abreiste?"

„Ja, Ihro Gnaden! der Rittmeister reiste heute Morgen um halb fünf Uhr."

„Bitte Frau Brunsberg zu mir zu kommen!"

Während der Minuten, da Lavinia allein war, wäre sie von ihrer Gemüthsbewegung beinahe erstickt worden. „O, nun verstehe ich: darum, weil er beschlossen hatte, zu fliehen, war er sich selbst den ganzen Tag so ungleich: darum nahm er Abschied, statt mir gute Nacht zu wünschen. Doch er ist wahrscheinlich nur auf einige Stunden weggereist: noch vor Mittag oder spätestens vor Abend ist er gewiß wieder hier. Es kann unmöglich anders sein!"

„Guten Morgen, Ihro Gnaden! Nun haben Ihro Gnaden

gewiß sehr gut geschlafen — aber das war auch nothwendig nach der Reise."

„Ja, ich fühlte mich gestern ungemein müde. Doch es war artig von Ihnen, Frau Brunsberg, daß Sie selbst mir die Kaffeekanne hieher brachten. Ich muß ja doch, wie ich höre, heute allein trinken. Ludwig ist gereist — kommt er zu Mittag wieder?"

„Nein, behüte! er ist nach W— gereist, und fährt von dort direct zum Uebungslager."

Lavinia wurde bleich wie die weiße Nachtkleidung. „Ich kann mich nicht entsinnen, gehört zu haben, daß er so bald weg müßte."

„O, ich kann mir denken, er hat wohl nicht das Herz gehabt, zu erzählen, daß er einen Brief erhalten hat, der ihn plötzlich nach W— rief. Als er vorgestern der gnädigen Frau entgegen fuhr, da hatte er nicht anders gedacht, als daß er bis Mitte Mai zu Hause bleiben würde ... Aber Ihro Gnaden sehen nicht das kleine Billet, das neben der Zuckerdose auf dem Präsentirteller liegt. Dort steht wohl Alles."

„Ach, sieh da!" Lavinia riß das kleine dünne Billet an sich; da sie es jedoch nicht über sich vermochte, es zu lesen, ehe sie allein war, so legte sie es neben sich, indem sie an Frau Brunsberg noch einige Fragen richtete.

„Ja, sehen Sie, Ihro Gnaden, ich wußte ebenfalls nicht eher etwas, als bis es gestern Abend spät an meine Thür klopfte. ‚Sind Sie noch auf, Frau Brunsberg?' fragte draußen der Rittmeister; und da ich eben saß und mit dem Feldwebel über einige Commissionen sprach, die er für mich auf der Reise bestellt hatte, so öffnete ich augenblicklich und fragte: ‚Was befehlen Sie, Herr Rittmeister?' ... ‚Ich wollte Sie bitten,' sagt' er, ‚mir meine Mantelsäcke packen zu helfen; denn der Brief, welcher hier auf mich wartete, enthielt den Befehl, sogleich nach W— zu reisen.' ... ‚O, der Tausend!' sagt' ich, ‚das ist sehr traurig für die gnädige Frau.' ... ‚Ich denke auch heute Abend meine Frau da-

mit nicht zu beunruhigen,' sagt' er, 'sondern ich schreibe lieber einige Zeilen.' ... 'O, behüte Gott! das ist allzu schimpflich,' meinte ich. Und so packten wir, was das Zeug hielt, der Rittmeister, der Feldwebel und ich. Um vier Uhr stand der Kaffee auf dem Tische, und um halb fünf fuhr er ... Doch der Kaffee hat zu lange gestanden, sehe ich; er ist wohl sehr stark — er schmeckt Ihro Gnaden nicht?"

Lavinia war dankbar für diese Behauptung, die ein unerwartetes Zartgefühl verrieth; und sie war nicht weniger dankbar dafür, daß Frau Brunsberg sich gleich darauf mit dem Kaffeeservice entfernte.

Sobald sie sich allein sah, erbrach sie das Billet, welches nur folgende Zeilen enthielt:

„Zufolge des Empfangs, den ich gestern erhielt, sehe ich es für abgemacht an, daß das einzige Vergnügen, welches ich Dir bereiten kann, darin besteht, wenn ich mich entfernt halte. Ich reise daher vierzehn Tage früher, als ich nöthig hätte. Nach dem Ende der Uebung kehre ich zurück, weil wir dann nicht nöthig haben, den Zwang der Einsamkeit zu fürchten. Von W— aus schreibe ich an Rudolf und erneuere die Einladung.

Ludwig."

„Kein einziges liebevolles Wort! Hätte er die Feder in Eis und Schnee getaucht, so könnte er nicht kälter schreiben."

Lavinia ließ das Billet fallen und den Kopf auf das Kissen sinken. „Wiederum sechs Wochen entfernt!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Trotz der reichen Genüsse, welche Lavinia mit ihrem offenen, gefühlvollen Gemüthe, täglich in einer Natur wie die um Rosenborg haben mußte, konnte dennoch kein Gemälde, so schön es auch

war, so sehr sie auch von demselben augenblicklich hingerissen wurde, aus ihrer Brust die stille Sehnsucht reißen, welche dort schon lange ein Gast gewesen war. Das Gedächtniß führte ihr getreulich Ludwig's Bild zurück, und wurde, wie gewöhnlich, ein besserer Fürsprecher, als er selbst gewesen sein würde.

Jetzt hatte Lavinia den festen Vorsatz gefaßt, sich über sein Verhältniß mit Mademoiselle Rehnman sichere Nachrichten zu verschaffen.

Eines Tages, da sie eigentlich keinen bestimmten Vorsatz gehabt, aber doch schon so lange erwogen hatte, daß sie denselben jetzt eben so gut ausführen könnte, als späterhin, setzte sie ihre Promenade so weit fort, daß sie zuletzt das rothe Dach erblickte, unter dessen Schutz das Geheimniß ruhte, nach dessen Schlüssel sie so lange vergebens gesucht.

Hier überlegte sie noch einige Minuten, blieb aber nichts desto weniger ihrem Vorsatze getreu; denn, wollte sie nicht selbst etwas thun, um Licht in die Sache zu bringen, so würde sie ohne Zweifel stets in Finsterniß schweben. Jede Gewißheit war überdies der tausendfältigen sinnreichen Pein ihrer Ungewißheit vorzuziehen.

Bald lag das kleine Haus vor ihr. Auf einer grünen Bank unter den beiden blühenden Apfelbäumen saß die ehrwürdige Frau Rehnman und wickelte Garn; neben ihr saß, mit ihrer Stickerei beschäftigt, Marie, auf deren Wangen die Rosen wiederum Knospen zu treiben begannen.

Als die beiden Damen Lavinia erblickten, so standen sie augenblicklich auf; und Frau Rehnman, die in ihrer unbeschreiblichen Einfachheit dennoch den besten Takt hatte — den feinen Takt eines guten Herzens — ging mit stiller und freundlicher Artigkeit der jungen Frau entgegen, welche sie zwar noch nie gesehen hatte, aber doch, sowohl an der Röthe auf ihren Wangen, als auch an der Beschreibung erkannte, welche sie von Lavinia's ungewöhnlicher Schönheit erhalten hatte.

„Ich glaube wirklich," sagte die alte Pastorin mit angeneh-

mer Freundlichkeit, „wir haben das Vergnügen, die gute Gattin unsers ehrenhaften Rittmeisters zu sehen. Herzlich und innig willkommen!“ Und die alte Frau machte augenblicklich Platz auf der Bank, worauf viel Garn lag.

„Ach, bemühen Sie sich doch nicht so sehr!“ bat Lavinia mit einer unbeschreiblich wohlklingenden Stimme.

Das reine und gute Antlitz und die sanfte und anspruchslose Würde der alten Frau nahm sie mächtig ein, und lebendig drängte sich ihrem Herzen der Gedanke auf: so würde die Mutter nicht die Frau empfangen, mit deren Gatten ihre Tochter in einer strafbaren Verbindung lebte.

Nun aber wendete Lavinia ihren Blick zu derjenigen, die sie in Gedanken oft ihre Nebenbuhlerin genannt hatte, und augenblicklich versuchten die Furien des Zweifels das halb erloschene Feuer auf's Neue anzuschüren. Marie stand nicht nur mit blutrother Farbe auf den Wangen da, sondern ihr ganzes Wesen verrieth auch eine unaussprechlich peinigende Verwirrung, obgleich sie sich mehrmals durch sichtbare Anstrengungen davon zu befreien suchte.

„Marie, mein Kind, gehe hinein und bereite der gnädigen Frau ein Glas Wasser mit Himbeerensaft zur Erquickung nach der Wanderung.“

Marie ging, aber mit deutlicher Beschämung über ihr Betragen, sich so vor Lavinia gezeigt zu haben, deren Antlitz gleich einem Spiegel Maries Erröthung und Verwirrung wiederzugeben begonnen hatte.

„Meine beste junge Frau!“ begann die Pastorin, nachdem Marie hinter der mit Laub bestreuten kleinen Ausbaute vor der Hausthür verschwunden war, „man muß Nachsicht haben mit solchen armen gefallenen Kindern, wie meine Tochter ist. Es gehört mit zu ihren furchtbarsten Strafen, daß sie selbst in den freundlichsten und mildesten Blicken Schmach und Unwillen zu lesen vermeinen. Und noch muß wohl eine lange Zeit verfließen, ehe mein

gutes Kind im Stande ist, einen Fremdling ohne die stärkste Gemüthsbewegung hier eintreten zu sehen."

„Guter Gott! — meine beste Frau Rehnman, sie wird doch wohl nimmermehr glauben, daß ich ...?"

„Sie glaubt gewiß nichts dergleichen, nein, gar nichts Böses, meine gnädige Frau; sie wird nur bisweilen verwirrt. Wie sollte sie Böses denken können von derjenigen, die so edel war, ihr einen Platz neben sich anzubieten, während alle andern — und eben das macht sie so scheu — ihr nur Hohn und Verachtung zeigten!"

„Nicht alle," sagte Lavinia fast athemlos — „es wäre ungerecht, das zu sagen."

„Sehr wahr: der Rittmeister grüßte. Ach ja, er ist immer gütig und wohlwollend gegen uns gewesen, und hat Marie immer wie eine Schwester behandelt."

„Ich entsinne mich, daß mein Mann mit vieler Freundschaft von Mamsell Rehnman geredet hat."

„Ja, er ist, Gott sei gelobt! einer von der Art seltener Freunde, die nicht weggehen, wenn der böse Tag kommt. Mein seliger Mann hatte die Ehre gehabt, der Lehrer des Rittmeisters zu sein, und seit der Zeit hat zwischen ihnen eine beständige Freundschaft geherrscht, obgleich der Rittmeister lange Zeiten, ja Jahre auf Reisen und von unserer Gegend entfernt war. Darauf aber kaufte er Rosenborg — das that er anderthalb Jahre vor seiner Hochzeit — und nun kam er oft in das Hülfspredigerhaus; und als mein Alter starb, so versprach er ihm mit warmer Hand, mich und Marie niemals zu verlassen. Er hielt auch Wort. Der Rittmeister verhalf uns zu diesem kleinen Hofe, der, Gottlob! mein eigener ist; und hier habe ich mit meiner Marie manchen angenehmen und frohen Tag verlebt, bis das große Unglück kam, und Gott sei gelobt, auch nachher noch manchen, denn unser Herr und Gott ist gnädig und nimmt ein reuiges und bußfertiges Herz an. Er hat auch von uns seine Hand nicht genommen."

„Ach, das thut er gewiß auch künftig nicht!" fiel Lavinia

mit warmer Ueberzeugung ein. „Und wenn auch der ehemalige gesellschaftliche Umgang fehlt, so hat Mademoiselle Rehnman in dem Umgang ihrer Mutter einen reichen Ersatz dafür."

„Ja, ich kann, Gottlob! mit Freuden sagen, daß sie eben so denkt; und im Uebrigen hat sie auch nicht große Ursache, über den Verlust ihrer ehemaligen Bekannten zu trauern, da doch der beste ihr geblieben ist. Wenn der Rittmeister zu Hause ist und eine Stunde übrig hat, so kehrt er noch immer nach wie vor bei uns ein. Welch ein Herz, welch ein Menschenwerth bei dem Manne! Die gnädige Frau ist erst so kurze Zeit mit ihm verheirathet gewesen, daß Sie ihn kaum kennen gelernt haben; ich aber kenne ihn und sage mit meiner innigsten Ueberzeugung: die Frau, welche mit einem solchen Manne vereinigt ist, kann Gott nie in ihrem Leben genug danken!"

„Und doch," fiel Lavinia ein, den günstigen Augenblick kühn im Fluge ergreifend, „hat auch er der Verleumdung nicht entgehen können."

„Wenn einer von Gottes Engeln auf die Erde herabstiege, so würde er der Verleumdung nicht entgehen, wie viel weniger also ein armer sündiger Mensch, und wäre er auch der beste. Der Rittmeister hat seine Fehler, er ist nicht vollkommen, und diese Fehler stoßen leider Andere vor den Kopf. Er hat sich seinen Nachbarn nie recht angeschlossen; daraus kommt am Ende Unwille und Verdruß: sie verleumden ihn, wo sie Gelegenheit dazu haben, mit oder ohne Grund. Das ist der Welt Lauf, meine junge Frau!"

„Sie versteht mich, will sich aber nicht darauf einlassen. O, könnte ich ihr Vertrauen gewinnen!"

Lavinia dachte hin und her auf Mittel, ihre Absicht zu erreichen; doch so einfach diese alte Frau aussah und auch wirklich war, so war es dennoch unmöglich, ihr beizukommen.

Jetzt kam Marie mit der lang verzögerten Erfrischung.

Doch kaum hatte Lavinia's Blick sie getroffen, so flogen die verrätherischen Wolken von Neuem über ihr Gesicht, und die Hand,

womit sie den Präsentirteller hielt, zitterte so heftig, daß sie ihn eilig von sich setzen mußte.

Es verflossen einige Augenblicke in drückendem Schweigen.

Lavinia versuchte es, mit Marie, welche nun ihre Arbeit wieder zur Hand genommen hatte, ein Gespräch anzuknüpfen; doch alle Antworten, welche sie erhielt, waren kurz und geschraubt. Zuletzt fühlte sie, daß sie nicht länger einen Vorwand zum Verweilen finden konnte, und als sie sich erhob, so erbot sich die Pastorin, sie ein Stück Weges zu begleiten — ein Vorschlag, den Lavinia mit Freude und Dankbarkeit annahm.

Anfangs verhandelten sie nur die Gegenstände, welche die umgebende Natur ihnen darbot; und Frau Rehnman sprach ihre Gefühle auf eine Weise aus, welche ihre Begleiterin versicherte, daß das warme Gemüth der alten Frau noch ein eben so großes und klares Auffassungsvermögen hatte, wie in ihrer Jugend; als nun aber der Waldstrom durch die Bäume hervorzublicken begann, da sagte sie, Lavinia freundlich zunickend: „O, ich glaube mit meinen Augen zu sehen, wenn der Rittmeister vom Uebungslager zurückkehrt, wie froh er da sein wird, seine junge Frau umherrudern zu können! Während er hier vor Kurzem als Strohwittwer umherging, so fing er immer von der Zeit zu reden an, und davon handelte auch sein letztes Wort; und ich versichere, er war so froh, als je ein junger Bräutigam sein kann, als er Tages zuvor, da er der gnädigen Frau entgegenreiste, uns erzählte, er hätte sein kleines Drachenschiff fertig. Wir mußten herzlich lachen über seine Ungeduld, ich und Marie, denn wir wußten, wie unähnlich ihm dieser Eifer ist; und es that uns herzlich weh, als wir erfuhren, daß er Befehl erhalten hätte, an dem Tage Ihrer Ankunft zu reisen."

O, welche trostreiche Freude weckte diese Mittheilung in Lavinia's Brust, sie segnete ihren Besuch, sie segnete die alte würdige Frau, welche, ohne sich auf Dinge einzulassen, die vielleicht geheime Verhältnisse ihr zu verschweigen geboten, dennoch auf die

feinste und zarteste Weise ihre (Lavinia's) Furcht gehoben und ihre Gefühle auf einen Punkt geleitet hatte, wohin sie selbst so gerne strebten, und wo sie mit so vielem Vergnügen weilten.

Hatte Ludwig in Gegenwart der Mutter mit Marie von seiner Sehnsucht und von der Freude, die er seiner Frau bereiten wollte, geredet, so herrschte diese auch allein in seiner Seele: denn es ließ sich nicht denken, daß die Liebe sich in eine so ruhige Art von Freundschaft hätte verwandeln können. Zu einer so außerordentlichen Veränderung wäre doch wenigstens eine längere Zeit erforderlich gewesen.

Aber, o Gott! wie wurde er belohnt für seine Zärtlichkeit, sie zu überraschen und für alle frohen Vorbereitungen, die er sowohl in der Wirklichkeit als auch in Gedanken zu ihrem Vergnügen bereitet hatte! Ach, das Andenken daran mußte unfehlbar die letzte Zeit vergiften, da sie noch als die Herrscherin auf Rosenborg angesehen wurde.

Herzlich und zärtlich umarmte sie Frau Rehnman, und Lavinia's letzte Worte waren: „Ich bin überzeugt, daß wir uns noch sehr oft treffen werden."

Doch ehe Ludwig nach Hause käme, ehe sie erführe, wie er diesen ersten Besuch aufnehmen würde, wollte sie denselben nicht erneuern ...

Die Zeit verging. Der Johannistag kam immer näher.

Endlich erschien der Tag, welcher ihr die Freude schenken sollte, ihre Geschwister wieder zu sehen; doch gerade an diesem Tage war sie in einer unbeschreiblich traurigen Stimmung.

Es war ihr fast so, als hätte sie kein Recht, sie in diesem Hause zu empfangen, welches ihr eigentlich ein fremdes Haus war. Doch Ludwig hatte sie ja herzlich eingeladen; wenn sie also die Pflichten einer guten Wirthin erfüllte, so erfüllte sie auch seinen bestimmten Wunsch.

Und doch, ungeachtet ihrer großen Freude, konnte sie kaum

ihre Thränen zurückhalten, als man ihr meldete, daß ein fremder Wagen in der Allee sichtbar wäre.

Ehe Lavinia unten war, hatte der Wagen schon um das Rondel gelenkt und hielt eben vor der mit Blumentöpfen gezierten Treppe.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Lavinia, meine beste Lavinia! ich bin höchst entzückt über Dein charmantes Feenschloß, aber ich betheuere, ich war in Verzweiflung über all die unerhörten Berge, die man passiren muß, um hieher zu kommen ... Ei, ei, Rudolf, mein Herr! so springe doch nicht köpflings aus dem Wagen: Du erdrückst ja den Seraph" (— mit diesem Schmeichelnamen bezeichnete Julia gewöhnlich ihren Sohn) ... „Nein, sieh! welch ein Spektakel! der Besatz abgerissen von meinem Kleide – muß mit! Nun? Ist's noch nicht aus mit den Umarmungen? Willst Du nicht die Güte haben, mir zu helfen — oder soll ich im Wagen sitzen bleiben? Rudolf! Rudolf! bist Du taub? O mein Gott! er ist ganz von Sinnen!"

Man hörte es Julia's gesunder Stimme und ihrem reichen Wortvorrathe an, daß die Krankheit gänzlich von ihr gewichen war. Sie hatte sowohl ihre Körper- als auch ihre Seelenkräfte wieder erhalten.

„Entschuldige, mein Engel!"

Noch einmal preßte Rudolf die geliebte Schwester an seine Brust, und nun eilte er zu seiner Frau, um sich unter ihre Befehle zu stellen.

„Willkommen, willkommen, Julia, meine liebe Schwägerin! Nein sieh, wie beschäftigt sie ist in ihren mütterlichen Angelegenheiten! Aber nun gib mir den kleinen Herrn, damit Du Dich besser bewegen kannst!"

„O, ich bin so verliebt in meinen kleinen Jungen, daß ich ihn kaum eine Minute von mir lassen kann. Da hast Du ihn! Um Gottes willen nimm Dich in Acht ... drücke ihn bei Leibe nicht! Ist er nicht hübsch groß geworden — ist er nicht schön wie ein Engel auf Rafael's Gemälden? Aber so schwer, Du! ich kann mich an ihm zu Tode schleppen."

„Bekommt ihn denn nicht die Amme auch bisweilen auf einen Augenblick?"

„Liebe Lavinia," lächelte Julia, indem sie mitleidig das Köpfchen schüttelte und an dem Arme der jungen Wirthin in den geräumigen Saal trat, „man hört es Dir gleich an, daß Du nicht Mutter bist; die Amme hat meiner Seele den geringsten Antheil an der Beschwerde, wenn übrigens unsre schönsten und heiligsten Pflichten Beschwerden heißen können. Aber, Sophie, wo bist Du? Sophie! komm nun her und nimm den Seraph! löse ihm die Kleider auf und trage ihn hier draußen im Saale umher, so daß er sich ein wenig abkühlt! Mein Gott, wie heiß ist er! Kühle ihn ab, hörst Du! — schnell, schnell! ... Nein, halte ihn nicht so hoch, und schwenke ihn nicht so fürchterlich: begreifst Du denn nicht, daß ihm alles Blut zu Kopfe steigt? Fächele ihn mit diesem Schleier ... so gut ... so soll's sein ... so nur mehr!"

Jetzt schwebte auf Lavinia's Lippen ein Lächeln, das zwar sanft und gut, aber doch nicht ohne eine kleine Zweideutigkeit war.

Julia merkte nichts; denn nachdem sie sich der mütterlichen Sorgen entledigt hatte, flog sie rund umher, aus einem Zimmer in das andere, um ihre Neugierde zu befriedigen.

Rudolf dagegen hatte Lavinia's Lächeln bemerkt und flüsterte ihr in das Ohr: „keine Ungerechtigkeit mehr! Ich versichere Dich, sie ist jetzt Alles, was sie scheint — vielleicht ein wenig übertrieben, das kann sein, übrigens aber ein Engel an Vollkommenheit, die zärtlichste Gattin, die aufopferndste Mutter."

„Gott sei Lob und Dank!"

Lavinia eilte Julien nach, welche ihr fröhlich entgegen rief:

„„O, ich wundere mich nicht im geringsten mehr darüber, daß Du Deine Heimath anbetest: ich bin ganz entzückt. Das ist ein Geschmack, eine Eleganz, eine Bequemlichkeit und ein Comfort, der auf meinen ganzen Beifall Beschlag legt. Ich will nur wünschen, daß ich fertig werden könnte mit ...“

„Dem Thee?“ fiel Lavinia scherzend ein — „ja, ich versichere Dich, er ist gut.“

„Den Thee meinte ich eben nicht; doch gleich viel, wir verstehen uns. O, ich verzweifle vor Sehnsucht, ehe ich sehe, wie weit Du mit seiner Erziehung gekommen bist.“

„Aber Du bist gar nicht neugierig, zu sehen, wie weit er mit der meinigen gekommen ist?“

„Deine Erziehung war, meine ich, schon vollendet, ehe Du, wie die Poeten sich ausdrücken, unter Hymens Fahne zu treten beschloßest; und ich würde kaum meinen Augen trauen, wenn ich sähe, daß Du auf's Neue angefangen hättest, in die Schule zu gehen.“

„Aber, meine liebe Julia! hast Du wohl jemals gehört, daß die Erziehung eines Frauenzimmers mit der Mädchenzeit als beendigt gelten kann? Das ist ja nur die eine Abtheilung derselben: die zweite beginnt von und mit dem Augenblicke, da es in den heiligen Ehestand tritt.“

„Still, still! — es ist bei meiner Ehre ein großes Glück, daß Rudolf draußen ist und nach den Sachen sieht; ich betheuere, daß ich krank würde, wenn er hörte, welche unbegreiflich einfältigen Ansichten Du aussprechen kannst. Sollen wir uns von unsern Männern erziehen lassen?“

„Nicht ganz so sagte ich. Eine Sache ist, daß die Frau von ihrem Manne, und die zweite ist, daß sie durch die Ehe erzogen wird. Die Ehe ist eine so reiche Schule, und die tägliche Erfahrung ein so strenger und verständiger Mentor, daß, wenn wir nur eine ziemliche Fassungsgabe und einen ziemlich guten Willen

besitzen, wir leicht im Stande sein werden, einen großen Vorrath von Kenntnissen zu erwerben."

„Ich meines Theils," rief Julia lachend aus, „setze nicht den geringsten Werth auf solche Kenntnisse: die können mir nicht das allergeringste Vergnügen bereiten. Und was den Nutzen betrifft, so halte ich dafür, daß ich auch ihn leicht entbehren kann."

„Und ich habe leider das Gegentheil geglaubt! Rudolf flüsterte mir vor einem Augenblicke zu, Du wärest die allerzärtlichste Gattin, die allerunermüdlichste Mutter."

„Nun ja, liebe Lavinia, das Alles bin ich, weil sich's gerade so paßt. Ich liebe Rudolf, ich liebe meinen kleinen Jungen, ich liebe meine Pflichten und opfere mich ihnen auf. Dieses aber kommt von meinem guten Herzen und nicht im Allergeringsten aus irgend einer Art von Studium, einem Pflichtzwange oder dem ausgesprochenen Wunsche eines Andern. Ich gehorche meiner Ansicht nach nur dem Instinkte, das heißt, meinem eigenen Willen."

„Das ist vielleicht gewisser Maßen besser, wenn Du nur vollkommen überzeugt sein könntest, daß Du nie von einem weniger guten Willen beherrscht würdest. Wenn wir aber annehmen, daß Du einmal aufhören könntest, in Rudolf verliebt zu sein, würdest Du da auch aufhören, Deine Pflichten streng zu erfüllen?"

„Pfui, wie garstig Du da sprichst! Zuerst und vor allen Dingen kann ich nimmer mehr aufhören, meinen Mann zu lieben; denn die Liebe — das hast Du doch wohl tausendmal gehört und gelesen — ist ewig, wenn sie gut und rein ist. Also ist es unmöglich. Und zweitens kann es Rudolf, Gott sei Lob und Dank! nie einfallen, zu verlangen, ich sollte zu seiner Sklavin herabsinken, was vielleicht manche andere Herren von ihren Frauen verlangen."

„Ei, ei, meine beste Julia! das ist eine ganz veraltete Redensart. Die Sklavinnen haben ihre Zeit längst überlebt; die Männer kennen jetzt wohl etwas Besseres als das. Die Sklavin war eine Art von Haus- und Lastthier, das nicht länger ging,

als wohin die Peitsche — ich meine den eisernen Willen des Hausherrn — es trieb; hier blieb also der Kreislauf stets ein und derselbe. Die Männer unserer Zeit hassen Ketten und Sklaverei. Die Frau muß statt dessen eine Schule durchmachen, in welcher sie die beredte und unschätzbare Augensprache lernen kann; und versteht sie diese recht, so wird sie durch einen seidenen Faden, so fein wie ein Haar, geleitet, und zwar, ohne daß ein einziger Mensch merke, daß sie einen Schritt in anderer Richtung geht, als sie selbst will."

Während dieser kleinen Vorlesung hatte Julia mitten im Zimmer gestanden. Jetzt aber warf sie das Köpfchen zurück, steckte die Finger in beide Ohren und betheuerte bei Allem, was wahr und heilig war, daß sie kein Wort mehr von einem so „abscheulichen Vertrauen" hören wollte.

„Dieses ist aber nur die eine Hälfte!" versicherte Lavinia. „Hättest Du nur drei Sekunden Geduld gehabt, so würde ich etwas gesagt haben, das Dir vielleicht besser gefallen könnte."

„Nun so opfere ich noch drei Minuten auf — doch eile; denn sonst schenke ich Dir nicht so viel wie eine halbe Sekunde!"

„Ja, siehst Du: in der vortrefflichen Pensionsanstalt, von der ich eben redete, lernt man auch selbst den seidenen Faden führen, und durch eine Art von feinem und geheimen Mechanismus — den man gleichwohl aus Bescheidenheit den Mann nicht verstehen läßt — wird auch er ganz unmerklich in eine andere Richtung geleitet, als die er bestimmt hatte."

„Nun, das läßt sich doch endlich einmal hören! Aber auf jeden Fall ist das nur eine unsichtbare Gleichheit; dergleichen gefällt mir nicht. Ich wünsche, daß Gott und die ganze Welt sehen soll, wie ich nicht nöthig habe, dergleichen Auswege zu erfinden, um dahin zu kommen, wohin ich will. Hörst Du — hast Du jemals ein glücklicheres Paar gesehen, als mich und Rudolf?"

„Nächst mir und meinem Mann."

„Ja wohl; ich habe gehört, die Herrschaften leben ganz wie

Turteltauben! Doch ernsthaft: hältst Du nicht Rudolf für den glücklichsten von allen Ehemännern?"

„Ich glaube wirklich, daß er selbst sich dafür hält."

„Und das ist die Hauptsache, obgleich ich eben sonst nicht weiß, warum nicht auch Andere das glauben können. Weißt Du aber auch, warum er glücklich ist?"

„Nein, ich gestehe, daß ich das nicht weiß, wenn nicht darum, weil er in Dir den Inbegriff aller möglichen Vollkommenheiten sieht."

„Nicht darum ist er beglückt."

„Nicht? — warum denn?"

„Nun will ich Dir ein Geheimniß von unendlich höherem Werthe als Deine Pensionsanstalt vor die Augen bringen."

„O! wirklich?"

„Rudolf ist der überseligste der Männer, weil ich ihn gelehrt habe, ausschließlich allen meinen Launen zu huldigen; und ich versichere Dich, ihm würde ein Theil seines Glückes, ein Theil seines eigenen Selbsts fehlen, wenn ich plötzlich auf den Einfall käme, so klug und verständig zu werden, wie ein großer Theil von Frauen in ihrer bedauernswürdigsten Beschränktheit zu sein für ihre höchste Pflicht erachtet. Sobald ich nicht meine kleinen liebenswürdigen Capricen zeige, so glaubt Rudolf augenblicklich, daß ich traurig oder krank sei, und ist sogleich bereit, Himmel und Erde zu erregen. Auf diese Weise, welche nie berechnet ist, sondern kommt, wie sie will und kann — denn wie Du weißt, gehorche ich immer dem Augenblicke — leite ich ihn, wohin mir beliebt. Er vermeidet es, mir zuwider zu sein, weil er glücklich ist, so lange ich mir gleich bin, das heißt in der einen Minute anders als in der andern . . . So solltest Du es auch machen!"

„Nein, davor werde ich mich in Acht nehmen."

„So? Und warum denn, wenn ich fragen darf? — Ich sehe wenigstens keinen Grund."

„Ich aber sehe ihn. Wenn eine solche despotische Regierung eine gewisse Zeit so fortgedauert hat, so muß sie nothwendig zu-

letzt zu einer Revolution führen. Darauf folgt im besten Falle, daß aus der Monarchie eine Republik wird; aber man kann nicht sicher sein, daß nicht die Republik wiederum von einer neuen monarchischen Regierung verdrängt wird, nur mit dem Unterschiede, daß nur er und nicht sie am Steuer sitzt. Ich meines Theils würde mich nie mit dergleichen Staatsumwälzungen vertragen können, welche noch obendrein den Fehler haben, daß sie uns mit den klarsten Gründen beweisen, wie thöricht wir damals handelten, als wir noch die Macht in unsern Händen hatten."

„Mein Gott, meine Damen! ich glaube, ihr seid in das Gebiet der Politik gerathen: Regierung, Monarchie, Republik — in der That, ihr seid allzu liebenswürdig!"

„Ja, Lavinia will mich in die allerliebenswürdigste Politik einweihen; doch ich bin nicht im Stande, andere Regierungsformen zu fassen, als die ich selbst schaffe!" sagte Julia, indem sie mit einem schelmischen Lächeln die Arme um den Hals ihres Mannes schlang.

In den ersten Tagen hatte Julia vollauf zu thun, um Alles für ihren Landaufenthalt in Ordnung zu bringen.

Hundertmal wurde in den beiden Gastzimmern, die Lavinia für sie in Ordnung gesetzt hatte, Alles hin und her gestellt. Besonders konnte sie nie einen recht guten Platz für die Wiege erhalten: bald war die Sonne, bald der Zug vom Fenster und bald der Zug von der Thür im Wege. Doch während dieser ungeheueren Beschwerden, die ihr bald sehr angenehm, bald ganz unausstehlich vorkamen, jagte sie mit Rudolf in den schönen Parken umher und pflückte Blumen, von welchen sie dann Kränze wand, um ihr eigenes und das Köpfchen des „Seraphs" damit zu schmücken.

Unbedingt mußte sie auch lernen, eine kleine Ziege selbst zu melken.

Da der Kleine ohne allen Widerspruch eine schwache Brust

haben mußte — was man ja schon an der Stimme hören konnte — so mußte er auch täglich einige Fingerhüte voll Ziegenmilch trinken; und Nichts durfte durch fremde Hände gehen, „denn,“ sagte Julia, „ist man Mutter, so muß man es auch wirklich sein!“ Und überdies konnte man wohl unmöglich — wenigstens meinte Rudolf, und vor Allen Julia selbst, es — ein romantischeres Gemälde sehen, als wenn Julia mit ihrem kleinen Strohhute schief über den Locken — sie hatte sich blos für ländliche Scenen einen Strohhut bestellt — auf einem Schemel im Grünen saß, mit dem kleinen, allzu kleinen Milcheimer im Schooße und die Ziege vor sich.

Bei diesen kleinen unschuldigen Repräsentationen war es Rudolfs Pflicht, außer den lebhaften Beifallsäußerungen, die sich bald in Gelächter, bald in Küssen, bald in kleinen Possen zeigten, die unregierliche Ziege zu halten; und wenn es dann geschah, daß Julia, von dem Nektar aus dem Milcheimer bespritzt, auf das Grasbett taumelte, so jauchzte sie vor Freuden laut auf: es war ja so ländlich, so herzlich idyllisch, daß man nicht anders konnte, als über Alles zu lachen und sich über Alles zu freuen.

Und acht volle Tage lang war Julia jede Stunde, jeden Augenblick in Entzücken. In diesem Fieber ließ sie aber auch nichts unversucht.

In der einen Minute war sie in der Küche, um mit Frau Brunsberg zu plaudern und dem Kleinen Zwiebackbrei zu kochen — etwas, das der Frau Brunsberg zu ihrem Verdrusse nicht anvertraut wurde — in der zweiten war sie mit Lavinia in der Milchkammer, um Milch abzurahmen und selbst für Rudolf die delikateste dicke Milch zuzubereiten. Bald saß sie verständig mit ihrem Strickzeuge in der Hand draußen auf der Gartenbank und redete mit dem Feldwebel über die Landwirthschaft, bald ging sie in die Kathen und theilte an alle armen Kinder, die Mangel daran litten, von den Kamisolen, Windeln u. s. w. des Seraphs aus; bald war sie zu Pferde, bald im Wagen, bald im Boote; bald kletterte sie auf den Bergen umher, ordnete Grotten, Bänke, neue

Fußsteige u. s. w. an; bald war sie im Garten, und setzte tausendmal die Geduld des geduldigsten unter allen geduldigen Menschen, des Feldwebels, auf die Probe, welchen sie, eben weil er so herzlich gelangweilt aussah, mit sich überall umherschleppte, um sein Urtheil zu hören und ihm ihr eigenes über die zahllosen Vorschläge, die sie auf die Bahn brachte, mitzutheilen.

Auch betrachtete der Feldwebel — wie er auch seiner guten Freundin, der Frau Brunsberg, im Vertrauen mittheilte — sie fast wie einen kleinen bösen Geist, weil sie, wie er sagte, an einem einzigen Tage mehr Einfälle hatte, als sogar die selige gnädige Frau in einer ganzen Woche.

Doch sieh, als nun die acht Tage zu Ende waren, und als Alles, sowohl Denkbares als auch Undenkbares, versucht war, so warf sich Julia am neunten Nachmittage müde und unschlüssig auf einen Ruhesofa und versicherte, sie wäre nicht im Stande, zu begreifen, was man hier auf dem Lande die übrigen drei oder vier Wochen anfangen sollte. „Laß hören, meine beste Lavinia, ob Du ein Mittel erfinden kannst, ihnen Flügel zu ertheilen!“

„O, wir wollen hoffen, daß die Herren etwas vermögen, wenn sie kommen!“

„Die Herren?“ fragte Julia und erhob sich auf dem einen Ellenbogen mit einem halben Funken zurückkehrenden Lebens. „Kommt denn noch Jemand außer Deinem langweiligen Mann?“

„Mein langweiliger Mann? Nimm Du Dich in Acht, daß Du nicht für diese Behauptung gestraft wirst! Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie unterhaltend und angenehm Ludwig sein kann, wenn er will.“

„Ach, wie ärgerlich ist es doch, ein allzu gutes Gedächtniß zu haben! Ich versichere Dich, es betrübt mich wirklich, daß dieser kleine Umstand mich abhält, Deinen Worten so vollkommen zu vertrauen, wie ich gerne wollte.“

„So? Wenn ich Dir nun aber erzählen könnte, daß er bloß zu unsrer Unterhaltung und Belustigung ein kleines Drachenschiff

gebaut hat, das wir in Besitz zu nehmen eilen wollen, so bald er hier ist, sollte nicht das wenigstens etwas beweisen?"

„Himmel! Ein kleines Drachenschiff? Wo hat er das? Können wir es nicht gleich vom Stapel laufen lassen?"

„Ja wohl! der Drache ist eingeschlossen, und der Feldwebel bewacht den Eingang. Ich habe es nie verlangt, das kleine Fahrzeug einmal zu sehen."

„O, welch eine Scheinheilige Du bist, und welch ein Despot ist Ludwig, daß er nicht Alles, worüber er zu disponiren hatte, zu unserer Unterhaltung während seiner Abwesenheit hergeben konnte! Doch höre: wen verstehst Du unter den Herren? wer kommt noch außer ihm?"

„Graf Adrian von B—, der gute Freund meines Mannes, von dem ich oft erzählt habe."

„Vortrefflich! Doch Du hast nie gesagt, daß er eben jetzt kommen würde."

„Ich sparte diese Neuigkeit auf, um etwas in Bereitschaft zu haben, womit ich Dich trösten und erquicken könnte, wenn Du Symptome von Langweile bekämest. Ich wußte im Voraus, daß sie nicht ausbleiben würden."

„Du bist immer verständig, vortrefflich und vorsichtig. Doch nun laß mich auch hören, ob der Graf ein angenehmer junger Mann ist? Ist er schön, artig, liebenswürdig, lustig, und vor allen Dingen versteht er sich darauf, uns Damen mit Anmuth anzubeten?"

„Wahrhaftig, ich glaube kaum, daß er eine andere Gottheit als die Dichtkunst anbetet. Er ist inzwischen ein wirklich liebenswürdiger und angenehmer Mann."

„Und das kannst Du sagen, wenn er einen so schlechten Geschmack zeigt? Da ich aber doch hier draußen auf dem Lande nichts zu thun habe, so will ich die Arbeit übernehmen, ihn zu bekehren. Ich dulde kein Heidenthum — ich opfere mich auf für seine Veredlung."

„Aber ich," sagte Rudolf, der in diesem Augenblicke eintrat, „ich dulde nicht, daß Du Dich für den schwierigen Missionsberuf aufopferst."

„Hu! welcher gräßliche Eigennutz! Willst Du es mir vielleicht abschlagen, die schönen Pflichten einer barmherzigen Schwester zu erfüllen? Du hörst ja, daß der Graf ein armer Heide ist; und es wäre wahrlich eine sehr geringe Ehre für mich, da wir unter einem Dache leben werden, ihn so bleiben zu lassen."

„Ein Wagen!" rief Lavinia und fuhr zusammen — „sollte er es sein?"

Eine heftige Röthe bedeckte ihr Antlitz. Sie zitterte von der verschiedenartigsten Gemüthsbewegung. Sie waren in völliger Uneinigkeit geschieden — wie sollten sie sich nun wieder sehen? Die wenigen Zeilen, die Ludwig dann und wann geschrieben hatte, gaben keine Aufklärung darüber.

„Was ficht Dich an?" rief Julia aus, welche ihre Schwägerin mit Verwunderung betrachtete. „Versetzt Ludwig's Ankunft Dich in ein solches Fieber?"

Lavinia beruhigte sich, stand auf und sah zum Fenster hinaus.

Es war wirklich sein Wagen; es war wirklich er selbst, er, den sie auf eine so unedle Weise empfangen hatte, da er ihr entgegen kam. Jetzt mußte sie dieses wieder gut machen — und der Eingebung des Augenblickes gehorchend, flog sie die Treppe hinab, und war die Erste, die ihn auf dem Hofe empfing.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Kaum hielt der Wagen, so hüpfte auch Ludwig, besiegt durch die Freude, daß seine Frau ihm auf diese Weise entgegen kam, herab und eilte auf sie zu.

Beider Augen strahlten von unverschleiertem Glücke, Beider

Wangen brannten; und ehe noch ein Gedanke an den Umstand, daß ihre Bewegung in Rudolf's und Julia's Gegenwart geschah, in Lavinia's Seele Wurzel fassen konnte, hatte sie beinahe ihre sämmtlichen Gedanken verloren, denn zum ersten Male schloß Ludwig sie in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Vergieb!“ flüsterte er leise, obgleich fast eben so athemlos wie sie, die in ihrer tödtenden Verlegenheit kaum im Stande war, ihr Haupt von seiner Schulter zu erheben, „vergieb! — Rudolf hätte sich sonst gewundert . . .“

„Welche Zärtlichkeit!“ rief Julia ungeduldig. „Kommt nicht auch an uns bald die Reihe?“

„Sei artig und freundlich gegen unsre kleine kindische Julia!“ bat Lavinia, indem sie sich der Umarmung ihres Mannes entzog. Eben so leise antwortete er: „Sei ruhig: heute wären alle Kindereien der ganzen Welt nicht im Stande, mich zu reizen!“

Lavinia schien diese Worte nicht zu hören, sondern eilte zu dem Grafen Adrian, der sich mit einer höchst ungewöhnlichen Langsamkeit von dem Wagen herab verfügte.

Nachdem der Rittmeister mit Rudolf einen kräftigen Handschlag ausgetauscht und Julia's Fingerspitzen geküßt hatte — eine Artigkeit, die gewiß eben so sehr entweder auf Rechnung seiner Eigenschaft als Wirth geschrieben werden mußte, oder auf Rechnung der guten Laune, in welche sein eigener glücklicher Stern ihn versetzt hatte — wurde Graf Adrian präsentirt; doch Julia fand den Grafen so ungemein häßlich, daß sie sogleich beschloß, ihn in seinem unbekehrten Zustande verbleiben zu lassen.

Eine Stunde nach der Ankunft der Herren, da sie den Reisestaub gehörig abgewaschen, sich in feine Cavaliere umgeschaffen und ein kleines Mahl eingenommen hatten, versammelte sich die ganze Gesellschaft in dem Salon.

Mit dem Sommerwinde, der durch die offene Balkonthüre herein wehte, strömte auch der Duft von dem Blumenparterre

ein, und Ludwig und Rudolf nahmen auf den Stühlen dieses Balkons Platz.

„Rosenborg ist ein wirkliches Paradies, mein theuerster Bruder!“ sagte Rudolf; und ein Paar Töne leiser fügte er hinzu: „jetzt sehe ich auch mit Entzücken, daß gar nichts fehlt.“

Der Rittmeister erröthete. Er dachte daran, was Rudolf wohl nach drei Monaten sagen würde, und da er hiedurch selbst darauf kam, nachzudenken, wie gering die Freude gewesen war, welche die verflossenen drei Vierteljahre ihm geschenkt hatten, so verfinsterte sich sein Blick, und seiner Seele schwebten von Neuem die Stunden ganz lebendig vor, die Lavinia's Reise in ihre Vaterstadt vorangegangen und nachgefolgt waren. Damals hatte etwas über sie Macht erhalten, das jetzt verschwunden war. „Doch wer weiß,“ sagte er bei sich selbst, „ob ich nicht schon morgen überzeugt werde, daß sie auch heute dem Einfluß einer Laune gehorcht hat!“

„Ich hoffe,“ sagte Julia, indem sie ihr Füßchen auf den Balkon setzte, „daß ich den Herren nicht ungelegen komme.“

„Im Gegentheil!“ erklärte Ludwig, entzückt, einer vertraulichen Zusammenkunft mit seinem Schwager zu entgehen, einer Zusammenkunft, die unter den gegenwärtigen Umständen nicht sehr angenehm sein konnte. „Darf ich mit einem Stuhle aufwarten?“

„Ja, ich bin sehr verbunden — doch ein Fußschemel würde ebenfalls nicht schaden!“

Julia war höchst zufrieden, zu wissen, daß Ludwig, da sie in seinem Hause ein Gast war, diese kleinen Artigkeiten nicht gerne verweigern konnte, die sie früher noch nie den Einfall gehabt hatte, zu begehren.

„Allzu viel, allzu viel für einen ungeübten Cavalier!“ scherzte der Rittmeister. „Es hilft sich wohl zu einem Anfange auch mit dem Stuhle allein?“

„Was höre ich! . . . Lavinia! ich glaube, auch Du hast keinen Fußschemel?“

„Ich brauche keinen, denn ich gehe und setze mich auf meinen Lieblingsplatz in der Causeuse!"

Sie eilte fast, um dieselbe zu erreichen.

Inzwischen hatte der Graf mit einer Dienstfertigkeit und einer Anmuth, die Julien gänzlich zu seinen Gunsten umstimmten, einen Fußschemel gebracht und darauf mit Nähkästchen, Hut und Parasol aufgewartet, welchen letzteren Rudolf, dem erhaltenen Befehle gemäß, in gehöriger Art über ihr halten mußte.

Der Rittmeister warf einen lächelnden Blick auf seine Frau.

„Willst Du Dich nicht ebenfalls hierher setzen, liebe Lavinia, ich will unsere großen chinesischen Fächer holen — es wäre angenehm für Dich, wenn Du auch ein wenig mit den Artigkeiten Deines Mannes prahlen könntest!"

„O, es ist nicht werth, daß ich mich verwöhne," fiel Lavinia mit gleichem Tone ein; Du würdest bald solcher Aufwartung überdrüssig werden; und wenn ich jemals fühlen sollte, daß ein unwiderstehliches Verlangen nach dem chinesischen Fächer mich ergreift, so ernenne ich den Grafen Adrian zu meinem Ritter."

„Hüte Dich davor!" ermahnte Ludwig. „Es könnte sich ereignen, daß ich eifersüchtig würde."

„O, Du bist immer ruhig, mein Freund: ich glaube, Du würdest es nicht so übel nehmen. Aber ich fürchte, der Graf selbst fühlt sich von meiner Gunst nicht so geschmeichelt, als ich erwartet hatte; und ich wage zu behaupten, daß die Freunde des Grafen Adrian ihn nicht eher wieder erkennen, als bis er nach dem Uebungslager und den Reisestrapazen gründlich ausgeschlafen hat, und aus diesem Grunde verschiebe ich die Ernennung bis morgen."

Nur der Rittmeister bemerkte den leichten Farbenwechsel des Blutes auf den Wangen des Grafen Adrian, und auch nur er, der den Grafen so gut kannte, bemerkte den Zwang in seinem Tone und in seinen Worten, als er sich einige Schritte von dem Balkon in den Salon hinein entfernend äußerte: „Ich bin so voll-

kommen wach und bereit, den Befehlen meiner schönen Wirthin zu gehorchen, daß ich dieselben nur erwarte."

„Aber ich habe ja gesagt," fiel Ludwig munter ein, „daß ich mich aller Untreue widersetze; und der geringste Auftrag ist Untreue, da ich ihn dafür erkläre."

„Nein, Schwager, das wird allzu despotisch!" rief Julia aus. „Oder nein, süßer Rudolf! Du bist doch Jurist; würdest Du Dich wohl erdreisten, eine ähnliche Bekanntmachung auszufertigen?"

„Ja, es könnte wohl möglich sein, daß ich Dich eines Tages mit einer solchen Einschränkung überraschte. Gleichwohl geschieht es nicht eher, als bis Du die Anzahl Deiner Einfälle einschränkst, in diesem Augenblicke fühle ich mich kaum im Stande, die Last derselben allein zu tragen."

„O, du bist ein göttlicher, ein liebenswürdiger, ein entzückender Mann, und ich gelobe Dir aus reiner Dankbarkeit, daß ich nie an Einfällen ärmer werden will! Ludwig, Du hörst — nimm Dir daran ein Beispiel!"

„Ja, ich höre; doch unglücklicher Weise bin ich geneigter, Beispiele zu geben, als zu nehmen. Und da meine Frau sich nicht rühmen kann, die Hälfte Deines Erfindungsreichthumes zu besitzen, so hoffe ich damit fertig zu werden, die Last ihrer Einfälle allein zu tragen, weßhalb ich auch den Grafen Adrian noch vor seiner Installation absetze."

„Ich lege Protest ein!" erklärte der Graf, welcher nun wieder in seine gewöhnliche Gesellschaftslaune gekommen war. „Die gnädige Frau belieben zu entscheiden, ob mein projektirtes Ritteramt durch den Willen eines despotischen Mannes aufgehoben werden kann?"

„Lavinia, Lavinia!" Julia drohte mit dem Finger — „ich erinnere Dich daran, daß Du jetzt nicht blos Dich allein, sondern auch eines der vornehmsten Interessen Deines Geschlechtes repräsentirst; und ich muß Dich herausfordern, wenn Du unsere Würde nicht aufrecht erhältst."

„Ach," entgegnete Lavinia mit erkünstelter Betrübniß, „ich bedaure, daß unsre gemeinsamen Angelegenheiten in so schlechte Hände gerathen sind. Ich gebe ein schlechtes Beispiel; doch was soll ich thun? Die Herrschaften sehen ja selbst, daß mein Herr Mann die Regierungskunst aus dem Grunde versteht. Ich wage es nie, mich gegen seinen Willen aufzulehnen, und folglich muß ich wohl zufrieden sein, ihn und keinen Andern zu meinem Ritter zu nehmen."

„Bravo!" riefen Mann und Bruder; doch Julia warf ihr in spielendem Ernste ihren kleinen Handschuh vor die Füße. „Du Verächtliche, ich müßte mich eigentlich für besudelt halten, eine Nähnadel mit Dir zu brechen; doch gleich viel! Morgen um elf Uhr treffen wir uns im Pavillon, um unsere Kräfte im Wettnähen zu prüfen. Wir nehmen jede ein Schnupftuch für Rudolf und säumen es; gewinne ich, so sind meine Ansichten entschieden die richtigen; gewinnst Du dagegen, so gehe ich darauf ein, zu glauben, daß Deine Ansichten recht gut sein müssen, wenigstens für die, welche nichts besseres zu erfinden wissen."

„Aber ich, meine Herrschaften, der ich hier abgesetzt, verhöhnt und beleidigt stehe, ich will Rache haben!" deklamirte der Graf. „Unser, mein und Ludwig's, Streit muß sogleich abgemacht werden durch einen ehrlichen Ringkampf unten auf dem Grasplane. Gewinnt er, so glaube ich, daß er und kein Anderer geschaffen ist, der Ritter seiner Frau zu sein; doch gewinne ich" — hiebei erhielten seine Augen ihm selbst unbewußt, einen höheren Glanz — „so soll er gestehen, daß das Schicksal in dieser Angelegenheit zu meinen Gunsten auch ein Wörtchen mitzusprechen hat."

„Darauf gehe ich ein!" antwortete Ludwig, und seine erröthende Wange, sein feuriger auf Lavinia gerichteter Blick ließen sie ahnen, daß ein gewisser Ernst in dem Scherze lag, und daß Graf Adrian einen größern Antheil an dem Vertrauen ihres Mannes hatte, als sie sich bis jetzt hatte vorstellen können.

„Welche herrliche, welche vortreffliche Idee!" rief Julia aus,

froh, daß sie das Nähkästchen wieder zumachen konnte. „Laßt uns sogleich hinunter auf den Hof gehen!"

Und dahin eilte die ganze Gesellschaft.

Die weiche Grasmatte in dem Rondel sollte der Kampfplatz sein.

Die Damen nahmen Platz auf dem grünen Schaukelbrette an der Flieder- und Caprifolienhecke; Rudolf warf sich als Kampfrichter auf einen Gartenstuhl, während die beiden Kämpfer einander gegenüber eine Stellung einnahmen, die sie zu nicht unwürdigen Herkulessöhnen machte. Ihr kraftvoller und muskelstarker Wuchs erschien im vortheilhaftesten Lichte, und über Ludwig's schönes, leicht von den dunkeln Locken beschattetes Gesicht goß der Abendpurpur einen Schimmer, der ihn wirklich schön machte.

„Der Tausend, Du! wie schön er ist!" flüsterte Julia in Lavinia's Ohr. „Er war wohl immer stattlich, doch nun, da er Leben in sich bekommen hat, ist er wirklich einnehmend. Und Du" — Julia kniff ihre Schwägerin schelmisch in den Arm — „machst ebenfalls jetzt nicht so viele Schwierigkeiten mehr!"

Lavinia's Auge glitt von Julia ab und heftete sich auf das grüne Rondel.

„Ja, er ist schön," sagte sie bei sich selbst; „er ist" ... Lavinia kam nicht weiter in ihren Betrachtungen; denn nun begann der Kampf, und zwar, wie es aussah, mit echtem Ernste.

„Es ist allzu lustig, allzu angenehm — sieh nur, welche athletischen Stellungen und Angriffe! doch bereite Dich darauf, Lavinia, daß Dein Mann den Sieg von sich lassen muß!"

„O, das sollte ich nicht glauben — woraus schließest Du das?"

„Ich sehe es an den Augen des Grafen Adrian. ... Weißt Du, ich nehme meine Worte zurück. Er ist nicht so häßlich, wie er mir zuerst vorkam, wenigstens jetzt nicht. Du sollst sehen, daß er siegt!"

„Aber merkst Du, welchen Ausfall Ludwig jetzt macht? Graf Adrian schwankt. Ludwig ist ungewöhnlich stark!"

„Der Graf ist um so geschmeidiger — sahst Du, welchen Stoß Dein Mann jetzt erhielt?"

„Parirte, willst Du sagen! Ludwig ist gewandter!"

„Aber nicht so ruhig, wie gewöhnlich, meine ich. Der Graf kämpft mit größerer Kaltblütigkeit."

„Das glaube ich wohl: Der Ausgang des Kampfes kann ihm ganz gleichgültig sein."

„Ja, was die Sache betrifft, so wirst Du wohl auf jeden Fall Deinen lieben Mann zu Deinem Cavalier behalten; also . . . ei! ei! ei!"

Mit diesem dreifachen Ausrufe endigte Julia's Rede, als der Graf Adrian, so lang er war, zu Boden stürzte, und der Rittmeister als Sieger da stand.

„Alles ist recht und ehrlich zugegangen!" erklärte Rudolf. „Jetzt kommt es nur darauf an, ob Lavinia sich mit einem Preise für ihren Kämpfer versehen hat."

Während Julia hineilte, um dem Grafen Adrian einige tröstenden und verbindlichen Worte zu sagen, da sie nun meinte, es sei sehr Schade um ihn, so näherte sich Ludwig lebhaft seiner Gattin und sich den Schweiß von seiner Stirn wischend, sagte er: „Nimmst Du mich nun zu Deinem Ritter an, und meinst Du nun an den kleinen Aufmerksamkeiten genug zu haben, die ich zu leisten im Stande bin?"

„Das kommt darauf an, ob Du Dich verpflichtest, als ein Mann aus den schönen Tagen der Chevalerieschule Dich in den Willen Deiner Dame zu fügen, so oft sie das Recht haben will, einen solchen auszuüben!"

„Das war eine abscheulich strenge Bedingung! doch erlaubst Du mir wohl die Frage, ob es unmöglich ist, auf eine andere Weise Deine Gunst zu gewinnen?"

„Völlig unmöglich."

„So mag's denn sein! doch ermahne ich Dich, oder richtiger gesagt, ich bitte darum als eine große Gnade, daß Du von der

Dir ertheilten Macht nicht zu oft Gebrauch machst. . . . Wo ist aber nun die Preisbelohnung?"

„Hier — in Ermangelung einer bessern!" antwortete sie und senkte den Blick auf die Stickerei, welche sie in der Hand hatte.

„Wie? etwas, woran Du schon vorher gedacht hast? Eine Jagdtasche, wenn ich mich nicht irre, . . . genäht von Dir für mich?"

„Es ist ja etwas so Einfaches!" Lavinia's Blick ruhte eine halbe Secunde in dem seinigen; doch war dies genug, ihm beinahe das Athmen zu benehmen; darauf aber sagte sie ganz gleichgültig: „Ist es denn nicht gebräuchlich, daß die Frauen für ihre Männer, wenn diese nach Hause kommen, Ueberraschungen bereit haben? Rudolf hat mich schon gescholten, weil ich nicht so fleißig gewesen bin, daß ich meine Arbeit fertig habe.

Während dieser kleinen Scene am Schaukelbrette fuhr Julia fort, mit dem besiegten Kämpfer auf dem Rondel zu scherzen; und ob es nun von Julia's belebender Kraft kam, oder ob er sich mit philosophischer Ruhe im Unglücke tröstete, genug: der Graf schien bei besserer Laune zu sein, als vorher, und bald forderte seine Stimme den Rittmeister laut heraus, ihm Revanche zu geben, weil er nun die Erlaubniß erhalten hatte, der Ritter der Frau von B— zu sein."

„Nun," flüsterte der Rittmeister seiner Frau zu, „da ich heute doch einmal ein vollständiger Narr sein soll — und wahrhaftig mir kommt dieser Abend so vor, als wäre er von meinem ganzen übrigen Leben losgerissen — so muß ich mich wohl noch einmal in den Schranken zeigen; doch," fügte er in noch leiserem Tone hinzu, „diesmal geht mir der Sieg ganz gewiß aus den Händen."

Der Rittmeister hatte allzu wahr prophezeit, und Julia jubelte vor Entzücken, als an Ludwig die Reihe kam, in das Gras zu beißen.

„Ich wußte wohl, daß ich Glück bringen würde!" sagte sie zu dem Grafen, welcher lächelnd und mit tiefen Verbeugungen

die Aeußerungen ihrer geschmeichelten Eigenliebe entgegen nahm, die er, so gut sein Charakter es ihm gestattete, in gleichem Tone beantwortete.

Die Ankunft eines kleinen Hirtenknaben mit einer Ziege am Leitseile unterbrach die ländlichen Vergnügungen, oder richtiger gesagt, erhöhte dieselben.

„Ach Gott, mein kleiner Junge, mein Seraph!" rief Julia, plötzlich von ihren mütterlichen Gefühlen ergriffen.

Sie hatte in der Freude, deren sie nun mehrere Stunden genossen, den Seraph, den Zwibackbrei und Alles andere gänzlich vergessen.

Augenblicklich war sie verschwunden; doch es dauerte nicht lange, so erschien sie wieder mit dem neuen Strohhute, kokett vor dem Spiegel angepaßt, auf dem Kopfe, den kleinen Milcheimer in der Hand und mit einer weißen musselinen Schürze zum Zeichen ihrer Häuslichkeit.

„Darf ich bitten, meine Herren, daß Sie sich entfernen! Jetzt muß das Vergnügen der Pflicht weichen," sagte sie mit einer einnehmenden Geberde.

„Was soll jetzt daraus werden?" fragte Ludwig und blickte verwundert auf den feierlichen Aufzug der jungen Dame.

„Hörst Du denn nicht?" antwortete Lavinia lächelnd. „Julia will die mütterlichen Pflichten erfüllen, welche sie sich selbst vorbehalten hat. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie!"

Lavinia eilte vor ihnen hinein.

Die Herren aber waren klüger: sie blieben im Hausflur, wo sie lachend das ganze kleine Spektakel mit ansahen. Als aber Julia von der freigelassenen Ziege mit dem Abendessen des Kleinen zurückkehrte, schien sie ungemein verwundert zu sein, die Herren noch draußen zu finden, und nahm eine Miene verletzter Würde an, als sie mit einem sehr kurzen Gruße an ihnen vorbei ging.

Bald hörte man, wie sie durch alle Zimmer in der Gastwoh-

nung lief und dem Seraph etwas vorsang, denn dieser sollte nun auf die Milchkur Motion haben. Endlich waren alle die wichtigen und zärtlichen Geschäfte abgemacht, und so kam sie denn roth, warm und athemlos auf den dritten Ruf zu Tische.

„Ludwig, mein bester Schwager!" war ihr erstes Wort, sobald man sich gesetzt hatte, „was ersinnst Du wohl morgen zu unserm Vergnügen? Wir können nicht alle Tage Kampfspiele haben. Doch Lavinia hat mir erzählt, daß Du auf einen Drachen brütest; diesen will ich vor allen Dingen morgen probiren — und weißt Du was mir einfällt vorzuschlagen?"

„Wie wäre es wohl möglich, daß irgend ein Mensch, und am allerwenigsten ich, errathen könnte, welchen lichten Gedanken Du jetzt wieder erhalten hast, Du, die unaufhörlich lichte Gedanken in ihrem Kopfe bewegt?"

„Ja, ich schmeichle mir, nicht allzu arm in dieser Hinsicht zu sein, und mein Vorschlag für morgen ist: nachdem Lavinia und ich unser Wettnähen im Pavillon beendigt haben, so soll diejenige, welche den Sieg gewinnt, die erste sein, welche allein und von Ludwigs eigenen Händen in dem Drachenschiffe gerudert wird."

„Drachenscheide, wenn's Dir beliebt!" berichtigte der Rittmeister. „Doch der Vorschlag ist gut, und ich füge noch einen zweiten hinzu, nämlich: nachdem der Siegerin die ihr zukommende Ehre geworden ist, so weit gerudert zu werden, als sie zu bestimmen selbst für gut erachtet, so schiffen wir uns sammt und sonders mit dazu gehöriger Mittagsmahlzeit ein und begeben uns auf einen von den Werdern.

Dieser Vorschlag erhielt allgemeinen Beifall.

„Und wenn unsre Drachin noch nicht getauft ist, wie ich mir denken kann," sagte Graf Adrian, so schlage ich vor, daß wir beim Mittagessen die Sache abmachen, so daß wir wissen, unter welchem Namen wir ihre Gesundheit trinken sollen."

Nachdem die Gesellschaft unter Scherz und Munterkeit die

Abendmahlzeit eingenommen hatte, so nahmen die Gäste von dem Wirthe und der Wirthin Abschied.

Ludwig und Lavinia blieben allein in dem Salon.

Einige Augenblicke waren sie still.

Das Lächeln, welches während des ganzen Abends auf den Lippen Beider gespielt hatte, verschwand mit der Sicherheit, welche die Gegenwart der Fremden eingeflößt hatte.

Ludwig verschloß die Thüren zum Balkon, ein Geschäft, das er so lange auszudehnen wußte, als Lavinia zu thun hatte, um die Stühle in Ordnung zu setzen und höchst ernsthaft und ordentlich den Ueberzug auf dem Sofa, welcher zerknittert worden war, zu glätten.

„Ich kann mich nicht von Dir trennen, Lavinia," sagte endlich Ludwig mit einer Stimme, die ganz anders klang, als sie am ganzen Abende gewesen war, „ohne Dich zu fragen, welchem eigenen glücklichen Zufall ich Deine heutige Huld zu verdanken habe. Wie Du weißt, so bin ich durch keinen Sonnenschein verwöhnt worden, und hege daher eine geheime Furcht, daß den heutigen Sonnenschein bald diese Wolken verjagen, welche kommen und gehen, ohne daß ich im Stande bin, zu erforschen, was sie herbei gerufen und wieder abgeleitet hat."

„Du willst sagen, Ludwig, daß Du mich launenhaft gefunden hast?"

„Ich will gerne vergessen, was ich gefunden habe, und hege nur den herzinnigsten Wunsch, daß Du mich nicht mehr durch eine Veränderlichkeit schmerzest, welche — vergib meiner Aufrichtigkeit — welche bei Dir zu finden, mich sehr geplagt hat."

„Ich bin beinahe sicher, Ludwig, daß Du sie ferner nicht mehr bei mir finden und Dich also nicht weiter zu beklagen haben wirst; auch thut es mir leid, daß Du Ursache dazu gehabt hast. Eigentlich bin ich von Natur weder launenhaft noch veränderlich;

was aber auf mich einwirkte, das war von solcher Beschaffenheit, daß ich . . ."

Verlegen schwieg Lavinia. Ach, wozu sollte sie jetzt, da alles so ruhig war, die alte Geschichte von Marie Rehnman wieder an's Tageslicht ziehen? Damit hatte es ja Zeit genug, bis sie allein waren, oder bis die Umstände es heischten.

„Von welcher Beschaffenheit?"

„Vergieb, Ludwig, ich kann es nicht sagen! Da Du aber so edel bist, daß Du diese Augenblicke vergessen willst, so laß uns auch nicht mehr darüber sprechen. Glaube mir, ich habe ganz besonders die Art bereut, wie ich Dich empfing, da Du so von Herzen freundlich mir entgegen kamst."

„Wirklich? Du hast es bereut? da begehre ich mehr nicht. Doch ich will Dein Vertrauen bezahlen, indem ich Dir sage, daß ich noch nie in meinem Leben einen so tiefen Schmerz empfunden habe, als in jenen Augenblicken."

„Aber Du strafteſt mich auch, als Du ohne Abschied reistest. Ich war wirklich betrübt, als ich am Morgen erfuhr, daß Du weg seiest."

„Nimm Dich in Acht, Lavinia!" sagte er flüsternd, und bog sich über ihre Hand, die auf der Sofalehne lag, „Du weißt nicht, was Du thust, wenn Du so sprichst: Dein Ton berauscht mich!"

Lavinia zog die Hand hinweg.

„Guter Ludwig!" sagte sie in einem Tone, der nichts weniger als berauschend war: „Du bist müde von der Reise, laß uns an den Abschied denken!"

„Ja, laß uns an den Abschied denken!" sagte Ludwig mit gedämpfter Heftigkeit. „Schlaf wohl!" Er verbeugte sich und ging an die Thür; doch auf der Schwelle kehrte er noch einmal um und fragte schnell: „Wie lange behalten wir unsre Gäste?"

„Noch einen Monat, falls Du sie gerne siehst!"

„Herzlich gerne. Aber sage mir doch, ob es Dir nicht scheint, daß es recht närrisch ist, wenn alte Kerle auf's Neue Knaben

werden, ich fürchte, ich halte es nicht aus, diese Rolle noch einen ganzen Monat zu spielen."

„Hast Du also heute Abend eine Rolle gespielt, guter Ludwig? Ich dachte, Du wärest wirklich so aufgeräumt, daß Du Dir bisweilen einige kleine Ausflüchte in das Gebiet des Scherzes erlauben könntest. Oder ist die gesellschaftliche Freude, so anspruchslos wie sie an einem vergnügten Abende auf dem Lande erzeugt wird, unpassend für Männer?"

„Vielleicht ist sie das nicht; aber diese Possen sind mir immer fremd gewesen, und obgleich sie heute Abend ziemlich natürlich gingen — was ich mich fast zu gestehen schäme — so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß sie mir unausstehlich werden würden, wenn es lange dauern sollte."

„Das wird wohl von Deiner Gemüthsstimmung abhangen ... Doch wenn ich mich nicht irre, so hustet Frau Brunsberg im Besuchzimmer — wir haben einige Kleinigkeiten zu überlegen!"

„Gewiß habe ich, seitdem ich in dieses Haus kam, so manchen Tag der Sonnen- und Mondfinsterniß erlebt," sagte Frau Brunsberg, als sie von der Frau zurückkam und auf der Hausflur den Feldwebel traf, welcher ganz friedlich da saß und seine Pfeife rauchte; „doch so wahr ich Margaretha Brunsberg heiße und bis an meinen Tod eine ehrliche Frau bleiben will, so etwas, wie heute, habe ich noch nie gesehen."

„Ich auch nicht — und ist zum Erstaunen, das ist wahr."

„Zum Erstaunen? Es ist ja so, als könnten Einem Mond und Sterne bei solchen Dingen auf die Nase herabfallen. Umarmung, Küsse, Ringen, Spektakel! ... Nun, nun! ich sage nichts, kein einziges Wort, denn Gott sei gelobt, ich kann sehen und auch nicht sehen; doch so viel kann ich mit Sicherheit prophezeien, daß hier etwas wirklich Tolles und Besessenes bevorsteht, und

spucken Sie mir in das Gesicht, wenn wir nicht bald anderes Wetter bekommen!"

„Diese kleine . . . kleine . . ."

„Windfahne, ja — ja, eben sie ist die, welche das ganze Haus verrückt macht. Ich sage nun gewiß nichts über die Umarmung und die Küsse, denn, Herr du mein Gott! es ist gewiß um keinen Tag zu früh, daß sie als Menschen zu leben beginnen . . . doch alles Uebrige . . . Der Rittmeister und Graf Adrian, die sonst beide so ernsthafte Kerle sind . . . doch still! kommt dort nicht der Graf die Treppe herab? . . . Ja, so ist's wirklich."

Graf Adrian ging vorbei, wünschte freundlich eine gute Nacht, und verschwand in der Allee.

„Wetter! so spät!" sagte der Feldwebel.

„Er will sich wohl nach dem Scharmützel ein wenig abkühlen. . . . Meiner Treu, er geht in den Park! — Er sah so betrübt aus, der arme Graf. Ja, ja, mein lieber Feldwebel! kein Mensch weiß, wo der Schuh drückt, als der ihn anhat. Der Graf versteht es wohl, ein fröhliches Schild auszuhängen; aber ich glaube doch, er hat eben so gut seinen Kummer als andre Leute." — Die gute Frau seufzte zweimal mit tiefem Nachdruck.

„Ich hoffe, Frau Brunsberg" — der Feldwebel blickte mit einem bekümmerten Blicke seine alte Inclination an — „ich hoffe, Sie leiden nicht von . . . hm . . . hm . . ."

„Ja, ja, das thue ich meiner Seele! Ist wohl ein Mensch frei von Bekümmernissen? Aber es wird sich schon geben, wenn ich mich in Ruhe begebe."

„Diese Zeit . . . hm . . . diese Zeit . . ."

Der Feldwebel kam nicht weiter; denn in diesem Augenblick rief eine Stimme in der Küche:

„Frau Brunsberg! wollen Sie mir nicht den Lachs geben, der in Wasser gelegt werden soll?"

„Die hat auch eine ungewöhnlich scharfe und geräuschvolle Stimme!" bemerkte der Feldwebel, nahm die Pfeife aus dem

Munde und machte seiner werthen Freundin eine steife Verbeugung, welchen Abschiedsgruß diese mit einem leichten Schlag auf seine Schulter erwiederte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Pavillon, den Julia für das Wettnähen der Damen bestimmt hatte, war auf einem der schönen Hügel erbaut, die sich in der Nähe des Flusses erhoben.

Durch die Fenster erblickte man auf der einen Seite einen steilen Felsen, auf der zweiten den Park, auf der dritten das Haus und den Garten, und auf der vierten durch die Glasthüre den mit Bäumen beschatteten kleinen Fluß, auf welchem eben jetzt das kleine grüne Drachenschiff — ein schmales, wie eine Scheide geformtes Fahrzeug mit einem vergoldeten Drachenkopf im Vordertheil, einem kleinen Sommerzelte und einer kleinen Flagge — sanft auf der hochblauen Oberfläche sich wiegte.

In der Mitte des Pavillons stand ein großer runder Tisch, um welchen die Gesellschaft jetzt versammelt saß, doch so still, daß außer den frohen Tönen einiger Luftsänger kein andrer Laut zu vernehmen war, als derjenige, welcher sich hören ließ von den fliegenden Nähnadeln der Damen, von dem Knistern der Zeitungsblätter, worin die Herren lasen, und dem leisen Geplätscher im Flusse, wenn ein Fisch auffuhr oder eine Ente mit den Federn schlug.

Julia hatte die strenge Bedingung gemacht, daß kein Mensch reden dürfte, so lange die Wette unentschieden war, um nicht die Aufmerksamkeit zu theilen; und zum Glück für die Herren paßte es sich so gut, daß in demselben Augenblicke, da man sich zur Reise in den Pavillon anschickte, der Posthote mit Zeitungen und Briefen ankam.

Unter solchen Umständen würden sie Geduld gehabt haben, doppelt so lange zu schweigen.

Doch bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß unsere Herren allzu artig waren, um nicht von Zeit zu Zeit aufzublicken und nachzusehen, wie heute die Loose des Schicksals fallen wollten; und Ludwig meinte bisweilen, daß Lavinia nicht ihre ganze Geschicklichkeit anwendete.

Sei es nun, daß sie dies nicht that, oder daß Julia wirklich in ihren kleinen Fingern eine größere Geschicklichkeit besaß, genug, bald sah man die letztgenannte das rothe seidene Schnupftuch im Triumph schwenken, indem sie fröhlich ausrief: „Ihr seht, ich habe nicht nur bewiesen, daß die Methode, nach welcher Lavinia die Rechte und die Würde des Weibes repräsentirt, unter aller Kritik ist, während dagegen die meinige die einzig wahre und rechte ist, sondern ich habe mir auch den Anspruch erworben, als erste Göttin auf dem Drachenschiffe zu herrschen, weßhalb ich den Herrn Rittmeister bitten muß, seine Ruder sogleich in Bereitschaft zu halten!“.

„Ich bin überwunden, ich erkenne es; denn mir sind noch vier Nadelstiche übrig; dagegen aber denke ich keineswegs Dein Recht als erste herrschende Gottheit über das Drachenschiff zu erkennen: Du bist nur die Erste, welche es versuchen wird.“

Bei diesen Worten erhielt Lavinia von ihrem Manne einen Beifallsblick, aus welchem sie abnehmen konnte, daß er versöhnt sei mit dem Mißgeschick, sie nicht zuerst rudern zu können.

Doch Julia rief tapfer: „Keine Widersetzlichkeit! Du siehst ja, daß ich schon gekrönt bin!“ und bei diesen Worten deutete sie auf die schönen Blumensträuße, welche ihr der Graf Adrian, Rudolf und der Rittmeister, der Eine nach dem Andern, überlieferten.

„Gerechtigkeit in allen Stücken!“ ermahnte Rudolf. Du, Julia, weihst das Drachenschiff ein; darauf kommt die Reihe an Lavinia, den Namen seiner Beherrscherin zu tragen. Minerva be-

fiehlt, daß die Göttinnen der Erde sich vergleichen und die ihnen verliehene Macht schwesterlich theilen sollen!“

„O, Du unwürdiger und ungeschickter Dolmetscher der Sprache der Weisheit! Meinest Du, Minerva könnte solche Lehren erfinden? Doch gleich viel! Sie ist allzu alt und langweilig, um sich mit ihr einzulassen — wer redet wohl jetzt noch von der Minerva? Oder was sagen Sie, meine Herren? Es ist nothwendig zu hören, wie die Stimmen der Pluralität fallen.“

„Ich,“ sagte der Rittmeister, „habe es immer für eine heilige Pflicht erachtet, das Alter zu ehren; doch in dem Falle, daß Minerva wirklich zu alt sein sollte, um in dieser kritischen Frage einen annehmlichen Rath abzugeben, so lasset uns an ihre junge moderne Schwester, Frau Justitia, appelliren — sofern wir nicht der Kürze halber geradezu die Worte Rudolfs, ihres erklärten Repräsentanten, als von ihren Lippen ausgegangen, annehmen wollen.

„Aha,“ sagte Julia leicht erröthend, „ich merke, daß die Waagschale jetzt gleich wiegt — wollen sehen, wohin sie zuletzt den Ausschlag gibt! Belieben der Herr Graf ihr einen kleinen Stoß zu geben?“

Und Julia's Lächeln war so bezaubernd, daß es den Hartherzigsten hätte besiegen müssen.

„Da ich noch nie in meinem Leben,“ entgegnete der Graf, das Glück gehabt habe, meine Stimme zu einer Wahl abzugeben, so fühle ich mich natürlicher Weise auf das höchste geschmeichelt, zu einer Commitée eingeladen zu werden, welche über Göttinnen entscheidet. Doch zu gleicher Zeit bin ich auch fast zur Verzweiflung gebracht, mir von einer derselben eine Ungnade zuzuziehen, weßhalb ich demüthigst mein Gesuch um Befreiung von diesem Stimmenrechte einreiche.“

„Keineswegs!“ äußerten Julia und Lavinia zu gleicher Zeit. „Die Sache läßt sich auf keine andere Weise entscheiden.“

„Und wir verpflichten uns im Voraus,“ fügte Julia hinzu, die aus der bedeutungsvollen und verbindlichen Verbeugung des

Grafen abzunehmen glaubte, daß der Sieg ihr zufallen würde, „uns nicht beleidigt zu fühlen, wie auch die Wahl ausfallen mag. Ich meines Theils halte dafür, daß ein so kleinliches Gefühl als Verdruß ganz unter unserer Würde ist."

„Nach einer so großmüthigen Erklärung," entgegnete der Graf, „stehe ich nicht länger an, mich mit den übrigen Herren zu vereinigen."

„Nun, so theilen wir als Schwestern! Doch mein erstes Recht wird mir wohl Niemand rauben wollen?" Und schnell, wie der Wind, riß sie den Hut von der Ottomane an sich und eilte die Treppe hinab auf das bestrittene Drachenschiff zu.

Alle drei Herren verfügten sich eilfertig nach, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein; doch mit einer höchst ungnädigen Geberde schlug Julia dies ab und hüpfte selbst hinein.

„Liebe Lavinia!" rief der Rittmeister seiner Frau zu, „habe bei unserer Rückkehr Alles in Ordnung!"

Er ergriff die Ruder; und als die goldene Drachin sich wendete, und auf dem durchsichtigen Spiegel des Flusses zu schwimmen begann, wurde Julia's Muth wiederum belebt: mit stolzem Kopfnicken grüßte sie die auf der Treppe Zurückgebliebenen.

Nach einer halben Stunde, während welcher der Rittmeister seine ganze Kraft aufbot, sich unterhaltend zu zeigen, landete das kleine Fahrzeug von Neuem, und nun stand außer den wartenden Freunden eine ganze Reihe von Körben auf der Landungsbrücke.

„Liebe Lavinia," waren Julia's erste Worte, „ich muß Dir Recht geben! Ludwig kann unendlich angenehm sein, wenn er will; wir haben eine höchst angenehme Promenade mit einander gemacht."

Lavinia schien auf Julia's Geplauder gar nicht Achtung zu geben, sondern rief dem Bedienten, der mit den Mänteln kam, zu, er sollte zurück eilen und eine Kleinigkeit holen, die vergessen war.

„Unterdessen können wir mit dem Einladen den Anfang machen!" schlug der Rittmeister vor. „Darf ich Dir die Hand geben,

liebe Lavinia, so könntest Du es hier selbst ordnen, so wie Du es haben willst."

„Und inzwischen springe ich hinauf und sehe mich nach dem Kleinen um, und gebe ihm meine Wasserlilien, um damit während meiner Abwesenheit zu spielen."

Julia war wieder wie ein Hauch auf dem festen Lande, ergriff Rudolf's Arm und eilte mit ihm hinweg.

„Und ich," sagte der Graf, „setze mich in Bewegung und hole die Cigarrenladen!"

„O nein, Herr Graf! können Sie dies nicht holen lassen?" fragte Lavinia verschämt erröthend bei dem Gedanken, daß sie bei einer solchen Beschäftigung mit ihrem Manne allein sein sollte. „Wenn Sie die Güte haben wollen, mir die Körbe zu reichen, so nimmt Ludwig sie an — mir sind sie zu schwer."

„Aber sie sind Dir doch nicht zu schwer, um sie von der einen Seite auf die andere zu bringen!" fiel Ludwig ein, den dieses Erröthen in die Wolken des Himmels versetzte.

„Das ist etwas ganz Anderes! ... Aber hörst Du, Ludwig! setze sie doch nicht so! Die Flaschen können ja entzwei gehen! Graf Adrian! ich meine, Ludwig zeigt gar keine Geschicklichkeit zum Einpacken — wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu helfen, damit uns die Körbe fest stehen, ohne dabei zu viel Platz wegzunehmen?"

Endlich war Alles in gehöriger Ordnung, und nun kam Frau Brunsberg herab, um der Abfahrt zuzusehen und der gnädigen Frau in's Ohr zu flüstern, wie viel gemahlenen Kaffees auf den herabgeschickten Kaffeekessel zu nehmen sei, und daß die Klärhaut *)

---

*) In Schweden bedient man sich zum Klären des Kaffees allgemein eines Stückchens getrockneter Fischhaut, gewöhnlich Hechthaut, die man mit dem Kaffee kocht. Der Uebers. hat nie in Deutschland von diesem Klärungsmittel des Kaffees gehört, und führt deßhalb diesen schwedischen Gebrauch zum Verständniß an.

Anm. des Uebers.

schon in dem Kessel liege, damit die gnädige Frau sie nicht vergessen möge.

Diesmal waren zwei Ruderer erforderlich, und der Graf und Rudolf machten den Anfang.

Kein Bedienter war mit; denn die Herren wurden einig, daß sie nicht müde werden könnten; und die Damen wollten eigenhändig den Tisch bedienen und Kaffee kochen.

Es war ein sehr heißer Tag; doch bisweilen säuselte ein Lüftchen aus den Laubhainen in das Zelt herein. Das Boot schwankte einher zwischen den herrlichen Ufern, die in der Pracht aller Farben schillerten, so übersäet waren sie von Blumen, und hie und da fuhr man an einem kleinen Werder vorbei, der lockend die goldene Drachin zur Ruhe einlud.

Man war längst, wie es bei solchen Gelegenheiten immer der Fall ist, einig geworden, daß man, so viel man sich entsinnen könnte, noch nie einen so angenehmen Tag gehabt hätte; es war sowohl von Außen als auch von Innen eine so reine, so herzliche, so jubelnde Freude.

„Meine Herren!“ sagte Ludwig, indem er von dem Steuerruder aufstand, „jetzt werdet Ihr müde sein; nun ist die Reihe an mir, die Ruder zu nehmen!“

„Damit bin ich zufrieden!“ entgegnete Rudolf, und war augenblicklich an Julias Seite. Der Graf aber versicherte, daß er noch nicht müde wäre, sondern recht gut fortfahren könnte, mit dem einen Ruder zu arbeiten.

„Nein, daraus wird nichts!“ erklärte Ludwig. „Setze Du Dich an's Steuer; denn Du siehst ja wohl, daß Rudolf schon hinlänglich beschäftigt ist.“

„Das ist purer Hochmuth!“ scherzte Graf Adrian. „Ich hoffe, die Herrschaften kennen alle die große Schwachheitssünde des Rittmeisters: um sich so kräftig zu zeigen wie zwei, will er allein rudern.“

Und der Rittmeister ruderte allein und zwar doppelt so schnell

als Graf Adrian und Rudolf zusammen; denn keiner von beiden war ein Ruderer. Mochte es nun aber eine Folge der Wärme oder der Anstrengung sein, genug: die Stirne des Rittmeisters fing an, eine große Menge kleiner Perlen zu zeigen, und da hieß es denn: Liebe Lavinia, erbarme Dich! Eine kleine Bewegung mit dem Kopfe deutete an, welche Art von Barmherzigkeit er wünschte.

Lavinia erhob sich und fuhr mit ihrem Taschentuche einigemal über Ludwigs von der Sonne verbranntes Gesicht.

„Dank, Dank, doch ist noch ein kleines Werk übrig, wegen dessen ich Dich bemühen muß: sei doch so gut und streiche mir die Haare in die Höhe! sie fallen mir ja ganz in die Augen herab."

„Das läuft ja schnurstracks gegen unser neues Uebereinkommen: ich bin ja diejenige, welche das Glück erhält, Dir aufzuwarten!"

Spielend leicht blies sie die Locken auf; doch dabei hatte Ludwig sich keines einzigen Blickes zu erfreuen ...

An der schönsten Bucht des ganzen Flusses landete zuletzt die Gesellschaft; und nachdem man eine gute Stunde gebraucht hatte, um bald einen passenden Lagerplatz zu wählen, bald zu verwerfen, so wählte man zuletzt nach reiflicher Ueberlegung eine Vertiefung zwischen zwei grünenden Hügeln, deren Bäume Kühlung und Schatten verliehen.

Jetzt wurden die Geschäfte zur Anordnung des Festes auf mehrere Hände vertheilt. Lavinia machte die kalte Schale zurecht, Rudolf schnitt den Vogel *), Julia und Graf Adrian deckten auf dem Grasplane und Ludwig sortirte die Weine. Bald entstand zwischen dem Herrn und der Frau ein Streit, weil sie allzu viel zur kalten Schale verlangte, und daher von dem Weinschenken, dem dies die aller größte Freude machte, jeden Tropfen erbetteln mußte.

*) Unter Vogel versteht man in Schweden allgemein vorzugsweise Auerhähne und Birkhähne, dann auch wohl Haselhühner, Schneehühner und Schnepfen, nie jedoch kleine Vögel.

Anm. des Uebers.

„Wir müssen einige Blumen zur Verzierung der Servietten haben!“ erklärte Julia, und eilte den Hügel hinauf, wohin Graf Adrian ihr pflichtschuldigst nachfolgte, um das Verbrechen zu versöhnen, welches er im Pavillon begangen hatte.

„O, wozu eine arme abgesetzte Göttin begleiten?“ sagte Julia und stellte sich, als sähe sie die Blumen nicht, welche der Graf ihr hinreichte.

„Göttinnen können gar nicht abgesetzt werden, erklärte er in einem Tone, der sehr glücklich gewählt war; „sie steigen im Gegentheile immer höher in den Augen ihrer Unterthanen, wenn sie sich großmüthig gegen einander zeigen.“

„Wahrhaftig, als wilde Blumen sind diese nicht so übel! Wo fanden Sie dieselben?“

„Sie standen ganz anspruchslos hier in der Felsspalte. Die Blätter scheinen noch zu zittern, weil eine unbedachtsame Hand sie zu berühren wagte.“

„Kleinigkeit! Ich glaube nicht, daß die Blumen so zartfühlend sind ... doch die Sonne brennt mich ganz schrecklich!“

„Sieh, hier bin ich mit dem Parasol, mein kleiner Paradiesvogel!“

Rudolf kam die Anhöhe herauf geeilt; denn er hatte keinen besondern Geschmack, den Paradiesvogel mit einem aufgefangenen Ritter auf eigene Hand umherflattern zu sehen.

Er war keineswegs eifersüchtig; denn er wußte, daß es in Julias Weise lag, alle jungen Männer, die ihr in den Weg kamen, zu beschäftigen und sich selbst mit ihnen zu beschäftigen; aber er wollte dennoch gern seine eigenen Augen mit dabei haben, denn Julia war ein Kind, und Niemand wußte, wie ihre hingeworfenen und unüberlegten Worte gedeutet werden konnten. Es war daher die Pflicht des Ehemannes, seinen Schatz und seine Gerechtsame zu bewachen.

„Ich meinte, Du warst mit einer andern Art von Vogel beschäftigt!“ sagte Julia, in deren Köpfchen zum ersten Male eine

Ahnung entstand, daß Rudolf meinte, er müßte den Wächter spielen; und ihr Blick ruhte wenigstens nicht zärtlich auf dem dienstfertigen Manne.

„Wenn ich auch beschäftigt wäre, zehn Vögel zu zerkerben, so dürfte ich wohl Dich, undankbares Schelmengesicht, nicht dem Winde und der Sonne Preis geben!"

„Oder Wind und Wogen?" fiel Julia schnippisch ein.

Rudolf war sehr ärgerlich, daß er nicht über sein Blut gebieten konnte, welches jetzt die unverzeihliche Dummheit beging, ihm zu Kopf zu steigen.

„Wenn," sagte er, da jetzt der Graf sich entfernte, „wenn dem wirklich so wäre," — er nahm nun einen Ton an, welcher halb Scherz und halb Ernst war — „so würde ich dennoch, meine kleine Zauberin, nur eine meiner ersten Pflichten erfüllen."

„Du setzest mich in Erstaunen! Meinst Du denn, daß ich mich nicht selbst beherrschen kann, sondern, daß Du nöthig hast, mich zu begleiten und zu bewachen, wie ein Kind oder wie eine — Gans?"

„Ein zärtlicher Mann betrachtet sich immer als die Ehrenwache seiner Frau."

„Du wählst Deine Ausdrücke sehr lächerlich! Seit welcher Zeit hast Du die Ehre Deiner Frau bewacht?"

„Seit dem seligen Augenblicke, da Du mir das Recht dazu gabst. Aber Du verdrehst ja meine Worte, in denen nichts liegt, was Dich beleidigen könnte. Würdest Du es lieber sehen, wenn Du einen Mann hättest, der sich gar nicht daran kehrte, ob Du gingest oder kämest, oder was Du vornähmest, sagtest und thätest?"

„Das will ich eben nicht behaupten; da ich aber, Gott sei Dank! so ziemlich weiß, wie ich mich zu betragen habe, was ich sagen, thun und lassen muß, so meine ich, Du brauchtest hier auf dem Lande nicht mehr als in der Stadt die Schürze zu spielen. Ich mag dergleichen nicht; das muß ich Dir sagen!"

„Julia, meine geliebte Julia! nicht diesen Blick, nicht diesen

Ton! Du schmerzest und betrübst mich und raubst meinem Herzen alle Freude!“

„Nun so muß ich Dir denn wohl wieder einen kleinen guten Blick geben! Aber höre, Rudolf! laß mich nie wieder merken ... pst! ... der Graf kommt wieder ... Nein! wie ist's möglich? Sie haben ein bewundernswerthes Glück, Herr Graf, die schönsten Blumen zu finden! Ach, lieber Rudolf! geh Du und hole das Garnknäuel, das in meinem Nähkorbe liegt, so hilft mir wohl der Herr Graf inzwischen kleine Sträußchen zu einem Kranze ordnen. Es fällt mir ein, daß ich mich mit einem solchen schmücken muß, um mich Dir, mein Liebling, angenehm zu machen!“

Und die kleine Boshafte triumphirte und lächelte, als Rudolf ging.

Inzwischen lud sie den Grafen Adrian ein, ganz vertraulich neben ihr Platz zu nehmen, nachdem sie selbst sich auf das von ihm ausgebreitete Taschentuch gesetzt hatte. Zwischen ihnen lagen die Blumen ausgebreitet, und nun begann man unter Julia's unausgesetztem Geplauder und Scherz eine Auswahl zwischen denjenigen Blumen zu treffen, die für den Kranz benützt werden, und denen, die den Mittagstisch zieren sollten.

„Aber sage mir: willst Du dort oben Winterquartier aufschlagen?“ fragte Lavinia von unten. „Ludwig betheuert, daß er vor Hunger stirbt, und daß er sich genöthigt sieht, die Serviette ohne Blumen zu gebrauchen, wenn Du nicht bald kommst.“

„So geht es mir auch!“ erklärte Rudolf. „Ueberdies ist in dem Korbe kein Knäuel. Komm herab, liebe Julia!“

„O, welche hungrigen Geschöpfe!“ sagte Julia lachend. „Wir müssen uns wohl am Ende doch über sie erbarmen und den Kranz bis zum Nachmittage aufsparen. Doch bewahren Sie die Blumen gut; ich übergebe sie meinem Ritter!“

Und wiederum tanzte sie die Anhöhe herab und war während der Mahlzeit so liebenswürdig, spielend und zärtlich gegen ihren Mann, daß sie den armen Rudolf ganz verwirrte und bezauberte;

Lavinia dagegen war nicht ganz munter, denn ihr Blick war dem Bruder gefolgt, sowohl als er hinausging, als auch da er zurückkam, und ihr gefiel Julia's Betragen gegen den Grafen Adrian nicht, obgleich es so ganz vollkommen Julia's Weise war, daß man sich nicht darüber wundern konnte.

Ludwig hatte gar nichts bemerkt. Er war im Uebrigen heute der froheste und angenehmste Wirth, den man sich nur wünschen konnte; und nachdem der Toast für die Damen getrunken war, so erinnerte er den Grafen Adrian an die gestern von ihm angeregte Frage hinsichtlich des Taufens der Drachenschnicke.

„Eigentlich," meinte der Graf, „sollte sie wohl den Namen einer unsrer Schutzgöttinnen erhalten; um aber keinen Samen der Zwietracht auszustreuen, so . . ."

„. . . stehen wir davon ab!" entschied Lavinia.

„Wollen wir sie nicht nach Frithiofs Schiff nennen?" schlug Julia vor.

„Gut, gut! Ellida soll sie heißen! So sei es!" Und nun wurde ein Toast für Ellida und noch viele glückliche und angenehme Touren während dieses Sommers getrunken. Am folgenden Tage sollte ihr Name nebst dem Datum ihrer ersten Reise feierlich an das Hintertheil gemalt werden.

„Und da wir nun hier im Grünen versammelt sind und keine Salonansprüche zu machen haben, so singe ich ein Lied zu Ellida's Ehren."

Man wußte nicht, ob man seinen Augen und Ohren trauen sollte, als man sah, daß der Rittmeister die Guitarre ergriff, welche für Julia mitgenommen worden war.

Seine Stimme war weit besser denn mittelmäßig, und er sang mit Geschmack eines von Frithiofs Liedern. Ein doppeltes Echo von den Felsen wiederholte jedes Wort.

„Das nenne ich mir eine wirkliche Ueberraschung!" rief Julia, in die Hände klatschend, aus, als der Rittmeister geendigt hatte.

„Ich möchte doch sehr gerne wissen, warum Lavinia mit diesem Talente ihres Herrn und Mannes so geheim gewesen ist!“

„Weil ich selbst nicht eher als in diesem Augenblicke Gelegenheit gehabt habe, darüber zu urtheilen!“ sagte Lavinia, deren Brust sich unruhig hob. „Doch zur Strafe dafür verurtheile ich ihn zu noch einem Liede bei unsrer Rückreise im Mondscheine.“

Und als der Abend kam, als die kleine Gesellschaft zurückkehrte, nachdem sie einen der glücklichsten Tage in Gottes herrlicher Natur verlebt hatte; als Ellida, leise wie ein Schwan, auf dem von dem glänzenden Strahle des Mondes versilberten Flusse dahin glitt; als die Werder, die Ufer, ja selbst das Schilf sich in dem hochblauen Wasser abspiegelten, da sang Ludwig noch einmal, und die Berge und die Felsen sangen schöner, heller denn zuvor ihr Echo zu den überströmenden Gefühlen, die sich von seiner Seele, seinen Augen einen Weg in Lavinia's Herz suchten.

Als Ellida beim Pavillon im Schatten seiner hohen Bäume landete, und Jeder seiner Dame behülflich war, ans Land zu steigen, außer dem Grafen Adrian, der sich mit Ellida begnügen und sie festbinden mußte, da führte Ludwig seine Gattin an die dunkelste Seite der Allee und flüsterte ihr zu: „sage mir — doch sage mir nichts Anderes, als die Wahrheit! — hast Du heute wohl den geringsten Schimmer von Glück empfunden?“

„Hast Du nicht Deine Augen bei Dir gehabt, guter Ludwig?“

„Sehen ist etwas anderes als hören; doch nun suchst Du mir wieder auszuweichen, wie Du immer thust, wenn Du nicht antworten willst oder auch keine Antwort zu geben hast.“

„Und Du zeigst eine solche Neugierde, daß ich nicht Willens bin, eine Antwort zu geben!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

In steter Abwechselung ländlicher Vergnügungen flogen drei Wochen schnell dahin.

Aber aus diesem wogenden, bunten und frohen Leben, das auf der Oberfläche lag, keimten schon einige giftige Kriechpflanzen auf und schlangen sich unvermerkt um die Blumen.

Wohl waren dort Keime zur Entwickelung sowohl des Guten, als auch des Bösen vorhanden, ehe jemals Julia's klare Augen über Rosenborg geleuchtet hatten, doch gewiß hatte auch Frau Brunsberg nicht Unrecht, als sie behauptete, daß man seit jener Zeit bestimmt fühlte, wie etwas Tolles und Besessenes bevorstände.

Doch wir müssen alle diese kleinen Kräfte, die von mehreren Seiten für und gegen einander arbeiteten, in größerer Nähe betrachten.

In jener Nacht, da die Gesellschaft von der ersten Lustfahrt auf Ellida zurückkehrte, ereignete es sich, daß Julia vor einigen am Tage erhaltenen Mückenstichen nicht schlafen konnte. Ihre lebhafte Seele, die niemals und kaum wenn sie schlief, Ruhe hatte, war nun gezwungen, sich selbst Gesellschaft zu leisten; denn Rudolf, obgleich oftmals beunruhigt, war durch die Ruderarbeit so müde geworden, daß nicht einmal die Stimme des „Engels" ihn zu wecken vermochte.

Also schwärmten Julia's Gedanken auf eigene Hand umher und verweilten bei wenigstens hundert Gegenständen, die aber sämmtlich so wenig unterhaltend waren, daß sie zur Hälfte auf sich selbst böse wurde, weil sie, die doch Andere so ziemlich gut unterhalten konnte, nicht im Stande sein sollte, sich selbst einige schlaflose Stunden zu verkürzen.

Indem sie nun mit den Fingerspitzen ungeduldig über die immer mehr anschwellenden Beulen auf ihrer feinen Wange fuhr,

so begann sie darüber nachzudenken, wozu wohl eigentlich die Mücken geschaffen wären. Dieses Nachdenken, welches zu vielen anmerkungswürdigen Schlußsätzen hätte Anlaß geben können, gab sie jedoch schnell wieder auf, als die Mücken ihr Gedächtniß auf die Ursache leiteten, wodurch sie die unerträglichen Stiche erhalten hatte — eine Ursache, die auf Rudolfs Rechnung geschrieben wurde, weil er dem Grafen Adrian gerufen hatte, um, Gott weiß was, zu sehen, als eben der Graf mit einem von Laubzweigen verfertigten Fächer die Mücken hinwegscheuchte.

Die genannte Erinnerung zog ihrer Seits die kleine Scene auf dem Hügel wieder an das Tageslicht, wohin Rudolf unter dem Vorwande, ihr den Sonnenschirm zu bringen, nachgelaufen gekommen war, weil sie mit dem Grafen dorthin gegangen, „um einige armselige Blumen zu pflücken." — „O, das war allzu närrisch ... mich bewachen ... und über die Schuldigkeit des Mannes, die Ehrenwache seiner Frau zu sein, Reden halten! Was konnte er wohl mit der ganzen Geschichte meinen? Ich möchte wohl wissen. Sollte es wohl möglich sein, daß er endlich eifersüchtig geworden wäre, was ich schon so lange gewünscht habe? Himmel! das wäre lustig! und noch lustiger, wenn er eifersüchtig wäre auf einen Gegenstand wie der Graf, häßlich wie ... ja, ja, mein lieber Graf ist wirklich sehr häßlich; und wäre er nicht so artig, zeichnete er mich nicht aus vor ... Nun, gleich gut! der Mensch hat keinen üblen Geschmack; und wollte Rudolf mir das Vergnügen bereiten, recht tüchtig eifersüchtig zu werden, so könnte ein höchst interessantes, ein unermeßlich interessantes Abenteuer daraus werden."

So lange Julia wach war, hatte sie nun hinreichend zu thun, um tausend Veränderungen in ihrem Abenteuer zu ersinnen.

Um sogleich den Anfang damit zu machen, so begann sie, als Rudolf endlich, beunruhigt von ihren ewigen Wendungen, erwachte, gleichsam im Schlafe, aber doch laut, deutlich und lebhaft mehrmals hinter einander den Namen des Grafen Adrian auszusprechen; und beinahe hätte sie das Kissen zerbissen, um ein mun=

teres Gelächter zu unterdrücken, als Rudolf sich erhob, um auf diese Töne zu lauschen, welche er mit halbunterdrückten Seufzern beantwortete.

„Gut, gut!“ dachte Julia. „Dies gibt nicht allein eine vortreffliche Zerstreuung, wenn andere seltener werden, sondern wir wollen uns auch im folgenden Winter jedes Mal krank lachen, wenn ich ihn an diese Zeit erinnere.“

Zufolge dieses leichtsinnigen Beschlusses zeigte sich nun Julia mit jedem Tage durch den Grafen immer mehr und mehr interessirt, und dieser war seiner Seits sichtbarlich unterhalten von Julia's Gesellschaft, obgleich es noch Jemanden gab, der etwas Anderes glaubte, und mit nicht ganz guten Augen die falsche Stellung des Grafen bemerkte, so wie auch sein Bestreben, sich lustig und galant zu zeigen, was sonst gar nicht in seinem Charakter lag.

Eine Menge Kleinigkeiten erinnerten den Rittmeister mehr denn tausendmal an den sonderbaren Scherz, oder richtiger die sonderbare Art von Prüfung, welche sich einmal Graf Adrian hinsichtlich der Ursache seiner Abreise erlaubt hatte — eine Prüfung, welche alle Leidenschaften Ludwigs erweckt und ihm ein Vorgefühl von der Pein der Eifersucht gegeben hatte. Doch Adrian hatte ja bei eben dieser Gelegenheit sein Ehrenwort gegeben, und an diesem konnte Ludwig nicht zweifeln.

Nun aber sammelte er sorgfältig und fleißig alle Erinnerungen von jenem Tage bis zu dem heutigen, und so entstanden folgende Thatsachen:

1) Der Graf hatte verschiedene Vorwände aufgesucht, um von seinem Versprechen, nach Rosenborg zurückzukehren, abzukommen; doch zuletzt hatte er, wahrscheinlich um keinen Verdacht zu erregen, nachgegeben.

2) Den ganzen ersten Abend hatte er, soweit die Artigkeit es erlaubte, ein Bemühen offenbart, nicht in allzu große Nähe Lavinia's zu kommen.

3) Er hatte einen doppelten Gedanken verrathen, als von dem Ringen die Rede war.

4) Er hatte während der ganzen Zeit sich durch eine gezwungene Aufmerksamkeit an Julia's sämmtliche Schritte gebunden, ohne zu sehen oder zu bemerken, wie sehr ihre kleinen Koketterien seine Bemühungen erleichterten.

Um aber in seinen Entdeckungen einen Schritt weiter zu kommen, da die angeführten Punkte dennoch nicht als zuverlässig gelten konnten, so beschloß Ludwig, sich jene Art von Erfahrung zu verschaffen, welche der Graf hinsichtlich Lavinia's erworben zu haben vorgab, nämlich diejenige, daß wenn der Graf auch völlig taub gewesen wäre, er doch Ludwigs Annäherung an Lavinia's Wangen und Augen abnehmen konnte. Natürlich wurde die Frage nun in entgegengesetztem Verhältniß aufgenommen. Ludwig wollte Adrians Gesicht studiren, wenn Lavinia ins Zimmer trat.

Es war ein Unglück, daß der Rittmeister dieses gefährliche Mittel erfand. Schon das erste Experiment gelang nur allzu gut.

An einem Morgen, da Ludwig unter irgend einem Vorwande den Grafen früher als gewöhnlich mit sich in den Saal hinunter genommen hatte, wohin Adrian gewöhnlich nicht eher kam, als wenn die ganze Gesellschaft schon versammelt war, sollte die Prüfung angestellt werden. Außer ihnen war nur ein Bedienter im Zimmer, welcher eben den Frühstücktisch gedeckt hatte, als Ludwig, der ebenfalls schon in der Entfernung den Gang seiner Frau kannte, schnell seitwärts an Adrian hinausblickte und bemerkte, daß ihm nicht nur das Blut ins Gesicht stieg, sondern daß er auch, um demselben Zeit zum Zurücktreten zu geben, sich am Fenster so beschäftigt stellte, daß er Lavinia's Ankunft nicht zu hören schien, ehe sie selbst ihm ihren freundlichen Morgengruß zurief.

Aber die wenigen Sekunden waren hinreichend gewesen, dem Grafen seine Fassung wieder zu geben, und Ludwig mochte sein Antlitz prüfen, so viel er wollte: dort war weiter gar nichts zu lesen.

„Ich habe auf jeden Fall genug gelesen, und wünschte ihn zum . . .“ Der Rittmeister besann sich. „Keine Uebereilung!“ sagte er zu sich selbst. „Einmal ist kein Mal. Er ist ein Mann von Ehre; fühlt er, daß er fliehen muß, so flieht er; und sagt er nun etwas vom Reisen, so bin ich wenigstens nicht derjenige, welcher ihn hindert.“

Lavinia ahnte nichts; sie war nicht im Stande, zu begreifen, aus welcher geheimen Ursache Ludwigs Augen bisweilen funkelten und auf ihr mit einem Ausdruck hafteten, vor welchem ihr wirklich zuweilen Angst wurde.

Jetzt hatte sie unmöglich zu irgend einer Unzufriedenheit Anlaß geben können: sie war stets gleichmäßig, freundlich und aufmerksam, Maria Rehnman war fast ganz vergessen — und doch sah sie oft genug Wolken auf Ludwigs Stirne, welche sie zu verjagen suchte, ohne gleichwohl immer in ihrer Bemühung glücklich zu sein.

Wer aber von Allen am meisten Ursache hatte, sich zu beklagen, das war Rudolf.

Außer der Tortur, die er bei Julia's täglichen gefallsüchtigen Künsten erlitt, mußte er die ganze Pein der geheimen Tortur erleiden, welche sie erfunden hatte, um seine Eifersucht zu wecken, zu unterhalten und noch heftiger anzufachen. Diese Tortur bestand darin, daß sie fortwährend mit immer größerer Wärme im Schlafe den Namen des Grafen Adrian aussprach, und daß sie, so oft sie mit ihrem Manne von dem Grafen redete, ihr Gefühl mit unüberlegter Offenheit verrieth und sich oft abwendete, um eine Röthe zu verbergen, die nicht vorhanden war, außer etwa vor Freuden, daß ihr Plan von dem Glücke mit dem möglichsten Erfolge gekrönt zu werden schien.

Dennoch ging nach Julia's Geschmack die Entwickelung der Intrigue viel zu langsam.

Rudolf wollte und konnte es nicht über sich gewinnen, Verdacht gegen seine Gattin zu fassen, welche er anbetete, und welche

— trotz ihrer vielen kleinen Fehler — ihm sehr oft zeigte, daß sie ihn über Alles liebte.

„Julia ist ein Kind,“ hieß es in seiner stets entschuldigenden Seele. „Sie hat keine böse Absicht mit dem Leiden, das sie mir zufügt, ja sie ahnt es nicht einmal. O, wie würde es ihr Herz peinigen und plagen, wenn sie es verstände! Armes Julchen! ich kann Dich dessen nicht anklagen, was Dir selbst unbekannt ist! Und wäre es auch möglich, daß ihre Gefühle einen flüchtigen Eindruck erfahren hätten, so verschwindet doch dieses von selbst, wenn sie vorsichtig behandelt wird. Dagegen könnte eine Ahnung von Eifersucht, eine Ahnung, daß ich ihr mißtraue, den Funken zu einer Flamme anfachen, die uns Beide verzehren würde.“

Da es sich jedoch bald zu zeigen begann, daß Julia nicht nur ihren Mann, sondern auch ihr Kind vergaß, um einzig und allein früh und spät nach Zerstreuungen zu jagen, bei welchen der Graf stets an ihrer Seite sein sollte, so beschloß Rudolf, so schwer es ihm auch wurde, mit ihr zu reden und einige sanfte und freundliche Vernunftgründe anzuwenden.

Ein heißer Julinachmittag warf seine brennenden Strahlen über Rosenborg.

Der Rittmeister war am vorigen Tage verreist, wurde aber gegen Abend zurückerwartet; Graf Adrian hielt sich wegen Kopfschmerzen auf seinem Zimmer; Lavinia war in ihrer Haushaltung beschäftigt, und in schlechter Laune warf sich Julia, die auch ihren Rudolf nicht zu ihrer Unterhaltung bereit fand, verdrießlich in eine Sofaecke und versuchte zu schlafen.

„Willst Du, daß ich Dir etwas vorlesen soll?“ fragte Rudolf.

„O nein, Du hast keine angenehme Declamation“ (diese hatte aber Rudolf wirklich, und Julia hatte ihn deswegen schon oft gelobt). Ach, wie vortrefflich liest Graf Adrian! Es ist ein Ausdruck

in seiner Stimme, daß man meint, die Worte bekämen ein ganz anderes Leben, als sie wirklich haben."

„Ja, ja; alles was der Graf Adrian thut, das ist vortrefflich; ich weiß es recht gut!" antwortete der gutmüthige Mann mit einem Versuch zum Scherz. „Doch in Ermangelung seiner Stimme . . ."

„Ich weiß nicht," sagte Julia, indem sie sich der List bediente, mit dem Taschentuche über das Gesicht zu fahren, „warum Du in einem so sonderbaren Tone von dem Grafen redest? Du weißt wohl, daß ich mich um ihn gar nicht bekümmere, es gibt gewiß keinen Menschen, der ihn mit gleichgültigeren Augen ansieht. Doch . . . doch . . . da ich ihn nicht hören kann, so lese ich selbst. Gib mir das Buch, das dort auf der Commode liegt!"

„Und mich willst Du also nicht hören?"

„Nein!"

„Julchen! Du bist . . ." Rudolf hielt inne.

„Nun was bin ich denn? Ich bin schläfrig wie immer, wenn ich Langeweile habe."

„Soll ich Dir den Kleinen holen? Sonst machte es Dir immer so viel Vergnügen, mit ihm zu spielen; doch nun seit einiger Zeit . . ."

„So! kommst Du nun mit Vorwürfen?" Eben weil Julia's eigenes Gewissen ihr Vorwürfe machte, wurde sie nun gereizt und fuhr gedankenlos fort: „Ich glaube, es ist kein Mann mit ungereimteren Prätentionen geschaffen, als Du! Soll ich mich denn an dem großen Jungen ganz zu Tode schleppen und ihn den ganzen Tag auf den Armen tragen? Bloß der Umstand, daß Du mit dergleichen zum Vorschein kommst, beweist am besten Deine Liebe!"

„Und Deine Liebe beweist sich in Deiner Antwort. O, meine Julia! Du darfst auch nicht allzu kindisch und launenhaft sein, so daß dadurch die Reinigkeit Deines Herzens verloren geht. Ich fühle, daß auch meine Geduld eine Gränze haben kann."

„Was willst Du eigentlich damit sagen? Vor wem gebe ich mir solche Blößen, daß ich die Reinigkeit meines Herzens verliere?"

„Ich glaube nicht, daß es eine Persönlichkeit ist: es ist nur Deine Eitelkeit, Deine Unbedachtsamkeit."

„O, Du wagst nicht mit der Wahrheit herauszukommen!" rief Julia, ihre Verschämtheitsrolle ganz vergessend aus. „Sage lieber: vor dem Grafen Adrian! Ich weiß doch, daß Du es auf jeden Fall denkst."

Rudolf erblaßte. „Nein!" sagte er mit Festigkeit; „das denke ich nicht; aber ich denke, es ist von Dir vielleicht kühn und nicht sehr klug, meine geliebte Julia, eine solche Idee hinzuwerfen."

„Kühn? warum denn das? Ist nicht der Graf ein Mann, der die Eifersucht eines Gatten wecken kann?"

„Das weiß ich nicht; ich weiß nur" — und hiebei zitterte Rudolf's Stimme, — „daß Du am besten thust, wenn Du Dich vor solchen Voraussetzungen in Acht nimmst! Es steht einer verheiratheten Frau schlecht an, unter der Form des Ernstes mit Dingen von dieser Wichtigkeit zu scherzen."

„Rudolf! woran denkst Du? Du vergißt, daß Du zu Deiner Gattin sprichst! Weißt Du das?"

„Ich weiß, daß ich zu einem verzogenen und verzärtelten Kinde rede. Doch glaube mir, Julia, es ist Zeit für Dich, nicht weiter zu gehen. Ich habe gegen Dich eine ungemeine Geduld bewiesen: aber ich weiß ja, daß Du gut, zärtlich und rechtdenkend bist, obgleich Deine Phantasie Dich bisweilen auf Abwege führt. Nun bitte ich Dich: treibe Dein gefallsüchtiges Spiel mit dem Grafen nicht weiter! Sobald er es entdeckt, so wird er aufhören Dich zu achten, und — was Dir vielleicht eine noch ärgere Strafe ist — Deine Unbedachtsamkeit wird Dir zuletzt die Achtung Deines Mannes rauben."

„Rudolf! ich glaube bestimmt, ja, bestimmt glaube ich, Du bist verrückt geworden."

Jetzt begann Julia zu weinen und sich zu beklagen, daß sie

nicht in ihrer letzten Krankheit gestorben war. Hätte sie es damals ahnen können, daß sie leben müsse, um eine solche Erniedrigung zu erfahren, so hätte sie sich gewiß nicht nach einem so herrlichen Leben gesehnt. Doch sie könnte auch wohl noch jetzt sterben, wenn es dahin käme, daß ihre unschuldigsten Handlungen mißdeutet und verdreht würden.

„Meine theure Julia! so unvernünftig darfst Du nicht reden. Versprich mir nur, daß Du Dich künftig mit der Würde benehmen willst, die einem Eheweibe zukommt, und wir wollen Frieden auf immer schließen; ja, ich verspreche es Dir heilig — auf immer!"

„Nun was soll ich denn eigentlich lassen?"

„Das ist viel, sehr viel! Begnüge Dich mit meinem Arm, wenn wir spazieren gehen, laß mich Deinen Sonnenschirm, Deinen Shawl, Deine Blumen tragen, laß mich laufen, wohin es Dir beliebt; zeige aber, daß Du leben kannst, ohne daß der Graf jeden Augenblick um Dich zu sein braucht."

„Eine solche Veränderung würde höchst einfältig sein, um nicht zu sagen lächerlich, und den Grafen zu dem Glauben bringen, daß ich ihn auf irgend eine Weise ausgezeichnet habe."

„Daran kann er wohl nicht zweifeln, sofern er seine Augen gehabt hat; doch zu Deinem Glück ist nicht immer die Seele dabei, wenn die Augen auf Dir ruhen."

„Du willst doch wohl nimmermehr behaupten, daß er mich für zu unbedeutend hält, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen? Doch warum sollte ich Dir nicht eine solche Artigkeit zutrauen können?"

„Ich meinte nur, daß er zerstreut ist . . . doch jetzt reden wir nicht von dem Grafen, sondern von Dir! Willst Du meine Bitte erfüllen?"

„Nein!"

„Du mußt Dich besser besinnen; denn, wie ich Dir schon ge-

sagt habe, es kommt so weit, daß auch meine Geduld eine Gränze haben kann."

„Was denn weiter? Laß uns an die Gränze kommen!"

„Ich glaube kaum, daß dies wünschenswerth wäre; laß uns lieber das Alles vermeiden! Was ich Dich bitte, betrifft unser beiderseitiges künftiges Glück; und glaube mir, geliebte Julia, so lange es noch Zeit ist: diese Interessen sind zu theuer, um sie an einen Zeitvertreib zu wagen, der Dir nur ein augenblickliches Vergnügen verschafft."

„Rudolf, willst Du mir's bekennen: Du bist eifersüchtig auf den Grafen!"

„Ich glaube kaum, daß ich es schon bin, doch, um Dir durch die vollkommenste Aufrichtigkeit und Offenheit Vorsicht anzurathen, so will ich gestehen, daß ich auf dem Wege bin, es zu werden. Doch meine Julia" — hier schlang Rudolf seinen Arm um ihren Leib und zog sie an sich — „wird zu handeln wissen, wie ihre Pflicht und ihre Liebe gebieten!"

Jetzt freute sich Julia und triumphirte in ihrem eingebildeten Siege.

Doch weit entfernt, ihren Mann zu beruhigen, gab sie ausweichende Antworten, laue Liebkosungen, so sehr auch ihr Herz sich dem seinigen entgegen sehnte. Aber es war ja doch so unendlich angenehm, ihn zu prüfen, ihn zu peinigen, um ihn dann durch einen Zauberschlag zu dem Glücke zu erheben, das er für ewig verloren zu haben wähnte.

Julia, ein Weib ohne alle Erfahrung und ohne andre Grundsätze, als die ihre Laune ihr vorschrieben, und das schlimmste von allem, eines von diesen bedauernswürdigen Weibern, die in ihrer ersten Jugend den Vorzug einer vernünftigen Erziehung entbehrt hatten, war weit entfernt, zu ahnen, oder der Möglichkeit nur ein augenblickliches Nachdenken zu weihen, daß ein Mann mit Rudolf's gemüthlichem und nachgiebigem Charakter im Stande

sein könnte, einmal seine Bande zu zerbrechen und sich als einen vollkommenen Gegensatz dessen zu zeigen, was er jetzt war.

„Von heute Abend an bleibt der Graf aus dem Spiele — meine Geliebte! beruhige mich mit diesem Versprechen!"

„Nun kommst Du an die Reihe, Rudolf, kindisch zu sein! Mit dem Grafen kann ich nichts verändern, ohne mich sowohl vor ihm, als vor mir selbst lächerlich zu machen."

„Nicht einmal um der Ruhe Deines Gatten willen?"

„Ach, wie lustig Du doch sein kannst!"

Nun begann Julia zu lachen, zu scherzen und sich von ihrer bezauberndsten Seite zu zeigen; doch Rudolf's Ohr war gleichsam taub vor den schmeichelnden Tönen, denn mit unendlichem Schmerz glaubte er zu entdecken, daß Julia nicht aus bloßem Eigensinne ihren Einfall mit dem Grafen festhielt . . .

Während es sich oben im Gastzimmer zu ernsthaften Gewitterwolken zusammenzog, saß Lavinia, die eben mit einigen häuslichen Geschäften fertig gerworden war, an einem Fenster im Saale, von welchem man die weiteste Aussicht nach der Allee hin hatte.

Ludwig konnte vielleicht nicht eher, als etwas spät am Abende zurückkommen; aber dennoch war dieses Fenster heute in Lavinia's Geschmack das beste.

„Morgen haben wir den fünfundzwanzigsten!" sagte sie halblaut, indem ein leiser Seufzer über ihre Lippen flog.

Zum ersten Male kam dieses Datum herbei, ohne daß Lavinia eine erschütternde Unruhe empfand: während der letzten Wochen war es ihrer Seele zur Gewißheit geworden, daß dieses Datum zwei Monate später, anstatt das Glück zu vernichten, das sie nun still und verschämt in ihren Herzen trugen, es herrlich entwickeln würde. Ja, Lavinia ging schon so weit, daß sie es als eine Möglichkeit annahm, Ludwig könnte schon vor dem Anbruche des fünfundzwanzigsten September, an ihren Verstand und an ihr Herz appellirt haben, ob dieses einen Schimmer von Vernunft besäße, um sich durch die Erfüllung eines übereilten Gelübdes un-

glücklich zu machen. Täglich zollte Ludwig ihr diese feine Aufmerksamkeit, diese Verehrung des Herzens, die ein Liebhaber dem Gegenstande seiner ersten Träume weiht. Zwar suchte er nie eine Gelegenheit, mit ihr über diese Gefühle zu reden, aber er suchte so viele wie möglich, um sie zu überzeugen, daß warme und lebendige Gefühle an die Stelle der ehemaligen Gleichgültigkeit und Lauigkeit getreten waren.

„Sie müssen vortreffliche Augen haben, gnädige Frau, da Sie es aushalten können, hier zu sitzen und in die Sonne zu sehen!“ sagte Graf Adrian, der auf dem Wege war einzutreten, aber auch — da er den Saal besetzt fand — wiederum auf dem Wege sich zurückzuziehen, als eben Lavinia sich umwendete.

„Ja, meine Augen sind nicht schlecht: ich sitze hier und sehe nach Ludwig.“

„Gewiß können Sie Ihre Augen noch ein Paar Stunden schonen, denn schwerlich kommt er vor sieben Uhr.“

„Vielleicht kommt er nicht früher; oft aber kommt er früher als er bestimmt hat. Ich will hinausschicken und nachsehen lassen, wie sich Rudolf und Julia in der Hitze befinden; und wenn sie Lust haben auszugehen, so schlage ich vor, daß wir zu den großen Buchen am Ende der Allee unsre Zuflucht nehmen. Dort auf dem angenehmen Grasplatze ist es doppelt so kühl als hier, und wir können alle möglichen Erfrischungen mitnehmen — oder was sagen Sie dazu, Herr Graf?“

„Ich ersuche Sie, gnädige Frau, daß Sie mir heute die Gnade erzeigen und mich wie das fünfte Rad am Wagen betrachten.“

„Das heißt als überflüssig? Auf den Vorschlag denke ich mich aber keineswegs einzulassen: die schwüle Luft im Zimmer ist gewiß für den Kopf schädlicher als die Luft im Freien, wo man doch wenigstens von Zeit zu Zeit von einem kleinen Hauche erfrischt wird. Ich hoffe, Herr Graf, Sie begnügen sich damit, das vierte Rad zu werden!“

Der Graf verbeugte sich schweigend.

Lavinia schickte in die obere Wohnung.

Julia stand in dem Augenblicke, da Jungfer Lotta ihren Auftrag ausrichtete, vor dem Spiegel und badete ihre geschwollenen Augenlieder. Sie fühlte nicht die geringste Lust, mit Lavinia spazieren zu gehen, welche sie gewiß mit einer Menge nicht gar angenehmer Fragen belästigen würde; und da überdies von keiner andern Person als „Ihro Gnaden" die Rede war, so war es für sie eben kein Verlust, von der Promenade abzustehen.

„Grüße meine Schwägerin und sage, daß ich heute nicht mehr im Stande bin, auszugehen; ich will mich hinlegen und ein wenig lesen."

„Du hättest aber doch mitgehen sollen!" sagte Rudolf, der aus dem andern Zimmer kam, als das Mädchen sich entfernt hatte. „Ich wollte herzlich wünschen, daß Du Dich mit Lavinia über den Gegenstand beriethest, der uns nun beide aufregt: das würde Dir vieles erklären, was jetzt dunkel ist."

„Glaubst Du das?" Julia rollte mit einer Miene voller Ungeduld ihrer Locken auf.

„Das glaube ich. Lavinia sieht mit ruhigem Blicke in die Dinge; sie hat Verstand und ist unparteiisch."

„Ja, sie ist wirklich unparteiisch, und es fehlt nun nichts mehr, als daß Du sie in Deine thörichten Grillen einweihst."

„Mir fehlt der Muth, es zu thun; mir fehlt der Muth, Dich einer Sache zu beschuldigen, von der ich selbst noch nicht überzeugt bin; doch Du solltest Dich dem Rathe einer Schwester, einer Freundin anvertrauen."

„Nein, ich kann mir selbst rathen; dabei habe ich mich immer am besten befunden."

„Aber Du erzeigst mir wohl das Vergnügen, und hörst auch einen Rath von mir an?"

„Was für ein Rath könnte das wohl sein?"

„Wir sind nun, wie Du weißt, drei Wochen seit Ludwig's

Rückkehr hier gewesen; doch obgleich wir versprochen haben, noch vierzehn Tage zu bleiben, so sehe ich mich dennoch genöthigt, hierin eine Aenderung zu treffen, weßhalb ich Dich bitten muß, an Deine Sachen zu denken — wir reisen im Anfang der nächsten Woche!"

Jetzt war Julia stumm vor Erstaunen.

Rudolf sollte einen Machtspruch wagen — Rudolf ganz einfach Aenderungen machen, ihr Winke, ja Befehle ertheilen, wie... wie... nein, das war zu arg! das durch Vergötterung und Schmeicheleien verwöhnte junge Weib konnte gar keine Worte finden.

Sie wußte nicht recht, ob sie in einem Anfalle von hysterischem Schmerz aufschreien, ob sie in Ohnmacht fallen, oder ob sie glauben sollte, es wäre Zeit zu... gehorchen."

Nein, so schnell, so erbärmlich konnte sie nicht ihre besten Tage überlebt haben. Gehorchen? — o nein, o pfui! ihre Macht wäre ja für immer dahin, wenn sie eine so jammervolle Partie ergriffe... Doch wenn sie sich stellte, als wollte sie gehorchen, als wollte sie nachgeben, bis seine Laune wieder besser wäre, und dann durch Bitten, Thränen... nein! niemals! das war ja der Weg, den andere Frauen finden konnten, über den sie so oft gelacht hatte... nein, sie verschmähte ihn, wollte sich nicht zu Künsten herablassen, welche sie verachtete.

Ehe Julia ihren Entschluß gefaßt hatte, war Rudolf wieder in das andere Zimmer gegangen, dort aber erst einige Minuten gewesen, als er die leichten Schritte seiner Gattin vernahm. Rudolf's Herz klopfte vor Freuden. „Sie kommt, sie bittet! — o mein Julchen! Ich wußte wohl, daß Dein Herz unverdorben war."

Jetzt war Julia im Zimmer.

Doch anstatt in die Arme ihres Mannes zu eilen, riß sie schnell Hut und Handschuhe an sich, welche auf dem Tische lagen.

Rudolf ahnte etwas, war augenblicklich am Fenster und sah den Grafen an Lavinia's Seite die Allee hinabgehen.

„Wohin denkst Du zu gehen?" fragte er fast streng.

„Wie Du fragst! Du batest mich eben, ich sollte mit Lavinia spazieren gehen!“

„Ja, aber sie geht nun nicht allein, und Du darfst Dich nicht so sehr erniedrigen, daß Du so läufst, nachdem Du ganz bestimmt geweigert hast.“

„Nun, das wäre doch lustig, wenn ich nicht einmal ausgehen dürfte! Du nimmst wohl nicht übel, wenn ich's dennoch thue?“

Sie knüpfte das Hutband fest und eilte auf die Thür zu.

„Du gehst nicht von der Stelle, das sei Dir gesagt!“

Rudolf nahm ihr selbst den Hut ab, warf ihn nachlässig hin und gab ihr einen Blick, daß sie halb bewußtlos — und zwar ganz unvorbereitet — auf den Stuhl sank.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Augenblicke an, da Lavinia und Graf Adrian auf der Grasmatte unter den Buchen Platz genommen hatten, war kaum eine halbe Viertelstunde verflossen, als sie den Jagdwagen des Rittmeisters in starker Fahrt den abschüssigen Weg herabrollen hörten.

Ludwig hatte, so groß auch die Entfernung war, dennoch seine Frau und den Grafen schon erkannt, aber auch mit demselben Blicke gesehen, daß Rudolf und Julia nicht dabei waren.

„Sonderbar, sonderbar!“ murmelte er. „Jetzt sucht er nicht auszuweichen, da er weiß, daß ich nicht vor Abend zurückkehren würde . . . Warum ist sie mit ihm allein ausgegangen? warum sind nicht Rudolf und Julia mit?“

Diese Fragen folgten einander so schnell, daß Ludwig erst, nachdem er sie sich vorgelegt hatte, über die unglücklichen und kühnen Gedanken erschrak, welche sie enthielten.

Aber obgleich er über sich selbst zu lächeln versuchte, obgleich

eine innere Stimme ihm die einfache Wahrheit sagte: „sie sind mir entgegen gekommen,“ so erhielt dennoch die Wahrheit kein Gehör; denn was er von den Gefühlen des Grafen wußte, das wußte er mit Sicherheit, und „hätte Adrian nur gewollt, so hätte er sehr leicht von der Nothwendigkeit abkommen können, ihr allein Gesellschaft zu leisten“ ... Demnächst hieß es: „Lavinia ist ebenfalls von seiner Gesellschaft allzu sehr interessirt — sie war es von dem ersten Augenblicke an.“

Und nun traten alle möglichen grundlosen Bilder aus der Vergangenheit hervor, bis zu der Zeit, wo die Kinder krank lagen. Warum, da sie an jenem Tage ruhen wollte, geschah das nicht auf dem bequemen Sofa in ihrem eigenen Zimmer, sondern im Salon, wo sie ... ?“

„Nein, nun geht's geradewegs zum T—l!“ und Ludwig gab den Pferden ein Paar Hiebe, so daß sie eher dahin flogen, als liefen. „Ach, die Scene dort im Grünen sieht höchst vertraulich und angenehm aus! Ich hätte gar nicht nöthig gehabt, die armen Thiere beinahe zu Tode zu jagen, um bald zu Hause zu sein — sie befindet sich auch ohne mich recht gut.“

Und immer heißer brannte Ludwig's Blut, besonders da er nun sah, wie der Graf seiner Frau zum Aufstehen die Hand reichte: „Das hätte auch wohl doppelt so schnell geschehen können, wenn es überhaupt nöthig gewesen wäre! ... Ach so! ... sie wollen mir entgegen kommen! — nun, das war wohl auch schwer zu vermeiden!“

„Willkommen, bester Ludwig! willkommen zu Hause!“ rief ihm Lavinia entgegen, und grüßte ihren Mann freundlich mit Hand und Blicken. „Ich ahnte, daß Du uns überraschen würdest; und da ich sehe, wie warm Du bist, so will ich mit meinem Vorbedacht wirklich ein wenig groß thun: ich habe etwas Abkühlendes für Dich in Ordnung!“

„Ja, ja, ich weiß: das ist ja eben Dein Talent!“ antwortete Ludwig, der in seiner erregten Gemüthsstimmung in dem wohl-

gemeinten Ausdruck seiner Frau eine Art von Spott zu finden meinte.

Er warf dem Bedienten die Zügel zu, sprang aus dem Wagen und befahl vorweg zu fahren.

Lavinia war auf's Höchste erstaunt. Statt einem Blicke zu begegnen, der vor Freude und Dankbarkeit strahlte, statt ihre kleine Artigkeit verstanden und geschätzt zu sehen, begegnete ihr ein Blick, der zwar brannte, aber doch nicht wärmte und eine Sprache, die allzu gezwungen war, um im geringsten natürlich zu sein.

„Er hat in seinen Geschäften einen großen Verdruß oder Verlust gehabt!“ dachte sie und bemühte sich, in ihr ganzes Betragen eine Ungezwungenheit zu legen, die ihn versichern konnte, daß er sie nicht beleidigt hätte. Sie war überzeugt, daß es ihm späterhin leid thun würde, daß er sie die Folgen seiner mitgebrachten üblen Laune hatte fühlen lassen. „Das kann auf keinen Fall eine Gewohnheit werden,“ so tröstete sie sich selbst; „denn noch nie hat er wegen eines solchen Anlasses zu Hause sich verstimmt und übelgelaunt gezeigt.“

Graf Adrian, der einen allzu kurzen Gruß erhalten hatte, schien inzwischen nicht einen so großmüthigen Entschluß gefaßt zu haben. Im Gegentheil lag eine gewisse gereizte Stimmung in seinem Tone, als er sagte: „Die gnädige Frau entwickelt immer ein bewundernswürdiges Talent, den Geschmack ihres Gatten zu errathen. Ich bin überzeugt, daß Ludwig das Bedürfniß eines kühlenden Trankes noch nie in höherem Grade gefühlt hat.“

Lavinia war betrübt, daß der Graf sich beleidigt fühlte, er, der stets der personificirte Verstand war; und noch betrübter wurde sie, als sie die Blicke voll wachsenden Zornes sah, die der Graf und ihr Mann wechselten.

Inzwischen traf der ganz unerwartete Fall ein, daß Ludwig kein einziges Wort erwiederte, etwas, wofür ihm Lavinia — welche die Heftigkeit seines Charakters so genau kannte — in einem solchen Grade dankbar war, daß sie selbst seinen Arm ergriff und

mit einer Anmuth und Freundlichkeit äußerte, welche sogar die Eifersucht einschläferte: „Rosenborg und alles, was darin lebt und webt, verliert seine Annehmlichkeit, wenn der Herrscher entfernt ist."

„Ich wäre schon zufrieden," antwortete er, indem er sich zärtlich und vertraulich zu ihr herab neigte, „wenn nur eine einzige Person mich vermißt hätte!"

Sein Ton verrieth die augenblickliche, aber mächtige Veränderung, die in ihm vorgegangen war.

„Wenn Dich keine einzige Person entbehrt hätte, so errathe ich" . . . Lavinia beendigte ihre Periode durch ein solches schalkhaftes Lächeln, welches in gewissen Augenblicken einem schönen Weibe so vortrefflich gut ansteht.

„Was erräthst Du in dem Falle, daß mich Niemand vermißt hätte?"

„O, nichts anderes, als daß Dir dann gewiß Niemand entgegen gekommen wäre, dem Du zeigen könntest, daß Du auf Deiner Reise keine glücklichen Geschäfte gemacht hast."

„Dank, Dank! aber Du darfst nicht glauben, daß ich diesen schwachen Männern angehöre, die jeden Verdruß, der sie trifft, an den Seinigen zu Hause auslassen. Nein, das ist meine Art nicht. Jetzt habe ich noch dazu sehr glückliche Geschäfte gemacht: mein Korn zu einem hohen Preise verkauft. Doch vergib! — Dergleichen ist zu trivial für Dich!"

„Warum denn das, mein guter Ludwig? Wenn Du glaubst, daß es mich genirt, von Deiner Oekonomie reden zu hören, so irrst Du dich gerade so sehr wie ich eben, da ich meinte, Deine Laune wäre nicht gut."

„Was meine Seele verfinsterte war nur ein Gedanke — er kam und ging. Aber weißt Du, theure Lavinia! es ist ein großes Glück, daß Du Dich auch dann gut gegen mich zeigst, wenn ich es gar nicht verdiene. Bei einem andern Verhalten von Deiner Seite könnte meine Seelenstimmung, wenn sie so reizbar ist, wie sie jetzt war, sich leicht für uns beide in Kummer verwandeln.

Du streichst die Wolken mit so leichter Hand hinweg, daß ich kaum weiß, wie sie verschwinden. Ich merke nur, daß es wieder hell wird."

„Ach!" sagte Lavinia fröhlich, „das ist alles Dein eigenes Verdienst. Entsinnest Du Dich noch wohl der Lection, die Du mir auf dem Kirchhofe gabst an dem ersten Tage, da ich meine neue Heimath in Besitz nahm?"

„Hätte ich Dich damals so gut gekannt wie jetzt, so würde ich meine Rede gespart haben; denn überflüssigere Worte sind wohl noch nie weggeworfen worden."

„Also," sagte Lavinia mit leichter Betonung, indem sie verstohlen auf die andere Seite des Weges blickte, wo der Graf Adrian schweigend hinschritt und die neuen Gräben betrachtete — „also würdest Du jetzt Deiner Frau eine kleine „Hindeutung" erlauben, falls sie meinte, daß Du in einer Hinsicht Unrecht gehabt hättest?"

„Warum nicht?" erwiederte Ludwig erröthend, da er sich nur allzu gut seiner Aeußerung erinnerte, daß er „keine Hindeutung leiden könnte, am allerwenigsten von seiner Frau" ... „Eine verständige Gattin kann alles, was sie will, denn sie will nichts anderes, als das Gute. Doch worin habe ich denn Unrecht gehabt?"

„Du warst so unfreundlich gegen den Grafen Adrian — er ist verdrießlich, und Du besänftigst ihn nicht."

„War denn *seine* Aeußerung freundlich?"

„Nein, das behaupte ich nicht; aber es lag etwas darin, das ich nicht recht verstand, und eben so auch in Deinem Blick. Guter Ludwig, der Graf ist Dein Gast!"

„Glaubst Du nicht, Lavinia, daß ich schon sehr viel that, als ich nicht antwortete?"

„Das glaube ich nicht nur, sondern ich weiß es; und Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welch einen guten und angenehmen Eindruck diese Deine Herrschaft über Dich selbst auf mich machte. Ach, sage jetzt nur ein freundliches Wort! Ich habe keine Argumente, sondern nur eine herzliche Bitte."

Ludwig seufzte, und Lavinia, die nicht ahnen konnte, was sich alles in der Brust ihres Mannes bewegte, sah mit Verwunderung, welche Gewalt er sich anthat, um ihrer Bitte nachzukommen.

Endlich aber sagte er doch freundlich, indem er auf die andere Seite hinüberblickte: „Entschuldige, mein bester Bruder — ich vertiefe mich so sehr in das Gespräch mit meiner Frau, daß ich Dich ganz vergesse."

Mit einem versöhnenden Lächeln wendete sich der Graf um, und in seinem Gesichte lag ein schmerzhafter Zug, der Ludwig rührte. Doch Adrian ließ ihm keine Zeit, einen neuen Gegenstand zu beginnen, denn er sagte mit seinem ruhigen, herzlichen Tone: „Plaudre Du mit Deiner Frau, Bruder! Ich gehe vorweg nach Hause zu Frau Brunsberg's Fliederthee, den ich nur aus Artigkeit gegen Deine Frau stehen ließ, da sie keine andere Gesellschaft hatte. Ich habe mich heute den ganzen Tag nicht wohl befunden." Und mit einem freundlichen Kopfnicken beschleunigte er seine Schritte.

„Bist Du nun zufrieden?"

„Ach ja, Ludwig! ich fühle mich dankbar und stolz, da Du mir erlaubst, zu glauben, daß meine Meinung und mein Rath einigen Werth bei Dir haben."

„O, sie haben nur einen allzu hohen Werth! Weißt Du: es ist ein Gefühl, als würde man gleichsam von Neuem geboren, wenn man fühlt, wie unser moralisches Wesen allmählig seine Form verändert und alle diejenigen Seiten entwickelt, die bisher verborgen waren und es vielleicht für ewig geblieben wären, wenn nicht ein freundlicher Sonnenstrahl in die Finsterniß geströmt und sie erhellt hätte. Was am wunderbarsten auf mich einwirkt, ist das glückliche Gefühl, daß ich hier keine Langeweile und kein Unbehagen mehr fühle. Diese beiden Plagegeister üben eine zerstörende Wirkung auf die Seele aus, verwandeln das Blut in Eis und trüben den Charakter so, daß man sich selbst und Andern unausstehlich

wird. Glaube mir, eben diese beiden Feinde, von welchen ich mich bisher nie befreien konnte, machten mich zu demjenigen, was ich war, und urtheile nun selbst, wie innig und herzlich meine Dankbarkeit sein muß gegen diejenige, welche durch ihre Anwesenheit sie täglich weiter und immer weiter vertreibt!"

Lavinia fühlte sich so gerührt, daß sie kein einziges Wort hervorzubringen vermochte. Schweigend gingen sie weiter. Diesmal wurde die Limonade vergessen, denn nun brauchte Ludwig nichts mehr, als einen Blick aus dem strahlenden Auge seiner Gattin.

„Was bedeutet das?" sagte Lavinia und deutete auf Frau Brunsberg, welche den Herrschaften bis vor dem Hofe entgegen kam.

„Gott sei gelobt, daß die gnädige Frau kommt! Willkommen, Herr Rittmeister! allerergebenst willkommen, wollte ich sagen; aber ich will's nur rein heraus sagen: der Herr Protokolls-Sekretär hat mir den Kopf ganz verwirrt. Wir haben wohl fünfzehn Sorten für die gnädige Frau angewendet, die durch diese schreckliche Wärme ohnmächtig geworden und dann in ein solches Weinen gefallen ist, daß ich beim lebendigen Gott glaube, sie hat in jedem Auge eine Quelle."

Lavinia ließ den Arm ihres Mannes los, flog über den Hof, die Treppe hinauf und in Julias Schlafgemach.

Hier lag Rudolf vor dem Sofa auf den Knieen und badete die Schläfe und Wangen der angebeteten Gattin mit Wasser, Essig, Kampferspiritus, Franzbranntwein und Eau-de-Cologne, das eine um das andere. Doch nichts wollte helfen; Julias Augen schienen wirklich in Quellen verwandelt worden zu sein, so unaufhörlich strömten sie.

„Was in des Himmels Namen ist das?" fragte Lavinia.

„O," klagte Julia, „ich kam in einer unglückseligen Stunde in Dein Haus! Mein Herz, mein Kopf brennt — ich will sterben!"

„Vergib, o vergib, meine geliebte, meine theure, Julia! Ich kann es mir doch nimmermehr selbst verzeihen, daß ich Dich in diesen Zustand versetzt habe."

„Du?" fragte Lavinia. „So sage doch, was es ist?"

„Was soll ich sagen? ... Ich redete mit Julia von einigen Kindereien ... und ...“

„So? Du redetest mit mir von einigen Kleinigkeiten? O, Du listiger, böser Mann! so sage es doch lieber rein heraus, daß Du durch Deine fürchterliche Eifersucht und Deine Verrücktheiten mich getödtet hast — das ist die reine, klare Wahrheit.“

„Meine beste Julia!“ sagte Lavinia fast streng, „ich ersuche Dich, daran zu denken, daß im angränzenden Zimmer einer von den Dienstboten sein kann, und daß es in der That wenig ehrenhaft für Dich sein würde, wenn sie hörten, daß Du Dich auf diese Weise über Deinen Mann äußerst!“

„Ja, das kannst Du sagen, die Rudolf zu demjenigen gemacht hat, was er nun ist: mißtrauisch, streitsüchtig, unausstehlich! Aber glaube nur nicht, weil Du gehst und Dich vor Deinem Mann demüthigst und Dir einbildest, daß ein Weib nur deßhalb in die Welt gekommen sei, um sich zu demüthigen und unterdrücken zu lassen, glaube nur nicht, daß ich auf so etwas eingehe!“

„Ach, vergib ihr, vergib ihr um Gottes willen!“ bat Rudolf. „Sie ist krank und aufgeregt; sie weiß nicht was sie sagt, die arme Kleine!“

„O ja, ich weiß das sehr gut,“ schluchzte Julia; „und ich weiß auch, daß dieses Rosenborg ein unglücklicher, abscheulicher Ort ist, der schon einer jungen Frau das Leben geraubt hat. O ja, davon hat man wohl gehört!“

„Still, um des Himmels willen still!“ ermahnte Lavinia mit dem Finger auf den Lippen. „Ich höre Ludwigs Schritte draußen.“

„So? meinst Du, daß ich mich auch vor ihm fürchte? Aber ich will gar keine Vorlesung hören!“ Sie warf sich auf die andere Seite.

„Ich muß auf einige Augenblicke hinaus!“ flüsterte Lavinia. Rudolf hielt sie in größter Seelenangst zurück. „Wie soll das endigen?“

„Ganz gewiß so, daß sie morgen so entzückend und bezaubernd ist, daß Du diesen ganzen Auftritt vergissest.“

Rudolf antwortete nicht; er schüttelte nur den Kopf mit einem Ausdrucke von unendlichem Kummer.

Als Lavinia die Thür öffnete, so fand sie ihren Mann vor dem zunächst stehenden Tische, gestützt auf dessen Platte. Seine Miene bezeugte, daß er jedes Wort gehört hatte, daß Julia einen äußerst unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Großer Gott, welch ein Weib! Wäre sie mein ... wäre ..."

„Nun aber ist sie nicht Dein!" unterbrach ihn Lavinia und zog ihn mit sich von der Thür hinweg. „Ich bin herzlich betrübt um Rudolf's willen."

„Was ist er aber auch für ein Mann, daß er sich nicht in Respekt setzen kann! Ich sah noch nie in meinem Leben eine solche Schwäche — auf den Knieen zu liegen und Verzeihung zu erbetteln, wenn sie wie eine Furie tobt!"

„Bedenke, daß er liebt, guter Ludwig! Die Liebe macht ..."

Lavinia schwieg plötzlich. Sie wollte sagen: „die Liebe macht den Mann schwach;" aber sie hütete sich, den Satz zu vollenden.

„O, fürchte Dich nicht, den alten Glaubensartikel auszusprechen! Alles kommt ja auf die Anwendung an."

„Ich weiß nicht, mein bester Ludwig, ob wir jetzt derselben Meinung sind. Ich wollte sagen: Die Liebe macht jeden Mann mit Rudolf's weichem und sanftem Charakter schwach bis zur Unvernunft. Noch einige solche Scenen, wie die heutige, und Julia bildet sich in ihm einen kleinen Haustyrannen. So wie er gepeinigt und gereizt worden ist, so wird er seiner Seits peinigen und reizen, wenn die Liebe erloschen ist."

„Dein Blick sieht mit scharfer Klarheit in Rudolf's Charakter. Gestehe aber, daß Du eine kluge Frau bist: Du änderteſt gewiß etwas an dem begonnenen Satze!"

„Ich berichtigte ihn." Sie sah ihm mit einem offenen Blick in's Auge. „Als ich redete, so dachte ich nur an Rudolf. Ich glaube, Dich hinlänglich zu kennen, um überzeugt zu sein, daß die Liebe Dich nie in dieser Bedeutung des Wortes schwach machen wird."

„Meinst Du denn, gute Lavinia, daß sie es in irgend einer Bedeutung des Wortes könnte?"

„Vielleicht — wenn man es nämlich Schwäche nennen kann, daß man durch dieses Gefühl sich selbst besser beurtheilen und kennen lernt ..." Sie erröthete stark, als sie sich unterbrach.

Ludwig lächelte, drückte seiner Frau die Hand und entfernte sich mit einem freundlichen Kopfnicken.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Lavinia hatte Julia's Krankheitsanfall vollkommen richtig beurtheilt.

Am folgenden Morgen zeigte sich beim Kaffeetische die junge Dame gesund, froh und ungenirt, als ob Nichts vorgefallen wäre und Nichts den gewöhnlichen Gang in diesem Leben, voller Kindereien und Kleinigkeiten, das sie stets führte und indem sie sich so glücklich fühlte, gestört hätte.

Sie war in so hohem Grade gegen Rudolf freundlich, zärtlich und aufmerksam, daß sie ihm sogar sein Cigarrenfutteral holte; und wenigstens ein Viertel des Tages wendete sie an, sich mit dem „Seraph" zu beschäftigen, Brei zu kochen und sich mit einer Menge mütterlicher Pflichten abzuarbeiten.

Sie schien jetzt den Grafen Adrian kaum zu sehen; dieser aber bemerkte eine so interessante Veränderung gar nicht, welche er vielleicht für absichtslos hielt.

Doch Rudolf, der schwache, schwache Rudolf, konnte alle diese schönen Früchte des feinen Verstandes und guten Herzens seiner Julia nicht sehen, ohne sich tief gerührt zu fühlen; und als er sich nun am Abende mit der kleinen vielfarbigen Tausendkünstlerin allein befand, so sagte er selig und dankbar:

„Heute ist Alles versöhnt! Sei immer so, geliebte Julia! und

ich streiche den gestrigen Tag für ewig in meinem Gedächtnisse aus."

Doch Julia strich ihn nicht aus in ihrem Gedächtnisse.

Indem sie Rudolf's Liebkosungen erwiederte und ihn mit rührender Verschämtheit versicherte, daß sie glaube am gestrigen Abend durch den Schrecken einen Anfall von Wahnsinn gehabt zu haben, so dachte sie schon über Mittel nach, ihn recht nachträglich wieder zu erschrecken. Hatte sie bis jetzt nur zu ihrem Vergnügen und um für den Winter etwas zu lachen zu haben, intriguirt, so wollte sie es jetzt aus Rache.

Rudolf sollte vor Angst zittern lernen, und dann sollte er es lernen, Gott zu danken, daß er sich über nichts anderes zu beklagen hätte, als über die kleinen unschuldigen Launen seiner Frau.

Zwei Tage lang fuhr Julia noch fort, die entzückende Rolle einer Büßerin zu spielen und so ihre Herrschaft über Rudolf zu befestigen, daß man sah, er war nun verliebter und verstrickter als je.

Doch war es ihr unmöglich, Ludwig's und Lavinia's Gefühle nach ihrem Willen, ja nicht einmal nach ihrem Wunsche zu biegen und zu formen. Lavinia war artig, aber nicht schwesterlich, und Ludwig wich ihr sichtbarlich aus, so viel die Höflichkeit erlaubte.

Der Morgen des dritten Tages kam.

Julia schlief länger als gewöhnlich — wenigstens sah es aus als schliefe sie noch.

Rudolf ging blaß wie der Tod im Zimmer umher. Bitterer Kummer, bebende Furcht warfen ihre wechselnden Schatten über sein schönes Antlitz. Endlich trat er an das Bett und strich mit der Hand über die Stirn seiner Frau.

Sie fuhr auf.

„Guten Morgen, geliebter Rudolf!" Sie streckte ihm die Arme entgegen.

Doch Rudolf betrachtete sie starr ohne die geringste Bewegung zu machen, ihre Liebkosung zu erwiedern.

„Was ist Dir?" fragte sie und sah ihn an mit gut gespielter Bestürzung.

„Nichts!"

„Ach! soll ich nun wieder unglücklich werden? bist Du wieder unzufrieden mit mir? Und doch, Rudolf! wenn Du wüßtest . . . wenn Du ahntest, wie viel mich meine gute Laune, meine frohen Blicke kosten!" Sie stellte sich, als unterdrückte sie ihre Verzweiflung und fuhr langsam fort: „Ich bin nicht mehr von Herzen froh wie sonst."

„Ich weiß es!" antwortete er bitter.

„Du weißt es?" Julia sank zusammem mit allen Zeichen einer tödtlichen Angst.

„Ja, Julia! diese Nacht hat alles verrathen, was meine Seele schon längst zu fürchten und zu ahnen begonnen hatte . . . . Als Du meintest, ich schliefe, da schlief ich nicht: ich hörte Dich weinen, und nicht im Schlafe, wie sonst, einen Namen hervorpressen, den ich jetzt nicht wiederholen will, weil ich es nicht über mich vermag, Deine Wangen vor Scham erröthen zu sehen."

Julia hielt beide Hände vor das Gesicht und verbarg es in den Kissen.

„O, was thust Du? . . . Ist denn keine Hoffnung mehr da, daß ich mich geirrt habe? So sprich doch, aus Barmherzigkeit: sprich!"

Er sank neben sie hin, preßte ihre Hände in die seinigen, und bettelte in unzusammenhängenden Worten um ein Wort, ein einziges trostreiches Wort.

Aber Julia fuhr fort zu schweigen und ihr Gesicht zu verbergen; gleichwohl sah sie durch die Finger Rudolf's gränzenlose Qual und . . . lächelte darüber.

Und doch liebte dieses Weib so hoch, wie sie lieben konnte.

„Wohlan denn!" fuhr er fort, „es ist eine Kinderei, ein

Traum, eine Phantasie — o ja, eine Phantasie, die sehr bald verschwinden wird. Ich will Dich behandeln wie ein krankes, verirrtes, aber doch immer unaussprechlich geliebtes Kind, dessen Genesung keinem Zweifel unterworfen sein kann. Meine Julia! versprich mir, daß Du mit Vertrauen in meine Arme fliehen willst, und die Versuchung wird Dir nicht nahen. Gieb mir diese Hoffnung, und noch, noch kann Alles gut werden!"

„Ach, was vermag ich?" stotterte Julia.

„Viel, viel! Noch kann die Liebe zu Deinem Gatten nicht gänzlich erloschen sein, noch sind einige Funken übrig . . . nicht wahr? Es muß wahr sein! . . . O, Julia, Julia! hörst Du? — Es muß wahr sein!"

„Nichts ist wahr, außer daß ich gränzenlos unglücklich bin."

Rudolf's Antlitz zeigte bei diesen Worten, daß sein Leiden eine unerhörte Höhe erreicht hatte.

In Julia regte sich ein Gefühl, nicht der Unentschlossenheit, sondern des Mitleides, und sie nahm sich vor, ihn nur diesen einen Tag der Tortur zu unterwerfen. Doch mußte diese vollständiger werden, ehe sie ihn wieder auf die Spitze des Himmels erhob.

In Rudolf's verstörter Seele war nur ein einziger klarer Gedanke: Julia so bald als möglich aus der gefährlichen Nähe des Grafen Adrian zu führen.

Er wollte, er konnte sein Unglück nicht als unheilbar denken; denn er war überzeugt, wenn Julia nicht mehr täglich neue Nahrung ihres flüchtigen Gefühls fände, so würde dieses von selbst verschwinden und ihr Herz wärmer als vorher zu ihm zurückkehren. Zufolge dieser Hoffnung suchte er seiner Heftigkeit Gewalt anzuthun und sie durch die Ausbrüche seiner Verzweiflung nicht weiter zu ängstigen und zu beunruhigen.

Inzwischen war er so aufgeregt, daß er sich weder beim Frühstück noch beim Mittagstisch zeigen konnte, und daß er unter dem Vorwande einer leichten Unpäßlichkeit oben blieb. Er verlangte

nicht die Gesellschaft seiner Frau, und sie erbot ihm auch dieselbe nicht.

„Es würde allzu lächerlich sein und zu recht sonderbaren Vermuthungen Anlaß geben, wenn wir uns beide hier oben hinsetzten!" äußerte Julia bei ihrer Rückkehr vom Mittagstische. „Ich nehme meine Arbeit und gehe wieder hinunter — Du siehst so aus, als würdest Du mich nicht vermissen."

„Thue alles, was Dir beliebt, wenn Du nur nicht vergissest, daß Du nicht allein mein Leben, sondern auch meine Ehre in Deinen Händen hast. Wie auch Deine Gefühle sein mögen, so handle wenigstens als meine Gattin! Diese Bitte darfst Du nicht in den Wind schlagen!"

Julia erröthete tief. So leichtsinnig sie auch war, so sah sie dennoch ein, wie schwer Rudolf diese scheinbare Ruhe, dieses Vertrauen im Todesschmerze werden mußte. Aber es wäre ja ein unverzeihlicher Wahnsinn, das kleine Komplott zu entdecken, ehe es vollkommen fertig wäre, und noch dazu war es allzu schwer, der kleinen Rachsucht zu entsagen.

Eine kurze Zeit verweilte sie in dem Kabinette neben dem Schlafzimmer, dessen Thür sie zugemacht hatte.

Als sie wieder heraus trat, hielt sie in der Hand ein Bouquet der schönsten Blumen, mit welchem sie sich fächelte. Einige Male näherte sie sich der Thür, ging aber wieder zurück, sichtbarlich im Kampf mit einer Kraft, die mächtiger war als ihr eigener Wille.

Rudolf wurde aufmerksam. Er war so gewohnt in Julia's Bewegungen zu lesen, daß er aus den jetzigen zu fürchten begann, sie hätte etwas vor, das sie selbst durchzuführen, Bedenken trug. Mit der letzten Anstrengung seiner Selbstbeherrschung sagte er sanft: „Gieb mir Dein Bouquet, geliebte Julia!"

„Nein, gewiß nicht!" antwortete sie verwirrt, und verbarg das Bouquet in ihrem Schnupftuche.

„Hast Du es denn für einen Andern bestimmt?"

„Für Niemand anders als mich selbst!" Sie öffnete die Thüre und wollte gehen.

„Verzeihe, wenn ich Dich aufhalte — Du erlaubst wohl wenigstens, daß ich an Deinen Blumen rieche?"

Gleichsam ängstlich, durch ihre Weigerung Aufmerksamkeit zu erregen, hielt sie ihm selbst das Bouquet hin.

Er beugte sich hinab und schien mit Wohlbehagen den Duft einzuathmen; plötzlich aber riß er ihr das Bouquet aus der Hand, riß es entzwei und zog einen kleinen Papierstreifen hervor.

„Nun wohl? was sagst Du nun?" fragte er mit keuchender Stimme.

Julia antwortete nicht. Es würde eine große Scene gegeben haben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, sie müßte laut auflachen; daher begnügte sie sich mit einer kleinen ... und stand da gleich einer zitternden Verbrecherin und heftete den Blick unverwandt auf die Erde.

Inzwischen überflogen Rudolf's Augen folgende Zeile:

„Statt um sieben bin ich um fünf Uhr im Pavillon.

Julia."

Nicht ein einziges Wort kam über die zitternden Lippen des Mannes; er zerdrückte nur das kleine Billet, und setzte sich dann um ein anderes zu schreiben, welches er sogleich versiegelte und hinaustrug.

„O, vortrefflich! Er fordert gewiß seinen Rival heraus, und ich kann vor Lachen ersticken, wenn ich mir die großen, verwunderten Augen des Grafen Adrian und Rudolf's Raserei denke, wenn er seinen Gegner kalt wie einen Stein und unbegreiflich wie einen Schlaftrunkenen findet. O, welch ein reicher Tag — am Morgen ein Trauerspiel, darauf ein hübsches Drama und zum Beschluß ein Lustspiel mit Liebesliedern und Entzückensausrufungen! Ach, wie selig wird er sein, mein Rudolf! Ich glaube wohl, daß ich ihn

so von der Beschwerde, mich zu bewachen, kuriren werde . . . Ja, ich verstehe mich darauf, meinen Mann zu behandeln, ich!"

Rudolf kam zurück. Julia wollte sich hinausschleichen; doch er zog den Schlüssel ab und sagte kalt: „Ich hoffe, Du begnügst Dich auf einige Stunden mit meiner Gesellschaft!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Bruder Adrian!" rief der Rittmeister von dem Hofe hinauf zu den Fenstern des Grafen, „wirf mir doch ein Paar Cigarren herab! ich habe unglücklicher Weise Geschmack für die Deinigen bekommen ... Ich belästige Dich doch wohl nicht damit?" fragte er, sich zu seiner Frau wendend, die neben ihm stand; beide waren im Begriff, einen Spaziergang auf das Feld zu machen.

„Nein, gewiß nicht: in der freien Luft ist es recht angenehm zu sehen, wie vergnügt Ihr Eure Cigarren raucht ... Doch ich glaube fast, daß der Graf entweder schläft oder nicht zu Hause ist, weil er nicht antwortet."

„Da muß ich mir wohl die Mühe machen, hinaufzugehen und im schlimmsten Falle zu stehlen!" meinte Ludwig und eilte die Treppe hinauf.

Doch so lange blieb er oben, daß Lavinia fast auf die Vermuthung verfiel, daß auch er eingeschlafen wäre oder einen andern Weg eingeschlagen hätte.

Als er endlich zurückkam, sah er aus wie ein Mensch, der im Schlafe oder im Rausche geht: seine Augen waren starr und wild, seine Wangen blaßgelb; eine Welt voller Kummer schien auf seine Brust herabgefallen zu sein.

„Ludwig! in des Himmels Namen — was ist geschehen?" fragte Lavinia erschrocken.

„Geschehen?" — er schien seine Augen zu zwingen, sie nicht

anzusehen — „es ist nichts geschehen, außer ... daß ich keine Cigarren gefunden habe."

„Ach, gewiß ist der Graf krank?"

„Beruhige Dich: er ist nicht krank, ich hoffe im Gegentheil, er befindet sich vollkommen wohl. Er war übrigens nicht zu Hause."

„Aber, mein bester Ludwig! warum willst Du mich glauben machen, daß nichts geschehen ist, da doch Dein Gesicht das Gegentheil verräth? Auf diese Art beunruhigst Du mich wirklich doppelt. Bist Du bei Rudolf gewesen, gewiß bist Du!"

„Du hast mir ja selbst gesagt, daß Rudolf sich nicht wohl befindet, und keinen Besuch annimmt. Ich bekam Schwindel, als ich die Treppe herab ging — das ist Alles."

Lavinia wußte kaum, ob sie diesem Vorgeben glauben sollte.

„Wenn Du Dich nicht wohl befindest," sagte sie, „so laß uns hinein gehen und unsere kleine Auswanderung bis morgen verschieben!"

„Das will ich um keinen Preis: Du weißt, ich bin ein wenig eigensinnig, wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe." Er versuchte zu lächeln. „Komm, komm!" Er ging, doch ohne ihr, wie gewöhnlich, den Arm zu bieten.

„Mein guter Ludwig!" sagte sie, in der Absicht, ihn auf einen Gegenstand zu leiten, der seine Gedanken zerstreuen konnte, „wann wollen wir unser Erndtebier haben? Ich freue mich wirklich auf diese kleine Feierlichkeit."

„Ja, sie ist recht angenehm, und wir können ja, wenn Frau Brunsberg mit Brauen und Backen im nächsten Monat fertig ist, dann daran denken."

„Im nächsten Monate, sagst Du?"

„In der nächsten Woche meine ich."

Ludwig zog seine Uhr und besah sie.

Ganz ungekünstelt that Lavinia dasselbe mit der ihrigen. Die Uhr war zehn Minuten auf sechs.

„Welch ein herrlicher Nachmittag."

„Ach ja, unendlich herrlich! Wir wollen ihn draußen auf dem Wasser genießen, und wenn Du nur im Geringsten Lust dazu hast, so rudere ich Dich ein wenig!"

Er warf seiner Frau von der Seite einen verstohlenen aber forschenden Blick zu.

„Du weißt selbst, bester Ludwig, daß unsere Ausfahrten mir viel Vergnügen machen; doch heute Abend habe ich keine Zeit, lange draußen zu sein."

„Weßhalb denn nicht?"

„Einige kleine Geschäfte in der Wirthschaft! entschuldigte sie.

„Und Frau Brunsberg —"

„Ja, sie ist gewiß in jeder Hinsicht vortrefflich; doch ich mache einen Theil der feineren Beeren selbst ein."

„Wozu soll das dienen?" fiel er spitzig ein. „Wer soll von den Beeren essen?"

„Wir wollen alle miteinander davon essen, hoffe ich."

„Aber legt man denn nicht eigentlich für den Winter ein? und wenn dieser kommt, so steht Rosenborg öde. Ich denk' im Herbst nach Stockholm zu ziehen."

„Denkst Du das?" sagte Lavinia, die nun leicht einsah, daß Ludwig an keinem körperlichen Uebelbefinden, sondern an etwas ganz anderem litt. Doch war sie zu klug, um ihre Verwunderung merken zu lassen und zu gut, um einen beißenden Zusatz zu machen, was sie selbst zu thun gedächte.

Doch Ludwig war jetzt in einer Laune, die wo möglich ihre Geduld erschüttern konnte.

„Ich glaube, fuhr er fort, „ich werde mich bei dieser Anordnung wohl befinden, und ich denke, daß auch Du schon an einen angenehmen Wohnort gedacht hast!"

„Nein, noch nicht."

„Wirklich — das ist allzu wenig bedachtsam. Zwei Monate fliegen schnell dahin und ich halte es für abgemacht, daß Du Dich nicht in Rudolf's Haus niederlassen willst."

„Nein, bestimmt nicht . . . doch mein guter Ludwig, ist dies nicht ein widerlicher Gegenstand?"

„Nichts ist widerlich, meine Liebe, wenn man sich nur daran gewöhnt, und Du weißt es selbst, ob mir die Zeit gefehlt hat, mich an diesen Gegenstand zu gewöhnen!"

Lavinia konnte sich von allen diesen Ausdrücken, von denen sie wußte, daß sie nur auf Ludwig's Lippen vorhanden waren, unmöglich beleidigt fühlen. Aber es peinigte sie, dergleichen zu hören, und darum war sie herzlich froh, als sie einige frische, rothe Himbeeren erblickte, die am Grabenraine standen. Sie pflückte schnell einige ab und reichte sie Ludwig mit den freundlichen Worten: „Darf ich Dir anbieten?"

„Ich bin sehr dankbar; aber ich aß heute Mittag so viele Beeren, daß ich jetzt nicht im Stande bin, eine einzige zu essen."

Dieses beleidigte sie. Dennoch aß sie ihre Himbeeren ohne etwas zu sagen; und es wurde weiter kein Wort gewechselt, bis man an den bestimmten Ort kam, wo man mit der Heuerndte begonnen hatte und die Mädchen roth und froh mit den Harken in der Hand sich verneigten.

Während der Rittmeister und seine Frau hier einen Augenblick ruhen, können wir einen Blick rückwärts werfen auf den Besuch des Erstgenannten in dem Zimmer des Grafen Adrian.

Wie Ludwig schon erzählt hatte, war der Graf nicht da; Ludwig aber war so bekannt mit dem Lokale, daß er sich ohne Hülfe des Wirthes zurecht finden konnte. Er trat daher an den Tisch um nachzusehen, ob nicht in dem Futterale Cigarren vorhanden wären. Dieses Futteral war auf die Brieftasche des Grafen geworfen, und als Ludwig es aufhob, so fand er darunter ein kleines zusammengefaltetes Papier liegen. „Vermuthlich ein poetischer Erguß!" dachte Ludwig und entfaltete das Papier ohne andere Absicht als einen flüchtigen Blick auf den ersten Satz zu werfen.

Doch kaum erblickte er die Handschrift, so schlug er sich heftig vor die Stirn und las die unzweideutigen Sätze in einer Span-

nung, die ihm den Verstand zu rauben drohte. Sie lauteten folgender Maßen:

„Um sechs Uhr bin ich im Pavillon. Ich habe Ludwig versprochen, mit ihm auf's Feld zu gehen; doch werde ich Gelegenheit finden, die Zeit nicht zu versäumen. Bis dahin um des Himmels willen keine Unvorsichtigkeit: der Ruf eines Weibes ist ihr Alles! Lavinia."

Es dauerte, wie man sich entsinnen wird, ziemlich lange, ehe Ludwig sich wieder so weit beherrschen konnte, daß er im Stande war, hinunter zu gehen.

Er glaubte jetzt Herr geworden zu sein über den Wahnsinn, über die Wuth; er glaubte, in sein Gesicht, in seine Stimme Ruhe und Seelenfrieden gelegt zu haben. Aber in seinem Innern kochte das Blut, und seine Anstrengung, Lavinia zu täuschen, überstieg beinahe seine Kräfte. Dennoch mußte er sich bezwingen, und wenn es auch sein Leben kosten sollte; denn der Tod war kein zu hoher Preis für die Gewißheit, sein Schicksal von Angesicht zu Angesicht, Auge gegen Auge zu schauen.

„Ach, meine Liebe!" sagte er mit verstellter Freundlichkeit — eine Freundlichkeit, die allen ihren Verdacht einschläfern sollte, wenn er ja schon etwas sollte geäußert haben, was in ihr die Furcht rege gemacht hätte, sie möchte entdeckt werden, „wie fatal ist es doch, daß Deine häuslichen Geschäfte Dich hindern sollen, auszufahren: ich hätte unserer Ellida heute Abend so gerne einen kleinen Verdienst gegönnt."

„Wenn Du es so aufrichtig willst, so soll mich auch nichts abhalten! Guter Ludwig, bleibe hier eine halbe oder dreiviertel Stunden, so gehe ich voraus und mache mich bereit, bis Du kommst!"

„O, das wäre schön: doch könnte es wohl sein, daß ich mich hier ein wenig länger aufhielte. Das bedeutet ja nichts: gerade später am Abend ist es auf dem Wasser am allerschönsten."

„Das ist wahr! — So lebe denn wohl auf eine kurze Zeit!“ Sie winkte ihrem Manne freundlich zu und ging.

So lange sie noch zu sehen war, blieb Ludwig unbeweglich sitzen; doch als sie verschwunden war, stürzte er sich in das Gebüsch und warf sich mit dem Gesichte auf die Erde.

Die Qualen, welche er litt, als er dieses Weib zu verlieren fürchtete, welches er nicht nur bis zum Wahnsinn liebte, sondern auch als einen Engel von Reinheit anbetete, waren so über alle Beschreibung, daß er, um sich von ihnen zu befreien, sich sogleich vor den Kopf geschossen haben würde, wenn er sich nicht zuvor in Rache und Blut hätte kühlen wollen.

„Ach, Du Verräther, Du hinterlistiger Verräther! hättest Du mir das Herz aus der Brust gerissen, so hätte es weniger geschmerzt, als daß Du mir dieses Weib entrissest! . . . Und sie — sie — die edle, die stolze Lavinia — sie ist so tief gesunken, daß sie von ihm Schonung ihres Rufes erbetteln muß . . . Und mich — haben sie beide betrogen, verspottet, verlacht! Der elende, leichtgläubige Narr, der von einem ganzen Leben voller Seligkeit träumte — warum sollte er nicht träumen dürfen? In einem solchen Zustande war er ja so friedlich, daß man in Ruhe die Pläne entwerfen konnte, die man in zwei Monaten ausführen wollte . . . Doch wartet, wartet . . . Bei meiner Seele ewiger Seligkeit! aus diesen Plänen wird nichts — nein, aus ihnen wird nichts!“

Er zog die Uhr . . . „Wie auch die Secunden schleichen! — ich muß ihnen Zeit gönnen; ich bin gezwungen zu warten.“

Mit der größten Mühe konnte er seiner Vernunft Gehör schaffen, bis die Uhr ein Viertel auf Sieben war. Da half es nicht länger: er mußte nach Hause; doch vorsichtig, auf Umwegen.

Endlich stand der Pavillon vor ihm.

Bei dem ersten Blicke auf die herabgelassenen Gardinen hätte er vor Wuth beinahe laut aufgeschrieen. Er ging nicht mehr, er flog; doch stand er bisweilen still, um nachzuforschen, ob man ihn auch sähe und belauschte; doch Alles schien still zu sein — und jetzt stand er vor der Thür.

Er wollte das Ohr an dieselbe legen, er wollte lauschen, ... doch das diente zu nichts, denn seine Gemüthsbewegung war so außerordentlich, daß er selbst dann kein einziges Wort verstanden haben würde, wenn man drinnen auch noch so laut geredet hätte.

Er drehte den Schlüssel um.

Die Thür war von Innen verriegelt.

„Ach so!" murmelte er. „Doch so ungelegen ich auch kommen mag, hinein muß ich!"

„Er schlug einen Schlag an die Thür, daß es wiederhallte.

„Wer ist da?" fragte Lavinia's Stimme von Innen.

„Nur ich bin's, meine Theure! Ich glaubte, es wäre nun Zeit, zu fahren. Habe die Güte, zu öffnen, falls es Dich nicht genirt!"

„Ich komme sogleich, guter Ludwig: warte nur einige Augenblicke!"

„Oeffne!" rief er mit einer Stimme, in welcher kaum ein menschlicher Laut mehr übrig war, „öffne, oder ich schlage die Thüre ein, und das ganze Haus wird ein Zeuge Deines Skandals!"

„Bist Du von Sinnen?" fragte Lavinia, indem sie den Riegel zurückschob.

Ludwig stürzte mit einem Ungestüm hinein, daß er beinahe seine Frau umgeworfen hätte.

Doch nie sah man einen Menschen mehr vom Schrecken gelähmt, als Ludwig, da er statt des Grafen Adrian vor sich das Bild einer Person erblickte, die noch gestern Rudolf war, jetzt aber, so wie er umher ging und in Thränen und Schluchzen aufgelöst

die Hände rang, den vollkommensten Typus von erbärmlicher Schwäche, Elendigkeit, Kraftlosigkeit und Vernichtung darstellte.

„Was geht hier vor?“ waren Ludwig's erste Worte, als er im Stande war, solche zu finden.

„Wie Du siehst, ist hier ein Mensch zur Verzweiflung gebracht. Doch was geht vor, daß Du auf diese Weise Deine Frau aufsuchst?“

„Sage mir erst — ich beschwöre Dich! — wann verabredetest Du mit Rudolf diese Zusammenkunft, und warum mußte sie so geheimnißvoll sein?“

„Vor einigen Stunden, und daß sie so geheimnißvoll sein mußte, darüber magst Du selbst urtheilen.“

„Vergieb mir, Lavinia, und beantworte mir noch eine Frage! — glaube mir, es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß Du sie beantwortest: auf welche Weise geschah Eure Verabredung?“

„Schriftlich, weil Rudolf sein Zimmer nicht verlassen wollte und noch weniger mich dort in Julia's Beisein empfangen konnte.“

„Und war ich unwürdig, Dein Vertrauen zu theilen?“

„Das Vertrauen gehörte Rudolf, nicht mir. Er bat mich zu schweigen, wie Du hier siehst.“ Lavinia zog ein kleines Billet hervor und reichte es Ludwig mit einem fragenden Blick auf Rudolf, der einen stummen Beifall nickte.

Mit Begierde durchflog Ludwig folgende Zeilen:

„Lavinia, meine geliebte Schwester! Komm um sechs Uhr in den Pavillon. Ich habe in diesem Augenblick ein Unglück entdeckt, härter als ich zu ertragen vermag. Julia betrügt mich, Julia liebt den Grafen Adrian, Julia gibt ihm um sieben Uhr ein tête-à-tête im Pavillon. Du findest dieses Billet mit größerer Ruhe geschrieben, als Du vielleicht erwartet hättest, und ich würde mich selbst darüber wundern, wenn ich nicht fühlte, daß in mir eine Revolution auszubrechen im Begriff ist.

Sage Ludwig nichts: er ist so heftig; wir müssen erst überlegen. Doch mit dem Grafen will ich selbst sprechen. Rudolf.“

Ueberwältigt von Scham, von einer Freude, die er nicht zu verrathen wagte, und von einer Bitterkeit gegen Julia, diesen Schmetterling unter den Weibern, stand Ludwig einige Sekunden unbeweglich; dann aber rief er mit einer Stimme, deren Ausdruck die ganze Kraft der Wahrheit und der Ueberzeugung hatte: „Sei ein Mann, Rudolf! waffne Dich gegen Dich selbst und nicht gegen Adrian; denn ich schwöre es bei meiner Ehre, daß er nicht mehr daran denkt, die Gunst Deiner Frau zu erwerben, als ich. Und wenn er auch eine solche Einladung von ihr erhalten hat, so setze ich mein Wort zum Pfande, daß er nicht kommt!"

„Wie kannst Du denn das mit solcher Zuversicht wissen?" fragte Lavinia.

„Ich weiß es. Für das Weib, welches der Mann nicht liebt, redet die Vernunft — er kommt nicht!"

„Aber ich habe sie dennoch verloren, auf ewig das ganze Glück meines Lebens verloren!" klagte Rudolf. „Nie, nie — selbst wenn sie ihn vergessen könnte — kann es wieder werden, wie es war! O, welches fürchterliche Unglück — n i e wieder werden, wie es war!"

„Und ich, mein Herzensbruder! ich glaube, das ist sehr gut; denn bei meiner Ehre! Deine Schwäche ist etwas zu weit gegangen. Julia gehört leider nicht zu der Zahl derjenigen Frauen, welche die Liebe ihres Gatten und ihre eigenen Pflichten zu schätzen verstehen: sie eignet sich nicht einmal den Schein der Pflichten an."

„Ach, sie war ein Engel!"

„O, so sprich doch nicht eine solche Thorheit in demselben Augenblick aus, da sie Dir zeigt, daß sie Alles ist, nur kein Engel! Sie verdient es nicht, daß Du einen Seufzer, eine Thräne an sie verschwendest. Halte Du sie künftig kurz und streng, und vielleicht, wenn diese Kinderphantasie (denn bei ihr ist es weiter nichts) verdrängt ist, wird sie sich ändern, und durch ein verbessertes Betragen und eine vernünftigere Liebe die Mühe vergelten, welche Du an ihre Verbesserung verwendet hast."

Während Ludwig vor Rudolf Reden hielt, auf welche dieser nicht sonderlich zu hören schien, und Lavinia stumm in dem Divan saß und über das Betragen ihres Mannes nachdachte, glitt der Stundenzeiger der Zahl Sieben immer näher, und endlich so weit darüber hinweg, daß es als wahrscheinlich schien, der Graf würde nicht zu dem Stelldichein kommen.

„Sieh da!“ rief Ludwig aus, indem er zwischen den Gardinen hindurchblickte; „sieh, da kommt er; doch er kommt nicht hieher! Er geht nach Hause, und zwar so ruhig, daß er gewiß an keine Liebesbewegung denkt. Ich gehe hinaus. Wir müssen dies alles näher kennen lernen — und, Rudolf, fürchte Du gar nichts: es gibt keinen Menschen mit strengerem Ehrgefühl als Adrian.

Ohne auf die halben Einwendungen zu achten, welche Lavinia und Rudolf hinwarfen, eilte Ludwig hinweg, um auf einem Umwege dem Grafen zu begegnen.

„Lieber Bruder! ich glaubte schon, Du wärst uns davon gelaufen!“

„Noch nicht,“ sagte Adrian mit einem halben Lächeln; „doch kann man wirklich sagen, daß Du prophetisch redest.“

„Prophetisch?“

„Ja; denn schon morgen denke ich aus Deinem Eldorado zu desertiren.“

„Ein schönes Eldorado, meiner Treu! — ich glaube, ein böser Geist hat Rosenborg in ein neues Babylon umgeschaffen! Unzählige Irrungen kommen hier vor, die eine immer noch ungereimter und toller als die andere, und man versteht sich gegenseitig so wenig, daß ich sogar anstehe, Dir die einfachste Frage vorzulegen.“

„Sofern diese Frage die Ursache meiner Reise betrifft,“ entgegnete der Graf nachlässig, „so ist sie so einfach, daß ich sie gewiß nicht unbeantwortet lassen will. Ich habe von C—hielm ein

Anerbieten erhalten, während seiner ausländischen Reise eine Art von Oberaufsicht über Räffstaholm zu übernehmen."

„So sehr ich Dich auch vermissen werde, mein theuerster Bruder" — der Rittmeister dachte natürlich an eine Menge anderer Dinge — „so bin ich dennoch gezwungen, zu bekennen, daß Du nicht die Frage beantwortet hast, die ich Dir vorzulegen dachte. Du bist wohl nicht zufällig — um zur Sache zu kommen — durch einen Fehlgriff oder einen andern Zufall mit einer Einladung in den Pavillon auf heute Abend beglückt worden?"

„Gewiß habe ich ein Billet in Verwahrung, das wirklich eine Einladung in den Pavillon enthält; daß ich aber dieselbe nicht auf mich bezog, kannst Du daraus schließen, daß ich die Stunde versäumt habe."

„Oder die Stunden?" fiel Ludwig ein — „denn Du hast doch wohl zwei Billete erhalten?"

„Ich habe gar keines bekommen; als ich aber vor einigen Stunden in der einen Gartenallee unter dem Fenster im Frontispice spazieren ging, so kam ein kleines Billet vor meine Füße geflogen. Es war, wie Du wohl schon wissen wirst, von Deiner Frau unterzeichnet, und, wie ich vermuthe, für Deinen Schwager bestimmt, obgleich kein Name darauf stand."

„Und ein anderes Schreiben hast Du bei Deiner Ehre nicht erhalten?"

„Was hat das zu bedeuten?" fragte der Graf und richtete seine geistreichen Augen auf den Rittmeister. „Wenn Du auch im Stande sein solltest, gegen Deinen besten Freund Argwohn zu hegen, so wirst Du doch wohl nicht wahnsinnig genug sein, Dir vorzustellen, daß Deine Frau mich zu geheimen Zusammenkünften einladet?"

„Nein, nein, mein bester Adrian! hier ist jetzt nicht die Rede von meiner Frau, sondern von einem gewissen unverständigen Dämchen, deren Gunst auf Dich gefallen ist, vermuthlich ohne Dein Wollen, aber vielleicht nicht ganz ohne Deine Schuld."

„Ach so!“ sagte der Graf kalt, indem er eine Miene voll mitleidiger Verwunderung annahm, „bin ich so glücklich gewesen — ich, der ich mich in meinem ganzen Leben nicht habe rühmen können, die Eifersucht eines einzigen Mannes erregt zu haben — daß ich jetzt zwei eifersüchtig gemacht habe? Ihr erzeigt mir allzu viel Ehre!“

„Zwei?“ fragte der Rittmeister stolz. „Ich hoffe, Du wirst nicht glauben, daß ich eifersüchtig bin?“

„Ja, um aufrichtig zu reden, so habe ich wirklich etwas dergleichen geglaubt und bin aus Aerger darüber mehrmals erröthet wie ein Schulknabe. Da wir uns indessen Beide geirrt haben, so ist es um so besser. Was war aber das Andere, wovon Du sagen wolltest?“

„Das Rendezvous mit Julia.“

„Davon weiß ich, bei Gott! nichts. Sollte mir ein solches angetragen worden sein?“

„Im Scherz natürlich“ — antwortete der Rittmeister, nicht ahnend, wie nahe er der Wahrheit kam — „aber ich vermuthe fast, daß sie die Billete verwechselt und anstatt desjenigen, welches sie für Dich in Bereitschaft hielt, Dir das hinabgeworfen hat, welches Rudolf von meiner Frau erhalten hatte. Doch . . . so kann es auch wieder nicht sein.“

Der Rittmeister erinnerte sich nun, daß Lavinia's Billet eben auf Veranlassung des Rendezvous geschrieben war, welches Rudolf in dem seinigen schon als abgemacht erwähnt hatte. Folglich war keine Verwechslung der Einladungsbriefe möglich.

Wo war denn aber Julia's Billet geblieben, und woher war Lavinia's Billet gekommen? Letzteres mußte im Fenster gelegen haben und zufällig herabgefallen sein.

„Ich verstehe das Alles nicht!“

„Ich auch nicht. Und Du hast weder mündlich noch schriftlich eine Einladung erhalten?“

„Bei meiner Ehre, weder mündlich noch schriftlich.“

„Da mag auch der T—l wissen, wie es zusammenhängt! Versprich mir aber, nichts von der ganzen Geschichte zu sagen — es ist ein Spektakel von Julia, die immer solche Einfälle im Kopfe hat — und gieb das Billet an Rudolf, den rechtmäßigen Besitzer desselben."

Nach diesen Worten eilte Ludwig zurück in den Pavillon.

„Alles ist ein Scherz, mein Bruder! Du bist getäuscht oder hast Dich auch selbst getäuscht!" rief er dem in Angst wartenden Rudolf zu. „Der Graf hat bei seiner Ehre betheuert, daß er weder mündlich noch schriftlich eine Einladung erhalten hat."

„Ein Scherz? — nein; einen so teuflischen Scherz kann sie nimmermehr erdacht haben; ja ein Scherz ist um so weniger möglich, als ich ohne ihr Wissen diesen unseligen Gefühlen auf die Spur gekommen bin. Sehr oft hat sie im Traume seinen Namen ausgesprochen, und in der letzten Nacht, da sie glaubte, ich schliefe, lag sie und flüsterte Worte, die ich nicht zu wiederholen vermag. Genug, genug: es ist kein Scherz: weder widersprach noch läugnete sie heute Morgen, als ich mit ihr über diesen Gegenstand redete. Und welche Bekräftigung gebrauche ich wohl noch, da ich in dem Blumenstrauße ihr Billet auffing, in welchem sie das Zusammentreffen von sieben auf fünf Uhr veränderte?"

„Bei Gott, das wird immer verwickelter — das wird ernsthaft!" fiel lebhaft der Rittmeister ein.

„Wie erhieltst Du den Strauß, mein armer Rudolf?" fragte Lavinia schnell. „Davon hast Du mir noch nichts gesagt."

„Sie hatte ihn in der Hand, als sie aus dem Kabinette kam; dabei schien sie so zweifelhaft zu sein, ob sie gehen sollte oder nicht, daß ich zuletzt Verdacht schöpfte und sie bat, mir die Blumen zu geben. Ihr Widerstand und ihre sichtbare Angst steigerten natürlich meinen Verdacht bis zur Gewißheit. Nach mehreren Vorwänden war sie endlich doch genöthigt, mir den Strauß hinzuhalten, und da entdeckte ich ein Papier, das darin verborgen war."

„Ich habe einen Verdacht, vor welchem ich mich aber selbst schäme,“ sagte Lavinia mit unsicherer Stimme; „und dennoch fürchte ich, daß ich mich nicht irre!“

„Welchen?“ riefen beide Männer zugleich aus.

„Ich glaube nicht, daß sie für den Grafen das Mindeste fühlt, sondern daß Alles ein überlegter Plan ihrer allzu unruhigen Einbildungskraft ist. Sie hat unglücklicher Weise an der Idee Gefallen gefunden, Dich vor Eifersucht gedemüthigt und zermalmt zu sehen, und sie hat kein Mittel gescheut, Dich auf den Punkt zu bringen, wo Du jetzt stehst.“

Rudolf wurde ganz blauweiß.

„Wenn das wäre,“ sagte er langsam, „so wäre es ärger als alles Andere! Ich wäre nicht im Stande, ein Weib mit so teuflischem Leichtsinn zu lieben. Die Bitten, welche ich an sie verschwendet, die Angst, welche sie in meinem Herzen gelesen hat, dessen Marter ich ihr entblößt habe, würden eine Tigerin rühren ... Nein, wäre das Billet gestern geschrieben, so hätte ich es glauben können, doch heute ... nach dem, was heute Morgen vorgefallen war — nein, es ist ganz unmöglich!“

„Auch ich hoffe, zur Ehre des Weibes, daß Lavinia sich geirrt hat; doch, beim allmächtigen Gott! wenn diese Furcht gegründet ist, wenn Julia aus rein sündhaftem Leichtsinn Dir alle diese Torturen bereitet und dieses schreckliche Spektakel angerichtet hat, von dessen Folgen auch ich einen Theil abbekommen habe, den ich nie vergessen werde, und dessen letztes Ende noch ungewiß ist“ (Ludwig sah, welchen Eindruck sein wahnsinniges Betragen auf seine Frau gemacht hatte), „da muß sie auch eine Strafe erhalten, die dem grausamen Hohne entspricht, welchen sie mit Gefühlen getrieben hat, deren Heiligkeit und Reinheit ihnen ein Schutz hätten sein sollen, selbst wenn sie es für erlaubt hielt, ihrem Gatten eine so unerhörte Geringschätzung zu zeigen.“

„Sei ruhig!“ antwortete Rudolf, und ging mit festen Schritten an die Thür. „Ist sie schuldig, so kann nur von einer einzi-

gen Strafe die Rede sein — nein, nie von mehr als einer Strafe!"

Er entfernte sich.

Ludwig suchte in der Thür die Hand seiner Frau zu fassen ... „Einen einzigen gütigen Blick! Sobald es hier wieder ruhig ist, hoffe ich, Dir Alles erklären zu können!"

„Ich werde Deine Erklärung annehmen, Ludwig, wann Du es für gut finden wirst, sie zu geben; doch glaube ich, Dir von vorne herein sagen zu können, daß es Dir schwer werden wird, eine gültige Ursache für den Angriff auf die Ehre Deiner Frau anzugeben."

Lavinia äußerte diese Worte nicht in einem verdrießlichen und beleidigenden Tone, sondern in einem Tone, voller Betrübniß und Ernst, so daß Ludwig nicht den Muth hatte, noch mehr zu sagen.

Wäre sie böse gewesen, so würde sie sich vielleicht bald genug haben versöhnen lassen. Leider war sie aber beleidigt, betrübt, und in solchem Grade verstimmt, daß ihr Mann verzweifelt war.

O, wie verdammte er in seinem Herzen die unbedachtsame Julia, die Ursache dieser ganzen unermeßlichen Revolution!

„Folge Rudolf!" flüsterte Lavinia: „er ist außer sich; man darf ihn nicht aus den Augen lassen."

Der Rittmeister gab ein stummes Zeichen des Beifalls.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Rudolf hatte einige Sekunden vor der Thür gestanden, die in Julia's Zimmer führte.

Er lehnte sich an den Thürpfosten und schien sich zu bemühen, allen seinen Muth, seine ganze Kraft zu sammeln, um öffnen und seinem Schicksal entgegen gehen zu können.

Endlich kam der Schlüssel in das Schloß — ein leises Umdrehen, und die Thür ging auf.

Er trat ein.

Julia saß in dem liebenswürdigsten und ungenirtesten Muthwillen auf dem Sofa und blätterte in dem „Magazin für Kunst, Neuigkeit und Moden."

Sie war während der langen Zwischenzeit vor Neugierde beinahe vergangen, ehe sie erfuhr, wie ihre kleine Komödie endigen würde; als sie aber endlich Rudolf's Schritte vernahm, so eilte sie, eine Stellung einzunehmen, welche ihr am besten zu passen schien für eine Person, die noch nicht weiß, welche Rolle sie zu spielen hat: Alles kam darauf an, ob die Geschichte schon entdeckt war.

„Julia!" sagte Rudolf mit einer Stimme, die weder schwach noch rauh, weder kalt noch lau war, in welcher aber doch etwas lag, welches Julia nicht zu begreifen fähig war, obgleich sie doch den geheimen und starken Einfluß davon eben so vollständig fühlte — „was hast Du zu sagen?"

„Was sollte ich zu sagen haben?"

„Ich ersuche Dich, mich anzusehen — vielleicht überzeugt Dich mein Gesicht besser als meine Worte, daß die Tage des Scherzes und der Kinderei auf ewig von uns gewichen sind! Was hast Du gemeint, was hast Du beabsichtigt?"

„Gemeint — beabsichtigt?"

„Keine Ausflüchte! — Graf Adrian lacht in diesem Augenblicke über uns: er hat kein Billet erhalten!"

„Hat er nicht?" sagte Julia, und begann so laut, herzlich und ungezwungen zu lachen, daß Rudolf sie mit Schrecken und Verwirrung betrachtete. „Also ist es Dir nun klar geworden, Du närrischer, eifersüchtiger, aber dennoch stets geliebter Rudolf! daß Du die ganze lange Zeit und besonders heute als ein guter Narr vor den kleinen feinen Künsten Deines Weibchens gelaufen bist? Da Du im Stande warst, zu glauben, daß ich Dir untreu ge-

worden wäre, so konntest Du auch wohl verstehen, daß ich einen solchen Schimpf rächen würde!"

Und Julia begann immer ärger zu lachen — es war ja das allerlächerlichste, unschuldigste und netteste kleine Possenspiel, von dem man jemals gehört hatte.

„Aber, Rudolf, so lache doch mit, und steh nicht so feierlich da, als ob Du nie in Deinem Leben mehr den Mund verziehen wolltest! Gib mir Deine Hand: hier hast Du mich ganz wieder! Ach, mein armer, armer Rudolf! was machst Du als eifersüchtiger Mann für eine tragikomische Figur! Ich glaube, Du kommst heute gar nicht wieder zu Dir selbst! So erwache doch, erwache! — Mensch, Du bist ja wieder mitten im Himmel!"

Und sie fuhr fort, ganze Ströme von Worten zu dem ganz vernichteten Rudolf zu reden. Plötzlich, mit allen Zeichen des tiefsten Abscheues, stieß er sie von sich, und sank selbst fast halb bewußtlos auf einen Stuhl.

„Steht es so?" rief Julia, gereizt durch diesen Erfolg, der so ganz anders war, als sie berechnet hatte, „soll es mit einer großen Tragödie endigen? Nimm Dich in Acht, Rudolf! Du weißt, ich habe die Geduld eines Engels und eines Kindes, aber auch Engeln und Kindern kann sie reißen. Stößest Du mich von Dir, wenn ich sage, daß ich Dich allein mit meinem ganzen Herzen liebe, ohne daß irgend ein Andrer sich rühmen kann, nur meine Theilnahme geweckt zu haben, so machst Du bald das Spiel zum Ernst; denn Du weißt sehr wohl, ich hasse und verabscheue alle Tyrannei. Die Liebe soll frei sein: sie leidet keine Fesseln."

„Still, Weib!" donnerte Rudolf und sprang auf vom Stuhle in einem solchen Zustande von Wuth, daß Julia sich schnell verbarg.

Er ging auf und ab, seine Brust arbeitete gewaltig, das Blut schien aus den Augen hervorspritzen zu wollen, die Nasenlöcher erweiterten sich, die Lippen zogen sich zusammen.

Er war fürchterlich.

„Das geht nimmermehr gut!" dachte Julia und fühlte zum ersten Male, wie eine zitternde Furcht durch ihre Glieder schlich.

Da aber Rudolf nichts weiter sagte, so glaubte sie, die Gefahr sei vorüber, und wollte sich ihm nähern, um ihn durch Liebkosungen zu beruhigen; doch mit einer wilden Geberde fuhr er zurück, und deutete ihr mit der Hand an, sie sollte ihn in Ruhe lassen. Julia verstand jedoch nicht die Gefahr des Punktes zu beurtheilen, um welchen die Ereignisse sich drehten.

„Ach, Rudolf, Rudolf!" sagte sie, wie kannst Du gegen Deine arme Julia so hart sein? Du weißt ja, daß ich so kindisch, so unverständig bin, daß ich Dich aber über Alles liebe. Es geschah ja nur, um mich von Deiner Liebe zu überzeugen, daß ..."

„Daß Du mich in die Hölle schicktest?"

„Ach, mein Freund, das geschah ja nur des Contrastes wegen und um Dich dann in den Himmel zurück zu führen."

„Geh — es ist zu spät ... zu spät ... hörst Du: es ist zu spät! Geh — ich werde wahnsinnig, wenn ich Dich länger sehe! Verbrecherin, strafwürdiger durch Deinen elenden, Deinen unerhörten Leichtsinn, als durch eine wirkliche Untreue!"

„Nun glaube ich wahrhaftig," rief Julia aus, indem sie in ihrem aufflammenden Aerger alle Vernunft und alles Nachdenken vergaß, „nun glaube ich wahrhaftig" — sie lachte bitter und höhnisch — „daß Du keine üble Figur unter der Bevölkerung eines Tollhauses machen würdest!"

Bei diesen Worten fuhr ein Zucken, ein Beben durch Rudolf's ganzes Wesen — Julia hatte sein Herz mit einem glühenden Eisen berührt, der Schmerz war entsetzlich, und das wilde Gelächter, das er zusammen preßte, bewies, daß dieser Schmerz ihm den letzten Rest der mit Mühe zusammen gehaltenen Denkkraft kostete.

Mit dumpfer Stimme sagte er endlich: „Vielleicht möchte es Dir doch in der Länge der Zeit zu viele Thränen kosten, wenn Du stets von dem armen Wahnsinnigen reden hörtest, dem der teuflische

Leichtsinn seiner Frau die Vernunft geraubt hat! Ich will's daher kürzer machen und Deiner kleinen hübschen Comödie ein Ende geben!"

Er warf sich über ein Rasirmesser, das auf dem Toilettentische lag, und es ist schwer zu sagen, welche Auflösung Julia's Intrigue erhalten hätte, wenn nicht Ludwig, der sich in dem Nebenzimmer befand und jedes Wort gehört hatte, die Thüre aufgerissen hätte und ihm in den Arm gefallen wäre.

Mit einem gellen Schrei stürzte Julia zu Boden.

„Nun, was sagte ich, was ahnte ich?" fragte drei Tage nach diesem Auftritte Frau Brunsberg ihren Vertrauten. „Jetzt ist die ganze Codille weg, der Graf weg, die Andern weg — aber ich glaube wahrhaftig, ihr Weg ist nicht so rosenroth, wie auf der Herreise — und die Herrschaft geht hier umher wie ein Paar Gespenster und nicht wie lebendige Menschen."

„Ja, wie ein Paar Gespenster!" seufzte der Feldwebel.

„Daß diese Windfahne Unglück mitbrächte, das sah ich von dem ersten Tage an, da sie hier umher zu flattern begann; und was für ein Teufels Spektakel es dort auf dem Gastzimmer auch gewesen sein mag, so war es kein Scherz — der Mensch sah ja am folgenden Tage ganz so aus, als wäre er verrückt!"

Durch die Vorsicht des Rittmeisters, das Nebenzimmer zu bewachen, blieb dasjenige, was dort vorging, dem ganzen Hause ein Geheimniß.

Und nach einigen Stunden, welche Julia in ihrem eigenen Zimmer in Angst und Reue zubrachte, gelang es den Bemühungen des Schwagers und der Schwester, allmählig die Wogen zu stillen und zu ebnen, welche Rudolf's sonst so fromme und ruhige Seele aufgerührt hatten. Er war nun bis zur Erschlaffung ermattet und ließ sich behandeln wie ein Kind.

„Du wirst Dich wieder erholen!" sagte Ludwig, welcher sich

bemühte, wieder einigen Trost in die Seele des armen Rudolf's zu gießen.

„Vielleicht — doch aus ist es mit aller Freude im Leben: ich bin aller Liebe und aller Hoffnung abgestorben. Ich gebe ihr einen hinlänglichen Unterhalt — Alles, was ich habe; aber ich will nicht länger mit ihr zusammen leben. Ich fühle es hier" — er legte die Hand auf die Stirne — „daß noch einige Auftritte von dieser Art dem kleinen Rest von Vernunft, welchen dieser letzte übrig gelassen hat, ganz ein Ende machen würden."

Niemand wagte es, ihm an diesem Abende zu widersprechen; aber sowohl Ludwig, als auch Lavinia, waren überzeugt, daß er am folgenden Morgen anders gesinnt sein würde.

Julia selbst war davon so überzeugt, daß sie, als Lavinia sie auf die Möglichkeit einer Trennung vorzubereiten suchte, mit einem Anstrich ihres gewöhnlichen Uebermuthes äußerte:

„Ich zweifle gewiß nicht, daß Du, die mich nie hat leiden können, Dein Bestes thun wirst, es dahin zu bringen: dagegen aber zweifle ich sehr daran, ob es Dir gelingen wird."

„Ach, Julia, wie kannst Du noch in diesem Augenblicke der schrecklichsten Erfahrungen leichtsinnig sein! Glaube mir: wenn Du im Stande bist, Rudolf wieder zu gewinnen, so geschieht es nicht im Sturm. Es bedarf einer langen Zeit, eine Zeit herzlicher und demüthiger Hingebung, ehe er im Stande sein wird, das Böse zu vergessen, das Du ihm zugefügt hast."

„Nun, ich kann doch wohl keine Nonne werden? Was kann ich dafür, daß er ein kleines Possenspiel so fürchterlich ernst nimmt?"

„Ein kleines Possenspiel? Nennst Du so Deinen sündhaften und gottlosen Plan, in der Seele Deines Mannes Gefühle zu erwecken, die seiner sanften Natur so fremd waren? Flammte nicht in Deinem Herzen ein Fünkchen von Reue auf, redete nicht Dein Gewissen, als seine tiefen Seufzer die falschen Liebesseufzer beantworteten, die Du in einem verstellten Traume aushauchtest? Bei

Gott! je mehr ich über Dein Betragen nachdenke, um so schreckli-
cher erscheint es mir."

„Ja, es ist gut und allzu angenehm und leicht, Andere zu verdammen; sonst aber meine ich, Du könntest diese langweiligen und ganz unnützen Predigten sparen, denn die Sache läßt sich doch nicht mehr ändern und überdies muß ich sie allein ausbaden."

„Ich meine, es haben wohl noch Andere auch ihren Theil bekommen!" entgegnete Lavinia mit einem halben Seufzer.

„Ach so! — ja, das kam mir an Ludwigs Augen auch so vor. Er sah wirklich beinahe aus wie ein Tiger, der die größte Lust hatte, mich lebendig zu verschlingen. Doch der kleine Irrthum mit dem Billete wurde wohl, will ich hoffen, mit dem Andern aufgeklärt — oder wie?"

„Welcher Irrthum?"

„Daß Du Rudolf und nicht den Grafen in den Pavillon einludest."

„Wie sollte das der Graf sein können — was meinst Du?" fragte Lavinia, ahnend, daß sie hier über Ludwig's Betragen eine Aufklärung erhalten würde.

„Kam er nicht um sechs Uhr?"

„Wer? der Graf?"

„Ja, ja, der Graf! Weil Rudolf an Dich schrieb und nicht, wie ich vermuthete, an ihn, so warf ich Dein Billet, das Rudolf in Gedanken vergessen hatte, zum Fenster hinaus."

„Warfst Du mein Billet hinab? Wem denn, in des Herrn Namen?"

„Dem Grafen warf ich es zu, hörst Du ja! Ich wußte wohl, daß er es nicht versäumen würde, der angenehmen Einladung zu folgen, und daß er also meinen Mann treffen würde, der ihn, wie ich wußte, um sieben Uhr erwartete, wovon jedoch der Graf gar nicht träumen konnte."

„Mein Gott, mein Gott! welche Höhe von Unvernunft und Unbedachtsamkeit! Es ist nicht genug, daß Du Deinen eigenen Ruf

zerstörst, sondern auch noch Andere gibst Du Preis. Glücklicher Weise kannte Graf Adrian meinen Charakter allzu gut, als daß er es hätte wagen sollen, sich auf eine Einladung einzufinden, von welcher er wohl begriff, daß sie ihm unmöglich gelten konnte.

„O, wenn man verliebt ist, so erwägt man ja die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten nicht so genau.“

„Verliebt?“ wiederholte Lavinia und ihre Wange wurde lilienbleich. „Julia, Du bist wirklich boshaft; Du könntest mich dahin bringen, daß ich Dich haßte wegen alles Unglücks, das Du über uns gebracht hast!“

„Ich? Bist Du wahnsinnig? Habe denn ich den Grafen gebeten, Dich zu lieben? Habe denn ich Deinen Mann aufgefordert, wie ein Drache mit brennenden Augen umher zu gehen? In den letzten Tagen habe ich Alles entdeckt; und so heilig Du Dich auch anstellst, so bin ich vollkommen überzeugt, daß Du die Neigung des Grafen eben so gut kennst, als ich. Behüte Gott, ich sage ja darum noch nicht, daß Du ihn aufmuntertest!“

Ohne ein Wort zu erwiedern, verließ Lavinia das Zimmer.

Welches schreckliche Licht war ihr nun aufgegangen und beleuchtete Alles, was sie in der letzten Zeit nicht hatte begreifen können! Ludwig's üble Laune, als er sie gestern mit dem Grafen Adrian traf; sein halber Wahnsinn, als er beinahe im Begriffe war, die Thür des Pavillons einzuschlagen — o, alles war nur allzu begreiflich!

In namenlosem Schmerze bedeckte Lavinia ihr Gesicht mit den Händen. Ludwig also hatte sie für schuldig gehalten, hatte geglaubt, daß sie einer Untreue fähig wäre, und das noch dazu in einem Augenblicke, da sie ihn tiefer und tiefer in ihr Herz hatte blicken lassen . . . das war schrecklich!

Von diesen bittern Gedanken fiel endlich einer auf den armen Grafen.

Anfangs fand Lavinia die Anklage, welche gegen ihn angeführt war, ganz unwahrscheinlich; doch je mehr sie alles prüfte,

was sie wußte, um so mehr war sie gezwungen, es wenigstens für eine Möglichkeit anzusehen, daß er eine solche unglückliche Neigung gefaßt hätte. Doch war dies immer noch nicht mehr als eine Möglichkeit, und sie bat innig und warm zu Gott, daß auch diese Möglichkeit ungegründet sein möchte. War nicht sein Leben ohnehin schon bitter und schwer genug, ohne daß eine neue Pein hinzukommen mußte, um die Last noch zu mehren und ihm zugleich die freundliche Heimath zu rauben, welche er auf Rosenborg gehabt hatte?

Welche Nacht für alle diese fünf Leute, die noch vor Kurzem so froh und glücklich waren!

Sogar auf Julia hatte sie eine solche Wirkung, daß sie vor Schrecken schwitzte. Auf ihren Arm gestützt, saß sie aufrecht im Bette und lauschte auf Rudolf's tiefe Seufzer im angrenzenden Zimmer, wohin sie nicht kommen konnte, weil er den Schlüssel abgezogen hatte.

Endlich ging die Sonne auf.

Es kam Leben und Bewegung in das Haus, und das Erste, was Lavinia bei einem Besuche der Frau Brunsberg erfuhr, war die Nachricht von der beabsichtigten Reise des Grafen. Der Rittmeister hatte vor Kurzem dem Kutscher befohlen, die Pferde um elf Uhr in Bereitschaft zu halten.

Dieser Umstand schien Lavinia in dem jetzigen Augenblicke nicht glücklich zu sein: er verlieh dem geäußerten Verdacht eine Art von Bekräftigung und raubte ihr selbst jede Möglichkeit, durch einen fortgesetzten ungenirten Umgang mit dem Grafen ihren Gatten zu überzeugen, wie unedel sein Verdacht gewesen war. „Nun fehlt weiter nichts," sagte sie zu sich selbst, „als daß der Graf nicht zum Frühstück kommt, oder, wenn er kommt, sich genirt und aufgeregt zeigt."

Diese Furcht war inzwischen ganz überflüssig.

Die Miene, der Ton und die ganze Haltung des Grafen Adrian zeigten, als er eintrat, nur die alte herzliche Wärme.

„Belieben Sie, gnädige Frau, diesen Trauerbrief anzusehen?“ sagte er und legte ihr das Schreiben vor, in welchem er wirklich das Anerbieten erhalten, dessen er vor dem Rittmeister Erwähnung gethan hatte.

Gegen dieses Schreiben ließ sich nichts einwenden, außer daß das Datum zufällig weggerissen war. Der Brief war nun vierzehn Tage alt, und als Lavinia denselben durchflog und auf dem Gesichte des Grafen nur den Schmerz las, daß er von einem angenehmen Familienleben Abschied nehmen mußte, so wurde sie nicht nur ruhig, sondern sogar froh.

„In der That,“ sagte sie, als sie den Brief zurückgab und von ihrem Manne auf den Grafen blickte, „er hätte schwarze Ränder haben sollen. Wie soll ich nun meine kleinen geselligen Talente so vervielfältigen können, daß ich Ludwig den Verlust des Herrn Grafen ersetze?“

„O,“ meinte der Rittmeister lächelnd, „wir wollen wetteifern, um uns gegenseitig seinen Platz zu ersetzen; denn ich bin überzeugt, daß auch Du an ihm etwas verlierst.“

„Ohne Zweifel; doch da ihr Männer Alles heftiger empfindet, so dachte ich nur an Dich.“

„Die gewöhnliche Großmuth der Damen, sich für ihre Männer aufzuopfern!“ scherzte der Graf.

Weder Rudolf noch Julia waren beim Frühstück zugegen; doch kamen sie beide, um von dem Grafen vor seiner Abreise Abschied zu nehmen.

Adrian erschrak über die Veränderung in Rudolf's ganzem Wesen, und da er durch Ludwig die Ursache kannte, so konnte er nicht umhin, Julia mit abgemessener Kälte zu behandeln. Sie wollte sich zwar ungenirt zeigen, war aber in der That gedemüthigt und entmuthigt; denn auch heute hatte sie Rudolf's Lip-

pen noch kein Wort, seinen Augen keinen freundlichen Blick entlocken können.

Und nun noch dazu die offenbare Verachtung des Grafen — fast hätte sie vor Aerger und Schmerz geweint, als sie sich so behandelt sah.

Doch die kleinen Stiche, welche die beleidigte Eitelkeit ihr zugefügt hatte, ließen bald nach, als tiefere und schärfere in ihr leichtsinniges Herz drangen.

Graf Adrian hinterließ den angenehmen Eindruck eines Mannes, der, wie auch seine Gefühle sein mochten, gezeigt hatte, daß er derjenige war, welcher dieselben mit seiner Kraft und seinem Willen beherrscht und nicht sie ihn. Als er abgereist war, gingen die Mitglieder der Familie still mit einander in den Salon, dessen Thüren Rudolf verschloß.

Man setzte sich mit einem unheimlichen Vorgefühl dessen, was da kommen sollte.

„Julia!" begann Rudolf mit einem Versuche, ruhig zu reden, obgleich sein verstörtes Gesicht von der Stärke, der in ihm erwachten Stürme Zeugniß gab, „ich habe Ludwig's und Lavinia's Anwesenheit gewählt, um Dir zu sagen, was ich mitzutheilen habe. Nicht weil ich fürchte, daß Deine Sirenenkünste mich zu einer Aenderung meines Vorhabens bewegen könnten, denn die Zeit ihres Einflusses auf mich ist vorbei, sondern weil ich dieser Künste, dieser Kindereien, dieser Sirenentöne, welche mich nur erfreuen und fesseln konnten, so lange die Liebe ihre nackten Mängel bedeckte, von Herzen müde bin. Ich habe Dich so geliebt, daß es mir von dem Augenblicke an, wo ich Dein Bild aus meinem Herzen riß, so vorkommt, als wäre dort statt desselben ein Grabstein errichtet worden; und ich bin schwach genug, noch immer für den Verlust des falschen Glückes, das Du mir schenktest, Thränen zu haben. Dessen ungeachtet habe ich fest und unwiderruflich beschlossen, mich von Dir zu trennen. Bei unsrer Rückkehr magst Du Dir in dem Hause Deiner Mutter oder wo es Dir beliebt,

einen Wohnort suchen. Für Dein zeitliches Wohl werde ich stets sorgen; doch jegliche andere Gemeinschaft zwischen uns hört auf; denn wenn ich mich nicht allzu sehr täusche, so überlässest Du mir ohne Schwierigkeit das Kind. Gehst Du aber hierauf nicht ein, so magst Du den Knaben bis zu einem gewissen Zeitpunkte behalten."

Erstaunen und Schrecken schlossen für einige Minuten Julia's Lippen.

War es ein Traum, eine Prüfung oder eine schreckliche Wirklichkeit?

Nein, es konnte nur eine Prüfung sein.

Leicht würde sie dieselbe von sich abwenden können durch einen Schein von Nachgiebigkeit ... O, wenn nur nicht der Rittmeister wie eine Bildsäule da gesessen und mit seinem abschreckenden Ernste, seiner eisigen Strenge gleichsam den Zugang zu Rudolf's Herzen bewacht hätte: sie würde gewiß trotz Rudolf's Widerwillen gegen die Sirenentöne die ganze Kraft derselben, die ganze Kraft ihrer tausend kleinen entzückenden Künste versucht haben!

Doch jetzt galt es Ernst; und so bitter es auch war, sich in Ludwig's und Lavinia's Gegenwart zu demüthigen — Lavinia's, die sogar eine Thräne des Mitleides hatte! — sie ging dennoch zu ihrem Manne und sagte leise, zärtlich und unaussprechlich bittend folgende Worte:

„Rudolf, vergib meinem Unverstande! Ich bin schon so hart gestraft durch meine eigenen Vorwürfe, daß Deine Verurtheilung, wenn Du sie nicht zurücknimmst, mein Herz gänzlich zermalmen, ja mich tödten würde."

„Nein, Julia; Dein Leichtsinn wird Dich im Gegentheil sogar den Anlaß derselben vergessen lassen. Und wäre ich jetzt so verächtlich schwach, daß ich Dir glauben könnte, so verdiente ich das Leben von stets wechselnder Pein, die Du mir in der Zukunft bereiten würdest."

„Ich, Rudolf! Ich sollte Dir ein Leben von wechselnder Pein bereiten?"

„Ja, die Pein der Eifersucht, der Verzweiflung und der Demüthigung. Nachdem Du einmal diesen Weg betreten, nachdem Du einmal erfahren hast, wie Du mich immer verletzen kannst, so würdest Du Deine Angriffe so lange vervielfältigen, erneuern und verändern, bis ich endlich unter der Tortur, die Du mir bereitest, den Geist aufgäbe."

„O mein Gott, Rudolf — wie kannst Du so reden!"

„Ja, ich kann so reden! Vorgestern früh bat ich Dich um Erbarmen und flehte Dich in unaussprechlicher Angst, Du solltest Dein Spiel mit dem Grafen aufgeben. Doch was thatest Du da? ... Sage: was thatest Du? ... Ja, mit der teuflischsten Hartnäckigkeit, mit einem jeglichem menschlichen Geiste fremden Leichtsinne machtest Du Dir ein Vergnügen daraus, in der Nacht zu weinen, da Du wußtest, daß ich wachte und auf Deine Thränen lauschte — machtest Dir ein Vergnügen daraus, seinen Namen in einer verstellten Leidenschaft hervorzuseufzen, während Du im Stillen über die Todesqualen lachtest, die Du mir bereitetest. Doch das war noch nicht genug: es ward Morgen, und was Du Dir nun erlaubtest, das übertrifft alle Beschreibung."

„Rudolf! Rudolf! — nicht mehr: ich vergehe!"

„Ja, Du mußt Alles hören — Du sollst Alles hören! Obgleich die Qualen meiner Seele Dir ganz bekannt waren, so spieltest Du nichts desto weniger Comödie; und als meine Verzweiflung, meine Wuth ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, so setztest Du durch den Blumenstrauß und den Brief meine Vernunft auf den letzten Wurf. Aber noch nicht genug: als ich aus dem Pavillon zurück kam, als ich eine Erklärung forderte, da lachtest Du laut und erklärtest auf das Naivste, daß Du mich nur des Contrastes wegen in die Hölle geschickt hättest. Bei der ewigen Barmherzigkeit, das war ein Spott, ein Scherz sonder Gleichen; das war eine Bosheit, vor welcher Seele und Herz schaudert! ... Doch ich will versuchen, mich nicht mehr zu beunruhigen: morgen

reisen wir nach A—, und gleich nach unserer Ankunft spreche ich mit Deiner Mutter."

Jetzt stürzte Julia entwaffnet ihrem Manne zu Füßen: sie weinte, sie bat, sie betheuerte, daß sie sich nie in ihrem Leben wieder zu dem geringsten Leichtsinne wollte verleiten lassen; sie drohte in's Wasser zu springen, wahnsinnig zu werden, sich vor seinen Augen zu ermorden, wenn er ihr nicht verzeihe. Doch Rudolf war unbeweglich, denn die Zeit ihres Einflusses war, wie er selbst gesagt hatte, wirklich vorbei; und wenn auch noch einige zitternde Zuckungen in den Gesichtsmuskeln bewiesen, daß seine Liebe den letzten Kampf kämpfte, so bezeugte auch die darauf eintretende Ruhe, daß der Kampf beendigt war.

Er schob sie zurück, sprang auf und floh in sein Zimmer.

„O meine Freunde, meine geliebten Geschwister, bittet für mich!" und Julia demüthigte sich so tief, von ihnen — die sie gewiß von Allen am wenigsten zu Zeugen ihrer Demüthigung hätte haben wollen — Hülfe, Rath, Aufmunterung und Trost zu begehren. Sie dachte an keine Erniedrigung mehr: sie wollte sich nur wieder im Besitz der Liebe ihres Rudolf sehen.

Lavinia stand auf, um das fast ohnmächtige junge Weib in ihre Arme zu nehmen.

Doch der Rittmeister sagte mit seiner tiefen ernsten Stimme: „Nein, Julia! erwarte das nicht von uns: das würde weder Rudolf's noch Dein eigenes Glück befördern. Nach demjenigen, was Du Dir erlaubt hast, kann kein anderes Ende erfolgen, als Trennung."

„O nein, nein! — ich liebe ihn so sehr, ich kann eine Trennung nicht überleben!"

„Ich dagegen zweifle nicht, daß Du, sobald der erste Schmerz vorüber ist, fühlen wirst, daß das Leben seine Annehmlichkeiten hat; doch will ich wünschen und mit Vergessung alles Bösen, das Du mir zugefügt hast — und glaube mir, es war nicht so wenig! — für Dich beten, daß die schreckliche Lehre, welche Du nun er-

halten hast, Dir für die Zukunft nützlich sein möge. Vielleicht kannst Du dereinst durch strenge und lange Bußübungen gereinigt vor Rudolf treten, ihn bitten, daß er Dir Deine Rechte und das Herz zurückgibt, welches Du nun so schnöde von Dir geworfen hast . . . Doch sie heilen nicht so leicht, die Wunden, die Du ihm geschlagen hast: es gehören Ernst, Kraft und vor allen Dingen redende Beweise dazu, ihn und die Welt zu überzeugen, daß Du Deinen Leichtsinn abgelegt hast und daß Du alles geworden bist, was ein Mann zu erwarten hat von derjenigen, die sein Herz empfangen und gelobt hat, ihm seine Mühen zu versüßen."

Für diese Wendung dankte Lavinia ihrem Gatten mit einem freundlichen Blicke; doch Julia war wenig getröstet durch die Aussicht auf ein Leben, das ihr ärger schien als selbst der Tod.

Doch jetzt war Nichts zu thun, und als Ludwig das Zimmer verlassen hatte und sie allein mit Lavinia ihrem gränzenlosen Schmerze Luft gab, so hatte diese ebenfalls nichts anderes zu bieten, als Bitten und Ermahnungen zu Geduld und Ergebung.

„Ist es denn unmöglich, ganz unmöglich, Dich zu bewegen, daß Du für mich sprichst? Du vermagst doch so viel über ihn und würdest ihn in wenigen Augenblicken verändern, wenn Du nur Deine Macht anwenden wolltest."

„Eine solche Macht über ihn besitzt in dem jetzigen Augenblicke Niemand. Aber auch wenn es möglich wäre, daß ich sie besäße, wie wolltest Du es von mir verlangen, daß ich mir eine solche Last auf mein Gewissen wälzen sollte? Wenn Ihr auf's Neue und auf ewig unglücklich würdet, wenn er zum Selbstmord gereizt würde (Du weißt nun, wie weit er gehen kann), was würde mich wohl dann vor den Vorwürfen schützen, die ich mir machen müßte? Als Weib, als Schwester kann ich Dir dagegen von Herzen rathen, Ludwig's Plan zu befolgen: er ist vernünftig und gut, und ich möchte fast wagen, hinzuzusetzen: er ist sicher, wenn Du ihn nämlich mit aller der Zärtlichkeit, dem Verstande und der Bedachtsamkeit ausführst, die Du einem Ziele

von so unendlicher Wichtigkeit widmen mußt. Und bedenke selbst: wie viel theurer muß Dir wohl nicht das Glück Deiner Zukunft werden, wenn Du es Dir selbst erworben hast, statt es von Andern als eine erbettelte Gnadengabe anzunehmen!"

„Darin hast Du Recht!" rief Julia mit einem Male begeistert aus, indem sie sich aus dem einen Extrem in das andere warf. „Es ist wirklich ein Verbrechen, ohne Buße an Versöhnung gedacht zu haben; aber ich will versuchen, durch das musterhafteste Leben seine Liebe und Achtung wieder zu erkaufen; und da ich will, so habe ich auch Kraft, es durchzuführen. Du versprichst mir doch, daß Du mir nicht entgegen arbeiten willst?'

„Das verspreche ich; und sehe ich, daß es Dir mit diesen edlen und Deiner würdigen Vorsätzen Ernst ist, so will ich auch, so viel ich vermag, Dir zur Erreichung Deines Zieles behülflich sein."

„Nein, das darfst Du nicht; das will ich ganz allein!"

Getröstet durch die Vorstellung, ein Werk ausführen zu können, das die Martyrerkrone verdiente, beruhigte sich Julia allmälig, trocknete ihre Thränen ab und begab sich in ihr Zimmer, um ihr Unglück zu überdenken, das sie wenigstens in diesem Augenblicke lebhaft fühlte und bitter bereuete . . .

Gleich nach ihrer Heimkehr zog sie zu einer Verwandtin, die zwanzig Meilen von A— entfernt wohnte.

Hier in der Einsamkeit auf einem entlegenen Gute wollte sie ihr Bekehrungswerk beginnen. Ihr frommes, abgesondertes Nonnenleben sollte bald Rudolf's Ohren erreichen, und ohne Zweifel konnte es nicht lange dauern, so würde er sie versöhnt und zärtlicher denn jemals in die geliebte Heimath zurückführen. Während der Zeit redete ja die ganze Gegend von nichts anderem, als von dem Bewunderungswürdigen in ihrer großmüthigen Selbstaufopferung.

Dreißigstes Kapitel.

Rosenborg war also plötzlich leer an Gästen geworden.

Am ersten Tage nach den heftigen Auftritten, welche der Familienzusammenkunft ein Ende gemacht hatten, fühlten sich Ludwig und Lavinia allzu niedergeschlagen durch Rudolf's Kummer, als daß sie an ihren eigenen denken konnten; und Frau Brunsberg's Anmerkung, daß die Herrschaft umher ginge wie ein Paar Gespenster, war wenigstens in so fern gegründet, als sie ein fast ununterbrochenes Schweigen beobachteten.

Nachdem aber das junge Paar von dem Abendessen aufgestanden war, schlug der Rittmeister eine Promenade im Mondschein vor, und da er sah, daß Lavinia's Augen — ehe noch ihre Lippen sich geöffnet hatten — eine Weigerung aussprachen, so beeilte er sich hinzuzusetzen: „Du darfst es nicht abschlagen auszugehen, es wird Dir gut sein, da Du den ganzen Tag im Zimmer gesessen hast."

„Ich hole meinen Hut!" sagte sie; doch die Stimme verrieth diese Art von Nachgiebigkeit, welche aus Zwang und nicht aus Vergnügen entsteht.

„Der kleine Satan!" murmelte der Rittmeister, dessen Gedanken unmöglich von der unglücklichen Julia weichen wollten, die ein Glück zerstört hatte, welches schon Knospen getrieben und bald genug in voller Blüthe gestanden haben würde. „Nun muß man wohl wieder von vorne anfangen — und wer weiß, ob wir je wieder auf den Punkt zurückkommen, wo wir standen."

Lavinia's Stimme und Augen bezeugten mehr als ihr Wesen, daß sie die erlittene Beleidigung nicht so leicht wieder vergessen konnte, als sie ihr zugefügt worden war.

Anfangs kam Ludwig kein Wort über seine Lippen; doch als man an dem Pavillon vorüber ging, ergriff er die Hand seiner Gattin, drückte sie und sagte leise: „Willst Du mich hören?"

Lavinia winkte einen stummen Beifall. Er fuhr fort:

„Es ist schon lange, sehr lange her, seitdem ich anfing, die Natur der Gefühle zu ahnen, welche Adrian gegen Dich hegte."

„Und ich," fiel Lavinia ein, „würde nicht einmal in diesem Augenblicke ahnen können, was Deine Worte enthalten, wenn mir nicht Julia einen zweiten unverzeihlichen Leichtsinn, dessen sie sich schuldig gemacht hat, anvertraut hätte. Ich weiß nicht, wodurch sie mit Dir auf eine und dieselbe Vorstellung gekommen ist — genug, um den Grafen um sechs Uhr in den Pavillon zu schaffen, wo dann ihrer Vermuthung nach zwischen ihm und Rudolf eine Scene stattfinden sollte, nahm sie mein Billet und warf es, ohne nur im Mindesten die Folgen zu bedenken, dem Grafen zu, der eben unter ihrem Fenster spazieren ging."

„Großer Gott, welche Höhe von Unbedachtsamkeit!" rief der Rittmeister aus, vor Zorn erröthend, bei der bloßen Erinnerung an die Tortur, die dieser Einfall ihm verursucht hatte.

„Doch der Graf," fuhr Lavinia mit einigem Nachdruck fort, „hatte eine bessere Meinung von mir als derjenige, der mich doch hätte besser kennen sollen als er."

„Ach, wüßtest, ahntest Du, oder wolltest Du nur verstehen, wie ich gegen diese verdammte Eifersucht gekämpft habe — Lavinia! Du würdest das nicht so kalt sagen!"

„Entsteht nicht die Eifersucht aus Mißtrauen, Ludwig? und kann wohl ein Mann, der die geringste Achtung gegen sich selbst hat, das Weib hochachten, welches er in Verdacht hat, daß sie unter seinen Augen eine unerlaubte Liebesverbindung unterhält?"

„So tief habe ich mich in die Sache nicht hineingedacht," entgegnete der Rittmeister stark erröthend; „denn in diesem Falle ersuche ich Dich, mir die Ehre zu erzeigen und zu glauben, daß ich mich nicht so außerordentlich friedlich benommen haben würde, als ich gethan habe."

„Wenn Du das außerordentlich friedlich nennst, daß Du Deine Frau erst durch eine Menge von Hindeutungen beleidigst, die sie

aber glücklicher Weise nicht begreift, dann aber sogar zu der Drohung schreitest, die Thüren einzuschlagen und das ganze Haus herbei zu rufen, um Zeuge des Skandals zu sein, den sie gestiftet hat — dann kann ich wahrhaftig Gott danken, daß ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, Dich zu sehen, wenn Du weniger friedlich handelst."

„Heute Abend bist Du nicht so gut wie gewöhnlich," sagte Ludwig, indem er seine Heftigkeit zu dämpfen suchte.

„Es ist nicht schwer, gut zu sein und Geduld zu zeigen, wenn es nur ein wenig üble Laune oder selbst eine Ungerechtigkeit gilt, wenn diese sich nur auf etwas beschränkt, das vorhanden ist oder wenigstens den Schein hat, daß es vorhanden sein kann. Kommt es dagegen bis auf den Punkt, wo Nachgiebigkeit und Gefälligkeit nicht mehr angewendet werden können, ohne Erniedrigung in ihrem Gefolge zu haben, so hören sie auch von selbst auf."

„Und was folgt dann?" fragte Ludwig mit einer Stimme, die hörbar zu zittern begann.

„Das ist mehr, als ich beantworten kann; aber ich halte es für entschieden, daß Du jedem Weibe Deine Verachtung schenken würdest, die ihre Ehre für eine so gleichgültige Sache hielte, daß sie dieselbe an einem Tage rücksichtslos angreifen hören könnte, und doch an dem andern bereit wäre, eine Beleidigung, ja ich könnte wohl sagen, ein Verbrechen von solcher Beschaffenheit, zu verzeihen und zu vergessen."

„Trotz des Schmerzes, den Deine Worte mir bereiten, fühle ich gleichwohl eine große Befriedigung darüber, daß Du die Sache von einem so strengen Gesichtspunkt betrachtest. Wenn Du schon den bloßen Verdacht einer Untreue für ein Verbrechen hältst, mit welchem Abscheu mußt Du dann nicht die Wirklichkeit selbst betrachten!"

„Abscheu!" rief Lavinia aus, und ihre Augen erhielten einen fast unnatürlichen Glanz. „Ich muß nun den Ausdruck entlehnen, den Du vor einem Augenblicke anwandtest: ich fühle mich

nicht friedlich genug gestimmt, um mich damit zu begnügen, daß ich den Gatten, der mich betröge, nur verabscheuete — ich würde ihn hassen, so lange mir noch ein Gefühl übrig ist."

„Und mit diesen Gesinnungen," sagte Ludwig, der kaum im Stande war, das beseligende Gefühl zu beherrschen, welches Lavinia's wilder Enthusiasmus ihm schenkte, „kannst Du mich dennoch verdammen?"

„Eben wegen dieser Gesinnungen urtheile ich streng, sowohl aus dem einen als auch aus dem andern Gesichtspunkte; denn ist die Untreue das schwärzeste von allen Verbrechen, so folgt unmittelbar nach derselben ohne Zweifel das, wenn man aus ungegründetem Verdacht, fast ohne alle Ursache, seine Gattin eines solchen Verbrechens zu zeihen und deßwegen anzutasten im Stande ist."

„Kann man aber wohl behaupten, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich Dein Billet auf Adrians Schreibtisch fand, meiner Sinne mächtig war? Du mußt aus meiner Rede verstanden haben, daß ich es nicht war; und schon die Hälfte der wahnsinnigen und unnatürlichen Martern, die ich von dem Augenblicke, da Du mich verließest, bis zu dem, da ich Dich rein wie ein Engel fand, wäre hinlänglich, das Verbrechen zu versöhnen, welches ich nimmermehr hätte begehen können, wenn unsre Ehe etwas anderes gewesen wäre, als eine bloße Ceremonie."

„Sage das nicht — Du wußtest, daß sie mir ganz heilig galt."

„Ja, bis zu einer gewissen Zeit; doch gestehe auch, daß unser Verhältniß und das Uebereinkommen, welches wir an unserem Hochzeitsabende trafen, einer weniger edlen Frau, als Du bist, erlauben könnten, ihre Pläne weiter auszudehnen, als bis zum fünfundzwanzigsten September . . . doch laß uns davon nicht weiter reden! Sage mir lieber, theure Lavinia, ob es außer der eigentlichen Untreue ein Verbrechen gibt, das sich nicht versöhnen läßt!"

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht, bin also auch noch nicht im Stande, mich darüber zu äußern," antwortete sie auswei-

chend. „Statt dessen aber habe ich gedacht, daß der Mann, welcher einmal ohne Anlaß von Seiten der Frau vor Eifersucht gebrannt und getobt hat, gar leicht in den unschuldigsten Worten, die sie mit Andern wechselt, solchen Anlaß finden wird. Wo zu diesem schrecklichen Uebel Anlagen vorhanden sind, dort vergeht es vielleicht selten."

„Es gibt kein Uebel, gegen welches nicht auch Arzneimittel vorhanden sind!" antwortete er, indem er zu dem leisen und warmen Tone überging, der sich schon so oft zu Lavinia's Herzen den Weg gebahnt hatte. „Nur durch Dich habe ich diese Torturen kennen gelernt, die ärger sein müssen, als die Martern der Verdammten (nie wurde ich während meiner Vereinigung mit der seligen Charlotte davon heimgesucht); und Du, nur Du allein kannst mich heilen. Du weißt wohl, daß Geduld und Unterwürfigkeit nicht zu meinen Schwächen gehören; können aber diese Eigenschaften eine Veränderung in dem Urtheile bewirken, welches Deine stets ausweichenden Antworten ausgesprochen haben, so fordere in Gottes Namen, was Du willst. Ich bin überzeugt, Du wirst großmüthig genug sein — ja ich wage zu hoffen, Du wirst Achtung genug gegen mich hegen — daß Du nicht meine Gefühle auf eine Probe setzest, vor welcher ich vor mir selbst zu erröthen brauche."

Lavinia's Herz schlug laut vor Freude; dennoch hatte sie Kraft genug, sich nicht seinen flammenden Blicken auszusetzen.

„O," dachte sie, „ist dies wohl der Mann, welcher mich vor zehn Monaten hieher führte? . . . Bin ich wohl noch jenes Weib? . . . Alles Wunder der Liebe — sich in den Abgrund zu stürzen und im Himmel zu erwachen . . . sofern, sofern . . ."

Die stillen Gedanken übergossen ihre Wangen mit der schönsten Farbe; doch die Lippen schwiegen eigensinnig und ebenso auch die Augen — hier war viel zu überlegen.

„Da Du mir jegliche Antwort weigerst — erlaubst Du mir dann, sie zu errathen?" fragte Ludwig und senkte sein Haupt so tief hinab, daß seine Locken ihre Wangen berührten, während die

Hoffnung sein Herz berührte und ihm hinterlistige Worte in das Ohr raunte.

„Nein, Ludwig, ich liebe kein Errathen, und will Dir meine Antwort nicht vorenthalten; doch magst Du mit Dir selbst es abmachen, wenn Du damit nicht zufrieden bist!"

„Laß hören!"

„Das Vorgefallene hat mich in einem solchen Grade aufgeregt, daß ich ein Bedürfniß fühle, den Aufenthalt zu verändern."

„Wie?"

„Ich wünsche Rosenborg zu verlassen."

Der Rittmeister blieb wie angewurzelt stehen. „Lavinia!" sagte er in einem Tone, der zu erkennen gab, wie sehr diese Worte ihn erschüttert hatten, „willst Du nun ebenfalls scherzen?"

„Ganz im Gegentheil — ich habe nur meinen Wunsch ausgesprochen: jetzt beruht es auf Dir, ihn abzuschlagen oder zu bewilligen."

Ludwigs Gesicht war ganz bleich geworden; jetzt floß wiederum das Blut in Strömen in dasselbe hinauf und verrieth, daß sich der Aerger in den Schmerz mischte.

„Warum bedienst Du Dich einer solchen Redensart, die in diesem Augenblicke weniger als Nichts bedeutet? Du weißt recht gut, wenn ich auch vor Betrübniß verginge, so könnte es mir dennoch nicht in den Sinn kommen, weder durch Bitten noch durch einen Machtspruch die Frau zurückzuhalten, welche sich darnach sehnt, ihre Fesseln zu zerreißen. Du weißt ja aus eigener Erfahrung, daß ich es Dir nicht abschlug, zu reisen, als Du einmal diesen Wunsch aussprachst."

Lavinia schwieg einen Augenblick.

„Das war ja ein bedeutender Unterschied," sagte sie endlich nachdenklich — „damals würde ich allein gereist sein!"

„Und jetzt?" fragte der Rittmeister, welcher wieder zu athmen begann.

„Jetzt ist mir's nicht in den Sinn gekommen, ohne Deinen Schutz zu reisen."

„O, wie boshaft kannst Du sein! Du wirst recht bald eben so gut, wie Julia."

Ludwig suchte die Veränderung, welche mit ihm vorging, die Freude, welche durch Seele und Worte hervorstürmen wollte, so gut wie möglich zu verbergen.

„Sage nie so!" äußerte Lavinia mit einem unfreiwilligen Schauder. „Wenn Du den Einfall hast, Dir vorzustellen, daß ich auf eigene Hand reisen will, so ist das eine Sache, die Du mit Dir selbst abzumachen hast."

„Das will ich gerne übernehmen. Doch wohin wolltest Du denn reisen?"

„Ich möchte mich gerne ein wenig zerstreuen. Ich meine — doch bedenke, daß ich jetzt nichts Anderes ausspreche, als nur Wünsche — wir könnten erst in eines der besuchtesten Bäder reisen — gewiß sind dort noch viele Gäste — und nachdem wir dort den August verlebt hätten, so könnten wir eine Tour nach Kopenhagen machen, und dann über Schonen und Blekinge zurückkehren. Das würde mir sehr, sehr angenehm sein!"

„Dann soll es auch geschehen! Ich will so schnell wie möglich hier zu Hause meine Angelegenheiten so ordnen, daß ich abwesend sein kann . . . nun? auf wie lang denn?"

„Das kommt auf Dich selbst an; will man aber etwas sehen, so braucht man wohl mit der Badereise . . ."

„Ich verstehe!" fiel Ludwig ein: „es gehen wohl ein Paar Monate darauf."

„Ja, das ist wohl möglich."

Einunddreißigstes Kapitel.

In den ersten Tagen des August verließen die jungen Gatten Rosenborg.

In dem Augenblicke, da sich die Thüren hinter ihnen schloßen, wurden Beide von Gefühlen bewegt. welche deutlich ihre beiderseitige Furcht offenbarten, nicht mehr mit einander diese Heimath, die ihnen so theuer geworden war, betreten zu dürfen.

Ludwig hatte das größte Vertrauen zu dem Adel in Lavinia's Charakter und zu der Reinheit ihrer Grundsätze; aber er fürchtete nichts desto weniger, daß sie zufolge eines falschen oder zweideutigen Anlasses sie beide in eine Stellung versetzen könnte, die es dem Selbstgefühle unmöglich machte, gegen das Recht zu kämpfen, das am fünfundzwanzigsten September bewilligt war.

Lavinia dagegen, welche Ludwig's schlimmsten Fehler, seine ungezügelte Neigung zur Eifersucht, genau prüfen wollte — die übrigen waren in ihren Augen gleich Null, hatte keineswegs die Absicht, schwach zu sein.

Fand sie ihre Furcht bestätigt, flammte diese Leidenschaft von Neuem auf, da war sie entschlossen, unwiderruflich entschlossen, eine ewige Trennung einer Ehe vorzuziehen, in welcher die freundlichen Genien der Liebe leicht ihre Gestalt verändern und sich in Furien verwandeln konnten.

Bei dieser Prüfung nahm sie sich aber auch streng vor, nie die Gränzen der äußersten Vorsicht zu übertreten.

Ein Badeort, ein Ort, an welchem viele Menschen zusammentreffen, gibt einem jungen nnd reizenden Weibe immer Gelegenheit, gesehen und bewundert zu werden. Lavinia wußte dies sehr wohl; sie war schon im Voraus und aus Erfahrung überzeugt, daß sie einen Vorrang gewinnen würde; aber ihr war auch die Gefahr des Versuches nicht unbekannt, mit welchem sie nun die

Ueberzeugung ihres künftigen Glückes erkaufen wollte, und daß nicht nur ein vollkommen reines Gemüth, sondern auch eine unaufhörliche Wachsamkeit über sich selbst erforderlich war, um sich zu gleicher Zeit der Gefahr Preis zu geben und auch vor derselben zu bewahren.

Für Ludwig war es ein neues, schmeichelndes, reizendes und beunruhigendes Gefühl, seine Frau, deren Aufmerksamkeit bisher ihm selbst ausschließlich gewidmet gewesen war, jetzt so umschwärmt, vergöttert und zerstreut zu sehen, daß er sich große Mühe geben mußte, wenn er in Gesellschaften ihre Aufmerksamkeit einmal auf sich lenken wollte.

Wenn aber Ludwig zu ihr kam, mochte sie tanzen oder in einem lebhaften Gespräche begriffen sein, so hatte sie für ihn stets nicht nur ein freundliches Lächeln, sondern auch ein Paar vertrauliche Worte, einen kleinen halben Blick bei der Hand, und diese kleinen Gunstbezeugungen machten ihn so dankbar und glücklich, daß er sich leicht mit den tausend neuen Diensten und Aufmerksamkeiten versöhnte, über welche er sonst gelacht hatte, wenn er andre Ehemänner damit beschäftigt sah, an welche zu denken oder sich zu denselben herabzulassen ihm in den Zeiten der seligen Charlotte nie eingefallen war: die er nun jedoch zu versäumen sich hütete, aus Furcht, es möchte ihm irgend ein Anderer den Dienst erzeigen, ihm zu helfen.

„Bist Du schon vom Spieltische aufgestanden?" konnte Lavinia bisweilen lächelnd sagen, wenn sie bei Beendigung eines Walzers sah, wie Ludwig, etwas verlegen über seine Artigkeit, sie mit dem Shawl oder der Mantille auf dem Arme erwartete.

„O ja," flüsterte er ihr einmal mit gut gelauntem Scherze zu, es ist nicht so angenehm, am Spieltische zu sitzen, wenn man eine schöne Frau hat, die Andere während der Zeit umhüpfen und mit ihr liebäugeln! Es kommt mir so vor, als machte der Major S— sich

so viele Mühe mit Deinem Shawl, daß es mir das Beste zu sein dünkt, wenn ich selbst das Amt übernehme, ihn zu halten bis Du gewalzt hast."

„Ach die armen Männer! was sie doch Alles zu besorgen haben! — Mein bester Ludwig, ich bin überzeugt, diese Tour wirst Du in Deinem Leben nicht vergessen!"

„Diese Kur meinst Du wohl — nein, nein, das kann wohl sein; da aber nichts mit der Erfahrung sich vergleichen läßt, so war sie doch vielleicht nicht unnöthig."

Und Ludwig, der mit jedem Tage immer verliebter in seine Frau wurde, entdeckte auch mit jedem Tage an ihr eine Menge neuer Reize, denen er durch die Bewunderung Anderer auf die Spur kam. Dennoch litt er nie an Eifersucht, denn Lavinia gab keinem ihrer Bewunderer nur das entfernteste Zeichen der Aufmunterung; aber er litt fürchterlich an Neid. Alle wollten sie sehen, mit ihr reden, ihren Geschmack über alle neuen Vergnügungen um Rath fragen; und nicht genug, daß diese Gefälligkeit sie außer dem Hause umgab, auch noch an den wenigen Stunden, die sie zu Hause war, konnte man hinlänglich davon sehen.

„Die Thüren sind doch nie in Ruhe vor den ewigen Visiten!" hieß es einige Male mit einigen kleinen unzweideutigen Zeichen von Ungeduld.

Bei der ersten Gelegenheit schien es Lavinia nicht zu hören; bei der andern aber fragte sie mit einem ihrer gefährlichsten Blicke: „Ist es Dein Wunsch, daß wir nicht entgegen nehmen?"

„Wenn es Dir gleichgültig ist, mir ist es gewiß gleichgültig — das soll Gott wissen!" meinte der Rittmeister, unendlich entzückt über die Aussicht, ein Paar Stunden mit seiner Frau allein verleben zu können.

Doch Lavinia, welche gegenwärtig oder so lange die beschlossene Prüfung dauerte, nichts weniger wünschte, als ihrem Manne Gelegenheit zu geben, ihr unter vier Augen den Hof zu machen, antwortete ganz ungekünstelt:

„Nein, da müßte ich die Unwahrheit sagen — ich meine, wenn man einmal hieher gekommen ist, so muß man auch gesellschaftlich sein.“

„Nun, so sind wir für alle Menschen zu Hause! Doch erst jetzt, da ich bemerke, wie gerne Du Fremde siehst, wie großes Vergnügen es Dir macht, an allen Arten von Vergnügungen Theil zu nehmen, erst jetzt begreife ich, wie schrecklich langweilig es für Dich auf Rosenborg gewesen sein muß.“

Hätte Ludwig dieses in Form eines Vorwurfes geäußert, so würde es seiner Gattin schmerzhaft gewesen sein, vor ihm in einem solchen Lichte zu stehen; nun aber sagte er es mit einem solchen Ausdruck von Güte, daß sie deutlich hörte, wie die Worte aus dem Herzen floßen, und daher kam es auch, daß ihre Antwort eine Herzlichkeit enthielt, die alle Neigung, welche sie jetzt zu Gesellschaften zu haben schien, aufwog.

„Zu Hause,“ sagte sie, „hat eine Frau, welche das höchste Glück, die Achtung und . . . das Wohlwollen ihres Gatten, besitzt, keine Zeit zur Langeweile übrig: dort sind ihre Vergnügungen größer als anderswo“ . . .

Zu den jungen Männern, die sich am Aufrichtigsten vor dem jungen gefeierten Weibe bemerkt zu machen suchten, gehörte auch der von dem Rittmeister schon erwähnte Major S—, dessen artige und anhaltende Aufmerksamkeit sich bald genug in eine Aufwartung verwandelte, die der ganzen Gesellschaft zu der Behauptung Anlaß gab, daß er seine schon längst bestimmte Abreise nur um der Frau von C—sköld willen von einem Tage zu dem andern aufschöbe.

Der Rittmeister theilte selbst seiner Frau diese Neuigkeit mit und fügte lachend hinzu: „Ich habe noch nie eine verzweifeltere Physiognomie gesehen, als gestern die des Majors, als Du vor dem letzten Walzer den Ball verließest.“

„Und ich,“ entgegnete Lavinia lächelnd, „sah dagegen noch nie ein Paar Augen, aus denen eine größere Schadenfreude

leuchtete, als die Deinigen, da Du mich den tiefen Verbeugungen meines bedauernden Cavaliers entführtest."

„Es ist wohl möglich, daß sie etwas dergleichen verriethen; aber es wäre auch wohl allzu viel begehrt, daß eben ich Mitleiden mit ihm haben sollte, während alle Andern über sein Mißgeschick lachten. Ich erfuhr es aber dennoch nicht, warum Du so früh nach Hause wolltest."

„Soll ich Dir's ganz aufrichtig sagen?"

„Wenn Du mich eines vollen Vertrauens werth erachtest."

„Sage lieber: wenn ich es nicht für gefährlich halte, es Dir zu schenken."

„Ich glaube, daß dabei keine Gefahr vorhanden sein kann. Wäre der Fehler, dessen ich mich einmal schuldig gemacht habe, ganz unüberwindlich, so hätte er hier schon längst Gelegenheit gehabt, sich in tausend grelleren und schwächeren Schattirungen zu zeigen. Doch unsre Unterredung kurz vor unserer Abreise, so wie auch der Umstand, daß ich Eigenliebe genug besitze, um zu glauben, daß ich mich mit Allen messen kann, die um Deine Gunst wetteifern, macht, daß ich mich in dieser Hinsicht stets ruhig fühle."

„Konntest Du Dich denn nicht eben so gut mit dem Grafen Adrian messen?"

„Nicht so in jeder Hinsicht. Ueberdies warst Du so gütig gegen ihn: Du schätztest sichtbarlich seine Gesellschaft; er konnte sich täglich Deiner Theilnahme erfreuen."

„Ja, in meiner Eigenschaft als Wirthin."

„Gleich viel — bedenke nur das unglückliche Zusammenstoßen der Umstände, und daß ich selbst so wenig Hoffnung hatte, Dir zu gefallen, so daß ich unmöglich anders als mit Unruhe einen solchen Mitbewerber wie Adrian sehen konnte."

„Hast Du denn jetzt mehr Hoffnung?" fragte sie und gab ihm einen Blick voll reizender Schalkhaftigkeit.

„Du weißt ja," antwortete er in gleichem Tone, „daß ich nicht das Glück habe, mein Urtheil auf die Erfahrung stützen zu kön-

nen; und da Du selbst die erste Dame bist, um deren Gunst ich mich bemüht habe, so wage ich als Anfänger nicht zu behaupten, in welchem Grade es mir gelingt. Inzwischen," fuhr er lachend fort, „dürfte es immer ein wenig verkehrt sein, mit der Hochzeit anzufangen und mit dem Hofmachen zu enden."

„Zugestanden! Doch um von unserm kleinen Scherz wieder auf unser voriges Gespräch zurück zu kommen, will ich Dir sagen, daß die Huldigung des Majors S— einen Eifer annimmt, der mir nicht gefällt."

„Er hat doch wohl nicht gewagt, durch Worte . . ." Ludwig's Auge flammte augenblicklich auf.

„Sei ruhig! Sage mir, ob Du gesehen hast, daß ich ihm oder irgend einem Andern den geringsten Anlaß gegeben habe, der ihn zu dem Glauben berechtigen könnte, meine Ohren wären offen für die Liebesseufzer anderer Männer?"

„Nein, und tausendmal nein! Ich glaube sogar mit gutem Gewissen behaupten zu können, daß sie nicht einmal für die Seufzer Deines eigenen Mannes offen gewesen sind. Doch im Ernste gesprochen — Du hast nun in diesen drei Wochen allen Verstand und alle Feinheit entwickelt, die ich bei Dir vermuthete. Du hast Alles genossen, doch Alles mit Maß."

„Nun gut" — Lavinia nahm sich weislich in Acht, die Andeutung ihres Mannes verstehen zu wollen — „dieser Schimmer von Verstand hindert gleichwohl nicht, daß ein Mann wahnsinnig werden kann. Die Lippen des Majors reden nicht, aber seine Augen, seine Mienen haben es hinlänglich gethan, besonders gestern Abend und auch gestern Morgen auf der Promenade, als Du Dich mit Frau W— unterhieltest; und um sein peinigendes Vergnügen noch zu verlängern, beabsichtigt er, wenn ich recht verstanden habe, Dir vorzuschlagen, zusammen nach Kopenhagen zu reisen, wohin er auch will. Diese Lumperei wäre vielleicht kaum der Erwähnung werth, wenn nicht wegen des Umstandes, daß Du viel-

leicht ohne dieses mein Vertrauen seinem Vorschlage aus Artigkeit Deine Zustimmung gegeben haben könntest."

„Ich danke Dir herzlich für Deine Aufrichtigkeit und Dein Vertrauen, würde aber unter allen Umständen seine Versuche zu einer vertraulicheren Annäherung abgeschlagen haben; denn ohne im Geringsten eifersüchtig zu sein, ist es wohl das Recht und die Pflicht eines Gatten, wenigstens nicht die Huldigung aufzumuntern, welche ein Haufen junger Müßiggänger seiner Gattin darzubringen belieben."

„Darin hast Du vollkommen Recht, daß ich das Gegentheil als Beweis einer allzu weit getriebenen Gleichgültigkeit betrachten würde; und die Ursache, weßhalb ich als wahrscheinlich annahm, daß Du vielleicht den Vorschlag des Majors S— nicht ablehnen möchtest, war der, daß ich mir einbildete, Du könntest eine solche Einwilligung für die beste Probe von Zuversicht und Vertrauen halten, die Du zu geben im Stande wärest."

„Und Du wolltest mich vor einem falschen Schlußsatze bewahren? O, das verdoppelt, ja verzehnfacht meine Achtung; und ich kann Dir meine Dankbarkeit in keinem höheren Grade zeigen, als wenn ich offen gestehe, daß Du mich hiedurch wirklich aus einer schweren Verlegenheit rettest. Denn ohne Zweifel wäre doch ein schwerer Kampf entstanden zwischen meinem Unwillen, dem Major einen solchen Platz zu öffnen, und meiner Furcht, Dich durch meine Weigerung auf den Gedanken zu bringen, daß ich heimlich eifersüchtig wäre — ein Gedanke, dessen unberechenbare Folgen ich nicht einmal zu erwägen den Muth habe. Ich athme wieder leicht: Du hast mir das Recht gegeben, Dich von seiner Zudringlichkeit zu befreien."

Einige Tage später that der Major S— wirklich seinen Vorschlag; doch dieser begegnete so vielen höflichen Ausweichungen von Seiten des Rittmeisters, daß derselbe niedergelegt werden mußte.

Das hielt gleichwohl den genannten Herrn, der sich in Lavinia förmlich verliebt hatte, nicht ab, ihr einzig und allein in der Absicht, sie zu sehen, zu folgen, und durch viele zufällige, wenn auch sehr gut berechnete Begegnungen unter Weges sich für das Unglück nicht stets in ihrer Gesellschaft sein zu dürfen, schadlos zu halten.

Aber von dem Augenblicke an, da Lavinia dieses merkte, wurde sie so kalt und abgemessen, daß sich der Major vergeblich bemühte, nur einen einzigen von den lächelnden Blicken zu gewinnen, mit welchen er vorher erfreut worden war; und nachdem sie endlich in Kopenhagen den letzten Abschied genommen hatten — der Major, um seine Reise nach Paris fortzusetzen, der Rittmeister und seine Frau, um nach Schweden zurückzukehren — rief Lavinia frohen und leichten Herzens aus:

„Gott sei gelobt, daß ich endlich den langweiligen Menschen nicht mehr zu sehen brauche!“

„Kannst Du wohl glauben,“ sagte Ludwig, „daß ich gegen den armen Teufel wirklich Mitleiden fühle?“

„Das ist allzu großmüthig!“

„Nein, nur menschlich. Hätte er sich wirklich meinen Rival nennen können, das heißt, wärest Du ein wenig menschlich gegen ihn gewesen, so hätte es vielleicht ein recht ernsthaftes Spektakel gegeben. Doch da er mit seinen ewigen Aufwartungen weiter nichts gewann, als daß er Dich langweilte, so kann ich ihm gerne ein wenig Mitleiden schenken.“

Als aber der Major G—, oder wie ihn Lavinia im Scherze nannte, „der Doppelgänger,“ der erste war, den man in Helsingborg traf, woselbst der Rittmeister einige Tage verweilen und einen in der Umgegend wohnenden Freund besuchen wollte, so wäre ihm doch die Geduld beinahe vergangen, besonders da Lavinia nie an das Fenster treten konnte, ohne von ihrem Doppelgänger, der sich in dem Hause gegenüber eingemiethet hatte, bespäht zu werden.

„Laß uns reisen!“ bat Lavinia eifrig, als sie merkte, daß Ludwig's Blut in allzu starke Gährung gerieth.

„Nein, ich muß mit ihm reden — das ist meine Schuldigkeit. Du mußt wissen, daß es in der That schamlos ist, auf diese Weise ein Weib zu verfolgen, mag sie nun verheirathet oder ledig sein; und stellt er sich noch einmal mit einem so verdammten Eigensinne an's Fenster, so gehe ich hinüber.“

Jetzt zitterte Lavinia und wurde bleich vor Furcht.

Sie war überzeugt, daß der Major nicht von seinem Platze weichen würde, welchen ihm kein Mensch streitig zu machen das Recht hatte; aber sie war auf der andern Seite ebenso überzeugt, daß bei den jetzigen Umständen eine Kleinigkeit hinreichend sein würde, Ludwig's gereizte Stimmung auf den höchsten Punkt zu treiben — und wie konnte dann der Ausgang sein!

Jetzt galt es, zu prüfen, wie groß die Macht war, die sie wirklich über ihn gewonnen hatte. Sie war entschlossen, dieselbe bis auf das Aeußerste zu wagen.

„Mein guter Ludwig! laß uns noch heute Abend reisen! Es wird eine herrliche mondhelle Nacht, und ich habe mich nun so hinlänglich umgesehen, daß ich gewiß unsre auf morgen bestimmte Ausfahrt nicht vermisse. Ich bin müde, länger umherzuflattern und zu besehen.“

„Aber es wäre doch höchst lächerlich, wenn wir gezwungen wären, so schimpflich das Feld zu räumen, und ich fürchte, daß ich wirklich einem so wunderlichen Vorschlage nicht beistimmen kann.“

„Nicht im geringsten wunderlich oder lächerlich; und wenn Du, ich sage nicht meinem Vorschlage, sondern meiner Bitte, beistimmst, so habe ich dadurch den größten Beweis der Grundlosigkeit meiner Furcht erhalten; denn ich verstehe recht wohl, daß Du Deinen Beifall einzig und allein gibst, um mein Vertrauen zu befestigen. Schlägst Du es mir aber ab, so muß ich glauben, daß die Eifersucht noch immer unter der Asche glimmt und nur auf einen Vorwand zum Ausbruche wartet.“

„Nein, bei Gott! das letzte ist keine Wahrheit; doch hiezu gehört mehr denn menschliche Geduld ... sieh! dort liegt er wieder und dringt mit seinen Augen gerades Weges durch Fenster und Gardinen ... es gehört, sage ich, mehr denn menschliche Geduld dazu, seine Frau solchen Blicken ausgesetzt zu sehen."

Der Rittmeister griff nach seinem Hute.

„Aber ich sehe ja diese Blicke nicht, ich verabscheue sie ... Sei nun so gut, vernünftig und artig, Ludwig, und gib Befehl zur Reise — oder willst Du, daß ich glauben soll, meine Bitte habe gar keinen Werth bei Dir? Du sagtest ja doch einmal, die Bitte einer Gattin vermöchte viel ... So! Du lächelst! Da ist der Sieg auch mein, und Du bleibst hier — o, Du thust es gewiß!"

Das einmal in Wallung gekommene Blut ließ sich nicht so leicht wieder beruhigen; aber wie konnte er wohl weigern, da Lavinia auf diese Weise bat?

Genug: Lavinia und die Liebe behielten wirklich den Sieg.

Ludwig bekannte späterhin, daß er damit nicht so unzufrieden wäre, „obgleich," setzte er mit der besten Laune hinzu, „wenn es so fortgeht, es sehr schlecht aussieht mit meiner Herrschaft im Hause; denn diese ist in immerwährender Abnahme begriffen, wie ich sehr wohl einsehe."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Dem von Lavinia geäußerten Wunsche zufolge war die Rückreise so eingerichtet worden, daß man sich erst gegen den fünfundzwanzigsten September dem Gute Rosenborg näherte.

Am vierundzwanzigsten erklärte sie aber gegen Mittag, sie wäre so müde, daß sie am besten thäten, wenn sie in einer kleinen Stadt blieben, wo sie sich eben befanden.

Obgleich überzeugt, daß Lavinia nimmermehr diese lange Reise mit ihm zusammen hätte machen wollen, falls es ihr Vorsatz

gewesen wäre, auf der Trennung zu bestehen, so fühlte doch Ludwig vor jedem Tage, der ihn dem fünfundzwanzigsten näher führte, eine so außerordentliche und brennende Unruhe, daß er den größten Theil desselben hinbrachte, um in Gedanken noch einmal sein ganzes Betragen während dieser Reise durchzumachen und genau zu prüfen, ob er eine einzige Schwäche gezeigt hätte, die man unter die Rubrik von Eifersucht setzen könnte.

Er fand keine solche, und dennoch verblieb er in Unruhe vor der Umwälzung, welche bevorstand.

Diese war auch in beiden Fällen unermeßlich, und wenn er in dem einen Augenblick fühlte, daß ihm vor seliger Empfindung schwindelte, so war er in dem nächsten verdammt, mit den Qualen der Hölle Bekanntschaft zu machen; und bei den vielen Vergleichungen, die er anstellte, zog er den Tod tausendmal dem Verluste dieser Frau vor, die ihm so theuer geworden war, daß er über das Wunder erstaunte, das die Liebe hervorgebracht hatte.

Während der letzten Woche war auch Lavinia sich ganz unähnlich geworden.

Sie war nicht länger frei und ungenirt wie zuvor; denn unaufhörlich trat ihr wieder das Bild vor die Seele, welches sich eine Zeitlang im Hintergrunde gehalten hatte, jetzt aber von Neuem seine Macht geltend machte, nämlich Marie Rehnman's Bild.

Es verstand sich von selbst, wenn Alles abgemacht würde, daß dieser Umstand einer der wichtigsten sein mußte; und Lavinia, die vor Kurzem noch so streng gegen ihren Mann gewesen war, hatte mehrmals eine Angst, daß sie bei dem bloßen Gedanken zitterte, alle ihre ehemaligen Befürchtungen könnten dennoch gegründet sein. Ja, ihre Eifersucht betrachtete nicht nur die Gegenwart — sie schauderte auch zurück vor dem Gedanken, jemals ein weibliches Wesen vor ihren Augen zu sehen, welches mit ihrem Manne in einem solchen Verhältnisse gelebt hatte.

Je mehr sie darüber nachdachte, um so wahrscheinlicher wurde es ihr, daß dieses ihre Kräfte überstiege; und trotz der vollkom-

mensten Ueberzeugung, welche sie jetzt von Ludwig's Vertrauen besaß, welches Vertrauen nun gewiß nicht mehr zu verrücken war, fühlte sie dennoch, daß eine Trennung möglich sein konnte, wenn er nicht im Stande wäre, ihr Alles so klar zu entwickeln, daß sie ihm ebenfalls mit einem solchen Vertrauen entgegen kommen könnte.

„Ich fühle, daß ich heute Abend allein sein muß!“ sagte sie zu ihrem Manne.

Ludwig entfernte sich mit dem herzlichen Wunsche, vierundzwanzig Stunden älter zu sein.

Nach einer in tausend wunderlichen Vorstellungen und wachen Träumen durchlebten Nacht, sah unser junges Paar den bald ersehnten, bald weit entfernt gewünschten Morgen in unveränderlicher Ruhe anbrechen. Die Nebel entflohen und ließen an dem fünfundzwanzigsten September, dem Jahrstage ihrer Hochzeit, einen klaren Himmel sehen.

Und der erste Gedanke, den beide nach der inbrünstigen Danksagung für ihre veränderten Gefühle hatten, war dieser: „O, wer doch hätte ahnen können, was eintreffen würde — diese Stunden von tödtender Furcht wären nie vorhanden gewesen!“

Lavinia trat zuerst in den kleinen Saal, der ihre Zimmer trennte.

Als sie nichts von Ludwig vernahm, so erinnerte sie sich lächelnd der Furcht, die sie heute vor einem Jahre beim Erwachen gehabt und mit so großem Erschrecken ausgesprochen hatte, nämlich, daß er sie verlassen haben konnte. Jetzt fürchtete sie dergleichen nicht, sie ahnte, daß er einen Morgenspaziergang gemacht hatte, und als sie in demselben Augenblicke seine Schritte in der Hausflur erkannte, so kam von Neuem eine solche Erschütterung über sie, daß sie sich an den Fensterpfosten lehnen mußte.

Es war ein Glück, daß der Kaffeetisch eben gedeckt wurde, da sie einander einen guten Morgen wünschten, denn sie befanden sich

beide in einer Bewegung, für welche die Dazwischenkunft einer dritten Person höchst nothwendig war, um sie zu beruhigen und zu dämpfen.

Endlich saßen sie allein, jedes an seinem Ende des Tisches.

Ludwig sah mit Schrecken Lavinia's ungewöhnliche Unruhe. Erröthen und Erblassen wechselten unaufhörlich; ihr Auge flammte in der einen Secunde, in der andern aber waren alle Funken erloschen, und die Hände zitterten so heftig, daß Ludwig sie von der Kaffeekanne befreien mußte.

Nachdem sie beide mit wirklicher Anstrengung einige Tropfen zu sich genommen hatten, klingelte Ludwig, und das Kaffeeservice wurde hinaus getragen.

Lange vermochten beide nicht, den Ton ihrer Stimmen zu versuchen; aber sie litten eine gemeinsame Tortur von dem ewigen Hin- und Hergehen in den Nebenzimmern. Endlich waren die langweiligen Arbeiten mit dem Auskehren und Aufräumen beendigt, und nun trat eine vollkommene Stille in den kleinen Zimmern ein, welche ganz für sich selbst im zweiten Stockwerke lagen und von einigen draußen stehenden Linden beschattet wurden.

Lavinia hatte sich auf den Sofa gesetzt und stützte den Kopf leicht mit der Hand. Ludwig ging auf und ab und hielt hiemit gewiß eine Viertelstunde aus; denn Lavinia's sprechende Unruhe, die etwas mehr enthalten mußte, als er ahnte, mischte beständig Furcht in sein brennendes Verlangen, sein Schicksal bestimmt zu sehen.

Plötzlich aber stand er still.

„Wie sich doch jede Dummheit, jede Aufregung des Gemüthes selbst bestraft!“ begann er, indem er einen Blick der größten Zärtlichkeit auf sie warf, die heute vor einem Jahre seine Gattin geworden war. „Ich schäme mich vor mir selbst und vor Dir bei der Erinnerung an den wahnsinnigen Beschluß, welcher an unserer heutigen gemeinschaftlichen Verlegenheit Schuld ist. Hätte ich bei dieser Gelegenheit gezeigt, was Du mir späterhin so häufig ge-

zeigt hast, nämlich Geduld und Nachsicht, so wäre wahrscheinlich keine so lange Zeit hingegangen, bis auf der einen Seite die Güte Deines Herzens und auf der andern meine unausgesetzten Bemühungen den Abscheu gemindert, welchen Du damals fühltest, und uns in ein besseres und glücklicheres Verhältniß gebracht hätten. Aber wenn ich damals übermüthig, oder richtiger unsinnig war, so weißt Du selbst, ob ich dafür habe leiden müssen. Doch, geliebte Lavinia! . . .“

Der Klang dieser beiden jetzt zum ersten Male zusammen angewendeten Worte machten auf Lavinia einen so starken Eindruck, daß alle Verlegenheit, Unruhe und Furcht hinschwanden wie die Wolken vor einem sonnenwarmen Winde.

„Geliebte, geliebte Lavinia! welcher Erklärungen bedurfte es wohl noch nach demjenigen, was Deine eigenen Augen gesehen haben? Du hast es selbst sehen können, wie ein neues Leben mich in ein neues Dasein gerufen hat. Ich, der die Liebe nicht kannte, ihre Macht nicht verstand, konnte heute vor einem Jahre reden wie ein Wahnsinniger; aber welche Kämpfe hat mich nicht dieser Wahnsinn späterhin gekostet — tausende von Kämpfen, angenehme und bittere! Ein Sklave meines gegebenen Wortes und Gelübdes, habe ich Dich dennoch nie mit der geringsten Hindeutung meiner Unzufriedenheit, mit keiner einzigen Hindeutung, unser unnatürliches Verhältniß zu brechen, beleidigt. Doch heute, heute, da entweder der Himmel seine Thür öffnet oder auch die Hölle, heute bitte ich Dich“ — und Ludwig, der stolze, selbstsüchtige ehemalige Egoist, kniete nieder vor einem Weibe — „daß Du mir den Wahnsinn verzeihest, der damals über mich kam: heute bitte ich Dich mit brennenden, heiligen Bitten: werde meine, werde meine angebetete, verehrte Gattin, mein Leben, mein Alles! Die Gefühle, welche Du einflößest, sind so gewaltig und dabei doch so sanft, daß sie mich wechselsweise die reinste Seligkeit und die verzehrendste Marter empfinden lassen — ich meine nicht die Marter der Eifersucht, sondern der Furcht, der unsäglichen, schrecklichen Furcht, daß

Du nicht wirklich denjenigen lieben könnest, welchen Du einmal verabscheutest. Denn außer einer ungetheilten Liebe öffnet mir der Himmel keinen Eingang."

Er schwieg und nur noch seine Blicke fragten.

„Also, Ludwig," stammelte Lavinia, „Du würdest, wenn ich diese Gefühle nicht theilte, bei Deinem an unserm Hochzeitabende ausgesprochenen Beschlusse verharren?"

Ludwig sah sie an mit einem Blicke voll der unbeschreiblichsten Liebe und Unruhe.

„Nichts," sagte er, „könnte mir Deinen Verlust ersetzen, Nichts aber würde mir einen Ersatz für den Schmerz geben, ein ganzes Leben an der Seite eines Weibes hinzuleben, für welche ich brennte, während sie stets kalt bliebe. Lieber, ja ... lieber Trennung!"

Auf Lavinia's Lippen schwebte ein Lächeln von fast heiliger Schönheit. Und während erröthende Flammen über ihr Antlitz fuhren, antwortete sie leise, aber doch klar und fest:

„Da Du Deine eigene Geschichte kennst, so kennst Du auch die meinige; und es wäre ganz meinem Charakter und meiner Gesinnung zuwider, wenn ich durch ein gefallsüchtiges Ausweichen dieses Bekenntniß verzögern wollte. O, Ludwig, ich kenne Dich auch allzu wohl, als daß ich nicht wissen sollte, daß Du, der Du nie vor den Füßen eines Weibes gekniet hast, es auch jetzt nicht vor mir gethan haben würdest, wenn Du Dir nicht schon vorher alle Gewißheit verschafft hättest, die Du haben wolltest! Doch außer den Gefühlen, die sich selbst geben, wird noch etwas mehr erfordert, das ... das ..."

„Fordere was Du willst!" sagte Ludwig mit Begeisterung; „ich kenne keine Gränze für die Aufopferungen, deren ich nicht fähig wäre, wenn Du solche verlangst. Alles, Alles — wenn ich nur Deine Liebe behalten darf!"

„So setze Dich hier neben mich, mein theurer Ludwig, und laß uns versuchen, ruhig und vernünftig zu sein. Ich habe Dir noch ein Geständniß zu machen."

„Nein, schweig lieber!“ rief er erbleichend aus. „Ist es der erbärmliche Gotthard, welcher... Ach, vergieb! — ich werde immer wahnsinnig, wenn ich an einen andern denke, sei er lebendig oder todt, der Theil an Deinem Herzen hat!“

„Du wilder Mensch! wie soll es mir wohl je gelingen, Dich zu zähmen! Doch tröste Dich... hier ist nicht die Rede von mir, auch nicht von Gotthard — ruhe er im Frieden; ich denke nicht mehr an ihn, weder mit Schmerz noch mit Bitterkeit. Meine Gefühle für Dich, für Dich, Ludwig! haben alle andern weggeweht und geebnet; und auch auf Dich bezieht sich, was ich für meine künftige Ruhe fordere... Ich verabscheue die Eifersucht — und was glaubst Du wohl — dennoch bin ich schon selbst ein Opfer derselben gewesen. Du weißt, daß ich Dir dreimal eine unerklärliche Launenhaftigkeit gezeigt habe: zuerst als wir von der Mittagsgesellschaft auf dem Pfarrhofe zurückkamen, an jenem Abende, da ich Gotthard's Brief vor mir hatte und Du“ — fuhr sie mit gesenktem Blicke fort — „glaubtest, daß er meine Rührung hervorgerufen hätte; dann als ich vorgab, ich wäre krank und damit endigte, daß ich reisen wollte, und drittens, als Du mir im Frühlinge bei meiner Rückkehr von A— entgegenkamst.“

„Sollte das Alles,“ fragte Ludwig und sein Auge blitzte vor Freuden, denn er betrachtete die Sache von einer andern Seite als Lavinia, „sollte das Alles geschehen sein, weil Du...? O nein, ich bin kein so eingebildeter Narr, daß ich so etwas denken kann. Da hättest Du ja schon lange, fast eben so lange wie ich von gleichem Gefühle gebrannt!“

„Es war unser Schicksal,“ entgegnete sie lächelnd, „es war unsre Strafe, der wir uns mit Geduld unterwerfen müssen. Aber, Ludwig, es ist die Wahrheit, daß ich eifersüchtig gewesen bin; und daß Du mich nun in der letztern Zeit immer gleich gefunden hast, das rührt von dem Besuche her, welchen ich vor Deiner Rückkehr bei Frau — Rehnman abstattete, ohne mir die geringste Aufklärung zu geben, hatten ihre freundlichen Worte dennoch die

Kraft, alle meine Bekümmernisse zu heben. Doch heute, da die Rede davon ist, unser Schicksal auf ewig zu vereinigen, heute mußt Du mir die Art dieser Verbindung erklären, welche — das kannst Du nicht läugnen — auch noch nach der unsrigen fortgedauert hat."

„Sie soll auch fortdauern, so lange ich lebe, meine theure, geliebte, süße Lavinia!"

„Ludwig! was sagst Du?"

„Ich sage: wenn es nicht eine so unbegreifliche und vollkommen unerwartete Vergrößerung meines Glückes wäre, zu vernehmen, daß auch Du die Marter empfunden hast, welche ich empfand, so würde ich Dir so ernsthafte Vorwürfe machen, daß Du etwas so Ungereimtes und Närrisches von mir hast denken können: ich sollte mir beinahe unter Deinen Augen eine Maitresse halten! Und nicht einmal genug damit: ich würde ja allen Ansprüchen auf Ehre entsagt haben, wenn ich im Stande gewesen wäre, Dich, meine Gattin, zu ersuchen, sie zu grüßen, und Dir darauf zu gestatten, ihr einen Platz in Deinem Wagen anzubieten. Ach, wo hattest Du denn damals Deine gewöhnliche Scharfsinnigkeit?"

„Wo? — ich weiß nicht. Also ist es denn bei Gott wahr, Ludwig . . .? Doch ich lese in Deinen Augen, daß ich eine große Närrin gewesen bin: Du hättest nimmermehr so gegen das arme Mädchen handeln können, welches Du wie eine Schwester beschütztest. Höre nun aber auch, was ich zu hören gezwungen war!"

Jetzt erzählte Lavinia jeden Umstand: das Gespräch, welches sie in dem Pfarrhofe mit angehört, das Billet, welches die Kammerin Kumlin aus Bosheit zurückgelassen hatte, und endlich die unschuldige Erzählung des ehrlichen Feldwebels von den Besuchen seines Herrn in Kullen.

Ludwig war erstaunt, war außer sich über die Schlechtigkeit und Unverschämtheit der Menschen. Doch wurde Alles vergessen und in dem Meere der glückseligen Gefühle ertränkt, welche unaufhörlich in seine Brust strömten.

„Nein, Du kommst nicht so leicht weg!“ begann Lavinia von Neuem; „ich entsinne mich, daß Du einmal selbst sagtest, Du hättest daran gedacht, Dich mit Maria Rehnman zu verbinden!“

„Das habe ich gesagt, und eben das sollte Dich ganz überzeugt haben, daß, wenn ich ein so großer Schurke gewesen wäre, sie zu verführen, ich sie doch hernach nicht würde habe sitzen lassen. Doch, meine Geliebte! entsinnst Du Dich auch noch dessen, was ich weiter sagte? Ich sagte: ehe dieser Vorsatz zur Reise gekommen sei, wäre sie schon unwürdig geworden, meinen Namen zu tragen.“

„Also, mein Ludwig! also . . . ?“

„Also hast Du zum ersten Male mich um Verzeihung zu bitten! Er schlang seinen Arm so fest um sie, als wollte er sie in Ewigkeit nicht wieder los lassen.

„O nein, so weit sind wir noch nicht gekommen: ich sollte meinen, es sei zuvor noch übrig zu erklären, warum Du in jenem Billete Deine Furcht darüber äußertest, ein gewisses Verhältniß könnte zu meinen Ohren gelangen?“

„Dazu hatte ich wirklich meine guten Gründe, die ich Dir hernach mittheilen will; nun aber sollte ich meinen, wir hätten Erklärungen genug gehabt, und könnten an etwas Wichtigeres denken . . . Nachdem man ein ganzes Jahr verheirathet gewesen ist, so ist es wohl nicht zu spät, den ersten Kuß zu erhalten? Späterhin hoffe ich, mir meine täppische Blödigkeit abzugewöhnen; doch jetzt bin ich noch so . . . so . . .“

„Ja, Du bist mir gewiß blöde!“ flüsterte Lavinia erröthend. „Ich hätte, genau gerechnet, Dir in dem ganzen Jahre nicht mehr zugestehen können, als Du jetzt in wenigen Minuten geraubt hast. Doch sei nun ernsthaft, mein Ludwig, und laß es bleiben, mich so anzusehen! Ich will es bestimmt wissen, worin die Verbindung mit Maria Rehnman eigentlich besteht — ich will hören, wie Du je daran denken konntest, Dich mit ihr zu verbinden?“

„Ich konnte mich mit jedem Mädchen verbinden, wenn ich nur hoffen durfte, daß sie für meine Kleinen eine gute Mutter werden

würde, warum denn nicht mit meiner liebenswürdigen und guten Marie? Du weißt ja, meine theure Lavinia, ich war damals ein unglücklicher Halbblinder, auf den die Wundersonne der Liebe noch nie ihre gesegneten Strahlen geworfen hatte; als mich aber diese zu wärmen begann, da begehrte ich immer mehr und mehr Licht. Ich strebte, mich dem Ziele zu nähern, wohin mich alle neuerwachten Gefühle zogen; hätte ich es aber nicht erreicht, so wäre ich mein ganzes übriges Leben hindurch ein Einsiedler geblieben, denn — nachdem ich eine Ahnung von dem Höchsten erhalten hatte, so würde ich mich nimmermehr mit dem Geringeren begnügt haben."

„Nun das ist gut; doch das Billet, das Billet! Weißt Du, daß Du wirklich sehr geschickt bist, Ausflüchte zu finden?"

„Laß mich nur erst Pferde bestellen! Wir haben sieben Meilen bis Rosenborg — ich schicke sogleich einen Vorboten, so kommen wir heute Abend hin. Es wäre unendlich herrlich, wenn wir unsre Heimath, unsre ruhige theure Heimath an unserm Hochzeittage — ich sage nie unserm zweiten Hochzeittage — erreichen könnten!"

„Nun so besorge denn das Alles!"

Ludwig flog hinaus, um alle seine Anordnungen auszuführen; und erst als sie anderthalb Stunden später im Reisewagen saßen und Lavinia's Haupt an der Schulter ihres Gatten ruhte, da erinnerte sie ihn wieder: „Nun wirst Du doch wohl kein neues Mittel ersinnen können, um mir auszuweichen?"

„Ach, glaube mir, meine einzige Geliebte, dieses Ausweichen geschah nicht um meinetwillen! Leider steht das Schicksal der armen Marie Rehnman in sehr nahem Verhältnisse mit dem Deinigen."

„Wie, Ludwig ... wie? Ich weiß, Du kannst mich nicht betrogen haben!"

„Nein, ich gewiß nicht; doch — betrog Dich nicht schon einmal ein Anderer? Du wirst blaß, meine Lavinia? O, wenn Du mich wirklich liebst, so lege mich nicht auf die Folter dadurch, daß Du mir die Martern zeigst, welche er Dir noch verursacht!"

„Gotthard ... Gotthard!" ... stotterte sie.

Ihr Haupt sank tief hinab in ihre Hände; nur ein Seufzer, aber ein Seufzer von unermeßlichem Umfange hob ihre Brust.

Ludwig verstummte; sein Blick haftete auf ihrer gesenkten Stirn.

Nach einigen Minuten erhob Lavinia ihr Haupt.

„Das war ein scharfer Stich!" sagte sie, „doch es ist vorbei!"

„Vorbei?" wiederholte er mit einem leisen ungläubigen Schütteln des Kopfes.

„Ich sage Dir, es ist! Wie es so sein kann, darüber denken wir später nach. Laß mich nun von Dir reden, der Du die Verlassene beschützt hast, von Dir, gegen den ich so ungerecht gewesen bin! Ach, mein Ludwig, wie edel bist Du, wie anspruchslos mit allem Guten, das Du ausrichtest! Darum ist es auch mein größtes Glück, daß ich sagen kann: ich achte Dich eben so sehr, als ich Dich liebe!"

„Das ist ja gar kein Verhältniß!" sagte Ludwig, der allzu bescheiden war, als daß er sein Lob aus dem Munde des geliebten Weibes hören wollte. „Du mußt mich tausendmal mehr lieben!"

Lavinia sah ihn an mit einem von diesen Blicken, die so viel versprechen.

Darauf fuhr sie fort: „Sprechen wir nun über Gotthard! Es ist fast unbegreiflich, daß ich mit so vieler Ruhe seinen Namen aussprechen, mit so vieler Ruhe an sein Betragen denken kann! Aber der Brief, welcher auf einmal und auf ewig sein Bild aus meinem Herzen riß, enthält das Geständniß von einer verbrecherischen Leidenschaft, die er während seines Aufenthaltes in dem Bade zu *** gegen ein junges Mädchen gefaßt hat, welches er zuerst auf einem seiner Spaziergänge vor der Stadt angetroffen, dessen Bekanntschaft er nachher erworben und unterhalten hat, ohne seine Verlobung zu verrathen. Erlaß es mir, mich weiter auszusprechen: ich will Dir den Brief zeigen, jetzt, da es mich nicht mehr demüthigt, daß Du ihn siehst; und Du wirst begreifen, daß es mir mit meiner Art, ein Verlöbniß zu betrachten, unmöglich

war, den Verlust eines Mannes zu betrauern, den ich verachten muß trotz seiner Reue über das Verbrechen, welches er sowohl gegen die arme Verführte, als auch gegen mich, seine Braut, begangen hatte. Wie kam aber Marie Rehnman an diesen Badeort?"

„Sie war nicht im Bade, sondern bei Verwandten, die in der Nähe der Stadt auf dem Lande wohnten; und obgleich ich damals gar nicht begreifen konnte, warum Frau Rehnman sie dahin reisen ließ, so glaube ich doch jetzt einzusehen, daß es geschehen sein muß, um dem Geschwätz ein Ende zu machen, womit unsre klatschsüchtigen Nachbarn wahrscheinlich schon damals zu ihrer Unterhaltung meine Besuche auf Kullen erklärten. Ich ging oft dorthin, besonders seitdem ich Wittwer geworden war. Meine kranke, verstimmte Seele bedurfte so sehr dieser freundlichen Gesichter, und überdies ist mir die Gesellschaft der alten Frau Rehnman immer von hohem Werthe gewesen. Marien liebte ich wie eine Schwester, nie anders, und auch sie hegte gegen mich kein anderes Gefühl. Sonst wäre sie geschützt gewesen gegen die heftige Leidenschaft, welche ihr ganzes Lebensglück zerstört hat.

„Arme, arme Marie! sie glaubte ihn frei, und er hatte ein Vermögen, zu bezaubern, das im höchsten Grade gefährlich werden mußte für ein unerfahrenes Mädchen wie sie."

„Er war ein Schurke!" rief Ludwig aus. „Und Du siehst nun leicht die Ursache der Sympathie ein, welche mich zu Dir zog, da ich, noch ehe ich Dich kennen lernte, Dein wunderliches Betragen nach dem Tode Deines Bräutigams erzählen hörte, ein Betragen, dessen Grund mir vollkommen bekannt war. Schon in Deinem Abscheu gegen ihn (ich konnte verstehen, daß er Dir sein Geheimniß entdeckt hatte) keimte das Gefühl, das späterhin so mächtig in meiner Seele wurde; denn ich schätzte diese außerordentliche Strenge der Grundsätze, die sogar die Liebe zu beherrschen weiß."

„Ach, wie glücklich bin ich, mein Ludwig, daß Du mit mir zufrieden bist! nun aber glaubst Du wohl auch, daß wir heute auf ewig getrennt gewesen wären, so hoch mein Gefühl auch gegen Dich

gestiegen war, wenn ein zärtlicheres Verhältniß zwischen Dir und diesem Mädchen Statt gefunden hätte."

„Sei überzeugt, daß Du in diesem Falle nie Gelegenheit gehabt haben würdest, mich auszuschlagen; denn hätte ich auch die Achtung gegen mich selbst vergessen, nach meiner Verheirathung eine unerlaubte Verbindung zu unterhalten, so würde ich doch wenigstens nie in einem solchen Grade der Achtung vergessen haben, die ich Dir schuldig war, daß ich es gewagt hätte, Deine Treue zu begehren."

„Mit solchen Gesinnungen können wir gegenseitig sicher sein. Eine nach der Hochzeit erwachsene, mit einer warmen Achtung und völliger Kenntniß der gegenseitigen Charaktere verbundene Liebe ist ohne Zweifel die höchste Bürgschaft für irdisches Glück ... Doch sage mir: wie erfuhrst Du Marien's Unglück, und wie erfuhr sie, daß sie betrogen war?"

„In der Stunde der Trennung bekannte er ihr nicht nur, daß sie auf ewig schieden, sondern auch, daß er mit einer Andern verlobt war; aber er hatte ihr Worte gesagt, die Marie oft wiederholte: „Ich werde ihr nicht mehr angehören als Dir. Der Himmel wird bald sein Darleben zurückfordern; und verzieht dieses auch noch eine lange Zeit, so will ich sie dennoch nie meine Gattin nennen, nachdem ich Dich meine Geliebte genannt habe." — Und die arme, unglückliche, verlassene Marie gab ihm nicht nur ihre Verzeihung, sondern sie segnete sogar auch noch ihren Henker und bat ihn inständigst, vor seinem Hingange sein Gewissen durch ein Geständniß zu erleichtern, welches er seiner Braut schuldig wäre. Gleich nach der Abreise des Barons reiste auch Marie nach Hause; und so groß war ihre Verzweiflung darüber, daß sie die achtungswürdigste der Mütter entehrte, daß sie in ihrer unaussprechlichen Angst mich, ihren Bruder, zu ihrem Vertrauten wählte. Ich bereitete Frau Rehnman vor, und mit der wahren, demüthigen Gottesfurcht, welche das ganze Leben dieser Frau ausgezeichnet hat, empfing sie den schrecklichen Schlag, reichte der Reuevollen ihre

Arme und schenkte ihr eine verdoppelte Liebe. Erst lange nachher erfuhr Marie, mit wem ihr Verführer verlobt gewesen war; und es ist daher leicht zu erklären, warum sie Dich nicht ohne die tiefste Verwirrung sehen konnte."

„Ja, nun verstehe ich das, und auch warum Du mir nichts erklären wolltest: gewiß hatte Dich Marie darum gebeten?"

„Sie that es, weil sie glaubte, daß gewisse Gerüchte Deine Ohren erreicht hätten; ich aber hielt solches für ganz unwahrscheinlich, da ich Dir selbst genug gesagt hatte, um, meiner Meinung nach, mein Verhältniß zu diesen Frauenzimmern in das rechte Licht gesetzt zu haben. Mein einziger Wunsch war, Dir den Schmerz einer von Neuem aufgerissenen Wunde zu sparen, sowie auch den Schmerz, in der Nähe dieses unglücklichen Mädchens zu wohnen, die einst eine unschuldige Ursache Deiner bittersten Leiden gewesen war."

„Nun aber," entgegnete Lavinia, „werde ich sie sehen können. Ja, ich will mich bemühen, die ganze Gegend zu überzeugen, daß ich mich ihrer wie einer Schwester annehme. Nachdem die Erinnerung an Gotthard gänzlich ihren Werth für mich verloren hat, nachdem ich ihm von ganzer Seele und von ganzem Herzen verziehen habe, will ich auch mit Dir, mein Ludwig, in Freundschaft gegen die Unglückliche wetteifern."

„Ach, geliebte Lavinia, diese Versicherung setzt meinem Glücke die Krone auf: Deine Großmuth zeigt mir, daß Dein Herz nur für eine Liebe Raum hat."

Es war schon lange finster gewesen, und nur der Mond schimmerte über den Bergen und goß sein bleiches Licht auf die weißen Mauern von Rosenborg, als der Wagen sich dem Kreuzwege näherte.

„Soll nicht der Kutscher zur Kirche fahren?“ fragte Lavinia scherzend.

„Zur Kirche?“ wiederholte Ludwig, der aus dem berauschten Schweigen seiner Gefühle auffuhr.

„Ja, ich entsinne mich, daß Du diesen Befehl zu geben pflegst, wenn Du am Hochzeittage Deine Neuvermählte nach Hause führst.“

„O, Du Boshafte! Auf jeden Fall ist es zum Erstaunen, daß nur ein kurzes Jahr erforderlich ist, um die Lage der Dinge gänzlich umzukehren.“

Lavinia lächelte.

„Sieh, wie freundlich im Saale das Feuer winkt! Dein Vorbote ist zu guter Zeit angekommen: hier ist's schon an mehreren Stellen erleuchtet.“

„Ja, sogar dort oben in meinem armen Junggesellenneste. Nun, die Mühe hätten sie sich sparen können! Aber weißt Du, meine Geliebte, ich richte mir das ehemalige Kinderzimmer zu meinem Arbeitszimmer ein — da brauche ich nicht unaufhörlich auf der Treppe zu laufen. Dieses Zimmer hat die allerbeste Lage, denn es liegt neben Deinem Kabinette.“

„Eben darum liegt es allzu nahe. Ich fürchte wirklich, daß Du auf diese Weise allzu sehr zerstreut werden würdest, sofern ich nicht lieber Dein Zimmer, dessen Aussicht mir sehr gefällt, zu meinem Arbeitskabinette wählte.“

„In diesem Falle will ich mir die Mühe des Umziehens ersparen!“ meinte Ludwig lächelnd. „Doch sieh da! sie haben schon den Wagen gehört! . . . O, mein theures Rosenborg — unser Rosenborg!“

„Ja, unser Rosenborg!“ wiederholte Lavinia gerührt. „Weißt Du, warum ich in diesem Augenblicke Gott am innigsten danke? Erstlich weil Du diesen entzückenden Ort nicht von Deiner verstorbenen Frau geerbt hast, und dann weil Du mit einem so schönen Feingefühl Alles entfernt hast, was an sie erinnern könnte.“

„Ach, wie sehr verstehe ich diese Deine Gefühle! Doch sieh, dort haben wir den Feldwebel und Frau Brunsberg! Sieh, wie froh die guten Seelen aussehen! . . . Nie hat sich wohl die Zufriedenheit in zwei Gesichtern deutlicher ausgesprochen.“ . . .

„Ich nehme mir die Freiheit,“ begann Frau Brunsberg mit großer Feierlichkeit, als die Herrschaft in den Saal gekommen und die gewöhnlichen Grüße zum Willkommen erhalten hatte, „ich nehme mir die Freiheit, zu sagen, daß ich vollkommen überzeugt bin, der Herr Rittmeister und die gnädige Frau sind in einer gesegneten Stunde gekommen: denn es hat sich so zugetragen, daß der Feldwebel und ich, oder mein Stark, wie ich nun schlechtweg sage, daß Stark und ich vor einem Augenblicke — nun so komm doch, mein lieber Stark, und empfange die guten Glückwünsche der Herrschaften — einig geworden sind, Glück und Unglück mit einander zu theilen. Es ist schon lange gleichsam gut zwischen uns gewesen, obgleich Zeit damit hingegangen ist, ehe Stark sein Anliegen herausklemmen konnte.“

„Ganz richtig: es ist Zeit damit hingegangen — hm!“

„Aber Sie meinen, Herr Feldwebel, daß das Gute niemals zu spät kommt, und damit stimme auch ich mit ein. Ich muß gestehen, meine beste Frau Brunsberg, daß uns unmöglich eine angenehmere Ueberraschung bei unsrer Rückkehr hätte erwarten können; und mit meiner herzlichsten Gratulation vereinige ich den Wunsch, daß Rosenborg durch diese Veränderung nicht seinen Inspektor und seine Viceherrin verlieren möge.“

„Diesem Wunsche ertheile ich einen so herzlichen Beifall,“ fügte Lavinia hinzu, „daß ich in einem andern Falle der Braut mit dem größten Kummer von der Welt die Krone aufsetzen würde. Es ist leicht zu verstehen, daß der Inspektor mit seiner Frau eine eigene Haushaltung haben muß, und daß ich daher gezwungen bin, mich nach einer andern Hülfe umzusehen; in der Hauptsache aber hoffe ich, den guten Rath der erfahrnen Hausvorsteherin nie entbehren zu dürfen.“

„Ihro Gnaden . . . Ihro Gnaden!“ stotterte Frau Brunsberg fast erstickt von Hochmuth und Thränen, „ich . . . nun, Gott sei gelobt, Frau Stark soll nicht schlechter werden, als Frau Brunsberg für ihre Herrschaft gewesen ist; und ich hoffe, mein Alter soll daher keine Ursache haben, sich darüber zu beklagen, daß ich nicht nach ihm sehe.“

„Ach, Herr Gott!“ stammelte der Feldwebel, so verschämt über die vertrauliche Benennung, daß er kaum den Kopf zu erheben vermochte, „ich werde gewiß nicht . . . nicht . . . nicht . . .“

Es gelang ihm nicht, das Wort vergessen über seine Lippen zu bringen; denn der Rest der ganzen unermeßlichen Anstrengung, deren er bedurft hatte, um sich als Bräutigam zu zeigen, verschwand, da seine Einbildung ihn plötzlich zurückversetzte in diesen glücklichen und merkwürdigen Augenblick, als Frau Brunsberg ihm in entschlossenem Tone erklärte, sie fühlte sich von seiner Brautwerbung sehr geschmeichelt.

Doch so lange er lebte, war der Feldwebel nicht im Stande, zu einer wirklichen Klarheit zu gelangen, wie diese Brautwerbung eigentlich zugegangen. Er konnte es nicht in seinen Kopf bekommen, daß er eine solche Kühnheit gehabt haben sollte; doch da seine vortreffliche Margaretha es gesagt hatte, so war es doch wohl auf diese Weise zugegangen; denn ihre Worte zu bezweifeln oder zu glauben, daß sie selbst . . . nein, so gottlos konnte er gewiß nie werden . . . .

Die Abendmahlzeit, auf dem kleinen Tische für zwei Personen gedeckt, war beendigt, und nie war eine Mahlzeit auf Rosenborg dieser ähnlich gewesen.

Jetzt gingen die beiden Gatten Arm in Arm im Salon auf und ab, blickten bald sich und bald den Mond an, der so freundlich zu ihnen hereinschien.

„Ich möchte wohl wissen,“ sagte Ludwig zärtlich und vergnügt, „ob der Mond heute vor einem Jahre ahnte, daß er heute einen solchen Anblick haben würde. Ich wenigstens hatte nicht

die geringste Ahnung davon . . . O sieh, meine Geliebte! wie herrlich die Mondstrahlen dort im Schlafgemach auf die dunkelrothen Gardinen schimmern — siehst Du das?"

„Und siehst Du, wie sie auf meine Blumen im Fenster schimmern?"

„Deine Brautjungfern! . . . komm, komm! . . . sie erwarten uns!"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

An demselben Abende, da die jungen glücklichen Gatten auf Rosenborg ihren Einzug hielten und aus ihrem frohen Himmel einen theilnehmenden Seufzer zu denjenigen sendeten, deren Schicksal sich in einer dem ihrigen entgegengesetzten Richtung entwickelt hatte, saß der Protokolls-Sekretär von B—, er, der heute vor einem Jahre in einem Meer von Liebe und Freude schwamm, an dem Schreibtische in seinem einsamen Arbeitszimmer mit der Beantwortung eines Briefes beschäftigt, den er vor drei Tagen von seiner Frau erhalten hatte.

Bleich, gelb, mager, an Körper und Seele niedergebeugt, ergriff der sonst so muntere, gutmüthige und lebensfrohe Rudolf die Feder, warf sie aber wieder weg und durchlief noch einmal Julia's Schreiben.

Dieses lautete folgender Maßen:

„Da ich nun beinahe zwei Monate lang in fast klösterlicher Einsamkeit gelebt habe, ohne daß Du mich mit einer einzigen Zeile getröstet, und mir nur einen Schimmer von Hoffnung zu geben gesucht hast, daß meine Gefangenschaft bald ein Ende nehmen würde, noch daß Du ein einziges Mal meine Briefe beantwortet oder von mir die geringste Notiz genommen hast, obgleich ich so innig, so schön, ja vielleicht mit allzu großer Demuth Dich gebeten habe, mir meine kleine kindische Posse zu verzeihen: so

sehe ich ein und halte es für entschieden, daß Dein Herz auf ewig für mich erkaltet ist.

Ich kann mich über Deine Verwirrung beklagen; doch nach diesem eigensinnigen Schweigen kann ich, selbst wenn Du es wünschen solltest, keine Versöhnung mehr gestatten; und ich beklage Dich im Voraus für den Tag, da Du mit gränzenloser Reue Dich der Zeit erinnern wirst, welche Du versäumtest, um Deine Uebereilung wieder gut zu machen. Ich beging eine Handlung von jugendlichem, unschuldigem Leichtsinn — Du eine Handlung von strafwürdiger Grausamkeit, als Du mich verstießest.

Du glaubtest, die Trennung, die Reue und die Furcht, Dich für immer zu verlieren, würden mir meinen Muth rauben und mich zu einer dieser seufzenden Sklavinnen umschaffen, welche gleich den chinesischen Puppen nach den Launen ihrer Männer das Haupt senken.

Die Berechnung war falsch! Höre hier ein Bekenntniß, das Dich vielleicht in Erstaunen setzt!

Ich liebe Dich nicht mehr!

Nein, ich liebe Dich nicht mehr. Ich, ich bin diejenige, welche begehrt, welche fordert, nicht eine Trennung auf unbestimmte Zeit, sondern eine ordentliche gesetzliche Scheidung.

Und es ist mein höchster Wunsch, daß dieselbe so schnell wie möglich geschehe; denn nie, nie, Rudolf, und wenn Du auch drei ganze Tage lang auf Deinen bloßen Knien lägest, verzeihe ich Dir, daß Du mich zwei ganze Monate lang vergessen konntest.

Ich schreibe meiner Mutter über diesen Gegenstand — mache Du mit ihr und mit meinen übrigen Verwandten Alles ab, was über diese Sache erforderlich sein kann.

Ich erwarte inzwischen Deine Antwort. Julia."

Unzählige Male hatte Rudolf Feder und Papier ergriffen, um diese Antwort zu schreiben; aber es war eine so schrecklich schwere Arbeit.

Seine Seele war durch Julia's letztes Betragen zerrissen, vernichtet worden.

Ach, er hatte von dieser Einsamkeit, dieser Reue so viel erwartet! Nun aber war das Herz in seiner Brust vertrocknet, die Quelle der Thränen versiegt — in stummer Verzweiflung ermannte er sich endlich und schrieb:

„Geschehe was Du willst; eine gesetzliche ordentliche Scheidung.

Weit entfernt von der Beschuldigung, deren Du mich anklagst, habe ich jeden Deiner Schritte auf das sorgfältigste beobachtet; mit welchen Gefühlen ich ihnen folgte, wäre jetzt überflüssig zu sagen.

Anfangs dämmerte in meiner Seele noch eine schwache Hoffnung; seit einem Monate aber ist sie ganz erloschen. Ich weiß, daß Du Dich in der Einsamkeit von einem Abenteurer hast trösten lassen, den ein böses Geschick in jene Gegenden geführt haben muß. Ich kenne den Charakter dieses Mannes nicht; meine aber, daß man ihn aus seiner Handlungsweise erkennen kann, da er in seinen Netzen ein Weib zu fangen sucht, das wenigstens jetzt noch mit den heiligsten Gelübden an ihren Mann gebunden ist, und ihr so für ewig jeden Ausweg zur Versöhnung raubt.

Julia, Julia! ich müßte mich verachten, wenn ich von mir selbst, von meinem Schmerze, von dem Leben, das meiner wartet, reden wollte — ich will nur davon reden, was Deiner wartet.

Das Erste ist die Trennung von Deinem Kinde, denn nie, nie gestatte ich, daß es den Schutz eines fremden Vaters erhält. Das Zweite ist ein Schmerz, der wenigstens dereinst erwachen wird; der Schmerz und die Reue, daß Du nicht nur das Glück, sondern auch die reinsten und besten Gefühle zerstört hast, die unsre Seelen besaßen.

Wohin werden sie sich verirren, wenn sie ewig auf getrennten Wegen wandern müssen?

Höre und beherzige wenigstens meine letzte Bitte! Wähle nicht diesen Mann zu Deinem Gatten, wenn die Bande gelöst

sind, die Dich an mich fesseln! Ich habe eine Ahnung, eine gewisse Ahnung, welche mir sagt, daß er Dich unglücklich machen wird, weit unglücklicher, als Du jetzt bist.

Lebe wohl, o Julia, lebe wohl, lebe wohl!

Uebereile Dich doch nicht, untersuche Dein Herz genau, ehe Du zum zweiten Male die gesetzliche Scheidung begehrst. Vorher thue ich nichts dabei. Gott segne Dich! Trotz des Elendes, das Du über mich gehäuft hast, sind nie wärmere Gebete zu Gott emporgestiegen, als diejenigen, welche nun für Dich hinaufsendet

Rudolf."

Nachdem er diesen Brief, der seine ganze Kraft erschöpft zu haben schien, vollendet hatte, sank sein Haupt schwer auf die Brust hinab, und er betete, betete aus der Tiefe seiner Seele, daß sie hören möchte auf den halben Wink, den er gegeben hatte.

In dem verborgensten Winkel seines Herzens sprach noch immer eine Stimme laut für sie, die er während seines Lebens nicht aufhörte zu lieben, zu vermissen und zu beweinen.

Acht Jahre später.

(Drei Gemälde.)

1.

Der freundliche Schein der Frühlingssonne schimmerte in dem jungen, saftigen Laube der Flieder- und Caprifolienhecken, welche das weiße Gebäude von Rosenborg umgaben.

Auf dem Hofe jagte ein kleiner Oeländer mit seinem Reiter rund um den Grasplan des Rondels. Auf dem Schaukelbrette saß die Hausmutter, deren schönes Gesicht noch seinen ganzen Adel, seine ganze Frische zeigte; und zwei kleine holde Mädchen — wie Lavinia sie einst in den verstorbenen Töchtern ihres Mannes geträumt hatte, mit Cherubsköpfen und Alabasterformen -- spielten zu ihren Füßen mit dem alten Hunde des Vaters, während Lavinia fleißig an einer Puppe nähte, die am vorigen Abende nicht fertig geworden war.

Jetzt blies es in einer Jagdpfeife, und bald zeigte sich der Rittmeister im Thorwege von einer Schaar Jagdhunde umgeben und mit einer wohlversehenen Jagdtasche auf der Schulter.

Lavinia stand auf, um ihm entgegen zu eilen.

Doch eifrig winkend rief er fröhlich: „O nein, nein; sitz doch still!" Und indem er die Jagdtasche in's Gras warf, und in der Vorbeifahrt dem Reiter einen leichten Schlag gab, flog er auf das Schaukelbrett zu und schlang den einen Arm um die angebetete Gattin und den andern um die Kinder, welche an ihm hinaufkletterten.

„O welch ein herrlicher Anblick, Dich hier mit unsern ‚kleinen Engeln' sitzen zu sehen!" — so pflegte in vertraulichen Augen-

blicken der Rittmeister leise, so daß die Engel es nicht hörten, seine Töchter zu nennen.... „Unser Glück wächst mit jedem Jahre, mit jeder Woche, mit jeder Sonne, welche auf- und untergeht. Und ich Thor wollte dieses ganze Glück von mir stoßen!"

„War ich denn wohl klüger?" antwortete sie, indem sie liebevoll seine Liebkosungen erwiederte.

„Warum kommst Du nicht herab, Adrian?" rief der Rittmeister zu einem der offenen Fenster in der zweiten Etage hinauf. „Bist Du noch immer dabei, Dein Trauerspiel zu korrigiren, oder schmeichelst Du Dir damit, daß ich noch eifersüchtig sein könnte?"

„O nein," antwortete der Graf, welcher, indem er im Fenster sichtbar wurde, nur die letzte Frage beantwortete, „ich stieg allzu schnell empor, um mich auf der Höhe halten zu können; und nachdem ich nun in meine alte Unbedeutsamkeit zurückgesunken bin, macht es mir Spaß, den Feldwebel eifersüchtig zu machen, wenn ich während seiner Abwesenheit hinein gehe und mit seiner Hausfrau plaudere, welche, Gott sei Lob und Dank, immer noch sehen und hören kann."

„Komm schnell herab!" ermahnte der Rittmeister.

„Laß es nun genug sein mit dem Ritt, Ludwig!" sagte Lavinia zu ihrem Erstgebornen. „Komm, und sage guten Tag dem Vater! Dann springe hinein und sage zu Lotta, sie soll das Frühstück heraus bringen — schmeckt es Dir nicht hier außen besser, mein Geliebter, da das Wetter so herrlich ist?"

„Hieraußen oder im Hause, überall, wo Deine klaren Augen leuchten, ist für mich gut sein.... Junge! gib mir einen Kuß, und wenn Du den Auftrag der Mutter ausgerichtet hast, so komm schnell her mit dem Wagen der kleinen Schwestern: wir wollen sie beide ein wenig ziehen, Du und ich!"

Inzwischen betrachtete der Rittmeister seine „Engel" mit Blicken des zärtlichsten Vatergefühles — der Sohn war sein Stolz, die Töchter sein Entzücken. Er zupfte sie an ihren kleinen seidenen Locken und flocht oft zu seinem innigsten Vergnügen die gelben

Locken der Einen, mit den schwarzen der Andern zusammen und küßte Beide.

Lavinia betrachtete ihn und ihr Herz zitterte vor Rührung.

Dennoch schlich ein Seufzer von dem Herzen zu den Lippen, denn jetzt, wie so oft, warf sie einen Blick zurück auf die Zeit, in welcher Rudolf seinen schnell verschwundenen Seligkeitstraum träumte, und ein leiser Schauder durchdrang sie, als sie an Damals und Jetzt dachte. Doch sie verbarg ihre schnelle Bewegung, denn sie hatte nicht das Herz, mit diesen Erinnerungen Ludwig's reine Freude zu stören.

„So, Kinderchen! theilt nun diese Zwiebäck, welche die Mutter in Ordnung gelegt hat, unter Hektor, Mars und Diana. Setzt Euch dort unter den Baum, so kommen sie zu Euch ... Du, alter Thor, hast wohl schon Deine Razion bekommen, geh aber dennoch mit, Du alter Ehrenwächter und gib Acht auf die jungen Damen!"

Mit freudigen und leichten Sprüngen eilten die Kleinen davon.

„Weißt Du, meine Lavinia, daß ich jetzt eben an etwas dachte, das gewiß sehr vernünftig war."

„Wenn es mit ihnen — sie deutete lächelnd auf die Kinder — in Verbindung steht, so zweifle ich daran, daß es so ganz besonders vernünftig ist!"

„Bald wirst Du besser urtheilen. Ich dachte daran, daß, so herzlich ich auch anfangs den Verlust der Kleinen beweinte, welche die selige Charlotte mir hinterlassen hatte, es doch ganz gewiß ein großes Glück war, daß Gott sie zu sich nahm. Sie waren so häßlich, die armen Kleinen, daß vielleicht einmal, wenn sie zu einem Vergleiche zwischen sich und diesen beiden erwacht wären, ein Neid daraus entstanden sein könnte, der alle Geschwisterliebe und zugleich allen Frieden in unserm Hause zerstört haben würde."

„Es ist wahr, mein Ludwig, daß solches hätte geschehen können, besonders da Du sehr vielen Schönheitssinn hast. Wider Deinen eigenen Willen hättest Du vielleicht Deinen „Engeln" einigen Vorzug gegeben."

„Und das Bewußtsein einer solchen Ungerechtigkeit hätte mich gewiß selbst dann, wenn Du mit Deiner Herzensgüte sie den Leidenden mit einer doppelten Liebe ersetzt hättest, so gepeinigt, daß ich mich mitten in dem Ueberflusse des Glückes nicht glücklich gefühlt hätte.... Aber sieh diese doch einmal an; sieh, wie schön sie sind; sieh, wie die Locken fliegen und die Augen strahlen und die kleinen weißen Händchen den Mars zupfen, weil er den Brudertheil *) nahm! Ach, gewiß gehören sie zu dem Schönsten, das unser Herr geschaffen hat!"

„Mein geliebter Ludwig! wenn sie das sind, so mußt Du um so behutsamer sein, damit nie ein Wort von dieser Bedeutung ihnen naht. Wie früh und wie gerne horchen nicht kleine Mädchen auf den schmeichelhaften Ton in den Lobeserhebungen über ihre Schönheit! Ach, Ludwig! laß uns vorsichtig, äußerst vorsichtig sein, damit uns nicht dereinst die schwerste Verantwortlichkeit für die Zukunft und das Glück derjenigen trifft, die Gott uns anvertraut hat, Laß uns gemeinschaftlich schon früh mit der größten Sorgfalt jeden Keim der Eitelkeit ausreißen, der in ihnen liegen kann. Es ist die Eitelkeit, welche den Leichtsinn erzeugt; und oft, oder unglücklicher Weise am gewöhnlichsten ist die eigene Eitelkeit der Eltern, ihre Blindheit, ihre unvorsichtige Schmeichelei dasjenige, was den Grund zu diesem schrecklichen Fehler legt, der schon das Glück so manches liebenden und von Herzen guten, aber schwachen Weibes zerstört hat. Können wir wohl jemals Julia vergessen? Sie war nicht lasterhaft, sondern nur leichtsinnig."

„Beinahe erschreckst Du mich, Geliebte! Doch diese Kinder erzogen von Dir, der zärtlichsten, verständigsten und besten Mutter, die je die ersten Schritte eines Kindes geleitet hat, können unmöglich diesen Fehler erhalten. Wenn Du wüßtest, wie sehr

*) Nach dem 1844 aufgehobenen schwedischen Erbgesetze erbten auf dem Lande, nicht aber in den Städten, die Söhne doppelt so viel als die Töchter. Anm. d. Uebers.

ich Dich bewundere, wenn ich sehe, wie Du trotz Deiner großen Liebe gegen sie im Stande bist, ihre kleinen Fehler mit dem strengsten Ernste zu bestrafen! Den Jungen kann ich mit meinem Blicke regieren und auch, wenn es darauf ankommt, handgreiflich zurecht weisen; aber diese — unmöglich!"

„Und doch regierst Du auch sie mit Deinem kleinsten Blicke: mehr bedarf es ja nicht!"

„Und Du," sagte er und schlang lächelnd seinen Arm um sie, „Du beliebst uns alle mit einander durch Deine Blicke zu regieren! Ich schäme mich beinahe, wenn ich daran denke, was Du aus mir gemacht hast. Doch im Ernste gesprochen, geliebte Lavinia! kann wohl ein Mann eine Frau genug anbeten, die mit einem solchen Verstande, einer solchen Herzensgüte, einer so bewundernswürdigen Geduld nach und nach und so leicht, daß er es nie gefühlt hat, die Launen und Fehler, welche sonst sein Leben verdunkelten und seinen Verstand verfinsterten, hinweggepflückt hat? Hättest Du mir je mit einem übereilten oder beißenden Worte entgegnet, hättest Du mir je einen kalten oder finstern Blick gezeigt, wenn ich bisweilen in meine alte ungereimte Heftigkeit zurückfiel, so hätte ich augenblicklich etwas gehabt, woran ich mich festhalten könnte; doch nie, nie, nicht einmal während des ersten verrückten Jahres erlaubtest Du Dir eine Abweichung von dem edlen Plane, den Du hernach durchgeführt und auch, wie ich glaube, beinahe vollendet hast. Ach, gebe Gott, daß jeder Mann mit meiner Laune und meinen Fehlern eine solche Gattin bekäme! Doch das ist wohl unmöglich — daher wünsche ich, daß er eine treffen möge, die nur die Hälfte Deiner Verdienste hat. Es gibt nur Eine Lavinia!"

„Und gegen sie bist Du so schwach, daß ich Dich von Herzen bedaure! . . . Doch sieh, dort haben wir den Grafen und auch das Frühstück!"

2.

Eben hatte es Zwölf geschlagen. Es war Mitternacht.

In einem äußerst dürftig möblirten Zimmer stand ein noch junges Frauenzimmer vor einem Fasse und zog Lichter.

Um ihren Kopf hing ein kleines ehemals rosarothes, jetzt schmutzig graues Tuch, unter welchem das Haar ohne Ordnung und Anmuth aufgewickelt war. Schmutzige Strümpfe, niedergetretene, ehemals mit Perlenstickerei versehene Pantoffeln, ein schlecht genähtes Kleid und eine zerrissene seidene Schürze — alles zeigte an, daß man eines von diesen Wesen vor sich hatte, die unter dem Ueberflusse und der Verfeinerung des Luxus so fein sind, daß man sie mit Zephiren vergleichen könnte, doch in veränderten Umständen, wo sie Muth und Seelenkraft entwickeln sollten, in diesen Zustand von Schläfrigkeit und Nachlässigkeit versinken, der sie zu einem abschreckenden Beispiele für junge Hausmütter macht.

Ein solches Weib war jetzt Julia!

Doch nicht nur ihr Anzug, sondern auch ihre ganze Umgebung zeigte, daß sie Schritt für Schritt abwärts gegangen war.

Und auf den untersten Punkt ist wohl das Weib gekommen, wenn sie nicht mehr das Bedürfniß kennt, der Geschöpfe zu warten, die ihr am nächsten an dem Herzen liegen.

Während sie arbeitete, warf Julia oftmals einen mitleidsvollen Blick in die Ecke, woselbst ihre Kinder, das eine in der Wiege, die beiden andern in einer Schlafbank, auf Betten schlummerten, die wenigstens nicht die schneeige Weiße besaßen, die sogar die ärmste Mutter hervorzubringen vermag.

„Wenn man Nichts hat, wovon man Etwas machen kann," sagte sie halblaut, vermuthlich um sich selbst zu beruhigen, „so ..."

Sie nickte und schien große Neigung zum Schlafen zu haben, fuhr aber dennoch fort, ihre Lichter einzutauchen; denn eine höhere

Macht als der Schlaf hielt sie jedes Mal zurück, wenn sie in Versuchung kam, sich nieder zu werfen.

Ihr Gesicht war bleich und sah kränklich aus, und auf den Wangen lag diese Art von unangenehmem Schein, welcher von stets abgewischten Thränen entsteht.

Von einer unseligen Liebe verleitet, hatte Julia gestrebt, ihr erstes edles Band zu zerreißen; und als dieses Streben das erwartete Ziel gefunden hatte, so fand auch sie bald das ihrige.

Kaum waren einige Wochen in dem Seligkeitsrausche verflossen, welcher sich von dem Tage ihrer zweiten Hochzeit datirte, so kam Julia vollkommen und für immer zu der bittern Ueberzeugung, daß sie sich getäuscht hatte. Sie hatte nicht mehr mit Rudolf's liebeswarmem und vertrauensvollem Herzen zu thun.

Matt und gegen alles gleichgültig, schleppte sie ihr Leben hin. Von Jahr zu Jahr sank mit dem Wohlstande der letzte Schimmer eines edleren Strebens. So sank auch der Mann von einem eleganten Spekulanten zu einem Wiegler von Handwerk herab — jetzt spekulirte er auf Lecktalg und ließ seine Frau Lichter ziehen.

Als nun Julia so stand und mechanisch die Stäbe auf und ab bewegte — die Gedanken waren weit weg in entschwundenen Zeiten — fuhr sie heftig zusammen und wollte eben mit dem Lichte hinaus gehen, als die Thür heftig aufgerissen wurde und ein hochgewachsener Mann von wildem und finsterem Aussehen, doch mit einem sehr schönen Gesichte in das Zimmer trat und den Hut auf den Tisch und den Stock auf das Bett warf.

Julia zitterte an allen Gliedern und schien nicht zu wissen, ob sie reden, schweigen oder ihre Arbeit fortsetzen sollte.

„Bist Du noch nicht fertig? — faul wie gewöhnlich! Aber hinaus mit dem Plunder — Thüren und Fenster auf! . . . Nun! wird's bald? — willst Du mich ganz einstänkern?"

Der Ton, womit er diese Worte aussprach, war kurz, roh und befehlend: er hatte längst aufgehört, die geringste Aehnlichkeit mit

der verführerischen Stimme zu haben, die einst in Julia's Ohren Liebesphrasen flüsterte, da sie noch nicht berechtigt war, sie zu hören.

„Die Kinder . . .“ stotterte Julia hervor.

„Widerspruch? . . . allzu schön, gnädige Frau — ich kann im Nothfalle meine Befehle selbst ausführen!“ Und einige Augenblicke darauf strömte der Wind von allen Seiten in das enge Zimmer.

Julia hatte sich hinter den Kamin zurückgezogen.

„So! mach' nun wieder zu und setz' vor, was Du hast! . . . Wie? schon wieder Thränen? nie etwas anderes! — hast Du nicht gehört, daß ich keine Thränen sehen will?“

„Ich weine nicht . . .“

„Nein, nein; aber Du hast geweint. Und worüber hast Du denn zu weinen? Laß sehen, wer am meisten verloren hat, wenn wir unsre Rechnung mit einander abschließen! Du bekamst einen Mann, der, das ist wohl wahr, nicht mit sich spielen läßt wie Dein „süßer Rudolf;“ ich aber erhielt dagegen eine Frau, die ich gerne umsonst weggeben würde, wenn nur jemand sie haben wollte, die durch ihre Nachlässigkeit und Untauglichkeit zu meinem Ruin mit beigetragen hat. Was glaubst Du wohl überdies, daß es für einen Mann bedeuten soll, wenn er in ein solches Haus kommt, wie Du es hältst und gehalten hast seit dem Augenblicke, da ich Dich nahm? Sieh umher und schäme Dich, daß Dir Dein Mann zeigen soll, wie uns Schmutz und Unbehaglichkeit über den Kopf wachsen! Du bist eine schlechte Frau, eine schlechte Hausmutter und sogar eine schlechte Mutter, seitdem der „Seraph“ zum Herrn ging!“

Als es stille wurde in dem Zimmer, als der Mann schlief und die Kinder schliefen, da lag Julia wachend und weinte und suchte sich einen Punkt am Himmel, wo ihr Auge haften konnte,

während sie in ihrem Herzen einen Namen aussprach, der sich am Tage nie über ihre Lippen schlich.

Da antwortete, wie oft, auf ihre schweren Seufzer eine Stimme, welche zu ihr von Erhebung aus all diesem Elende, von Erhebung durch Kraft, Muth und festen Willen redete.

Doch Julia blickte trostlos und kraftlos um sich her — und sank immer tiefer hinab in ihre gleichgültige Erschlaffung.

„Was soll man thun, wenn man Nichts hat, wovon man Etwas machen kann?"

Diese Worte, der ewige Wahlspruch der Trägheit und der Faulheit, waren auch die ihrigen geworden.

3.

Ein schwerer Abendnebel hing über den Straßen der Stadt A—.

Man unterschied kaum die Conturen einer Gestalt, welche sich gegen zehn Uhr an den Häuserreihen entlang schlich und ungefähr in jeder fünften Minute stehen blieb, um bald den Straßensteinen, bald dem Stiefel, der gegen sie anstieß, und bald dem Stocke, der nachbleiben wollte, eine Standrede zu halten.

„Ach so, mein Freund! Du meinst, es sei dein Recht, dort zu liegen, wo du liegst, wenn mein Stiefel auch noch so viele Klagen gegen dich erheben sollte" — der Angeredete war ein reputirlicher „Bürgermeisterstein" — „doch siehst du, ich will dir ein Geheimniß sagen, das du nicht verachten sollst, sagt mein Stiefel; denn er ist weise wie Salomo. Nun, so höre denn zu: er sagt, diese Krabbe: es gibt gewisse Gerechtsame . . . Was beliebt? — keine Rechte? . . . Nein, lieber Bruder, es ist verzweifelt, verdammt, ganz des Teufels; aber die Rechte sind verschwunden, und also siehst du wohl ein, daß auch du kein Recht hast, da zu liegen und meinen Stiefel zu hindern, wenn er zu seinem Pantoffel nach Hause gehen will . . . . So so! du bleibst dennoch liegen, und reizest mich durch ein naseweises Stillschweigen?

Weißt du, mein Freund, ich könnte dabei die Geduld verlieren! Ich habe unglücklicher Weise gegenwärtig die Gewohnheit, bei Allem die Geduld zu verlieren, und mit Hülfe meines Stockes sollst du schon erfahren, daß ich nicht ungestraft mit mir spaßen lasse! . . . O, du gibst nach, glaube ich! du läßt mit dir reden! du marschirst ab! . . . Recht so, Ehrenpascha! besser kapituliren, als sich in einen ungleichen Kampf einlassen! Gute Nacht, lieber Bruder, schlafe wohl, wage aber morgen nicht wieder, dich meinem Stiefel in den Weg zu legen, wenn er nach Hause geht! Gute Nacht! gute Nacht!"

Der Mann setzte seinen Weg fort und blieb endlich vor einem Hause stehen, dessen Treppe er bald mit so festen Schritten hinanstieg, daß man wohl sah, wie sehr er gewohnt war, diesen Weg zu gehen.

Als er in sein Zimmer kam, so stellte er Hut und Stock an den getreuen Platz in der Ecke des Ofens, tappte ordentlich weiter, machte Licht an und ließ sich vor einem mit bestäubten Acten überlasteten Schreibtische in einem alten Lehnstuhl nieder.

Als das Licht hell brannte und seinen Schein über die Gegenstände verbreitete, so konnte man einige Züge von Rudolf erkennen, obgleich dieses aufgedunsene und schlaffe Gesicht demjenigen, das wir vor neun Jahren von jugendlicher Freude strahlend und vor acht Jahren von hoffnungsloser Verzweiflung gezeichnet sahen, so ungleich wie möglich war.

Mit schleppenden Bewegungen zog er das Papier hervor, schob das Dintenfaß zurecht, wischte die Feder ab und setzte den Schirm über das Licht. Darauf klingelte er.

„So? der Herr Protokolls-Sekretair ist nach Hause gekommen wie — gewöhnlich . . . Nun, es war doch artig, daß Sie so früh kamen: die Uhr ist erst zehn."

Diese Worte sagte in einem freundlichen, gutmüthigen Tone ein altes Dienstmädchen, das bei dem Protokolls-Sekretair die

Aufwartung hatte, in seinem Hause wohnte und seine kleine Haushaltung besorgte.

„Hörst Du, Anna Lena! ich will eine Kanne warmes Wasser haben!"

„Warmes Wasser so spät? — O, das ist gewiß nicht Ihr Ernst! Ich habe gebratene Fische und Milch in Ordnung."

„Behalte Du Deine Fische: ich habe schon auf dem Klubb ein Butterbrod gegessen!"

„Aber da ist es auf jeden Fall Zeit, zu Bette zu gehen."

„Meinst Du das? Aber sagtest Du denn nicht heute früh, daß sie Dir die Treppe ablaufen, um diesen Plunder zu holen? Nun? Siehst Du, Anna Lena, nun will ich aufbleiben und arbeiten."

„Ja, ich weiß schon," murmelte Anna Lena, „so daß morgen früh keine Zeile mehr geschrieben ist, als jetzt. Doch sieh! für heute Abend kann's genug sein — ja, das kann es!"

„Nun, wie wird's? Hast Du das Wasser schon geholt?"

„Ich gehe jetzt!"

„Gut; beeile Dich hübsch! ... Ich glaube, wir haben bald Deinen Namenstag!"

Doch Anna Lena war glücklicher Weise nicht feil für solche Winke. Sie ging und legte sich in der allerschönsten Ruhe auf eine Stunde zu Bette; darauf kehrte sie zu ihrem Herrn zurück, den sie, ganz wie sie vermuthet hatte, in der Erwartung des Toddywassers eingeschlafen fand.

Jetzt half Anna Lena dem Hülflosen zu Bette; doch die ganze Belohnung für ihre Mühe waren die Worte: „Meerkatze, alte Hexe! konntest Du mir nicht einen frohen Augenblick gönnen? Ich träumte von .... Ach, es war nur ein Traum — ein Traum!"

Ende.

Emilie Flygare-Carlén's

sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Ein launenhaftes Weib.

Roman

von

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Offizin in Stuttgart.

Erstes Buch.

Das freie Mädchen.

Erobern, ja, das verstand sie gut!
Sie konnte wärmen das männliche Blut!
Mit jeder Gunst verstand sie zu wuchern,
Die Galle sogar zu überzuckern.
Wen sie mit ihrem Auge ansah,
Der wußte selbst nicht, wie ihm geschah.

v. Braun.

Erstes Kapitel.

Auf dem Kirchhofe.

Es war Nacht, aber eine von jenen entzückenden Julinächten, deren geheimnißvolle Schönheit, wenn man sie in Gottes freier Natur schaut, die Seele umstimmt und macht, daß sie sich mit Widerwillen von ihren abgenutzten und ermüdenden Alltagsgedanken hinwegwendet.

Eine solche Nacht ist der Sabbath der Seele, ihr Sommertraum.

Auf einem ländlichen Kirchhofe, neben dessen friedlicher Mauer ein Wasserfall rauschte, saß in diesen einsamen Stunden ein Mann auf dem Postamente eines prachtvollen marmornen Grabmales. Er saß dort so unbeweglich, als wäre er mit dem kalten Steine zusammengewachsen. Daß aber sein Herz nicht kalt war, das konnte man schließen aus der Kraft, mit welcher er die eine Seite des Sarkophages umfaßte.

Eben war der Mond aufgegangen über der Stadt der Todten und leuchtete klar durch zwei riesige Pappeln, deren laubreiche Kronen ein durchsichtiges Dach bildeten über dem erwähnten Monumente, einem mit eisernem Gitterwerk umgebenen Familiengrabe, durch dessen jetzt halbgeöffnete Thür man in den Friedensplatz treten konnte.

Der Mond aber beleuchtete das Grab des Armen eben so gut, wie das des Reichen.

Jeder grünende Hügel war versilbert, jeder sandige Gang schneeweiß, und die dunkeln Tempelmauern sogar wurden hell durch

den Wiederschein des Glanzes, den der Mond auf die hohen, schmalen Kirchenfenster warf.

Die Winde, welche während des verflossenen Tages in frischer Bewegung gewesen waren, legten sich allmälig und schaukelten sich still und gemächlich in den Schlaf auf den Armen der Bäume, während der Nix in dem Wasserfalle dort unten sowohl ihnen, als auch den einsamen Waldglocken und den Ringelblumen auf den Gräbern vorsang; und eingeschläfert von dem Gesange und gesättigt von dem nächtlichen Thau senkten auch die Blumen ihre Häupter und entschlummerten.

Alles schlummerte, von dem Johänniswürmchen an, welches dort in dem dunkeln Sande des neulich aufgeworfenen Grabes schimmerte, bis zu der Schwalbe, welche ihr Haus in der Spitze des Kirchthurmes gebaut hatte.

Nur die Seufzer des Wasserfalls und die Seufzer aus einer Menschenbrust störten das Schweigen.

Der Mann, welcher so lange unbeweglich an seinem Platze gesessen hatte, erhob nun das Haupt und blickte um sich her, als suchte er eine lebendige Gesellschaft. Er fand auch bald eine solche, indem sein Fuß einen Frosch aufscheuchte, welcher in den Blumen versteckt gelegen hatte.

„Ach so!“ sagte der Nachtwanderer, indem er seinen großen, seelenvollen Blick, unverdunkelt von den Thränen, welche in den Wimpern hingen, mit einer Art von Zärtlichkeit auf dem kleinen Leben ruhen ließ, welches dort umherkroch, „du und ich, wir wachen mit einander? Habe Dank dafür! Aber es war Unrecht von mir, daß ich dich weckte; geh du zurück in dein Blumenbett — und glaubst du, mir irgendwie Dank schuldig zu sein, so schone der Würmer so, wie ich deiner schone; denn, siehst du, wenn der Wurm in Ruhe mit seiner Arbeit fortfahren kann, so erhält die Erde um so früher ihre Anleihe zurück und da wird Alles gut.“

Indem er diese Worte halblaut sagte, rollte das leichte Gewölk hinweg, welches auf einige Augenblicke den Mond verdunkelt

hatte, und sein Schein fiel mit Klarheit auf das Gesicht des Mannes. Dieses spiegelte starke Gefühle, fromme Gedanken, fast die reinen Gedanken eines Kindes, ab, und dennoch sah man, daß ein starker und ruhiger Geist in dem kleinen Körper wohnte.

Ja, dieser Körper war weit unter der mittleren Größe, aber er war so gut proportionirt, er sah so abgehärtet, so stark aus, daß er, weit entfernt, ein Lächeln zu erregen, vielmehr den Gedanken an Zuverlässigkeit weckte, und wenn man die Augen auf dieses Gesicht warf, welches nicht einmal in der tiefen Betrübniß eine jovialische Gutmüthigkeit unterdrücken konnte, so empfand man fast jenes Gefühl, welches erwacht, wenn man bei der Betrachtung einer frischen und idyllischen Landschaft plötzlich die Töne einer leisen, klagenden Melodie vernimmt, deren friedevolle, fast spielende Worte dem Accompagnement widersprechen.

Es gibt dergleichen Verschmelzungen in gewissen Seelen: das Lächeln ist eine Thräne, die Thräne ein Lächeln.

Diese Seelen haben immer ihre eigenthümlichen Kennzeichen: sie sind zufrieden, dankbar, sich selbst genug, und dennoch suchen sie die ganze Welt, um von ihrem Frieden mitzutheilen. Sie sind wirkliche Apostel, auf einer ewigen Wanderung begriffen; aber sie lehren nicht mit Worten oder irgend einer Art von Anstrengung, sondern durch Thaten und Beispiele.

Eine solche Seele war Onkel Janne.

Höre hier seine Geschichte — höre, warum er auf diesem Grabmale weint, dessen Pracht einen so grellen Gegensatz gegen seine eigene, einfache Kleidung bildet!

Zweites Kapitel.

Onkel Janne.

Aus einem armen adeligen Hause gingen zwei Söhne hervor, um ihr Glück zu suchen.

Aber so unzertrennlich die Träume der Kinder gewesen waren, eben so verschieden wurden die Jünglinge.

Bald sahen sie es auch ein, daß sie ihr Glück auf verschiedenen Wegen suchen müßten; Eines aber tröstete sie; sie wußten, daß sie immer wenigstens irgend einen Ort finden würden, wo sie sich treffen konnten, um die vertraulichen Ergießungen über ihre verschiedenen Bestrebungen auszutauschen.

In einem Alter von neunzehn Jahren waren die beiden Brüder sich und ihren eigenen Kräften gänzlich überlassen.

Die schöne Heimath ihrer Kindheit, woselbst eine liebende, zärtliche Mutter, ein vortrefflicher Vater sie bisher mit offenen Armen empfangen hatten, war ihnen jetzt verschlossen, auf immer verschlossen. Das Haus war in fremden Händen, denn der Vater und die Mutter waren in eine andere, eine ruhigere Heimath gezogen.

„Dort oben," sagten die Jünglinge, indem sie sich fest umarmten, „werden sie wenigstens erfahren, wie unsere Träume in Erfüllung gegangen sind!"

Die Träume führten Franz Sternfelt auf stolzen Flügeln zu Ehrenstellen, Ansehen, Reichthum und Macht. Janne war blöder und mit seinem einfachen Gemüthe nicht im Stande, das Glück zu würdigen, nach welchem Franz strebte, und hatte daher nur ein einziges Ziel, aber dieses war auch der höchste, brennende Wunsch seiner jungen, poetischen Seele: eine Reise nach Italien, um zu studiren und sich auszubilden.

Janne war ein Dilettant in der Malerkunst, und dachte, er

könnte es vielleicht eines Tages so weit bringen, daß man ihn einen verdienstvollen Landschaftsmaler nannte.

Franz war Student, und dachte, daß er wohl eines Tages den Namen „Ihre Excellenz" führen könnte.

Franz war, wenn auch nicht eben stolz auf sein adeliges Wappen, doch herzlich zufrieden mit demselben.

Janne meinte, es sei ganz einerlei, ob er Stensson oder Sternfelt, Paul oder Per hieße, er dachte niemals daran, außer, wenn er bisweilen zu sich selbst sagte: „das beste Erbe des Sohnes ist des Vaters ehrlicher Name; ich will gewiß dafür sorgen, daß er keine Flecken erhält, so lange ich ihn trage."

Und der Name war auch beinahe das einzige Erbtheil der Jünglinge, denn das kleine Kapital, welches sie bei mündigem Alter erhalten sollten — ein Zeitpunkt, der für Janne zwei Jahre später eintraf, als für Franz — war nur so groß, daß es dem Letztern erlaubte, seinen akademischen Cursus zu beendigen und seine Schulden zu bezahlen, und dem Erstern, die unschätzbare Reise nach dem für ihn heiligen Rom anzutreten.

Ein gemeinsamer Schatz aber, der nie abnahm, war ihre gegenseitige Liebe und das warme Interesse für ihre gegenseitigen Pläne.

Franz schwärmte mit Janne und brachte die kalte Sprache seines Ehrgeizes zum Schweigen, um nicht den tiefen Frieden, die schöne Harmonie in dem Wesen des Bruders zu stören; Janne bemühte sich, ein Weltmann zu werden, zu berechnen, Luftschlösser zu bauen, Franz zu erfreuen und ihn zu überzeugen, daß er, Janne, an Franzens Beruf und Kraft glaubte.

Wie entwickelten sich nun ihre Träume?

Franz verliebte sich in ein junges Fräulein, die einzige Erbin eines ansehnlichen Reichthumes; sie erwiederte auch seine Liebe und gelobte, ihm ihre Treue zu bewahren, bis er sich eine Stellung und einen Titel erworben hätte, der es für ihn zu einer Möglichkeit machte, offen als ihr Freier aufzutreten.

Die Liebe des Fräuleins war nämlich nicht von der echt schwärmerischen Art, und doch war sie erst fünfzehn Jahre alt.

Der zwanzigjährige Liebhaber glaubte an alle Wunderwerke des Glückes, nachdem es ihn schon so sehr begünstigt hatte, er legte daher die unverbrüchlichsten Gelübde eines Fleißes, einer Ausdauer und einer Verschlagenheit ab, die nicht ihres Gleichen haben sollten.

Und ehrlich that Franz Alles, was in seinen Kräften stand, um zu beweisen, was ein fester Wille vermag; aber er hatte nicht mehr als zwei Jahre verlebt, so sah er sich auf der einen Seite von tausend eigensinnigen Gläubigern und auf der andern von einer ebenso unabweislichen Armuth belästigt, in tausend unangenehme und oft schwierige Verlegenheiten versetzt, welche störend waren für seinen Fleiß und nicht im Mindesten paßten, um den Schein der Eleganz und Unabhängigkeit zu unterhalten, welchen er zu Anfang anzunehmen das Glück gehabt hatte.

Um diese Zeit kam Janne in die Hauptstadt, um, ehe er seine Wallfahrt in das gelobte Land anträte, seinen Bruder zu besuchen, und sich an dem Glücke zu erfreuen, das dieser, als verlobt mit einem zu gleicher Zeit reichen und geliebten Mädchen, fühlen mußte und, wie seine Briefe versicherten, auch wirklich fühlte.

Aber wie ging es wohl mit Janne's eigenem Glücke, als er vernahm, daß Franz ihn hinter das Licht geführt hatte, um ihn nicht zu betrüben, und als er hernach mit eigenen Augen die große Bedrängniß und die unsäglichen Bekümmernisse des Bruders bei dem Gedanken an das Ziel sah, welches die Braut als den Preis ihrer Hand gesetzt hatte!

„Ach so," sagte Janne, „sie will Dich also nicht eher haben, bis etwas Großes aus Dir geworden ist?"

„Kannst Du sie darum tadeln?" entschuldigte Franz. „Sie kann wohl nicht einen Hofgerichtsnotar heirathen und sich selbst und mich ebenfalls dem Gelächter Preis geben? Wir sind ja beide jung, wir können warten!"

Janne antwortete nicht; er hatte nur seine Gedanken.

„Könnte ich mich nur aus meiner jetzigen schwierigen Lage retten," fuhr Franz fort, so würde es hernach wohl gehen — wenn man aber zwei Jahre lang fast nur auf Credit gelebt hat, so ... Du verstehst mich!"

Janne schüttelte das Haupt.

„Aurora hat mir mehrmals mit der größten Zärtlichkeit mit Gewalt Geld aufdringen wollen; doch ehe man glauben soll, daß meine Braut mich unterhält, will ich lieber hungern, ja in's Schuldgefängniß wandern."

„Das ist Recht; aber während Du im Schuldgefängniß sitzest, kannst Du nicht für Deine Zukunft arbeiten."

„Ein solches Ereigniß würde mich auch bei meinen Gönnern ganz herabsetzen und mir vielleicht auf immer die Bahn verschließen, die ich zu betreten gehofft habe."

„Das kann und das soll nicht geschehen," sagte Janne fest. Du nimmst mein kleines Kapital und damit ist Dir geholfen!"

„Was? Dein Geld, für welches Du Deinen einzigen kleinen, enthusiastischen Traum befriedigen wolltest? Nein, Janne, lieber lasse ich meine Hoffnung auf Aurora und alle meine Luftschlösser fahren! Ich wäre ja ein wirklich elender Mensch, wenn ich Deine Aufopferung annähme!"

„Du mußt sie annehmen und dennoch alles Andere sein, als ein elender Mensch, denn was die Gabe heiligt, das ist unsere warme Bruderliebe, und Du verstehst wohl, daß ich dabei glücklicher bin, als Du!"

„Führe mich nicht in Versuchung, erniedrige mich nicht vor mir selbst, sage kein Wort mehr davon!"

„Wie Du willst, mein Entschluß aber steht fest; ich habe mir schon einen andern Lebensplan entworfen. Siehst Du, liebster Bruder, ich will es Dir gern gestehen, mit meinen Talenten ist es nichts: ich werde also Lehrer an einer Erziehungsanstalt; das gibt mir Brod und doch noch ein wenig zu Büchern, Farben und Lein-

wand — was brauche ich mehr? Jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen kann, ist reich."

Es bedarf keiner Worte weiter: Janne brachte und Franz nahm das Opfer.

Seit dieser Zeit verflossen viele Jahre.

Franz, dessen Verlobung mit dem reichen Fräulein Aurora von H** jetzt veröffentlicht war, avancirte zwar nicht schnell, aber er ging Schritt für Schritt vorwärts, während Janne in seiner Erziehungsanstalt blieb, wo er mit beispielloser Geduld seinem dreifachen Amte als Lehrer in der Logik, im Zeichnen und in der Botanik vorstand.

Der schöne verlorene Jugendtraum lebte jetzt in seiner Erinnerung nur noch wie ein geliebter Abgeschiedener. Er fand ein Vergnügen daran, ihn zurückzurufen, ihn zu hätscheln, über seine kleinen Illusionen zu lächeln; dann aber wendete er sich wieder der Gegenwart zu und fühlte sich dankbar und ganz zufrieden mit und in seinem kleinen Wirkungskreise.

Für die Ersparungen von seiner Einnahme hatte er ja schon manches werthvolle Andenken gesammelt, das ihn zu noch größerer Sparsamkeit ermunterte. Selbst war er niemals in Verlegenheit, denn hätte er auch nicht mehr gehabt, als ein Stück Brod und ein Glas frisches Wasser, so hätte er dennoch seinen ruhigen Muth, seinen gleichmäßigen, genügsamen Sinn nicht sinken lassen; und wer war lebhafter als er, wenn er sich draußen im Walde und auf der Wiese befand als der Anführer einer jubelnden Schaar von Knaben, die ihm bald kleine Streiche spielten, bald aufmerksam auf die Lehren von dem inneren Leben der Pflanzen, bald auf seine Abenteuer lauschten, denn „Onkel Janne," wie er schon damals hieß, sammelte gerne Geschichten, besonders solche, die eine Verwandtschaft mit dem Uebersinnlichen hatten, und erzählte dieselben auch gerne; doch wehe dem, der nicht aufmerksam war: der kam nicht so bald wieder in Gunst.

Nebenbei war es sein höchster Genuß, mit dem Bruder zu

correspondiren und mit Wort und Herz an seinem Emporkommen Theil zu nehmen; denn wenn Onkel Janne irgend eine Leidenschaft hatte, so war es seine innige Liebe zu diesem Bruder, der ihm vielleicht noch theurer geworden war, seitdem er ihm geopfert hatte, was ihm nächst dem Bruder das Theuerste gewesen war.

Nach einer fünfzehnjährigen Verlobung brach für Franz endlich der Hochzeittag an.

Jetzt endlich hatte er eine Stellung im Leben und auch — einen Titel. Weiter als bis zum Hofrathe brachte er es jedoch nicht, denn nachdem er in den heiligen Stand der Ehe getreten war, und außer einigen andern Gütern in Wermland das große Hüttenwerk Dagby erhalten hatte, wo er sich mit seiner, jetzt nicht mehr jungen Gattin niederlassen konnte, nahm er Abschied, ließ den Excellenztitel fahren, und begnügte sich damit, der Vater seiner Unterthanen zu sein. In dem Laufe einiger Jahre wurde er auch der Vater zweier Töchter.

Jetzt, da er ein reicher und mächtiger Herr geworden war, wollte Franz, der von Dankbarkeit brannte, auch seinen Bruder Janne mit Glücksgütern überhäufen, deren er selbst genoß. Janne aber wollte in keiner Art von Verbindlichkeit zu seiner Schwägerin stehen, welche er, wenn wir das gelindeste Wort anwenden sollen, nicht liebte; denn wäre nicht ihre Eitelkeit gewesen — mochte man auch übrigens ihre Treue und Standhaftigkeit loben, so sehr man wollte — so hätte Franz schon lange zuvor glücklich sein können. Darum war es auch unmöglich, ihn dahin zu bringen, daß er mehr nahm, als sein einst vorgeschossenes Kapital. Mit diesem konnte er ja immer noch seinen Jugendtraum verwirklichen.

Und in so fern es von der Reise abhing, wurde derselbe auch verwirklicht.

Drei Jahre brachte er mit der großen Reise zu.

Als er zurückkam, bemerkte Franz zum ersten Male in seinem Gesichte und Wesen einige Spuren einer leichten Schwermuth,

einer stillen Niedergeschlagenheit — ach, Janne hatte es sich gestehen müssen, daß er zu spät gekommen war! Der junge, feurige Künstler fand sich selbst nicht mehr. Noch brannte zwar das Feuer in dieser Brust, welche immerwährend jugendlich bleiben sollte; doch die Begeisterung, die Kraft, das Elastische in dem ersten Fluge der Phantasie — das Alles war begraben.

Mit einem so festen und ergebenen Gemüthe, wie das des Onkels Janne, mit einer so einfachen und wahren Gottesfurcht, wie die seinige, konnte es jedoch nicht lange dauern, daß die Seele wieder in ihr Gleichgewicht kam, obgleich, wie schon erwähnt, sein ganzes Wesen oft auf eine wehmüthige Melodie mit lustigen Worten hindeutete.

Der Lehrerberuf kam aber nicht weiter in Betracht. Die Einförmigkeit desselben vermochte die Stunden, welche er der Freiheit zu widmen gewohnt worden war, nicht länger auszufüllen, geschweige denn ihnen Flügel zu ertheilen, und auch das Leben in dem Hause des Bruders, gab ihm nicht die Gemüthlichkeit, nach welcher er sich sehnte.

Die Unabhängigkeit und die Anmuth der Reisen und der Einsamkeit hatten ihn so gänzlich gefesselt, daß er sein ganzes übriges Leben auf einen reisenden Fuß einzurichten beschloß, und zu diesem Zwecke machte er sich los von allen Banden, die dieser Art von Nomadenleben, welches er zu beginnen gedachte, im Wege stehen konnten.

Nachdem er seinem Bruder und seiner Schwägerin — die Hofräthin setzte großen Werth auf „den ehrlichen Narren," wie sie ihn in ihren Gedanken nannte, ja sie liebte ihn wirklich — versprochen hatte, den Winter auf Dagby zuzubringen, um ihren Abendkreis zu beleben, der vierte Mann beim Spieltische zu sein, und endlich dem Wirthe selbst die volle Gemüthlichkeit zu schenken (denn der Hofrath war niemals glücklicher, als wenn er, mit der Pfeife im Munde, beim Glase mit Janne vertraulich plauderte), kurz, nachdem dieses Versprechen gegeben und angenommen war, und

nachdem Franz für einen Preis, den er selbst zu bestimmen das Glück hatte, einen großen Theil von Janne's Zeichnungen gekauft hatte, begab dieser sich auf seine ersten Fußwanderungen durch das Vaterland.

Auf diesen machte er eine Menge von regelmäßigen Bekanntschaften, zu welchen er alljährlich zurückkehrte. Bald hielt er sich mehrere Monate hinter einander an gewissen Orten auf, und bezahlte da seinen Unterhalt auf den Herrenhöfen durch Unterricht im Zeichnen, Schreiben von Rechnungen und dergleichen, auf den Bauernhöfen dadurch, daß er die Kinder lesen und den Vater rechnen lehrte: bald dagegen kam er nur auf flüchtige Augenblicke, weil er zu einer bestimmten Zeit an einem Orte sein mußte, wo er eine Ansicht abzeichnen wollte, für welche er weite Wege gegangen war.

Wo er kam und wohin er ging, war er sogleich wie zu Hause und bald beliebt, denn wie viele nützliche Dinge für die Haushaltung lehrte er nicht die Bauerfrauen, wie viele desgleichen für die Gesundheit der Menschen und des Viehes, wie viele Pfefferkuchen vertheilte er nicht an die Kinder, wie froh nahm er nicht als Arbeiter an der Ernte Theil. Nichts verschmähte er, bei Allem war er gern mit, und Allem gab er durch freundliche Gespräche Anmuth und Reiz.

Zuletzt blieb er den halben Winter aus, ja bisweilen ein ganzes Jahr, und wenn Franz ihm dann im Mißmuth diese Ungerechtigkeit vorwarf, so antwortete er hierauf mit lakonischer Heimlichkeit:

„Eine kleine hübsche Freundin lag mir im Sinne!" Dieses bedeutete so viel, als: er hatte gemeint, daß er nützlich sein könnte, wo er eben war, denn eine „hübsche Freundin" hatte noch niemals dieses Herz gerührt, welches Raum genug hatte für Jeden, der einen Kummer hatte, um dessen willen er traurig war, eine Hoffnung, über welche er sich freute.

Bei zunehmendem Alter setzte jedoch der Hofrath seinen un-

ausgesetzt erneuerten Plan durch, daß Janne für seine Lebenszeit als vollkommenes Eigenthum einen kleinen, netten Hof annehmen sollte, den Franz zu diesem Zwecke besonders angekauft hatte. Und endlich ging Onkel Janne auch hierauf ein unter der Bedingung, daß diejenigen Personen, welche bei seinem Tode auf dem Hofe wären, dort in Ruhe verbleiben dürften, bis auch sie begraben oder auf eine andere Weise versorgt wären. Dieses wurde durch einen schriftlichen, von Zeugen unterschriebenen Contract förmlich abgemacht.

Man würde jedoch fehlgreifen, wenn man glauben wollte, der neue Herr hätte sich jetzt zu Hause in Ruhe hingesetzt, um seinen Kohl zu pflanzen und nach seiner Saat und seinen Kartoffeln zu sehen: nein, er setzte sein bisheriges freies Leben, welches ihm immer theurer geworden war, nach wie vor fort, und schickte bald einen alten Invaliden, den er auf der Landstraße aufgefischt hatte, bald eine brodlose, verlassene Wittwe, bald ein Kind, das bei einem Verbrechen ertappt worden war und nun der moralischen Abwaschung unterworfen werden sollte, nach Hause. Kurz: der Zuwachs der Colonie nahm fast den ganzen Ertrag des kleinen Gutes Grandalen weg. Darüber war Onkel Janne gleichwohl nicht im Mindesten betrübt; er gab seinen Untergebenen nur zwei Rathschläge, nämlich: sie sollten um so mehr arbeiten und um so weniger essen, damit noch Mehrere essen und ihm zuhören könnten, wenn er zu Hause wäre und beim Kaminfeuer in der Mitte des vergnügten Kreises entweder seine Abenteuer erzählte, oder ein Capitel aus der Bibel las, oder nach Befund eine kleine Predigt über diese oder jene Tugend oder Nothwendigkeit hielt.

Onkel Janne war gleichwohl weit entfernt von dem Wunsche, sich immer selbst zu hören; nein, er hörte auch Andere sehr gern. Und jeder in der Gesellschaft, der etwas zu erzählen wußte, entweder eine Geschichte oder sonst etwas, oder wer einen Vorschlag zum Besten des Gutes zu machen wußte — das Gut wurde unter

der Aufsicht eines Waisen von der ganzen Gesellschaft gemeinsam bewirthschaftet — der war seines Ohres stets gewiß.

So, während Onkel Janne's Herz in vertraulichen Stunden seine Dankbarkeit gegen den Bruder ergoß, dessen Liebe ihm Mittel zu diesen Genüssen bereitet hatte, war endlich eine ganze Reihe von glücklichen und frohen Jahren dahin geschwunden, als ihn plötzlich auf einer Reise durch Norrland der schreckliche Schlag von dem Tode des geliebten Bruders traf.

Dieser Schmerz kam so heftig, so ganz ohne alle Vorbereitung — er war vor Kurzem von dem gesunden, lebensfrohen Franz geschieden — daß er den armen Janne beinahe ebenfalls getödtet hätte.

Es war ihm, als hätte er einen Theil seines eigenen Wesens, als hätte das Herz seine Wärme, die Seele ihr Leben verloren — mit einem Worte, als wäre er plötzlich alt geworden .... Ach, diese Liebe war ja auch der klarste, der schönste Stern an dem Himmel seines Lebens gewesen; und obgleich er mit unendlicher Hingebung die Kinder seines Bruders liebte, die er als seine eigenen betrachtete, ja trotz der ganzen Menschheit, die ihm immer noch blieb, so fühlte er sich dennoch jetzt, zum ersten Male in seinem Leben, unglücklich.

Er war nicht im Stande, der Aufforderung seiner Schwägerin nachzukommen und zu ihr zu eilen — nein, es war sonderbar, daß Onkel Janne ungeachtet der aufrichtigen, unverkennbaren Betrübniß, welche sie äußerte, dennoch fühlte, daß sein alter Widerwillen gegen sie größer wurde.

Er hatte so Vieles gegen sie, obgleich er offen und in seinem Innern ihren vortrefflichen Eigenschaften als Gattin Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber sie war in gewissen Fällen allzu bestimmt, allzu viel verlangend, allzu streng in ihren Ansichten, in gewissen Fällen dagegen, besonders hinsichtlich der ersten Erziehung der Töchter, allzu nachgiebig. Ueberdies war sie eine bei weitem kältere als warme Frau, kurz, ihre Seele war ein so vollkommener Gegensatz zu der des Onkels Janne, daß sie sich nicht recht wohl

bei einander befanden. Sie paßten sich einander nur so viel wie möglich an, und so war es immer gewesen, obgleich sie in mancher Hinsicht Achtung gegen ihre beiderseitigen Ansichten hegten.

Erst anderthalb Jahre nach dem Tode des Bruders, als Janne's Schmerz zwar nicht begraben, denn das wurde er niemals ganz, aber doch allmälig unter seinen wieder angenommenen Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten abgestumpft worden war, kam er den wiederholten Aufforderungen der Hofräthin nach, und am Tage vor jener Nacht, da wir ihn auf dem Kirchhofe weinend vor dem Grabsteine antrafen, der Franz Sternfelt's Staub bedeckte, war er auf Dagby eingetroffen und hatte seine alten Zimmer in Besitz genommen.

Er hatte diese einsamen Stunden zu einem Besuche gewählt, der durch die Blicke und die Gegenwart Anderer nicht entweiht werden durfte; obgleich sein Schmerz still war, so war er dennoch jetzt groß, und um so größer, als das Leben zu Dagby nicht auf die Betrübniß hindeutete, welche er erwartet hatte. Onkel Janne, welcher so selten ungerecht war, vergaß die neunzehn Monate, welche verflossen waren, und daß er also kein Trauerhaus treffen konnte.

In tiefen, wehmüthigen Gedanken, die sämmtlich das Bild des Verstorbenen und das entflohene Leben zurückriefen, während welches keine Unfreundlichkeit, nicht die geringste Kälte, ihre Freundschaft getrübt hatte, verträumte der Zurückgebliebene die Stunden.

Er dachte, wie er schon tausendmal gethan hatte, ob wohl der Geist seines Franz sich ihm nicht offenbaren könnte; ja er wünschte es beinahe, und ein geheimnißvoller Schauder durchbebte seine Seele. Doch wie lange er wartete, wie lange er umherspähte über die vom Monde beleuchteten Gräber — Alles verblieb still.

„Nein," seufzte der Trauernde, „er kommt nicht! Ich bin dieses Glückes nicht würdig, und dennoch . . . dennoch . . ."

Der gute alte Mann huldigte dem Glauben an die Ver-

wandtschaft der Todten mit der Sinnenwelt, wenigstens so lange, bis die Erde das Ihrige zurückgenommen hätte.

Der Tag begann anzubrechen, als Onkel Janne endlich aufstand. Mit einem zärtlich weilenden Abschiedsblick auf das Grab wischte er seine Thränen ab und wanderte langsam nach Hause.

Als er durch das Kirchhofthor hinaustrat, erhoben sich aus dem Grase plötzlich zwei Gestalten, welche dort verborgen, still und wartend gelegen hatten. Beide sprangen auf Onkel Janne zu, welcher mit erkünsteltem Verdrusse sagte: „Was nun, Mosje Primus! was gibts? Warum streifst Du um diese Zeit mit Murre umher?"

Doch Primus und Murre stehen mit dem Onkel Janne in einer allzu nahen und vertraulichen Verbindung, als daß wir sie dem Leser nicht in einem besondern Kapitel vorführen sollten.

Drittes Kapitel.

Onkel Janne's Anhängsel.

Wir haben oben erwähnt, daß Onkel Janne ein ungewöhnlich kleiner Mann war, und wir müssen hinzufügen, daß er, obgleich er es für eine Sünde hielt, wenn man nicht mit Allem hier auf Erden zufrieden wäre, es dennoch sehr gerne gesehen haben würde, wenn er einmal um einen Fuß größer erwacht wäre.

Da sich aber dieses nun einmal nicht thun ließ, so belustigte er sich aus Herzensgrunde über seinen Schatten und war außerordentlich zufrieden, wenn er bei seinen Promenaden sah, wie kraftvoll, groß und mannhaft sich dieser vor ihm darstellte.

Aber bei dieser Art von Gesellschaft war dennoch ein Fehler anzumerken.

Onkel Janne plauderte sehr gerne, und obgleich er es nicht

verschmähte, bisweilen die Worte an seinen geliebten Doppelgänger zu richten, so war und blieb es doch immer einförmig, allein zu reden, weßhalb er mehrmals im Begriff gewesen war, sich einen kleinen Heiducken, eine Art von Mittelding von Schüler, Gesellschafter und Ranzenträger anzuschaffen.

Dann aber bedachte er wieder, wenn er einen solchen annähme, so könnte er sich immer darauf gefaßt machen, daß der Schüler dem Lehrer bald über den Kopf wachsen würde, und daher ließ er die Sache wieder fallen; denn da es nur auf seinen einsamen Wanderungen geschah, daß er das Vergnügen hatte, sich selbst in großer Gestalt zu erblicken, so würde es fast eine Dummheit gewesen sein, wenn er sich dieses Vergnügen verdorben hätte und gezwungen gewesen wäre, zu erlauben, daß auch sein Schatten gleichsam vernichtet worden wäre.

Der ganze Plan war also schon längst bei Seite gelegt, als Onkel Janne auf einer Reise zwischen Wermland und Norwegen eines Tages langsam an einem von den wilden, fast pfadlosen Felsenbergen in Dalsland emporklomm.

Er hatte eben die Höhe erreicht, als er ein starkes und gellendes Hundegebell vernahm und gleich darauf einen kleinen, langhaarigen schwarzen Hund erblickte, der auf ihn zugelaufen kam. Der Hund machte eine Menge von einladenden Künsten, tanzte auf zwei Beinen, setzte sich und winkte mit den freien Vorderfüßen; darauf sprang er auf und begann von Neuem zu bellen, als hätte er genug gethan, um sich das Recht auf Erkenntlichkeit von Seiten des Fremdlings zu erwerben.

Onkel Janne war auch keinesweges gefühllos gegen die Bemühungen seiner neuen Bekanntschaft, ihn für sich einzunehmen. Und da er überdies verstand, daß diese eine besondere Ursache haben mußten, so riß er sich augenblicklich los von den Gedanken, die ihn beschäftigten, und folgte dem Hunde, welcher mit dem Schwanze wedelnd und sich unaufhörlich umsehend voranging.

Bald sah der wohlwollende Wanderer vor sich eine kleine

Hütte, gleichsam eingebettet unter den hohen Föhren des romantischen Gebirges; doch nicht zu dieser Hütte führte ihn der Hund, sondern etwas weiter auf die Seite zu einer Art von Erdhöhle, über welche ein großer flacher Stein gewälzt war.

Hier stand Onkel Janne's Begleiter still und stimmte einen Klagehymnus an, welcher an Stärke und Wildheit sich mit den indianischen Todtengesängen messen zu wollen schien.

„Was wird hieraus werden?" dachte unser ehrlicher Onkel, indem er nicht ohne Herzklopfen und mit der Vorstellung von Messerstichen, Leichen und Blut sich niederbückte und lauschte. Und das Herzklopfen wurde noch vermehrt, seine Phantasie noch erregter, als er in dem improvisirten Gefängnisse einen Menschen deutlich seufzen hörte.

Ohne Zeitverlust aber wendete er seine ganze Stärke an, und da diese nicht unbedeutend war, so hatte er den Stein bald hinweggeschafft.

Doch wie bestürzt war nicht Janne, als er in der großen Aushöhlung der Grotte anstatt einer Leiche eine kleine, allzu kleine Menschenfigur fand, welche zitternd und weinend auf einem hervorspringenden Felsenblock saß.

Wenn wir sagen, „eine kleine, allzu kleine Menschenfigur," so ist dies buchstäblich geredet. Denn die Person, welche man in der Grotte eingesperrt hatte, war nicht volle drei Fuß hoch, und mit ihr verglichen, konnte Onkel Janne für einen Riesen gelten.

„Wer bist Du, kleiner Knirps?"

„Ich bin der Knirps!" antwortete das arme Wesen mit einer so betrübten Miene, daß die Herzensthüren des Onkels Janne, welche schon ein wenig offen standen, jetzt sperrangelweit aufflogen.

„Armes Kind! Wie alt bist Du?"

„Ich bin im zwanzigsten Jahre."

„Und Du bist hier zu Hause?"

„Ja."

„Warum hat man Dich denn eingesperrt?"

„Um mich zu ängstigen."

„Wer wollte das?"

„Mein Bruder."

„Er ist also böse?"

Der Jüngling ballte die Faust mit einer drohenden Geberde.

„Ich verstehe!" entgegnete Janne; „Du möchtest es ihm gerne wieder heimgeben?"

„Ja, ja — aber er ist stark!"

„Komm heraus und laß uns mit einander plaudern! . . . Wie heißest Du?"

„Däumling, sagen sie; aber der Priester nannte mich wohl nur Thomas, meine ich!"

Es lag in seinem Tone ein tief verletztes Selbstgefühl, ein nicht zurückgehaltener Verdruß.

Mit sympathisirender Zärtlichkeit und immer größerem Interesse gab der freundlich Fragende dem Gespräche eine weniger persönliche Wendung.

„Ist das Dein Hund? — er war es, der mich hieherführte."

„Dank, Murre! Du bist ein besserer Bruder!" der Zwerg streichelte mit seiner kleinen Hand den Hund über den Kopf und den Rücken.

„Den hast Du gewiß sehr lieb?"

„Ja; er thut mir nie etwas zu Leide."

„Du würdest also dankbar sein gegen denjenigen, der Dir Gutes erweisen würde?"

„Ich war immer dankbar gegen Swen, der die Thiere zeigte. Er war wohl auch nicht sehr freundlich gegen mich, aber er sperrte mich doch niemals ein, wo es finster war, und ängstigte mich auch sonst nicht."

„Wann warst Du bei diesem Manne?"

„Er reiste vor vier Jahren hier vorbei; ich gefiel ihm, und er nannte mich nicht den Däumling, den Knirps oder den Affen, sondern er redete mit Vater und Mutter, daß er mich mitnehmen

wollte, und das that er; und so reisten wir nach Norwegen und nach Dänemark. Er zeigte mich für Geld, die Leute gafften mich an und gaben mir die Mütze voll Kupfergeld."

„Und Du meintest, das war lustig?"

„Ja wohl," antwortete der Däumling, welcher während des Gespräches und besonders, nachdem er mit Onkel Janne's Hülfe aus der Höhle gekommen war, immer lebhafter und gesprächiger wurde, „es war munter!" Und bei den stolzen Erinnerungen erhob er seinen großen Kopf und streckte die kleinen Gänsebeine.

„Warum gingst Du denn von Deinem Herrn?"

„Er wollte sich in Ruhe begeben, sagt' er, und als wir einmal hier vorbei kamen, so gab er mich der Mutter wieder, die inzwischen Wittwe geworden war."

„Und seit der Zeit bist Du zu Hause gewesen?"

Der Däumling seufzte und nickte.

„Warum ist denn Dein Bruder so böse gegen Dich?"

„Weil ich Vieles gesehen habe und Vieles erzählen kann; er dagegen hat nichts gesehen und kann mit nichts Anderem prahlen, als mit den Fäusten."

Onkel Janne lächelte; dann schwieg er einige Augenblicke und dachte nach über seinen alten Plan in Betreff eines Begleiters.

Hier mußte derselbe ausgeführt werden, wenn er jemals zur Ausführung kommen sollte. Nicht zu reden von dem Umstande, daß es sich so gut paßte — Däumling wurde ja nicht größer — so war es ohne Zweifel eine Pflicht, eine Gott wohlgefällige Handlung, dieses arme Wesen von seinem bisherigen Leben zu befreien und zu einem nützlichen und zufriedenen Menschen zu machen.

„Komm mit mir zu Deiner Mutter!" sagte Onkel Janne, der jetzt seinen Entschluß gefaßt hatte; „ich will mit ihr reden. Will sie Dich lassen, und hast Du selbst Lust, so nehme ich Dich mit!"

„Aber Murre auch! Wenn er auch erst zwei Jahre alt ist,

so ist er dennoch schon so klug und hält so viel auf mich, daß ich mich in meinem Leben nicht gutwillig von ihm trenne."

„Nun, so muß ich wohl auch den Murre mitnehmen!"

„Und dann," fuhr der Kleine fort, „bekomme ich wohl auch schöne Kleider? Wollen Sie mich für Geld sehen lassen?"

„Nein, mein Junge, nicht für Geld! ich will Dich lehren, Gott zu fürchten; ferner sollst Du schreiben und rechnen lernen, und dann auch wohl eine Art von Handwerk, damit Du Dich selbst ernähren kannst, wenn ich Dir sterbe."

„Ich nehme diese Bedingung an!" entgegnete der Kleine mit feierlicher Würde. „Uebrigens sollen Sie wissen, daß ich auch nicht so ganz unwissend bin, wenn ich auch nicht allzu gut lesen kann, wie der Priester sagte, als er mich im letzten Frühlinge zum Abendmahl gehen ließ."

„Du bist also, gottlob! ein wenig bekannt mit den Wahrheiten des Christenthumes?"

„Ja, versteht sich, ein wenig — und es wäre sehr gut, wenn ich mehr lernte, doch . . . ich soll wohl nicht immer mit dem Buche in der Hand sitzen?"

„O nein, zum Theil wirst Du Deine Bekanntschaft mit Deinem alten Wanderleben erneuern — ich gehöre zu den Leuten, die bald hier, bald da Haus halten . . . und dann sollst Du wohl auch einen hübschen Anzug haben, worin Du glänzen kannst, wenn wir des Sonntags in der Kirche sind oder auf einem Hofe uns aufhalten."

„Ja, wir werden schon einig, das höre ich wohl. Und da Mutter keinen höhern Wunsch hat, als zwei Esser los zu werden — wir haben Beide guten Appetit, Murre und ich — so läßt sie mich wohl sehr gerne ziehen."

Und das that Mutter wirklich.

Sie knixte, dankte und segnete den guten, ehrenwerthen Herrn, der ihren armen Däumling nehmen und als einen ehrlichen Menschen und nicht als einen Narren halten wollte, über den andere Leute lachen mußten.

Nachdem zwischen Janne und der dankbaren Mutter eine Art von förmlicher Uebereinkunft über den Kleinen und seine Zukunft getroffen worden war, so setzte unser ehrenwerther Onkel seinen Weg fort, wenn auch nicht eben drei Mann hoch — denn Murre konnte natürlich für keinen Mann gelten — so doch wenigstens drei Leben hoch. Und herzlich vergnügt war er, den kleinen, allzu kleinen Schatten neben seinem eigenen Riesenschatten zu sehen, und überdieß ungemein interessirt von den stolzen Erzählungen des Kleinen an den großen Beschauungstagen, da er, in Roth und Gold gekleidet, auf Hunden und Bären geritten hatte.

Jetzt war nur noch eine Frage übrig, nämlich, wie der Däumling heißen sollte, denn dieser Name gefiel weder dem Besitzer, noch auch dem neuen Herrn und Gebieter.

Nachdem Onkel Janne, der diese Frage für sehr wichtig hielt, dieselbe nach allen Seiten gedreht und gewendet hatte — er wollte nämlich, daß der Name einen bestimmten Begriff ausdrücken sollte — so hatte er zuletzt eine Idee, welche ihm gar sehr gefiel.

„Ich will ihn Minus *) heißen; das paßt vortrefflich und klingt gut.

Nun aber hatte der Onkel die Gewohnheit, daß er den Kalender viel zu Rathe zog, und da das wichtige Ereigniß des Tages auf jeden Fall angezeichnet werden mußte, so konnte er ja nachsehen, welchen Namen der Tag führte.

Gesagt, gethan; der Kalender tauchte hervor unter dem Unzähligen in der großen Rocktasche des Onkels — und sieh, was

*) Der (das) Kleinere.

ist es wohl für ein Name, auf den jetzt neben dem neunten Juni der Zeigefinger deutet, und dem Suchenden recht in die Augen fällt?

Primus ... ja, wirklich — der Tag hieß Primus! *)

Mit einer gewissen Ehrfurcht machte Onkel Janne den Kalender wieder zu, und gedenkend der Worte der Schrift: die Letzten sollen die Ersten sein, und umgekehrt, verkündigte er dem Däumlinge seinen Entschluß, er sollte fortan Primus heißen.

Eine Erklärung über den Namen gab er jedoch nicht, denn er merkte sehr wohl, daß der kleine Mann eine große Portion Hochmuth besäße, die man nicht anzufachen brauchte.

Von diesem Tage an hatten Onkel Janne, Primus und Murr, welcher letztere ebenfalls an allen vortrefflichen Eigenschaften zunahm, ein unzertrennliches und herzlich vergnügtes Leben mit einander geführt. Zwar ist es wahr, daß Primus als Ranzenträger keine Dienste leisten konnte — denn der Ranzen reichte ihm bis auf die Fersen herab — statt dessen aber mußte Murre den Pfefferkuchenbeutel und Primus die Botanisirkapsel tragen, wodurch die Bürde des Herrn doch wenigstens etwas leichter wurde.

Um Murre's Verdienst und Aufopferung aber nicht zu groß darzustellen, müssen wir erwähnen, daß die Pfefferkuchen in einen ledernen Beutel gelegt waren, so daß er zur Bewahrung seiner Tugend nur von dem Geruch in Versuchung geführt wurde.

Und ein kleiner und lustiger Zug war es, wenn man diese Drei sah:

Murre an der Spitze — darauf Onkel Janne mit dem Ranzen und dem Wanderstabe, und neben ihm Primus mit der Kapsel auf dem kleinen Rücken und dem Portefeuille auf der Brust. Wie munter plauderte nicht der Herr mit seinem kleinen Gesellschafter, und welche Festlichkeit war in den Ruhestunden, wenn Alle in der Nähe einer belebenden Quelle lagerten!

Nur um des Respectes willen und damit nicht Primus, figür-

*) Der Erste, Vornehmste.

lich geredet, sich ihm auf die Nase setzte, hatte Onkel Janne sich zuweilen gezwungen gesehen, gegen den Herrn Primus einen sehr hohen Ton anzuschlagen. Aber, um die Wahrheit zu sagen, kehrte dieser sich nicht viel daran, wenn er auch seinen Herrn über Alles auf Erden liebte und lieber alles Mögliche über sich ergehen lassen, als ihm Verdruß machen wollte. Hielt man sich jedoch zu Hause in Grandalen auf, so war es Herr Primus, welcher den Gebieter über die Colonie spielte, zu gleicher Zeit aber auch ihre Spielpuppe war, denn er nahm es nicht so genau mit seiner Würde und gestattete es, daß man über ihn lachte.

Viertes Kapitel.

Dagby. Heimathliche Rapporte.

„Was nun, Mosje Primus! was gibt's? Warum streifst Du um diese Zeit mit Murre umher?"

Mit diesen Worten redete Onkel Janne seine beiden Anhängsel an, als er durch das Kirchhofthor trat und sich von denselben umgeben und bewacht sah.

„Wir sind nicht umhergestreift, Herr," antwortete Primus, indem er mit einer Miene von Bangigkeit vor dem barschen Tone weit zurücksprang; wir haben hier ganz ruhig und still gesessen und gewartet!"

Primus, der, wie er selbst behauptete, seinen Herrn „auswendig und inwendig" kannte, hatte die Herzensgüte oder vielmehr den Takt, eine von den Lieblingsvergnügungen desselben zu erfinden, um seine Betrübniß zu zertheilen. Ein solches Lieblingsvergnügen für den Onkel Janne war es immer, wenn er durch sein Ansehen den Primus in eine kleine heilsame Angst vor der Strenge des Herrn versetzen konnte.

Sobald jedoch die gute Seele in dem großen, gutmüthigen Gesichte des Primus nur den geringsten Anschein davon zu bemerken glaubte, so war er augenblicklich zufrieden und hatte keine Lust mehr, seine Macht noch weiter zu steigern.

Jetzt war Onkel Janne überdieß um so geneigter zur Nachsicht, als die traurige und demüthige Stimme des Primus sowohl seine warme Theilnahme, als auch seine Unruhe darüber verrieth, daß er diese Theilnahme in einem allzu hohen Grade gezeigt haben möchte.

„Nun, Du brauchst eben nicht ängstlich zu werden, mein Junge! ich will Dich nicht ängstigen! Aber wenn ich traurig bin, so will ich meine Traurigkeit für mich allein behalten."

„Das wollen Sie wohl, Herr; wenn Sie aber traurig sind, so fließt immer etwas über, das auf meinen Antheil kommt."

„Wie so? Ich habe Dir doch wohl kein einziges böses Wort gesagt?"

„Gesagt?" Was wäre darüber weiter zu sagen? Eine Betrübniß ist eine Betrübniß, und wenn Sie eine solche im Herzen haben, so können Sie sie nicht so gut einschließen, daß ich nicht sähe, wie sie aus den Augen herausguckt. Nun, da bekomme ich meinen Antheil — denn ich bin gleichsam ein kleiner Zweig von Ihnen — und dann erhält Murre den seinigen, denn er ist gleichsam ein Stück von mir, und so geht es zu, daß weder Murre noch ich zu Hause in Ruhe bleiben können, wenn Sie gehen und in der Betrübniß umherschweifen."

Onkel Janne lächelte — dieses Lächeln entsprang aus seinem Herzen.

„Dank, Primus! es liegt ein freundlicher Trost in Deinen Worten, so daß mir besser zu Muthe ist. Doch komm nun und laß uns nach Hause gehen!"

Primus und Murre zogen sich ein wenig zurück. Onkel Janne ging langsam voran, stand aber von Zeit zu Zeit stille, um das schöne Gemälde zu betrachten, welches er vor Augen hatte.

Unterhalb eines von jenen Bergen Wermlands, welche mit dem „ewigen Walde" als Mantel ihren Fuß in dem Gewässer der Klarelf baden, war der Ort für das Hüttenwerk Dagby gewählt worden, und von Zeit zu Zeit erweitert, stellte es sich jetzt dar wie ein kleiner Flecken zwischen den Bergen.

Eine gewölbte Brücke führte über den Fluß in einen von schlängelnden Alleen durchschnittenen Park, an dessen rechter Seite die Schmieden, mit den Wohnhäusern der Arbeiter hinter sich, ihre rothen, spitzwinkligen Dächer über die schäumenden Wasserfälle erhoben. In der Nähe der Brücke minderte jedoch der Strom seinen Ungestüm, und vertheilte sich zur Linken in einen ruhigen Spiegel um den Vorsprung, auf welchem das Herrenhaus mit seinen gelben Steinmassen, langen Terrassen und schattenreichen Gärten den Herrscherplatz einnahm.

Das Leben, welches von dem Geklapper der Hämmer, dem Gebrause der Wasserräder und dem Gerassel der Karren an den Bergen wiederhallte, war mit den letzten Tönen aus den Hörnern der Hirten erstorben. Es war die Nacht vor einem Sabbathstage, und die ganze Gegend, magisch beleuchtet von dem klaren Mondschein, lag versenkt in den Frieden der Ruhe.

Versunken in der Anschauung dieser nordischen Landschaft, stand Onkel Janne und lehnte sich an das massive Gitterwerk der hochgewölbten Brücke.

Nachdem seine Blicke lange auf dem Kirchhof am andern Ufer geruht hatten, senkte er sie auf den Silberfluß hinab, in welchem sowohl das prächtige Herrenhaus mit seinen breiten Fensterreihen, als auch die Kirche mit ihren gewaltigen Pappeln sich abspiegelten; zuletzt aber weilte sein Auge auf dem Wasserfalle, dessen hüpfende Perlen, vor Kurzem noch blutfarbig durch die Feuerfunken aus den Schornsteinen, jetzt erblichen, gleich Funken leuchteten, die von der hellen Fackel dort oben herabgefallen waren.

„Meinen Sie nicht, Herr," begann Primus, indem er den

Onkel Janne leise beim Aermel zog, „daß es ist, als hätten Sie im Regen gelegen? Der Nachtthau ist wirklich naß."

„Ach so! Du meinst, ich vergesse mich!" entgegnete Onkel Janne, indem er sich ohne weitern Verzug wieder in Bewegung setzte, und nun nicht eher anhielt, als bis er durch die lange, dunkle Allee an das Gitterthor gekommen, und auf den von hohen Linden eingeschlossenen Hof getreten war, wo er auf das Flügelgebäude zur Rechten zuschritt.

„Wer kann wohl um diese Zeit noch auf sein?" sagte Onkel Janne, indem er auf ein Fenster des Hauptgebäudes deutete.

„Das Licht ist in dem Zimmer des Fräuleins Edith," antwortete Primus, der Alles wußte.

„O nein! Edith wohnt ja im westlichen Giebel."

„Ja, Herr, dort wohnte sie, als Sie zuletzt hier waren; doch Fräulein Edith ist längst mit jenem Zimmer unzufrieden gewesen. Seit dem Frühlinge hat sie bis vor wenigen Tagen im Pavillon gewohnt, und jetzt ist sie in die Ecke der Staatswohnung gezogen. In diesem Augenblicke wohnen Fräulein Olga und die Gouvernante in Fräulein Edith's alten Zimmern."

„Alles weißt Du, Primus!"

„Das kommt daher, Herr, daß Alle gern mit mir plaudern. „O, guten Tag, Primus! — Willkommen, Primus! — O, der Tausend, bist Du da, Primus! ..." Und so frage ich nach Diesem und Jenem — das ist ja nicht unrecht, wenn Einer in runden neunzehn Monaten nicht an einem Orte gewesen ist, wo es Einem so sehr gut gefällt?"

„Ach so, es gefällt Dir also auf Dagby?"

„Ja, Herr, so gut, daß ich, wenn es Ihnen nur halb so gut hier gefiele, bis an meinen Tod hier bleiben möchte. Doch, das ist wahr: Sie waren heute Abend kaum ausgegangen, so kam Fräulein Edith an unser Fenster und klopfte an dasselbe."

„Wollte sie von mir etwas?"

„Bist Du da, Onkel," sagte sie, „so komm und setze Dich

hier ein wenig mit mir unter die Linden! . . ." „Ich bitte um Verzeihung, Fräulein!" sagte ich, und hüpfte hinauf auf das Fensterbrett, „aber ich glaube, daß mein Herr jetzt allein sein will, denn er ging nach dem Kirchhofe hin."

„Gut, gut! ich treffe sie wohl morgen!"

Onkel Janne stieg die Treppe hinauf und trat in seine Zimmer.

„Ja, aber Herr," fuhr Primus fort, der nachgewatschelt kam, „ich hatte noch nicht ausgeredet!"

„Nun, was gab's denn weiter?"

„Nachdem das Fräulein lange mit mir — denn sehen Sie, das Fräulein und ich, wir sind immer gute Freunde gewesen — darüber geredet hatte, wie es uns in diesem ganzen Jahre gegangen wäre, so sagte sie: „Gute Nacht, Herr Primus! laß mich sehen, daß Du morgen den Jonsson recht in Verzweiflung setzest!" Sie ist so scherzhaft, Fräulein Edith, sie glaubt ganz bestimmt, daß ich seit alten Zeiten entzückt bin über die Kammerjungfer Lotta, die dem Jonsson zweimal den Korb gegeben hat und ihm wohl auch noch zum dritten Mal einen geben wird. Lotta mag solche lange Kutscher nicht leiden, denn sie hat einen viel besseren Geschmack."

„Hast Du mir nichts Anderes zu verkündigen, so kannst Du wohl zu Bette gehen, Du Dummerjan!"

„Vergeben Sie, Herr; es war meine Meinung nicht, Seitensprünge zu machen, das geschah nur so in Gedanken; ich wollte nur sagen: als das Fräulein gegangen war, so kam Lotta mit diesem Brief von der gnädigen Frau."

„Gut; ich werde ihn wohl morgen lesen können!"

„Gute Nacht, denn, Herr! Komm, Murre! ... Wollen Sie Licht, Herr?"

„Nein! Doch sieh, wer zündet um diese Zeit schon in dem andern Flügelgebäude Licht an?"

„Das weiß ich, Herr!"

„Nun?"



„Es ist der neue Bruksverwalter. *) Er war erst kürzlich nach Hause gekommen, als ich mit Murre ausging, um zu sehen, wo Sie geblieben waren. Er kann gewiß nicht schlafen, da er wieder Licht angezündet hat."

„Der Bruksverwalter hat ja immer hier in diesem Flügel gewohnt?"

„Ja, das war der alte. Doch, sehen Sie, Herr, der neue ist ein solcher Herr, glaube ich, daß er im Kaiflügel wohnt — so nenne ich ihn, denn es ist so abscheulich lang, Kavalierflügel zu sagen .... Doch, gute Nacht, Herr, eine angenehme Nacht!"

Als Onkel Janne am folgenden Morgen nach einer — trotz den Wünschen seines Primus — gar nicht angenehmen Nacht erwachte, so war der erste Gegenstand, auf den sein Blick fiel, das kleine Billet der Hofräthin.

Gähnend und etwas murmelnd von der Sonderbarkeit, zu schreiben, da man zu jeder Stunde mit einander reden könnte, streckte er die Hand aus nach dem zierlichen Dreiecke, erbrach dasselbe und las:

„Lieber Schwager Janne!

In unserem allzu zahlreichen Abendkreise finde ich keine Gelegenheit, Dir zu sagen, wie sehr ich mich nach einer vertraulichen Unterredung sehne, und da Du vermuthlich Deiner alten Gewohnheit folgst und nicht beim Frühstück sichtbar bist, so muß ich Dich auf diese Weise um die Güte bitten, mir morgen gegen elf Uhr im Pavillon einen Augenblick zu schenken, falls Du nicht in die Kirche gehst. Aurora."

---

*) Ein Hüttenwerk heißt auf schwedisch Bruk; der Besitzer desselben Brukspatron, und der Verwalter Bruksverwalter. Wir haben hier und im Folgenden diese Titel beibehalten, weil sie besser klingen, als eine Uebersetzung derselben. Anm. d. Uebers.

„Was soll's nun geben?" sagte Onkel Janne mit einer Miene, welche auf alles Mögliche, ausgenommen auf Entzücken über diese Zusammenkunft, hindeutete.

Inzwischen ließ dieselbe sich nicht ausschlagen, und obgleich der alte Mann höchst ungerne die Kirche versäumte, so wollte er dennoch der Wittwe seines Bruders keinen Anlaß geben, sich über Mangel an Theilnahme zu beklagen.

Um jedoch die Wahrheit und Onkel Janne's eigene, innerste Gedanken zu sagen, so schien es nicht eigentlich die Wittwe zu sein, welche in ihrer Betrübniß Theilnahme suchte. Die Hofräthin trauerte, oder richtiger gesagt, hatte um ihren Mann so viel getrauert, als mit ihrer Natur übereinstimmend war. Sie war aber keineswegs die Frau, welche mit einem brechenden Herzen leben konnte, und noch viel weniger die, welche mit einem gebrochenen starb. Und falls nicht vielleicht das Leben sich in allzu verwickelten Formen gestaltete, würde sie gewiß immer ihre ruhige Kälte, ihr gefaßtes Wesen beibehalten.

„Ich kann es nimmermehr in meinen Kopf bringen, daß diese Frau den seligen Franz recht glücklich gemacht hat!" dachte Onkel Janne, indem er sich gleichwohl zu seiner eigenen Beruhigung dabei in's Gedächtniß zurückrief, wie oft Franz mit Ausdrücken der Zärtlichkeit und Dankbarkeit von seiner Gattin geredet, und es sogar Janne zum Vorwurf gemacht hatte, daß dieser sie so ungerecht beurtheilte.

„Nun, Du mein Herr und Gott!" fuhr die fromme Seele fort, „ich hege ja keinen höheren Wunsch, als daß ich der ungerechteste Mensch von der Welt gewesen sein möge. Vielleicht bin ich es auch wirklich gewesen, vielleicht bin ich es jetzt noch. Ja, ich fürchte, daß ich immer ein Vorurtheil gegen Aurora gehegt habe. Und obgleich sie ohne Zweifel meine Ueberzeugung bestechen will, um mir auf irgend eine Weise zu dienen, so will ich dennoch schlau und glatt sein wie sie selbst, und mich wenigstens bestreben, Geduld zu zeigen."

Man könnte vielleicht glauben, daß dieses Gelübde in Betreff

der Geduld, welches er sich selbst that, so ziemlich überflüssig war, da es einem Manne galt, welcher, gleich unserem Onkel, ohne Galle, ohne Selbstsucht, ohne Reizbarkeit geboren zu sein schien, welcher — um uns kurz zu fassen — das Bild eines beständigen Sonnenscheins darzustellen schien. Doch war dies keineswegs der Fall: der ganze kleine Zorn, welcher in dem Blute des Onkels Janne verborgen liegen konnte, kam stets in Gährung, sobald er in eine nahe Berührung mit seiner Schwägerin kam, welche bei einer solchen Gelegenheit, sie mochte sagen was sie wollte, immer seine Antipathie weckte und ihn gegen seinen Willen an das Sprüchwort erinnerte: Greife die Katze nicht ohne Handschuhe an.

Sein Ideengang wurde durch die Ankunft des Primus mit den feingebürsteten Sonntagskleidern unterbrochen — an den Wochentagen trug der Onkel während des Sommers nie andere Kleider, als seinen Rock von Wadmal *) und seine Beinkleider von Hanfleinwand — die Ankunft des Primus, sagen wir, unterbrach seinen Ideengang und leitete denselben in einen neuen Kanal.

„Ich höre einen Wagen! Wer reist so früh ab? Ist es einer von den Freiern, so gebe ihm Gott eine glückliche Reise!"

„Ja, der Tausend auch," entgegnete Primus, indem er auf einen Stuhl kletterte, das Fenster öffnete und sich, um besser sehen zu können, in dasselbe legte — „es ist nur der neue Bruksverwalter, welcher in dem Jagdwagen ausfährt. Nein, Herr, die Freier des Fräuleins Edith sind klüger. Aber, Herr, Du mein Gott! daß sie, die so schön ist, als wäre sie unter den übrigen Blumen im Rosenquartier aufgewachsen und eben erst abgebrochen worden, damit man daran riechen kann, daß sie solche Vogelscheuchen nur ansehen will — fi, fi, fi!"

„Lege Du Dich nicht in solche Dinge! ... Jeder Mensch hat einen Geschmack."

---

*) Grober, wollener Zeug. Anm. d. Uebers.

„Das ist wahr, Herr, und ich bin überzeugt, daß auch die Gouvernante ihren Geschmack hat. Ich glaube, daß sie sich jetzt bald den Hals aus dem Gelenke streckt, um den Bruksverwalter verschwinden zu sehen, da er um die Ecke biegt. Nun, nun, ich tadle auch ihren Geschmack nicht, denn gewiß ist er besser, als der Fräulein Edith's ... Doch wahrhaftig, Fräulein Edith ist auch schon auf und zieht die Gardine in die Höhe ... Ja, wirklich: ich erkenne ihre kleine, weiße Seidenhand."

„Willst Du Dich hinunter packen, Schlingel, und nicht länger im Fenster hangen, um auf die Damen zu spioniren!"

„Gleich, Herr, im Augenblick! Ich muß doch hinunter und der Kammer-Lotta aufmachen, die mit dem Kaffee getrippelt kommt!"

Einige Stunden nach der angeführten Morgenunterhaltung spazierte Onkel Janne — der, in Parenthese gesagt, ein ausgezeichnet angenehmer Mann in den Sechzigen, ohne ein graues Haar in seinen schwarzen Locken war — frisch rasirt in seinem breiten, schwarzen Frack, hellgrauen Sommerbeinkleidern und in einer von seinen aller vortrefflichsten Westen vor dem Pavillon im Parke auf und ab.

Es ist zu bemerken, daß der einzige Luxus des Onkels Janne in einer ganzen Serie von wunderlich eingerichteten Westen bestand. Ja, jede derselben hatte gewiß zehn größere und kleinere Taschen, dafür waren sie aber auch sämmtlich von einer respectablen Länge. Diejenige, welche er heute trug, war von pfirsichfarbenem Corderoi mit zwei Reihen blanken und gewürfelten Knöpfen, welche sowohl die Farbe, als auch den Schnitt ungemein erhöhten. Ein weißes Halstuch mit flatternden Ecken, ein gelbgeblümtes seidenes Schnupftuch und ein Hut von unbestimmtem, jedoch Ehrfurcht gebietendem Alter — im Allgemeinen trug Onkel Janne immer eine lederne Mütze — vollendeten die Toilette, eine der ausgesuchtesten, die der Onkel bei seiner großen Anspruchslosigkeit sich jemals erlaubte.

Einige Minuten vor elf Uhr näherte sich von der andern Seite eine dunkelhaarige, hohe, stattliche Dame.

Es war die Hofräthin, welche mit großer Leichtigkeit ihre fünfzig Jahre trug. Ihre Würde schien ihr angeboren zu sein, und ihr Gesicht, das wohl niemals schön genannt zu werden verdient hatte, besaß dennoch einen feinen und vornehmen Ausdruck.

Sie grüßte ihren Schwager mit Anmuth: aber als wäre keine Zeit zu verlieren, nahm sie augenblicklich den mitgebrachten Schlüssel, und in dem nächsten Augenblicke zeigte sich das elegante Innere eines jener so netten und luftigen Gebäude, welche ein so entzückendes Mittelding zwischen Wohnhäusern und Lusthäusern sind. Dieses war auswendig fast ganz von Epheu bedeckt; zwischen dessen dunklen Blättern hie und da eine purpurne oder schneeweiße Rose ihr Haupt erhob.

Fünftes Kapitel.

Die Beschuldigungen.

Die Hofräthin verschloß die Thüren des Pavillons mit einer Sorgfalt, als gälte es ein geheimes Stelldichein.

„Nun, Frau Schwägerin?“

Onkel Janne sah sich mit einer gewissen Aengstlichkeit um. Er hatte schon ein Vorgefühl von der Unannehmlichkeit, welche das beabsichtigte Vertrauen ihm trotz aller seiner guten Vorsätze ganz gewiß bereiten würde.

„Nimm Platz, lieber Schwager!“

„Ich sitze! Was weiter?“

„Ich fühle in der That ein Bedürfniß, mein Herz zu erleichtern, um einen guten Rath zu erhalten.“

„Den werde ich nach besten Kräften geben.“

„Und Dein Urtheil, mein bester Janne, ist immer gut und klar gewesen, wenn Du es recht hast anwenden wollen!“

Ohne direkt darauf zu antworten, begann Onkel Janne das alte Lied zu summen:

„Miau, miau, sagt' die Katze“ —

Die Hofräthin biß sich auf die Lippe und schlug einen andern Ton an.

„Ich habe oft bei mir selbst gedacht, wenn die untere Klasse, ja wenn sogar nur die Bürgerklasse ein einziges Mal in die Verhältnisse der vornehmeren Familien blicken, und alle diese bitteren Schmerzen sehen könnten, die unter dem Lächeln versteckt liegen, so würden sie unsern Reichthum, unsern Luxus, unsere in Livreen gekleidete Dienerschaft, unsere Pferde und Wagen, was jetzt Alles mit einander ihren größten Neid erweckt, mit geringerem Aerger betrachten.“

„Das ist mir eine sonderbare Voraussetzung!“

„Wie so?“

„Weil sie anzudeuten scheint, daß jene bittern Schmerzen, welche unter dem Lächeln versteckt liegen, für sie neue Bekanntschaften sein sollen.“

„O nein, das eben nicht! Ich weiß sehr gut, daß auch sie ihr Kreuz haben, doch . . .“

„Entschuldige, Frau Schwägerin; doch wenn wir fortfahren wollen, nichts mehr von dieser Art! Glaube mir, die Welt hat Rangunterschiede genug, ohne daß man nöthig hat, die Schmerzen zu classificiren, und es ist schändlich, wenn man glaubt, daß sie eine höhere Theilnahme wecken werden, weil sie in einer Brust leben, die auswendig gleich der Deinigen mit Juwelen bedeckt ist. Diese Broche und diese Uhr da würde hinreichen, die Lumpen von mehreren Dutzenden leidender Mitmenschen mit reinlichen Kleidern zu bedecken und dadurch wenigstens einem Theil ihrer Schmerzen ein Ende zu machen.“

„Mein lieber Janne, man darf nicht auf Dich zählen — Du bist immer ein Träumer gewesen!“

„Meinethalben! Auf jeden Fall bin ich der Meinung, es sei besser, das Leben zu verträumen, als zu verschnarchen!“

„So, so! ereifere Dich jetzt nur nicht!“

„So rede doch etwas Vernünftiges, meine liebe Aurora!“

„Ich bin überzeugt, daß Du trotz aller Deiner Sonderbarkeiten mich dennoch sehr liebst.“

„Hm!“

Der ehrliche Mann war nicht im Stande, seine kleinen freundlichen grauen Augen auf die Redende zu heften.

„Sollte Dir nicht die Wittwe Deines Bruders am Herzen liegen, Dir?“

„Ja wohl, wenn sie meiner herzlichen Theilnahme nöthig hätte — doch, was fehlt Dir denn?“

„Zuerst und vor Allem Er, der nie zurückkehrt, dessen ganzes Glück ich war, und der auch mein ganzes Glück bildete von dem Tage an, da wir unsere Gelübde austauschten, bis zu jenem, da seine liebevollen Augen sich auf immer schlossen.“

„Ich bitte um Verzeihung: aber ich meine, diese Sache kann wirklich eine Berichtigung zulassen.“

„Berichtigung!“ rief die Hofräthin aus. „Ich glaubte, Gott und die ganze Welt hätten gewußt, wie glücklich unsere Ehe gewesen ist!“

„Was die Ehe betrifft, so glaube ich gewiß, daß sie so glücklich gewesen ist, als sie werden konnte, da Ihr Euch in einem Alter verheirathetet, in welchem Gesetztheit und Ruhe auf die ersten heftigen Gefühle gefolgt waren; daß jedoch der selige Franz von dem Tage an, da Ihr Eure Gelübde austauschtet, nicht das einzige Glück seiner fünfzehnjährigen Braut ausmachte, das geht am Besten daraus hervor, daß Du trotz Deines großen Reichthums selbst dreißig Jahre alt wurdest und er beinahe vierzig, ehe etwas aus der Hochzeit werden konnte.“

„Das hatte seine triftigen Gründe."

„Ja wohl; der Grund war, daß Franz sich erst einen klingenden Titel schaffen mußte. Während er aber unter der eifrigsten Sklavenarbeit darauf wartete, verschwanden fünfzehn Jahre, die besten Jahre Eures Lebens, die Ihr hättet besitzen und genießen können, während Ihr noch im Stande waret, Euere Jugend zu genießen."

Bei diesen strengen und allzu wahren Erinnerungen stahl sich eine Thräne in die Augen der Frau Aurora.

„Es war so übel nicht gemeint, liebe Schwägerin! nein, das war es nicht!" Onkel Janne's Herz wurde weich, und diese gemilderten Gefühle spiegelten sich in seinen Blicken ab, welche jetzt mit unverkennbarer Theilnahme auf der Gattin seines Bruders ruhten.

„Wenn ich nun zugebe," entgegnete die Hofräthin nach einigem Besinnen, „daß ich der Eitelkeit oder vielleicht richtiger dem Hochmuthe in meiner Jugend zu großen Eingang gestattete, so wirst Du wenigstens erkennen, daß ich immer consequent gewesen bin. Ich blieb meiner ersten Liebe treu."

„Ja, das bliebst Du trotz aller Versuchungen."

Diese kleine Artigkeit war berechnet, die Bitterkeit seiner vorigen Aeußerungen zu überzuckern, und diese Absicht erreichte er vollkommen: denn es schmeichelte der Hofräthin, daß ihr Schwager wußte, wie viele Nebenbuhler der selige Franz gehabt hatte.

„Dank, Janne! ich wußte wohl, daß Du billig sein konntest. Um nun aber auf den eigentlichen Gegenstand unseres Gespräches überzugehen, so urtheile, wie unangenehm es für mich sein muß, die ich immer in meinen größten und in meinen kleinsten Entschlüssen und Handlungen bestimmt und fest gewesen bin, daß ich in Edith meinen vollkommensten Gegensatz erwachsen sehe."

„Nach einer so langen Abwesenheit kann ich noch kein Urtheil über Edith haben. Ich sah sie gestern nur einige Stunden; doch da — ich gestehe es — kam sie mir süß und einnehmend vor."

„Ja, das war eben gerade ihre Laune . . . Doch warum willst Du im Uebrigen den Ausweichenden spielen? Du hast wohl bei Deinen jährlichen Besuchen gesehen, wie sie ist?"

„Wohlan denn, da Du eine volle Aufrichtigkeit lieber hast! Sie ist geworden, wie ich's vor zehn Jahren voraussagte."

„Geschwätz!"

„Das ist kein Geschwätz, sondern die reine Wahrheit; doch die Mütter können es nie in ihren Kopf bringen, daß sie mit ihrem Gehätschel und ihrer Vergötterung, wenn die Kinder klein sind und Eindrücke wie Wachs annehmen, etwas Böses zu Wege bringen."

„Das Alles gehört jetzt nicht hieher!"

„Ja, eben das gehört hieher! That oder sagte sie damals wohl etwas, so vertrakt und naseweis es auch sein mochte, das Du nicht für liebenswürdig und witzig erklärtest? Wenn sie für ihren Eigensinn eine passende Strafe hätte haben sollen, so hieß sie ein Engel; wenn sie in einer Stunde mehrmals ihren Geschmack änderte, so wurde sie wegen ihrer Seelenfülle und Lebhaftigkeit bewundert. Was von dem Allem zu erwarten war, das ist ganz richtig eingetroffen: sie ist Dir über den Kopf gewachsen."

„Wähle doch Deine Worte besser, Janne! Mir über den Kopf gewachsen? . . . Nein, ich will sie regieren, ich will ihr zeigen, daß ich es kann!"

„Das hättest Du versuchen sollen, da es noch Zeit war; jetzt . . ."

„Wie?" — Die Wangen der Hofräthin sprangen von ihrer gewöhnlichen Mohnfarbe in den grellsten Karmoisin über — „Du bezweifelst meine mütterliche Macht?"

„Ja, ein wenig!"

„Das klingt ja fast wie eine Beleidigung!"

„Sonderbar, daß die Sache, weil ich sie sage, ein anderes Ansehen erhalten soll, als wie sie wirklich ist! Wenn Du wirklich diese Macht besitzest, die ich nicht bezweifeln soll, was hat's da für

Noth? Wende sie an und mache das Mädchen zu einem Muster von Klugheit und Festigkeit!"

„O, man möchte verzweifeln!"

„Das ist keine eigentliche Antwort! Doch worüber hast Du Dich denn jetzt zu beklagen?"

„Mein Gott, das ist so viel, daß ich, wenn ich es aufzählen sollte, kaum weiß, womit ich anfangen soll."

„Nun, zuerst und vor Allem? — Denn zu irgend einem Resultat müssen wir doch wohl kommen . . ."

„Ja, zuerst und vor allen Dingen: welches Beispiel gibt sie wohl ihrer Schwester Olga, diesem englischen Wesen, das ich wohl bald aus dem Hause schicken muß, damit sie nicht von den Fehlern und Launen ihrer Schwester angesteckt wird."

„Aber," fiel Onkel Janne ein, der jetzt eine fieberhafte Ungeduld zu fühlen begann, „welches sind denn eigentlich die ärgsten unter diesen Fehlern und Launen?

„Was sagst Du davon, daß sie trotz ihrer Schönheit, ihres Reichthumes und ihres guten Kopfes, trotz des Ansehens, in welchem unser Haus immer gestanden hat, sich zum allgemeinen Gelächter macht? Ich wollte Jemanden über mich lachen lassen, ich!"

„Ach so! Man lacht also über Edith?"

„Gewiß lacht man, und wie kann man anders, wenn man sieht, daß ein junges Mädchen ihren Liebhabern — lauter schönen, ausgezeichneten, eleganten jungen Männern — den Abschied gibt, um statt ihrer eine ganze Schleppe abgelebter Greise an sich zu ziehen."

„Und der Grund ihres Verfahrens?"

„Das Fräulein hat die Laune, sich mit einem älteren, gesetzten Manne zu verheirathen. Und ist es nicht das ärgste Narrenspiel, das man haben kann, wenn man sie von ihren athemlosen, grauhaarigen Courmachern umringt sieht? Sie weiß sie schon in Bewegung zu setzen! Der Präsident, der süßliche Pfefferkuchenmensch, wurde im vorigen Winter fünfzig Jahre alt.

Der Oberstlieutenant mit seiner affektirten Geradheit nahm, wenn ich mich recht entsinne, vor zwanzig Jahren seinen Abschied. Und der Baron S., wenn Edith seine Freiherrin würde, schwüre bei dieser Gelegenheit zum dritten Mal sein Ehegelübde und könnte eben so gut darauf schwören, daß kein Geizhals ein größeres Glück gehabt hätte, als er, der aus jeder neuen Ehe einen immer größeren Gewinn gezogen hat!"

„Liebe Schwägerin!" sagte Onkel Janne lächelnd über den Eifer, mit welchem die Hofräthin ihrem Verdrusse Luft machte, „Du charakterisirst Deine Schwiegersöhne vortrefflich. — Doch," fuhr er ernsthaft fort, „das ist wirklich sehr vertrakt!"

„Ja, das will ich meinen!"

„Warum brach sie denn so plötzlich mit dem Lieutenant H.? Als ich das letzte Mal hier war, schien er sehr gut bei ihr zu stehen."

„Aus einer Ursache, die ihrer eben so würdig ist, wie die, aus welcher sie den Capitain Wendelstedt und den Kammerjunker U. ausschlug."

„Nun?"

„Der eine war zu schön — und schöne Männer haben gewöhnlich den Fehler, daß sie sich selbst vor allen Andern bewundern. Der Kammerjunker war zu reich, weil er reicher war, als sie selbst — und dadurch würde sie in ein abhängiges Verhältniß gerathen. Und endlich der Lieutenant war bei näherer Betrachtung viel zu jung: sie würde zu alt als Frau sein, während er sich noch in seinen besten Jahren befände."

Wiederum konnte Onkel Janne ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ja, man muß wirklich lachen, Schwager! Meinst Du aber nicht, man sollte eher darüber weinen?"

„Hast Du das jemals versucht, Schwägerin?"

„Ach, ich habe Alles versucht. Man kann sich nichts Impertinenteres denken, als ihre Antwort: „„Liebe Mutter! ich bin ja

diejenige, die einen Mann wählen soll, und nicht Du; so laß mich ihn denn nach meinem eigenen Sinne wählen!""

„Darin liegt denn doch endlich einmal Vernunft!"

„Ja, wenn Du das meinst, so habe ich von Dir und von dem Rathe, den ich von Dir erwarte, wohl nicht viel zu hoffen!"

„Ich will es aber dennoch versuchen, Dir einige Rathschläge zu geben?"

„Und diese sind?"

„Ermüde sie nicht mit allzu vielen Anmerkungen, reize sie nicht dazu, ihre Launenhaftigkeit zu zeigen, sei zärtlich gegen sie, und suche vor allen Dingen ein innigeres Verhältniß zu Stande zu bringen!"

„In des Himmels Namen, was willst Du mit dem Allem sagen? Zweifelst Du daran, daß ich sie trotz aller ihrer Fehler nicht liebe? Fehlt es an Innigkeit und Herzlichkeit von meiner Seite, wohl verstanden: an vernünftiger Herzlichkeit?"

„Du liebst sie, das weiß ich; doch diese Verstandesliebe, die Du in den letzten Jahren angenommen hast, da Du selbst gebietender und fordernder geworden bist, ist nicht passend im Umgange mit Edith — sie hat ein so warmes Herz."

„Und ein so heftiges Gemüth. Sie vergißt tausendmal bei unsern Gesprächen, daß sie mit ihrer Mutter redet."

„Ich sage kein Wort mehr, ehe ich die Stellung besser beobachtet habe. Sei aber überzeugt, ich werde nichts außer Acht lassen, um sie zu gewinnen und dann zu versuchen, wie ich auf sie einwirken kann."

„Ja, eben weil sie immer Standhaftigkeit in ihrer Liebe gegen Dich bewiesen hat, habe ich es so sehr gewünscht, Dich hier zu sehen . . . Aber noch Eins: sie ist nicht nur launenhaft, sondern auch so übermüthig und hoffährtig, daß sie sich dadurch ebenfalls lächerlich macht."

„Da muß auch der Hochmuth ein Anflug von einer Laune sein, denn noch nie habe ich diesen Fehler an ihr bemerkt."

„So ist es aber dennoch. Du wirst es bemerken, wenn Personen, die ihr entweder nicht gefallen, oder von denen sie meint, daß sie allzu tief unter ihr stehen, als daß sie Rücksicht auf dieselben zu nehmen hätte, zugegen sind. Zum Beispiel: meinen neuen Bruksverwalter, der vor drei Monaten hier ankam, einen wirklich so achtungswerthen, angenehmen und gebildeten Mann, als man nur sehen kann, behandelt sie so, daß ich bisweilen bald erröthe, bald erblasse; denn hoffährtig bin ich — Gott sei gelobt — niemals gewesen."

„Wenigstens nicht gegen Jemanden, von dem Du überzeugt warst, daß er zu Dir hinauf sah; dazu hast Du zu viele Weltklugheit gehabt . . . Doch, sieh hier! Wen haben wir da, wenn nicht das junge Fräulein, umgeben von den antiken Rittern! Ha, ha, ha! Das ist meiner Treu recht lustig! Ja, bei meiner Ehre, das ist es!"

„Sie reiten um die Wiese herum," sagte die Hofräthin aufstehend, „wenn wir aber den kleinen Weg gehen, so kommen wir vor ihnen an, und da kannst Du das Vergnügen haben, sie absteigen zu sehen."

Unaussprechlich zufrieden griff Onkel Janne nach seinem Hute und fühlte sich so leicht darüber, daß das tête-à-tête mit der Schwägerin beendigt war, daß er ihr trotz ihres weißen Mousselinrockes, ein Kleid, das er an fünfzigjährigen Damen gar nicht leiden konnte, den Arm bot.

„Ach, lieber Janne!" seufzte die Hofräthin mit einem milden und vertraulichen Tone — „der selige Franz im Himmel freut sich gewiß, wenn er uns so vertraut und herzlich sieht! Vereint können nahe Verwandte immer das Ziel erreichen, und daß wir in dieser Sache einer Meinung sind, bedarf wohl gar nicht der Rede."

„Gut, gut, Frau Schwägerin! Ist aber vielleicht noch etwas Anderes auf dem Tapete, versteht sich in Deinen Gedanken?"

„Im nächsten Monate erwarte ich wirklich einen Besuch hier auf Dagby, von welchem Edith nichts weiß: doch davon späterhin ... Meinst Du nicht, daß das Korn sehr gut steht?"

Sechstes Kapitel.

Edith.

„Sind Fräulein Olga und Mademoiselle Horner noch nicht aus der Kirche zurück?" fragte die Hofräthin, indem sie an dem Arme ihres Schwagers würdig und abgemessen die breite, mit großen sächsischen Blumenvasen gezierte Treppe hinaufwanderte.

„Nein, Ihro Gnaden!" antwortete der tiefgebückte Bediente.

„Ist der Bruksverwalter zu Hause?'

„Nein, Ihro Gnaden!

Ihro Gnaden fragten nicht weiter, sondern schritten, gleich einer Königin, durch die Hausflur in die gewöhnliche Residenz der Familie.

Die Prachtwohnung war eine Treppe hoch gelegen, und zwei Treppen hoch gab es noch einige nette Giebelzimmer, bestimmt für die Fräulein, die Gouvernante und ehrenwerthe Wittwen, Nähterinnen und dergleichen Personen, welche Wochen und Monate lang sich in dem Abglanze des Ueberflusses der reichen Brukspatronin sonnen durften.

Das Zimmer, in welches die Hofräthin und Onkel Janne sich verfügten, der sogenannte Arbeitssaal oder das alltägliche Gesellschaftszimmer, lag dem großen Gitterthore gegenüber, welches in die Allee hinausführte.

Dieses lange, tiefe und mit hohen Fenstern versehene Zimmer erhielt durch die natürlichen Jalousien der vor demselben stehenden Topfgewächse, so wie der draußen befindlichen Linden ein gewisses

mystisches Aussehen, dessen ruhige Anmuth nicht vermindert wurde, wenn man durch ein paar Glasthüren zwischen den Fenstern auf einen mit Blumen erfüllten Balkon hinaustrat. Diese Thüren standen gewöhnlich offen, und sowohl um der frischen Luft, des Blumenduftes und der schönen Aussicht zu genießen, als auch wegen des Vergnügens, alle Kommenden und Gehenden zu sehen, waren vor diesen Lieblingsplatz der ganzen Familie mehrere Ruhesitze gestellt worden. Uebrigens waren hier Instrumente, Zeichnengestelle, Nähtische, Blumentische, Lesetische, Schreibtische, Tische mit Modellen von Marmor und Gyps, kurz alle Arten von Tischen und Bequemlichkeiten, die in einem reichen Hause zum Vergnügen und zur Arbeit für Damen zu finden sein können. Zu den beiden Seiten des Saales waren zwei Paar Zimmer, von denen das eine Paar die Bibliothek und die Gemäldegallerie — beide nicht eben in großem Umfange — und das andere Paar der kleine Salon und das Schlafzimmer der Mutter benannt wurden. Auf der andern Seite der Hausflur lagen die eigenen Zimmer des Hofrathes, welche bis jetzt heilig und unberührt gestanden hatten, von der Hofräthin jedoch schon für den Gast bestimmt waren, dessen Besuch noch ein Geheimniß war.

Nachdem wir also die Localitäten in Augenschein genommen haben, können wir mit der Wirthin und dem Onkel Janne die Ankunft der reitenden Gesellschaft abwarten.

„Jetzt könnten sie auch wohl hier sein!" meinten Ihro Gnaden, indem sie ihre Lorgnette ungeduldig auf die Allee richtete.

Onkel Janne, der in dem bequemen Stuhle zusammengesunken mit gekreuzten Beinen saß, hatte während der wenigen Minuten, die vergangen waren, fast vergessen, worauf er wartete.

Statt dessen waren seine Augen auf Primus gefallen, welcher außerordentlich geputzt in seinem grasgrünen bombassinenen Rocke und der scharlachrothen Weste, mit den Händen in der Tasche, auf dem Hofe hin- und herspazierte und verstohlen bald seine spiegelblanken kleinen Stiefel, bald die im Geheimen angebetete Lotta

betrachtete, welche eben jetzt so sittsam mit der Florhaube und dem Gesangbuche aus der Kirche zurückkam.

Bei dem Anblicke der sichtbaren Selbstvergötterung des Zwerges hatte Onkel Janne, wie schon so oft vorher, an das Wunderliche denken müssen, das in der Eitelkeit liegt. Diese kleine, in den Augen Anderer so lächerliche und in seinen eigenen so anmuthige und vollendete Figur, war sie nicht dennoch der Sitz einer warmen und innig liebenden Seele? „O," philosophirte der Onkel bei sich selbst, „man darf nie verzweifeln: das Böse und das Gute wohnen immer beisammen, und gewöhnlich sind die Menschen besser, als ihre in die Augen fallenden Gebrechen sie ankündigen."

„So, lieber Janne!" begann die Hofräthin, die nicht Achtung gegeben hatte auf die Zerstreutheit ihres Schwagers; „steh nun auf: hier haben wir die Gruppe! ... Sie verdient es ja, daß man sie betrachtet, oder wie?"

„Ja, auf Ehre und Glauben!" antwortete der Onkel, indem er sich auf die Thürschwelle stellte, die Arme auf das Gitterwerk des Balkons stützte und sich's recht bequem machte, um Alles ganz genau betrachten zu können.

Auf einem hohen silbergrauen Pferde, dessen feine und stolze Formen einer arabischen Abstammung würdig waren, saß ein junges Mädchen und zügelte mit Leichtigkeit und unnachahmlicher Anmuth das Feuer ihres ungeduldigen Lieblings. In diesem Augenblicke entsprach sie dem Blicke eines eben aus erröthenden Gewölken erstandenen neugeborenen Tages. Ein Uebermaß von Leben schien in jedem Pulse zu zucken, während die feinste Purpurfluth, welche in ihren Adern rannte, unruhig unter der weißen Oberfläche wogte. Und diese Augen, braun und glänzend wie der weiche Sammet, der ihren Schwanenhals umschloß, diese Augen, deren abwechselnd schelmische und melancholische Schönheit in so vielen Herzen das Feuer anfachten, leuchteten sie nicht wie Morgensonnen, und war nicht ihr ganzes Wesen so frisch, so lieblich, so lächelnd, wie der junge Tag selbst?

Dieses Mädchen mit einem Wuchse, so schlank, edel und elastisch wie Diana, und mit einem Gesichte, in dessen dunkelfarbigen Zügen ein kühner, lebhafter und selbstherrschender Geist sich bei jeder Bewegung abspiegelte, ist die neunzehnjährige Edith. Und, sei es aus Laune oder Geschmack, ihr Anzug ist so einfach, daß mit Ausnahme eines Eichenzweiges, der von dem runden Strohhute auf ihr Reitkleid herabweht, nicht einmal so viel wie ein Endchen Band an diesem Hute zu sehen ist, welcher allein von dem Zephyr auf ihren seideweichen, in dunkler Bernsteinfarbe glänzenden Locken festgehalten zu werden scheint. Spielend mit ihren drei fast athemlosen Begleitern scherzend — denn der Ritt war bisweilen ein Galopp geworden — wendete sie sich bald an den Einen, bald an den Andern.

Der Oberstlieutenant, welcher zur Rechten reitet, ist immer noch zur Ehre des Standes der Einzige, welcher ihr zu antworten vermag. Der Präsident hat sich mit einer Miene von sublimer Entsagung ein wenig auf die linke Seite gezogen. Er seufzt im Stillen und beißt sich auf die Lippe, um nicht laut zu seufzen, während der Baron, der sich ein wenig hinter den Präsidenten zurückgezogen hat, vor Athemlosigkeit eben ersticken will und im Stillen bei sich selbst schwört: wenn ihm nicht „die kleine Hexe" vor Ablauf der Woche eine bestimmte Aufmunterung gebe, so wolle er ihr gerne die Freiheit lassen, aus jedem Andern das Leben zu jagen, nur nicht aus ihm.

Primus, welcher voreilte, um das Gitterthor zu öffnen, erhielt einen freundlichen Blick und den ganzen Rest der Munition, welchen das Fräulein in einer am Reitsattel hängenden Tasche von grünem Saffian verwahrte. Diese Art von Munition bestand in Rosinen, Mandeln, Nüssen und dergleichen, womit die junge Herrscherin immer versehen war, wenn sie austritt, um damit die Kinder der Arbeiter zu traktiren, welche dem engelsüßen Fräulein denn auch immer mit unverstelltem Entzücken die Gitterthore öffneten.

„Ich danke den Herren sämmtlich für ihre ritterliche Artigkeit!“ sagte Fräulein Edith, indem sie vor der Treppe das Pferd anhielt, und, umringt von allen drei Freiern, für einen Augenblick unentschlossen zu sein schien, welchem von ihnen sie das Recht gestatten sollte, sie aus dem Sattel zu heben.

Wie jedoch die guten Herren vor ihr dahin gekommen waren, das läßt sich nur daraus erklären, daß Edith mit dem eigenthümlichen Takte eines guten Herzens einige Male in einer munteren Carriere um die Rotunde auf dem Hofe geritten war, um ihnen, wie sie sagte, zu ihrer Belustigung eine kleine Vorstellung zu geben, die an die Kunstfertigkeit der Kunstreiterinnen erinnerte.

„Hier, Fräulein!“ sagte der Oberstlieutenant, indem er die eine Hand unten hielt, als wünschte er, daß sie dieselbe als einen Tritt benutzen möchte, während er die andere als einen Stützpfeiler emporstreckte.

Die ganze Stellung würde sich nicht so übel gemacht haben, wenn der Oberstlieutenant sie vor zwanzig Jahren versucht hätte.

„Meine Gnädige! belieben Sie, meine Gnädige?“ lispelte der Präsident, und sah dabei aus, als wollte er buchstäblich zur Erde sinken vor — Entzücken; doch die Hand, welche er hinreichte, sah sogar in dem Handschuh so schwach aus, daß das Fräulein Mitleiden mit ihr hatte. Der Baron begnügte sich damit, nur die Fingerspitzen und seinen nickenden Kopf zu zeigen, denn es hatte dem armen Manne noch nicht gelingen wollen, mit seinen Lungen in Ordnung zu kommen.

„Nein, nein, meine Herren! Mir fehlt der Muth, Einem von Ihnen Unrecht zu thun — und darum werden Sie mir erlauben, daß ich auf diese Art Ihrem schmeichelhaften Wetteifer ein Ende mache!“

Mit diesen Worten warf die junge Dame ihr Pferd herum und stand mit einem leichten Sprunge ohne Hülfe auf der Erde.

„Schön, schön!“ rief Onkel Janne vom Balkon herab, „keine Prinzessin hätte gerechter handeln können!“

„Warum nicht ebenso gut eine Göttin, bester Onkel? Eine Prinzessin bin ich ja selbst in meinem Reiche . . . doch leben Sie wohl, meine Herren!" wendete sie sich wieder zu ihren Begleitern, „eine angenehme Ruhe! Klagen Sie mich nicht an, wenn ich eine allzu große Lebhaftigkeit bei unserer Promenade gezeigt habe, denn es war Ihre eigene Jugendlichkeit, die mich bisweilen zu dem Glauben brachte, daß ich von munteren Lieutenanten bedient sei, bisweilen wieder auf den Glauben, daß ich aus einem der Rahmen in unserer Gemäldegallerie herabgestiegen wäre — woselbst ich übrigens mit Zopf und Korsett mich gar nicht übel ausnehme — um noch einmal das Vergnügen zu haben, in der Gesellschaft meiner ehemaligen Anbeter einige flüchtige Augenblicke aus unserer entflohenen Jugend zu verleben."

Nachdem sie mit reizender Schalkheit dieses gesagt hatte, begrüßte sie anmuthsvoll ihre drei alten Ritter und verschwand in der Treppe des großen Gebäudes, während dagegen die Herren mit einer gemeinschaftlichen Miene, die auf Erlösung aus dem Fegfeuer hindeutete, die Treppe hinaufstrebten, welche zu dem „Kaiflügel" führte.

„In meinem Leben habe ich kein so schönes Mädchen gesehen!" sagte Onkel Janne mit artistischer Bewunderung. „Was ist Menschenwerk gegen die Werke des großen Meisters!"

„Gewiß ist sie schön!" entgegnete die Hofräthin mit einem Tone des grellsten Hochmuthes; „aber . . . aber . . . aber, mein lieber Schwager Janne . . ."

Die mütterlichen Commentarien wurden durch ein wichtiges und bedeutungsvolles Kopfnicken beendigt.

Siebentes Kapitel.

Die kleine Schauspielerin und die Madonna.

Nach einigen Augenblicken zeigte sich auf dem Hofe eine neue Gruppe.

Es war Fräulein Olga, welche aus der Kirche kam, mit ihrer Gouvernante und einem Bedienten in Livree hinter sich, denn die Mutter liebte Pracht, und Olga hatte gelernt, daß gute Kinder ihrer Mutter nicht widersprechen dürfen.

„Willkommen, mein Täubchen!" rief die Hofräthin, indem sie sich über den Balkon, den der Onkel Janne verlassen hatte, hinabbückte.

„Dank, liebe Mutter!"

Fräulein Olga, eine kleine, sommerfleckige Blondine von gewöhnlichem Aussehen und mit ziemlich gerundeten, wenn auch noch unentwickelten Formen, warf ihr Stumpfnäschen in die Höhe, während sie der Mutter einen Kuß zuwarf. Darauf, als hätte sie sich plötzlich an eine Sache erinnert, nahm sie eine ernste und würdige Haltung an, welche, wenn dieselbe bei einem fünfzehnjährigen Mädchen zu einer Gewohnheit übergeht, was mit Olga's Würde beinahe der Fall war, ihr gewöhnlich die verdrießliche Benennung von altklug verschafft.

„Die Gouvernante dagegen, Mademoiselle Octavie Horner, hatte ein solches Aeußere, von dem es heißt, daß es Einem schwer wird, es zu vergessen, wenn man es einmal gesehen hat.

Am ähnlichsten war sie einem Mondscheinstücke in einer Winternacht, wir meinen ein angenehmes Mondscheinstück, welches Alles an sich hat, was nöthig ist, um es in seiner Art vollkommen zu machen, eben ein solches, dessen Illusion so vollkommen ist, daß, wenn man es an einem warmen Sommertage betrachtet,

man unwillkürlich die Kleider um sich hüllt und ein Frösteln empfindet.

Schneeweiß, mondscheinartig und steif trat Mamsell Octavie in den Saal, begleitet von der jungen Olga, welche sich alle mögliche Mühe gab, ihrer Lehrerin nachzuahmen, weil sie dieselbe für ein vollkommenes Muster hielt. Auch die Hofräthin selbst war wohl nicht ganz frei von diesem Gedanken. Denn in der Art und Weise, wie Mamsell Octavie sich benahm, ebenso verschieden von der Weise der blöden, koketten oder nachgiebigen Gouvernanten — die drei Arten, welche die Hofräthin schon geprüft hatte — lag Etwas, das so zu sagen, ihre Person außer der Schußweite der vornehmen Herablassung setzte. Ihre abgemessenen Formen, ihre unverwüstliche Steifheit, ertheilten ihr ein gewisses Air, das der stolzen Hofräthin gestattete, „sehr glücklich zu sein, daß sie in der Lehrerin ihrer Tochter auch eine passende Gesellschaft besaß.“

Um gleichsam die vortrefflichen Eigenschaften dieses Frauenzimmers noch mehr zu erhöhen, müssen wir erwähnen, daß sie, obgleich erst neunundzwanzig Jahre alt, nicht nur im Stande war, einen ganzen Abend Tanzmusik zu spielen und an einem andern ganzen Abend unbeweglich wie ein Wachsbild am Spieltische zu sitzen, sondern auch mit einem bewunderungswürdigen Takte oder einem noch bewunderungswürdigeren Scharfsinne Alles aufzuspüren, was in und außer dem Hause vorging und es ihrer Patronin so vorzutragen, daß diese die Sache selten aus einem andern Gesichtspunkte sah, als Mamsell Octavie, falls nämlich nicht Ihro Gnaden schon zuvor einen andern Gedanken gefaßt hatten; denn in diesem Falle vermochten weder Octavie noch irgend ein Anderer ihre Ideen umzustoßen.

Mit dem Allem war gleichwohl das kalte Mondscheinsgesicht der Gouvernante nicht immer einer frischen Winternacht ähnlich. Bisweilen, wenn sie allein war, glich es einer von der brennenden Mittagssonne glühenden Sommerlandschaft, welche sichtbarlich sich nach Kühlung sehnt.

Onkel Janne, welcher mehr als andere Menschen in der Gesellschaft der Mamsell Octavie fror, wollte eben seine Verwunderung laut verkündigen, daß Edith sich noch nicht sehen ließe, als eine feine und gellende Stimme auf der Treppe sowohl seine als auch der Uebrigen Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Jonssons! Jonssons! Fräulein Edith's Droschke soll sogleich angespannt werden — das Fräulein fährt in die Kirche!"

„Nun, ich hätte es wohl vorhersehen können, daß sie davon fahren würde," sagte die Hofräthin verdrießlich, „da sie sich heute früh so lebhaft freute, die Frau von Y. zu treffen, welche wir noch vor dem Mittage erwarten!"

„Um diese Zeit in die Kirche?" wiederholte Onkel Janne, während Olga mit einer jammerwürdigen Miene die Achseln zuckte, und Mamsell Octavie zufällig ein Gelenk an ihrer Halskette abbrach.

„O ja, Schwager, es ist ja in Duringe Spätgottesdienst. Ich möchte jedoch wünschen, der selige Franz hätte ihr keinen eigenen Wagen geschenkt und ihr keine freie Disposition über den Stall gegeben; über ihre Zeit hat sie sich selbst zur Disponentin eingesetzt. Doch dies kommt mir wirklich ein wenig sonderbar vor!"

„Nun, nun, Schwägerin, das ist ja ganz unschuldig!"

„Ja, so unschuldig, daß ich wohl bald an eine Reform sowohl in diesen als in andern Dingen denken muß! Du mein Eng...."

Hier wurden Ihro Gnaden unterbrochen.

Jene Stimme, die sich vor Kurzem auf der Treppe hatte hören lassen, und welche die Gesellschaft als dem Mädchen der beiden Fräulein, auch unter der Benennung „Fräulein Kerstin" bekannt, angehörend erkannte, erscholl jetzt aus der halboffenen Thür eines kleinen Zimmers vor dem Saale.

„Fräulein Edith läßt den Herrn von Sternfelt grüßen und fragen, ob sie nicht den Primus leihen darf; denn der kleine Swen, welcher das Fräulein immer zu begleiten pflegt, ist mit dem Bruksverwalter ausgefahren."

„Herzlich gerne!“ antwortete Onkel Janne.

„Eine halbe Viertelstunde später fuhr der Herr Primus vor mit der eleganten Droschke des Fräuleins Edith: der Kleine schien sehr stolz über das Vertrauen zu sein. Edith selbst ließ nicht lange auf sich warten.

Nach einem flüchtigen und eilfertigen Abschiedsgruße, von welchem man kaum sagen konnte, daß er innerhalb der Thür geschah, dagegen in einer Toilette, welche ebenso ausgesucht prachtvoll, wie der Morgenanzug einfach gewesen war, eilte Edith hinunter. Und ohne großes Mitleiden mit dem rosenfarbigen Krepkleide und der kostbaren Mantille von schwarzem Sammet, warf sie sich eher in den Wagen als sie hineinstieg, ergriff selbst die Zügel, wies mit einer Kopfbewegung dem Primus den Platz hintenauf an, und so, mit einem vertraulichen Kopfnicken nach dem Balkon hinauf, klatschte sie mit der Peitsche, und die Droschke fuhr dahin.

Erst als die Staubwolke hinter der Equipage des selbstherrschenden Fräuleins sich aufgelöst hatte und verschwunden war, löste sich auch die verdrießliche Spannung, welche eine Zeitlang die Zunge der Hofräthin gefesselt hatte, und sie knüpfte den Satz wieder an, der bei dem Auftreten der Fräulein Kerstin abgebrochen worden war.

„Du mein Engel“ — die Worte waren an Olga gerichtet, deren helle Haarflechten dabei zärtlich gestreichelt wurden — „bekommst gewiß nie über so viel zu befehlen, so lange Du bei Deiner Mutter bist!“

„Und ich,“ entgegnete Mamsell Octavie in einem feierlichen Tone, „die ich Olga's reines Gemüth so sorgfältig studirt habe, ich bin überzeugt, sie würde, wenn sie auch ein solches Recht hätte, dasselbe niemals anwenden wollen!“

„Mamsell Octavie kennt mich besser, als ich selbst, liebe Mutter!“ antwortete Olga verschämt. „Ich weiß nur, wenn Du mir auch diese Freiheit gäbest, die Edith hat, so würde ich den-

noch immer fragen: erlaubst Du, liebe Mutter, daß ich so thue? Glaubst Du, daß es sich schickt?"

„Man sieht wenigstens, daß Du Deinen Unterricht benützt hast!" fiel Onkel Janne mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Bitterkeit ein.

„Ich will hoffen, daß sie dafür keine Vorwürfe verdient."

Der Blick der Lehrerin fiel mit einem eiskalten Fragezeichen auf den warmherzigen Mann.

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaube ich dennoch, daß sie solche verdient; denn was Olga jetzt sagte, das schmeckte wirklich nach Bitterkeit gegen Edith; noch nie habe ich gehört, daß Edith sich bitter über Olga äußerte."

„Nein, das glaube ich wohl!" rief die Hofräthin mit einem Ausdruck von unverstelltem Erstaunen aus, „es ist nicht so leicht, gegen Engel bitter zu sein!"

„Geschwätz! Ich möchte wohl wissen, wo die Engel gehen — ich wenigstens habe noch keinen gesehen!"

„Das ist eben nichts Neues, wenn es auch traurig ist!" meinte das kleine Fräulein, indem sie sich trotz ihrer Engel- und Taubenwürde mit sichtbarem Verdruß vom Stuhle erhob.

„Was ist denn das, was nicht neu ist, meine Du?" — Meine Du war ein Schmeichelwort, das der alte Mann oft bei seinen Bruderstöchtern anwendete, und der Ton, in welchem er es jetzt sagte, klang so herzlich, daß er ein blödes Schwanken in Olga's Stimme verursachte, als sie zögernd antwortete:

„Lieber Onkel, Du hast Edith immer vorgezogen!"

„Ich liebe euch Beide, Ungerechtigkeit aber liebe ich nicht, und ich leide es auch nicht, daß man den Namen der Engel mißbraucht. Werde aber darum nur nicht traurig, meine Du! Wir wollen schon einmal mit einander plaudern, wenn wir allein sind; und glaube ja nicht, daß das Herz Deines alten Onkels nicht für Dich ebenso gut Raum hat, wie für Edith!"

„Und damit Punktum!" sagte die gnädige Frau mit einem

essigsüßen Lächeln, welches bewies, daß sie mit der Art und Weise nicht zufrieden war, mit welcher ihr Schwager Olga's Verdienste beurtheilte, daß sie aber auch jetzt, da sie in ihm einen Bundesgenossen gegen ihre ältere Tochter zu erhalten hoffte, ihn nicht dadurch beleidigen wollte, daß sie eine Parteilichkeit zeigte.

Die Hofräthin war aufgestanden, und indem sie erst ihre Uhr und dann Mamsell Octavie betrachtete, sagte sie nachlässig:

„Man muß wohl an seinen Anzug denken; denn ehe wir's uns versehen, haben wir unsere kleine Frau von Y. hier!“

„Was ist das für eine Frau?“ fragte der Onkel.

„Eine Nachbarin, die Du nicht kennst, die Dir aber gewiß gefallen wird; übrigens ist sie eine junge, reiche und besonders einnehmende Offizierswittwe, die im verwichenen Herbst nach Glanberg zog, welches ihre Kinder von der alten Frau Kämpe erbten.“

„Wie viele Freier hält sie sich denn?“

„Darüber kann ich wirklich nicht Bescheid geben; vielleicht ist aber Mamsell Octavie besser unterrichtet?“

„Ich habe wirklich nicht das Glück, mit den Heirathsangelegenheiten der Frau von Y. vertraut zu sein.“

„O, Mamsell Octavie ist streng wie eine Puritanerin, wenn von Brautwerbungen und Heirathen die Rede ist! Wenigstens werden Sie doch wohl gestehen, daß die kleine Hortense von Y. die Lobeserhebungen als reizend und liebenswürdig verdient?“

„Da Ihro Gnaden ihr diese Eigenschaften zuerkennen, so macht sie wahrscheinlich Ansprüche darauf, und es kann mir niemals einfallen, Ihre Urtheile verbessern zu wollen.“

„Mutter!“ fiel Olga schnippisch ein, „ich meine, es ist sonderbar, daß Hortense von Herrn Helmer so viel Aufhebens macht!“

„Und warum sollte sie denn das nicht, Du süßes Kind? Behandelt Deine eigene Mutter den Herrn Helmer nicht als einen Mann von unserem Stande? Ich glaube, es können nicht Viele sich eines solchen Bruksverwalters rühmen!“

„O ja, Mutter, Herr Helmer ist ein sehr angenehmer Mann;

das meinen Alle, außer Edith; aber Hortense befindet sich ja niemals wohl, wenn sie hier ist, sofern nicht Herr Helmer bald mit dem Einen und bald mit dem Andern ihr hilft."

„Nein, da höre nur ein Mensch mein kleines Hühnchen! Ich glaube wahrhaftig, sie ist eifersüchtig auf Herrn Helmers Artigkeiten ... Doch nun Adieu! ... Du, Olga, sollst hier bleiben, um die Honneurs zu machen, bis ich komme!"

„Willst Du nicht die Güte haben, lieber Onkel, das zu übernehmen?" fragte Olga, nachdem sowohl die Mutter, als auch Mamsel Horner das Zimmer verlassen hatten.

„Nein, ich danke, meine Du, ich denke vor Mittag noch ein Schläfchen zu machen!" Und hiemit stand der Alte auf und ging seines Weges.

Als Olga allein war, fing sie an, sich auf eine Weise zu beschäftigen, welche ein ziemlich klares Licht auf ihre wirklichen Eigenschaften und ihren Charakter warf.

Sie stellte sich vor einen von den Wandspiegeln, und nachdem sie lange mit dem tiefsten Interesse ihr Gesicht betrachtet hatte, legten sich die Falten von Mißvergnügen, welche anfänglich dort zu sehen gewesen waren. Einige Sekunden spielte ein selbstzufriedenes Lächeln um ihre Lippen, darauf nahmen ihre Züge einen Ausdruck von Stolz an, diesem folgte ein neidischer Aerger und endlich ein Hohn, welcher zu sagen schien: „Warte nur! ich will und werde meine Kräfte prüfen?"

„Woran wollte denn aber Olga ihre Kräfte prüfen?"

Die Pantomime, welche sie jetzt zu spielen beginnt, verräth vielleicht Etwas davon.

Als Einleitung machte sie eine ganze Serie von Verneigungen und Bewegungen des Körpers in graziöser, aber etwas koketter Form durch. Und indem sie sich bald rechts, bald links beschaute, sagte sie mit einer kurzen und heftigen Stimme: „O, meine süße

Frau von Y.! ich glaube fast, ich mache dies ebenso gut und vielleicht noch ein wenig besser . . . wenigstens werde ich es bald besser machen können! Und diese Madonnenblicke! . . ." Olga begann nun die Augen zu drehen — „und dieses verschämte Niederschlagen der Augen ist ja eine bloße Kleinigkeit; und diese halben und ganzen Sätze mit O und Ach, ganzen, halben und Viertelsseufzern — wer könnte die wohl nicht lernen?

„Jetzt ist nur die Frage" — und mit einem halblauten Gelächter befreite sie sich von der Madonna — „was ihm zulètzt am besten gefällt, dieses . . . oder dieses!"

Bei dem letzten Worte begann sie eine andere Art von Spiel, welches für einen Zuschauer sehr lustig zu sehen gewesen sein würde.

Sie erhob sich auf den Zehenspitzen, um größer zu werden, warf die Haarflechten zurück, um ihrem Gesichte einen freien, fröhlichen und unbekümmerten Ausdruck zu geben, und begann ein Opernlied zu summen, indem sie mit ihrer kleinen Figur umschwenkte und schnell einen Gang durchs Zimmer machte, bei welchem sie sich dann und wann nachlässig mit dem Schnupftuche fächelte.

„Nein, nein!" rief sie ärgerlich; „ich bin nicht im Stande, diese impertinente, leichte und gefallsüchtige Nachlässigkeit, die mir noch das Leben raubt, nachzuahmen . . ."

„Nein! es war so!"

Olga fing von vorn an und machte ihren Gang halb tanzend, um ihn noch lustiger zu bilden; aber sie ermüdete sich vergebens; es wollte ihr damit nicht so gut gelingen, wie mit der Madonna.

„Ueberdies," fuhr sie fort, indem sie nach und nach eine traurige, ernste, gedankenvolle und zuletzt eine melancholische Miene versuchte, und nach jeder den Gang abpaßte, „überdieß kann wohl kein Mensch, wenn er sich auch herabließe, es zu wollen, es wirklich aushalten, einen solchen Wechsel nachzuahmen . . . doch ich will es schon durchsetzen, wenn er wirklich Werth hierauf setzt. Fast glaube ich aber, es ist . . . dieses!"

Und nun war Edith genöthigt, der Mamsell Octavie Platz zu machen, und Olga excellirte wirklich in Nachäffung der abgemessenen und steifen Manier derselben.

„Ja, das ist stattlich!“ dachte sie mit Entzücken. „Weder die kokette, heilige Hortense, noch auch die hochmüthige, launenhafte und herrschsüchtige Edith können einen Vergleich aushalten mit Octavie, denn an sie adressirt er sich meistens . . . vielleicht“ — hier lächelte sie mit einem solchen Anstrich von Eigenliebe, daß man Grund hatte zu dem Verdachte, daß sie jetzt sich selbst spielte — „vielleicht thut er es darum, weil die Mamsell immer einer andern Person so nahe sitzt, an welche er sich nicht zu adressiren wagt . . . doch st! es fährt! . . . kann er das sein? . . .“ Sie flog an das Fenster . . . „Usch! Hortense! Wenigstens soll sie eine lange Nase bekommen und ihn nicht bei Tische sehen! Ach, wie lustig! . . . Und wie entzückend sie sich herausgeputzt hat in diesem gezierten Costüm als Hirtin! Ich wollte wünschen, daß er morgen erst zurückkäme! . . . Nun aber ist sie im Vorzimmer!“ — Und augenblicklich war auch Olga dort.

„O, willkommen, willkommen, süße Hortense! „Mit dem Scheine der allergrößten Freundschaft warf Olga sich in die Arme der jungen Wittwe. „Wie zum Entzücken Du heute bist! Ich glaube, Du verdrehst allen Anbetern Edith's den Kopf!“

Eine kleine, feine ätherische Frauengestalt mit einem kindlichen und schönen Gesichte schwebte nun an Olga's Hand in den Saal und sank hier, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, auf einen der Ruhesessel.

„Befindest Du Dich nicht wohl, gute Hortense?“

„Ach, ich bin ganz aufgelöst — so warm, daß ich sterben möchte! Es ist heute auch eine schreckliche Hitze. Aber wie göttlich ist dieses Zimmer, wie kühl — und wie einladend sieht der Balkon aus!“

„Wenn Du Dich nicht vor dem Feuer aller Blicke fürchtest,

die hinter den Gardinen im Kavalierflügel lauern, so geh' hinaus auf den Balkon!"

„O, ich hoffe, sie werden mich ja nicht essen!" sagte Hortense lächelnd. „Doch, im Ernste, liebe Olga, der Balkon ist ohne alle Widerrede am kühlsten, und mit Deiner Erlaubniß ..."

„Frage lieber die Blumen: sie werden gewiß neidisch, wenn Du hinauskommst."

„Schmeichlerin!"

„Warum sagst Du das?"

„O nein, ich will es auch nicht sagen; ich weiß, Du liebst mich! — liebst Du mich nicht?"

„O, sehr, sehr!"

„Nun, meine Liebe, wie befindet sich die Tante?"

„Ich danke, sehr gut — sie wird gleich kommen."

„Und Edith?"

„Sie ist allein nach Duringe gefahren."

„Ich bedaure!"

Dieses „ich bedaure" fand seinen Widerspruch in dem erhöhten Feuer, das plötzlich in dem Auge der jungen Frau aufflammte.

Olga sah zum Fenster hinaus.

„Und wo befindet sich unsere gute Mamsell Octavie?"

„Sie ist bei der Toilette."

„Also, Edith ausgenommen, seid ihr Alle zu Hause?"

„Ja, Alle, und noch etwas mehr; Onkel Janne ist angekommen."

„Das ist eine angenehme Nachricht! Doch höre, liebe Olga!" die schöne Hortense zeigte sich jetzt, theils um die Blumen nicht zu beschädigen, theils um sich selbst eine angenehme Kühlung zu bereiten, bald in der einen, bald in der andern von den Stellungen, die Olga nachzuahmen versucht hatte.

„Was wolltest Du sagen?"

„O, nichts eigentlich: ich meine nur, es wäre dennoch unangenehm, wenn wirklich hinter den herabgelassenen Rollgardinen Blicke lauerten."

„Wie so?"

„Ach, wie unschuldig Du bist! komm, damit ich Dich küsse! Begreifst Du nicht, Du kleine Einfalt, daß sich an Reiz nichts mit dem Gedanken vergleichen läßt: Du kannst ungenirt sein?"

„Was würdest Du denn thun, wenn Du überzeugt wärest, daß Dich außer mir kein Mensch sähe?"

„Ich würde mich über die Ballustrade strecken und einen großen Zweig von dieser schönen Linde nehmen — ich vergehe vor Sehnsucht nach der frischen Luft, die ich mir da verschaffen könnte!"

„Nun, wenn es so ist, daß Du solche Sehnsucht hast, so muß ich wohl barmherzig sein und es Dir anvertrauen, daß die drei armen betagten Courmacher, ermüdet von dem Ritte, mit welchem sie heute ihre Herrscherin begleitet haben, wahrscheinlich jetzt ein Schläfchen halten."

„Und es ist ganz bestimmt, daß kein Anderer dort ist?"

„O, Du bist allzu garstig, mich so hart zu pressen: ich bin nicht in jedem Zimmer dort unten gewesen, kann aber dennoch versichern, daß wir dort weiter keine Fremde haben, als den Baron, den Präsidenten und den Oberstlieutenant."

Nun denn, auf Dein Wort! ... Und hiemit bog Hortense sich anmuthig und entzückend vor; sie streckte sich so weit über das Geländer, daß sie fast mit dem halben Körper in der Luft schwebte, und das leichte Flortuch, das kaum auf ihren weißen Schultern blieb, machte hiebei einen ganz ausgezeichneten Effekt. Auch war die boshafte Olga nur mit der äußersten Anstrengung im Stande, ein lautes Gelächter zu unterdrücken, als sie daran dachte, daß sie ganz allein diesem Manöver zusah, welches auch zuletzt damit gekrönt wurde, daß Hortense den ersehnten Zweig erreichte, welcher der schönen Wittwe, so lange sie auf dem Balkon blieb, außer dem angegebenen noch tausend Vortheile gewährte.

Jetzt aber vernahm man die Schritte der Hofräthin, und Frau von Y. verließ schnell ihr kleines Theater.

Allmälig versammelte sich die ganze Gesellschaft, vermehrt

durch den Probst, den Distriktsrichter und einige andere Personen, welche in der Kirche gewesen waren.

Das Mittagessen wurde angemeldet; doch zwei Plätze blieben leer: der des Fräuleins Edith und des Herrn Helmer.

Achtes Kapitel.

Farbenveränderungen der Herrscherin. Etwas über Moses.

Die Damen saßen vor einem Tische mit Beeren und Früchten, die Herren am Spieltische. In dem Zimmer herrschte jene Temperatur von Verstimmtheit und Trägheit, welche immer Neigung zum Gähnen herbeizuführen pflegt.

„Du bist nicht bei guter Laune, meine liebe Hortense!" sagte die Hofräthin.

„O ja, liebe Tante; aber ich denke an meine Kleinen zu Hause, arme Kinder!" — Hortense erhob jetzt ein paar wirkliche Madonnenblicke an die Decke — „sie sind so glücklich, wenn ich mit ihnen spiele!"

„Hier ist es auch heute allzu langweilig," versetzte die Hofräthin. „Daß unsere Kirchenfremden so bald reisten!"

„O, liebe Mutter, daran ist eben nichts verloren!" meinte Olga.

Die Hofräthin lächelte. „Es gab eine Zeit, und es ist noch nicht so lange her, da ein angenehmeres Leben auf Dagby war. Doch" — sie warf einen geheimen Blick auf den Spieltisch — „wird der Umgangston so angeschlagen . . . Nun, gleich gut! Ich verzeihe es Ihnen von ganzem Herzen, meine jungen Damen, wenn Sie ein wenig gähnen!"

„Aber sieh da!" rief Olga aus, indem sie auf die Thüre des Balkons deutete, „da kommt Diejenige, welche den Bildsäulen

Leben einhauchen und ihre Gesellschaftsgaben in Thätigkeit setzen wird! ... Gib nur Achtung — sieh, wie sie schon lauschen!"

„Edith kommt!" rief sie laut, und bei diesem Signal war augenblicklich Onkel Janne der alleinige Besitzer des Spieltisches.

Die drei Freier eilten hinweg, um sich den Vorrang bei der ersten Aufwartung abzulaufen.

Wo war sie aber geblieben, diese spielende und reizende Herrscherin, die am Vormittage so gnädig gegen sie gewesen war?

Hätten sie nicht einen flüchtigen Gruß erhalten, so würden sie geglaubt haben, daß sie keinen von ihnen gesehen hätte, als sie langsam und gedankenvoll und mit einer Miene, die alles Andere abspiegelte, nur nicht Sonnenschein, die Treppe zu ihren eigenen Zimmern hinaufstieg.

Die drei Herren blieben mit starren Blicken stehen und waren verlegen, daß sie in ihrer gegenseitigen Anwesenheit diese Niederlage erlitten hatten. Endlich aber gereichte ihnen gerade dieses zu einem Troste, denn es bewies wenigstens, daß die Unzufriedenheit ihrer Göttin nicht gegen einen Einzelnen gerichtet war, sondern daß dieselbe, wenn sie nämlich wirklich vorhanden sein sollte, sie Alle gemeinschaftlich anging.

„Ihre sensiblen Gefühle sind von der Predigt erschüttert worden!" sagte der Baron, welcher sich zuerst äußerte.

„Ich glaube eher," fiel der Präsident ein, „daß der höchst infame Geruch von Stabwurz und Salbey auf ihre Nerven eingewirkt hat. Ich entsinne mich noch, als sie mir kürzlich die besondere Gnade erwies, zur Kirche meine Begleitung zu erbitten, wie ich leiden mußte: ich hatte wirklich das eine Schwitzbad nach dem andern."

„Ich meines Theils," ließ sich der Oberstlieutenant vernehmen, „bin vollkommen überzeugt, daß die Herren in ihren Vermuthungen beide Unrecht haben, und daß es weder mehr noch weniger ist, als eine von ihren gewöhnlichen Launen."

„Ha!" sagte der Baron.

„Hm, hm!" sagte der Präsident.

Beide sahen ein, daß dies kein Gegenstand war, über den man disputiren könnte.

„Ich weiß nicht," fuhr der Oberstlieutenant fort, „was den Herren ihre Zeit erlaubt; ich denke jedoch bald nach Hause zu reisen und nachzusehen, daß mein Getreide ordentlich heimkommt."

„Und ich," erklärte der Baron, „bin gezwungen, mit dem ersten Tage nach Hause zu reisen, um nach meiner großen Wasserleitung zu sehen — das ist eine wirkliche Riesenarbeit, die mir einen unbeschreiblichen Nutzen verschaffen soll!"

„Ich," vollendete der Präsident, „bin schon längst zu einer Badereise entschlossen, wenn ich auch aus Artigkeit gegen die Hofräthin meine Landtour nicht habe unterbrechen wollen. Aber es ist sonderbar, daß auch die angenehmsten Stellen im Grünen nach einigen Wochen einförmig werden!"

„Befehlen das Fräulein Ihr Mittagmahl hier herauf oder belieben Sie in den Speisesaal zu gehen?" fragte Kerstin.

„Keins von beiden!"

Fräulein Edith warf den Hut auf einen Tisch, die Mantille auf einen Stuhl und sich selbst ohne Umstände auf den mit Purpurschagg überzogenen Sopha, auf welchem sich aber ihre Gestalt in der muthwilligen Stellung, die Füßchen herabhangend, recht gut ausnahm.

„Darf ich Ihnen den Kaffee bringen?"

„Löse meine Schuhbänder auf!"

Kerstin kam dem Befehle nach, als aber die kleinen gestickten Pantoffeln richtig angezogen waren, wiederholte sie: „Aber der Kaffee, gnädiges Fräulein?"

„Geh!"

Nicht sehr verwundert, aber doch sehr unzufrieden, daß das

Fräulein weder ein Mittagessen noch Kaffee haben wollte, war Kerstin schon auf dem Wege, das Zimmer zu verlassen, als das Fräulein sie mit einem: „warte ein wenig!“ zurückrief.

„Gib mir das Buch dort her und das Schnupftuch! . . . setze mir ein Glas frisches Wasser her, und sage dann unten, daß ich nicht gestört zu werden wünsche! Ich bin schläfrig!“

Kaum war Kerstin gegangen, so sprang Edith wieder auf.

Doch weit entfernt, eine Zerstreuung mit dem Buche zu suchen, öffnete sie dieses nicht einmal. Dagegen ergriff sie das Wasserglas mit einer Heftigkeit, welche eine starke Gemüthsbewegung andeutete; und nachdem sie den Inhalt desselben geleert hatte, begann sie im Zimmer auf- und abzugehen, bald schnell, bald langsam, während die Farbe auf ihrem Antlitze sich eben so schnell veränderte, als ihr Busen sich hob und senkte.

Auch so, unter dem Einflusse einer sichtlich tiefen Gemüthsunruhe, war Edith schön. Ihre großen hellbraunen Augen wurden in dem einen Augenblicke gleichsam in einen Schleier von Thränen gehüllt und funkelten in dem andern wieder von einem unerklärlichen Aerger; im dritten dagegen nahmen diese Spiegel eine so redende Demüthigung an, welche gleichwohl blitzesschnell einer neuen geheimnißvollen Macht Platz machte, so daß sie von einem überirdischen Glanze leuchteten, gleich darauf aber auch zusammensanken.

„Nein!“ war das einzige Wort, welches bisweilen ihren Lippen entfloh; „nein! millionenmal nein!“

Jetzt schienen aber ihre Kräfte auch erschöpft zu sein. Sie brach in Thränen aus, legte sich von Neuem auf den Sopha und weinte leise mit jenem Ausdrucke von Trostlosigkeit, der beinahe alle Hoffnung verloren gibt . . . .

„Wir bekommen also Edith heute Abend nicht zu sehen?“ sagte eine Stunde später die schöne Hortense zu der Hofräthin, welche wirklich dagegen ankämpfte, ihren großen Verdruß zu verbergen.

„Ich sollte meinen," entgegnete sie mit einer feierlichen Miene, „dieses wäre etwas so Gewöhnl . . . ."

Weiter kam jedoch die Hofräthin nicht, denn einige Töne einer weichen, klingenden Stimme ließen sich im Vorzimmer vernehmen, und gleich darauf trat Edith, die personificirte Ruhe, Milde und Anmuth, herein.

Nachdem sie mit einer leichten Verneigung die Gesellschaft begrüßt hatte, trat sie zu der Mutter, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand und sagte mit einem Lächeln und mit einem Blick, der im Stande gewesen sein würde, das festeste Mutterherz zu schmelzen: „Vergib mir, beste Mutter! aber ich war wirklich von allen meinen Anstrengungen so ermüdet, daß ich eine halbe Stunde schlafen mußte!"

„Ich habe Dich heute kaum gesehen!" antwortete die Hofräthin, welche ihre stattliche und steife Haltung noch beibehielt.

„So sollst Du mich statt dessen den ganzen Abend sehen, und morgen den ganzen Tag, und übermorgen den ganzen Tag; denn ich denke von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang hier zu sitzen und zu arbeiten an . . . gleichviel was es ist; werden's schon sehen; denn Du, liebe Hortense, wirst doch wohl heute Abend nicht von uns hinweg reisen wollen?"

„Ach, meine Kleine! woran denkst Du?" Und Hortense nahm eine Miene an, welche zu beweisen schien, wie himmelschreiend es sein würde, ihr ein solches Versprechen abzunöthigen.

„Nun, darüber reden wir hernach; jetzt muß ich meinem lieben Onkel Janne guten Tag sagen!"

Und ehe noch der alte Mann vom Spieltisch aufstehen konnte, lag Edith's runder Arm um seinen Hals. Mit der Vertraulichkeit einer Tochter bot sie ihm darauf ihre Lippen, und das den drei Freiern, die dabei im Fegfeuer zu sein vermeinten, gerade vor der Nase.

„Du überrumpelst mich ja ordentlich, meine Du!" sagte Onkel Janne, indem er sich schmunzelnd um den Mund strich.

Jeder konnte sehen, daß Edith sein Liebling, sein Augapfel, Olga dagegen nur seine liebe Nichte war.

„Kein Spiel mehr, meine Herren!“ befahl die Gebieterin. „Wie können Sie etwas so Tödtendes und Langweiliges an diesem warmen Nachmittage vornehmen?“

„Ich habe,“ meinte der Präsident mit einem Blicke, der bestimmt war, erhaben und interessant zu sein, „noch nie gehört, daß man nach Sonnenuntergang von der Wärme leidet.“

„Sagen Sie mir, Herr Präsident, ob diese schöne Redensart vor oder nach der Sündfluth gedrechselt ist; es würde mir wirklich Vergnügen machen, das zu wissen . . . doch sehen Sie, wie unser guter Baron mich mit seiner Artigkeit in Verlegenheit setzt! Nein, unmöglich sind Sie im Stande, diese Chaise longue hieher zu rollen! . . . Ja, meiner Treu! . . . Danke ergebenst! Herr Oberstlieutenant! Darf ich um den kleinen Tisch bitten! Onkel gibt mir wohl die Karten, so will ich den Herrn die Karte legen!“

„So!“ flüsterte Olga der jungen Wittwe zu, „jetzt wollen wir sehen, ob's hier kein Leben gibt!“

Und auf dem kleinen Sopha saß Edith mit der feierlichen Miene einer Sibylle. Ihr entzückendes Antlitz strahlte wieder wie der junge Tag: keine einzige Spur war davon zu sehen, daß jemals eine Wolke den Glanz ihrer lebhaften Augen getrübt oder einen Schatten über ihre weiße Stirn geworfen hatte.

Die vier Herren hatten in einem Halbkreise vor der Prophetin Platz genommen, Onkel Janne bat es sich jedoch aus, von der Prophezeihung ausgeschlossen zu werden; denn, um die Wahrheit zu sagen, der Onkel hatte seine kleine Ehrfurcht vor der Kunst, wenn sie nämlich von einer weniger profanen Person ausgeübt wurde, als von der jungen, fröhlichen Edith.

„Wollen die Herren es dem Schicksal überlassen, die Farben zu bestimmen, oder wollen Sie selbst wählen?“

„Ich stimme für das Schicksal, mag dieses bestimmen!“ erklärte der Oberstlieutenant.

Auch die beiden andern Herren stimmten für diese Göttin.

Mit großer Fertigkeit mischte nun Edith die vier Asse, und nachdem sie daraus einen Fächer gebildet und gefallsüchtig in ihrer weißen, mit blitzenden Ringen geschmückten Hand mehrmals hin und her geschwenkt hatte, bot sie dieselben endlich umher.

„Gut, gut! wir haben also den Oberstlieutenant in Treffle, den Baron in Coeur und den Präsidenten in Carreau!“

„Ach,“ seufzte der Präsident mit einem verschämten Blick, „das ist die Farbe der Treue! das Schicksal hat mir also wenigstens in Einem Falle schon Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Wer könnte wohl so undankbar sein, die Gerechtigkeit des Schicksals bezweifeln zu wollen — wenigstens nimmermehr derjenige, welcher nicht alle Hoffnung aufgegeben hat!“

Und Edith plauderte, mischte und breitete auf dem Tische die eine Reihe nach der andern aus, bis alle Karten ausgelegt waren.

„Jetzt gilt es, meine Herren! Sind Sie bereit, mit Resignation entgegen zu nehmen, was ich Ihnen zu verkündigen habe?“

Die drei Freier lächelten nur.

„Wohl! es ist Ihr eigener Wille; bedenken Sie nur, daß ich unschuldig bin, wenn Sie nicht zufrieden sein sollten!“

Die Herren nickten, aber mit Mienen, welche alle Aufmunterung enthielten, deren Edith zu bedürfen meinte.

„Hier haben wir zu einem Anfange einen langen, sehr langen Weg. Wie Sie wissen, meine Herren, haben die Wege in dem Kaffeeconsilium der Nornen eine sehr bedeutende Rolle gespielt: ich glaube gar, sie gebrauchen den Kaffeesatz als Sand auf den Wegen, und darum nehmen auch diese ihre Wege niemals ein Ende — dieser aber, den wir vor uns haben, ist . . . lassen Sie mich sehen! eins, zwei, drei, vier, fünf . . . von einer fast unermeßlichen Länge. Reisen Sie hinweg auf diesem Wege, so mag ich mich nur lieber gleich in Sack und Asche kleiden, denn da

bekommt der Park von Dagby Ihre Stimmen so bald nicht wieder zu hören . . . Doch apropos! es fällt mir so lebhaft ein, daß wir in dem Gegenstande, welchen wir gestern Vormittag abhandelten, da Onkel Janne's Ankunft uns unterbrach, zu keinem Resultate gekommen sind. Ich hatte Ihnen Allen eine Frage vorgelegt. Entsinnt sich derselben noch wohl Einer von Ihnen?"

„Ja, o ja," sagte der Baron mit einem kurzen Gelächter; „das war eine verwickelte Frage!"

„Ich meines Theils" — der Präsident begann sich ein wenig verlegen hin und her zu schrauben — „kann mich nicht entsinnen . . ."

„Ich wollte," sagte Edith, „Ihre Meinung wissen über den langen Zug des Moses mit den Kindern Israels. Und da ich gestern keine Antwort erhielt, so wäre es mir angenehm, wenn ich jetzt erfahren könnte, was Sie von der vierzigjährigen Wanderung halten!"

Als das Gespräch diese Wendung erhielt — und welche Wendung konnte nicht ein Gespräch erhalten, in welchem Edith das Wort führte? — stand Onkel Janne auf und trat an das Fenster. Doch hörte er mit einem Ohr zu, obgleich er in dem Beschauen der schönen Landschaft vertieft zu sein schien.

„Davon ist wohl nicht viel zu halten," meinte der Oberstlieutenant. „Die Wüste war wohl nicht eher zu Ende!"

„Das ist auch meine Meinuug!" fiel der Baron ein.

„Auch die meinige," sagte der Präsident; „denn nimmt man an, daß er sich unaufhörlich verirrte, und daß das Volk überdieß der Ruhe bedurfte, so ist dieß sehr wahrscheinlich, besonders da es keinen wahrscheinlicheren Grund gibt."

„Ich glaube aber dennoch einen andern gefunden zu haben — vielleicht habe ich ihn auch irgendwo gelesen . . . das will ich nicht bestimmt entscheiden," sagte Edith mit einer Miene von philosophischer Reizbarkeit.

„Aber unsere Schicksale in den Karten, meine Gnädige!" fiel

der Baron ganz ängstlich ein; denn er wußte nichts Langweiligeres, als wenn Edith auf Gegenstände dieser Art verfiel.

„O, Herr Baron, Nichts läßt sich mit einer angenehmen Spannung vergleichen. Die Zeit, da wir auf ein Vergnügen warten, ist immer angenehmer, als das Vergnügen selbst. Lassen Sie uns daher, ehe wir zu unsern eigenen Beschäftigungen zurückkehren, unsere kleine Abhandlung über Moses abschließen. Glauben Sie mir, er war ein allzu geistreicher und großer Mann, als daß er diesen Weg genommen haben würde, wenn er nicht ein besonderes Interesse dabei gehabt hätte, da er einen kürzeren wählen konnte. Und meine Ueberzeugung ist, daß Moses . ."

(Jetzt entstand bei dem andern, dem Damentische, eine Bewegung, welche Edith sehr wohl bemerkte. Hortense glättete die Falten an ihrem Mousselinkleide und ließ die Finger durch die Locken gleiten. Olga wurde purpurroth, indem sie draußen nach den Blumen sah. Mamsell Octavie heftete ihren steifen Blick unverwandt auf ein Gemälde, welches sie täglich sah. Nur die Hofräthin aß ihre Kirschen, ohne sich von mächtigen Nebengedanken stören zu lassen.)

„Und meine Ueberzeugung," fuhr Edith fort, ohne sich durch den Eintritt einer neuen Person im Mindesten stören zu lassen, „ist die, daß Moses — (Guten Abend, Herr Helmer!) . . ." diese Parenthese, begleitet von einem kurzen und vornehmen Kopfnicken, erwiederte die tiefe und artige Verbeugung eines jungen Mannes — „nur aus dem Grunde sein Volk vierzig Jahre lang in der Wüste aufhielt, weil er mit seinem überlegenen Verstande einsah, daß dieses sclavische und entnervte Volk nichts würde ausrichten können, und darum verzögerte er klüglich die Zeit, bis der alte Stamm einem neuen und kraftvollen Geschlechte Platz gemacht hatte. Das war ja auch sehr sinnreich — oder wie? — und ich möchte wohl wünschen, daß in jedem Jahrhunderte und in jedem Lande eine solche Wanderung durch die Wüste angestellt würde; das würde die ganze Menschheit auffrischen, und ohne Zweifel

müßte die Generation von den Herren der Schöpfung, welche da entstände, einen eben so pikanten als angenehmen Gegensatz zu unserer eigenen Generation bilden. Doch verzeihen Sie, verzeihen Sie, meine Herren! ich sehe, Ihre Geduld ist gänzlich erschöpft, und darüber wundere ich mich auch nicht, weil ich mein Sibyllenamt gänzlich vergesse, um ein Genie zu bewundern, welches vor so vielen Jahren lebte!"

Keiner unter den drei Herren schien Lust zu haben, durch die geringste Einwendung zur Fortsetzung des Gegenstandes Stoff zu geben.

Edith mußte dieses auch gar nicht erwartet haben, denn sie ließ ihren Blick wieder auf die Karten sinken und ihn dort einige Augenblicke ruhen. Plötzlich rief sie lustig aus: „Was soll das bedeuten?" und kehrte schnell die Karten in einen Haufen zusammen.

„Nun, meine Gnädige! was hatten Sie denn dort für Offenbarungen?" lispelte der Präsident, der jetzt wieder auf die große Landstraße gekommen war.

„Soll ich das sagen?"

Edith senkte ihren Ton herab zu einer Art von sehr verführerischem Flüstern.

„Ja wohl, ja wohl!"

„Wenn es nun aber allen drei Herren gälte?"

„Wir wagen es darauf los!" antwortete der Oberstlieutenant lachend. „Ich bin wohl ärger daran gewesen."

„Doch Sie, Herr Baron?"

„Der Tausend! es kann mir wohl nicht schlimmer ergehen, als Anderen, und in guter Gesellschaft erträgt man sehr viel!"

„Wie es Ihnen also beliebt — überdieß redet hier keine arme Sterbliche, sondern die Norne, die strenge, welche ihrer unwürdigsten Jüngerin die Worte in den Mund legt."

„Wir lauschen!"

„Ich sah . . ." Edith redete jetzt eilfertig, zugleich aber so leise, daß außer dem kleinen Kreise Niemand etwas hören konnte

— „ich sah vor dem eben erwähnten großen Wege einen Zusammenfluß von Schwarz, eine große Masse von Wolken, deren Stellung zu einander so war, wie man sie bei der Annäherung von — — nicht Unglück, nein, weit entfernt — aber wohl von großen Verdrießlichkeiten oder Epidemien sieht . . . Ja, ja, glauben Sie mir, ich scherze nicht! auf meine Ehre, ich rede im Ernste und möchte darüber verzweifeln, daß die Luft auf Dagby nicht immer heilsam ist!“

Einige Augenblicke starrten die drei Freier mit stummer Bestürzung ihre Gebieterin an: sie suchten zu ergründen, ob diese wohl nicht trotz ihrer entgegengesetzten Behauptung dennoch scherzte.

Dießmal aber war Edith's Blick ernsthaft; er verrieth einen hohen Grad von Ermüdung, dabei aber auch eine so wohlwollende, wenn auch vollkommen bestimmte Abweisung, daß keiner der Herren den so unvermuthet gegebenen Wink mißverstehen konnte. Alle Drei aber hatten so viele Weltkenntniß, daß sie in einem gezwungenen Scherze über die Wahrsagekunst des Fräuleins ihren gemeinschaftlichen Verdruß verbargen. Und in diesem schönen Unternehmen unterstützte Edith sie mit großer Bereitwilligkeit; denn sie nahm so augenblicklich ihren spielenden Ton wieder an, daß kein Mensch bemerken konnte, wie derselbe während einiger Secunden die ganze Scala hindurch gerollt war.

Jetzt aber möchte es wohl Zeit sein, einen Blick auf den neuen Ankömmling zu werfen.

Neuntes Kapitel.

Der Bruksverwalter.

Der junge Mann, welchen wir jetzt vorstellen, und dessen artige Verbeugung Edith so oberflächlich und vornehm abgefertigt, hatte, ohne seine Fassung im Mindesten zu verlieren, ohne einmal

die Demüthigung, welche ihm bestimmt zu sein schien, zu bemerken, den Platz eingenommen, welchen die Hofräthin ihm mit den gnädigen Worten: „Kommen Sie, Herr Helmer, und unterhalten Sie uns!“ bei dem Tische angewiesen hatte, wo sie präsidirte.

Mit einer hohen und wohlgebildeten Gestalt, die in dem schwarzen und feinen Anzuge sich auf eine Weise bewegte, welche bewies, daß er den Kleidern Werth verlieh, und nicht diese ihm, zeigte sich Ernst Helmer — ohne daß wir es nöthig haben, von dem so oft benützten Olymp einen Typus zu leihen — als ein Mann in der vollendeten, aber äußeren Bedeutung des Wortes. Ob sein geistiger Mensch dieß ebenfalls war, darüber mögen seine künftigen Handlungen entscheiden.

Ein ruhiger, einnehmender Ernst, ebenso weit entfernt von einer träumenden Melancholie, als von einer gedankenvollen Verschlossenheit, schien der Hauptcharakter seines feinen, oval gebildeten Gesichtes zu sein, dessen harmonische Schönheit, erhöht durch die Pracht der rabenschwarzen Locken, welche seine weiße und hohe Stirn umwallten, ihn oft zum Gegenstande von Blicken machte, die nicht allein den ärgsten stoischen Ernst hätten schmelzen können, sondern ihn auch zu einem vollkommenen Narren gebildet haben würden, wenn er sich dem Vergnügen dieser leicht erkauften Triumphe hingegeben hätte.

Aber obgleich wir nicht zu behaupten gedenken, daß Ernst Helmer ohne Eitelkeit, oder daß seine Anspruchslosigkeit von der Beschaffenheit war, daß sie ihn in vollkommener Unkunde von dem Rumor ließ, den seine dunkelblauen Augen, sein Lächeln, das aus der Seele kam und nicht blos beabsichtigte, die Frische seiner Lippen zu zeigen, in dem Herzen so manches jungen Mädchens anrichteten, so übte er diese Macht doch niemals mit Absicht aus, denn er hatte gewisse Grundsätze, die ein solches, jedes denkenden Wesens unwürdiges Spiel verwarfen. Gerieth also demungeachtet ein leicht entzündbares Herz in Flammen, so konnte er sich wenigstens von der Beschuldigung freisprechen, daß er dieses

Feuer angefacht — ein beruhigender Gedanke, welcher doch vielleicht — um ihm kein allzu großes Verdienst zuzueignen — eine eben so große Stütze in seiner angebornen Gleichgültigkeit gegen Liebesabenteuer fand, als in seiner Verachtung gegen jene kleinen Betrügereien und Heucheleien, welche die Männer unter der Benennung von Galanterie sich so oft erlauben.

Diese artige Gleichgültigkeit, welche das weibliche Geschlecht leider nie zu schätzen weiß, hatte ihm verschiedene Beschuldigungen verschafft.

Bald hieß es, er wäre so voller Eigenliebe, daß er, ein zweiter Narcissus, sich nur in sich selbst verlieben könnte, bald, er wäre so stolz, daß keine weibliche Person ihm würdig zu sein schiene, der Gegenstand seiner Verehrung zu werden, bald, er wäre von der Natur so träge und so kalt erschaffen, daß er außer Stande wäre, ein Gefühl zu empfinden.

Als eine Milderung dieser Voraussetzungen wurde seine Gleichgültigkeit auch so erklärt, sie könnte vielleicht aus dem nicht unglaublichen Umstande herfließen, daß er sein Vermögen durchgebracht und nachdem er ein reicher Gutsbesitzer gewesen, zu eigenem Lebensunterhalte die Verwaltung der Güter Anderer zu übernehmen sich genöthigt gesehen hatte.

Man flüsterte auch Kleinigkeiten von großen Verlusten im Spiele, von Schulden, die ihn immer noch genirten, und um in diese Prosa auch etwas Romantisches hinein zu bringen, wollte man wissen, daß der Mann bittere Leiden hätte von Gewissensqual und von Reue; denn hatte er nicht zu gleicher Zeit, da er sich zu Grunde richtete, auch eine alte Mutter unglücklich gemacht, welche jetzt von den Brosamen seiner armseligen Ablohnung lebte?

In allen diesen Gerüchten lag, wie gewöhnlich, etwas Falsches und etwas Wahres.

Helmer war kaum mündig und befand sich auf der Universität, als er ganz unvermuthet durch den plötzlichen Tod des Vaters in den Besitz seines großen und fruchtbaren Gutes kam — ein Um-

stand, welcher die Ursache war, daß er den Juris-Candidaten nebst der langsamen Bahn in den Collegien fahren ließ, um sogleich sein eigener Herr zu werden. Dies that er um so lieber, als er nicht allein große Lust und wirkliche Neigung zur Landwirthschaft hatte, sondern auch dadurch den letzten Willen des Vaters erfüllte. Er wußte es am besten, wie sehr es nöthig war, daß das Gut in kraftvolle Hände kam.

Jetzt hielt man den jungen Helmer für einen wohlhabenden Mann; aber das Gut hatte in dem Laufe der Jahre so viele Immissionen erhalten, die nur der Erbe eines Hauses, in welchem die Ausgaben immer größer gewesen waren, als die Einnahmen, genau kannte, daß es sich schon damals, als der letzte Besitzer dasselbe übernahm, gar sehr zu seinem Untergange neigte.

Einige Jahre hielt sich inzwischen Helmer aufrecht; ob aber seine Speculationen zur Verbesserung seines Vermögens nicht die klügsten waren, oder ob er von andern Verlusten heimgesucht wurde, die seine Anstrengungen fruchtlos machten — eine Sache, über welche wir vielleicht späterhin Aufklärung erhalten werden — genug: es begann, nachdem er sich in Unternehmungen gestürzt hatte, welche weit größere Kapitale gefordert hätten, schnell mit ihm bergab zu gehen. Und Ernst, welcher — um die Wahrheit nicht zu verbergen — bei der Akademie und späterhin auf einer ausländischen Reise eine nicht unbedeutende Neigung für die Reizungen des Spiels gezeigt hatte, wurde nun wiederum von dieser Leidenschaft versucht, die doppelt gefährlich wurde durch die Vergeßlichkeit, welche dieses Vergnügen seiner von täglichen Bekümmernissen und geheimen Verwicklungen verbitterten Laune gab.

Ob er wirklich bedeutende Verluste erlitt, das ist nicht so abgemacht; ganz bestimmt aber ist, daß er von dem Augenblicke an, da sein väterliches Gut aus seinen Händen ging, bis auf diese Stunde niemals die Karten berührt hatte, außer je zuweilen, um zu dem gesellschaftlichen Vergnügen beizutragen, und ein solches

Vergnügen soll doch für einen Spieler das langweiligste von allen sein.

Auch lebte Helmer's Mutter keineswegs von den Brosamen seines Lohnes; denn ihre Mitgift, freilich ein unbedeutendes Kapital, war niemals angerührt worden, und die Zinsen dieses Kapitals, welches der Sohn trotz der liebevollen Bitten der Mutter niemals mit in seine Geschäfte gezogen hatte, waren völlig hinreichend zu ihren Bedürfnissen. Jetzt lebte sie in einer der kleineren Provinzialstädte.

In einem Alter von fünfundzwanzig Jahren war also Ernst Helmer ohne Vermögen, doch auch ohne Schulden, denn diese waren gedeckt worden; und ihm blieb nur noch übrig — er war nämlich einer von jenen Charakteren, welche sich durch das Unglück weder niederdrücken noch erschlaffen lassen — entweder die bei dem Tode des Vaters abgebrochene Bahn von Neuem zu betreten, oder eine Pachtung oder einen Verwalterposten zu suchen.

Er konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß nach einer so langen Unterbrechung und da er jetzt auch ohne Mittel war, der erstgenannte Weg eine Thorheit wäre; der zweite aber konnte ihn von Neuem in Weitläufigkeiten verwickeln, also blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich nach Wegraisonniren einiger Scrupel, die der Hochmuth hinwarf, für den dritten zu bestimmen, und das Glück ließ ihn durch seine zahlreichen Bekanntschaften auf dem Eisenhammer Dagby eine Stelle finden, die seinen Wünschen entsprach, besonders da diese durch mehrere Provinzen von dem Orte geschieden war, woselbst seine erste Lebenssonne aufgegangen und die Sonne seines weltlichen Glückes und seiner Selbstständigkeit untergegangen war.

Doch dieser letztere Ausdruck ist nicht ganz passend; denn Helmer zweifelte nie daran, daß die Sonne seines weltlichen Glückes durch Arbeit und Besonnenheit wieder aufgehen könnte; und wer nur eine solche Hoffnung festhält, dem ist eigentlich in keinem Falle die Sonne seines weltlichen Glückes untergegangen; und was die

Selbstständigkeit betrifft, so gehörte Helmer zu jenen Charakteren, welche, ohne ihre eigene Wichtigkeit im Allergeringsten zur Schau zu tragen, dennoch dieselbe im Falle der Noth geltend zu machen wissen.

Wir haben hier nur einen Theil der äußeren Züge in Helmer's Leben berührt, und dabei wollen wir stehen bleiben; überzeugt, daß, so viel man auch in dem beschreibenden Style es versuchen will, das geistige Dasein eines Menschen klar zu machen, dieses dennoch nie recht gelingen wird, denn immer werden die Handlungen dasjenige sein, was da redet, und wenn diese auch bisweilen einiger Commentare bedürfen, so dürfen diese doch nicht zuerst kommen, gleichsam um den Leser zu unterweisen, wie er jene betrachten soll, sondern sie müssen nur als eine Beleuchtung desjenigen, was im Schatten liegt, vorkommen. . . .

In dem Augenblicke, da Helmer mit jener ungenirten Leichtigkeit, welche der Gewohnheit mit dem Gesellschaftsleben angehört, den dargebotenen Platz annahm, wurden alle drei junge Damen von einer Purpurwolke eingehüllt, und es schien eine Gefahr vorhanden zu sein, daß sie gleich den Prinzessinnen in den Sagen von derselben hinweggeführt worden wären, wenigstens sah es so aus, als wären ihre Sinne auf einige Minuten hinweggeführt. Ja sogar Mamsell Octavie war nicht im Stande, ihre angenehme Bewegung zu beherrschen. Er kam ja so ganz unvermuthet — es war unverantwortlich, den Wagen auf dem Hinterhofe halten zu lassen!

Olga's Augen waren immer noch in die Blumen auf dem Balkon vertieft; Hortense in ihrer Verwirrung wendete sich nach dem Tische hin, wo Edith saß und wahrsagte; doch welchen Gewinn hatte sie davon? — ein verächtliches Lächeln von Edith's Lippen. Zu ihrem größten Glücke bemerkte Hortense es nicht, denn sie — saß in der Wolke.

„Kommen Sie und unterhalten Sie uns!" hatte die Hofräthin gesagt, und Helmer hatte geantwortet:

„Ich stelle Ihrer Gnaden meine kleinen Gaben zur Disposition unter der Bedingung, daß ich nicht angeklagt werde, wenn es mir mißlingt."

„Gut, Herr Helmer, man kann nicht billiger sein . . . Doch sehen Sie hier meinen Schwager Janne, dessen ich so oft erwähnt habe!"

Helmer erhob sich augenblicklich und ging mit einer Miene, die viel Interesse und eine kleine Neugierde verrieth, auf den Mann zu, dessen Leben und Gewohnheiten er nicht allein hochachtete, sondern von denen er sich auch gerührt fühlte.

Onkel Janne's launiges und freundliches Gesicht schien nicht verfinstert zu sein, als er mit einem kräftigen Handschlage und seiner eigenthümlichen kleinen, kurzen Verbeugung den ehrfurchtsvollen Gruß des jungen Bruksverwalters erwiederte.

„Ich bin ein Mann des Ranzens, will ich Ihnen sagen," sagte der Onkel freundlich, „weder mehr noch weniger!"

„Und ich," entgegnete Helmer mit einem offenen Lächeln, indem er zum ersten Male seit seiner Ankunft in Dagby auf seine eigenen Umstände anspielte, „ich bin ein Mann, welcher den Ranzen mit Allem, was darin war, verloren hat, und sich jetzt eben auf einer Entdeckungsreise befindet, um Materialien zu einem neuen zu suchen."

„Schön, schön!" der Onkel nickte mit einer sehr zufriedenen Miene; „und sollte ich unserer allergnädigsten Sibylle dort die Wahrsagekunst abstehlen, so wollte ich wohl verbürgen, daß Sie nicht sehr alt werden, ehe der Schaden reparirt ist."

Nach diesen Worten trat der Onkel wieder an sein Fenster, um auf Edith's Auslegung über den Zug des Moses durch die Wüste zu lauschen.

Inzwischen war die Hofräthin hinausgerufen worden, und Helmer, welcher dem kleinen Tische nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken s c h i e n, sondern an seinen Platz zurückgekehrt war,

sagte zu Hortense, welche schon darauf gewartet hatte, daß er sie anreden sollte:

„Ich kann das Vergnügen haben, die Frau von Y. von einer Bekannten zu grüßen — Fräulein von H. war heute in Duringe."

„Danke, Herr Bruksverwalter! Sie waren also selbst bei der Spätpredigt?"

„O, darauf hätte ich wetten können!" sagte Mamsell Octavie in einem Tone, der sehr geheimnißvoll sein sollte, eigentlich aber einen geheimen Aerger verrieth.

„Wie so?" fragte Helmer. „Können Sie mir rathen helfen, Fräulein Olga?"

„Wenn ich auch könnte, so ist es noch nicht so gewiß, ob ich auch will!" meinte Olga lachend.

„O, wie boshaft! — Da bin ich überzeugt, daß die Frau von Y. barmherziger ist!"

„Ich? nun das war lustig!" erwiederte Hortense erröthend. „Jetzt müssen Sie erst erklären, worauf Sie Ihren Glauben an meine Barmherzigkeit gründen."

„Ist das ein bestimmter Befehl?"

„Nein, nur ein Wunsch."

„Das ist ganz einerlei! Lassen Sie uns jedoch annehmen, daß meine Erklärung Ihr Mißfallen fände!"

„O, ich bin ganz überzeugt, Herr Helmer, daß Sie mir Nichts sagen können, das diese Wirkung hat!"

„Da die Frau von Y. davon überzeugt sind, so will ich dreist erklären, daß Ihre Stimme mir den Gedanken eingeflößt hat, um welchen ich jetzt zur Verantwortlichkeit gezogen werde. Diese Stimme ist nämlich allzu sanft und zu musikalisch" — Hortense's Stimme hatte wirklich diese Eigenschaften — „um eine nicht nothwendige Weigerung aussprechen zu können."

„Welche Thorheit, sich auf etwas so Unzuverlässiges zu stützen! Wenn" ....

Doch aus der Fortsetzung wurde nichts, denn jetzt kam Edith, welche ihre große Scene mit den drei Freiern beendigt hatte, um mit Hortense zu plaudern.

„Gute Edith! mache uns das Vergnügen und setze Dich zum Fortepiano!" bat die junge Frau mit herzlicher Dringlichkeit.

„Herzlich gerne!"

Edith stand wieder auf; doch Hortense, welche auf eine Gelegenheit gehofft hatte, ihr uninteressantes, inhaltloses Gespräch mit dem Bruksverwalter fortsetzen zu können — sie ahnte nicht, daß er schon jedes Wort vergessen hatte — fühlte sich auf das Aeußerste beleidigt, als sie sah, wie er an das Instrument eilte, dieses öffnete und für Edith einen Stuhl zurechtsetzte. Um jedoch nach der gewöhnlichen Weise solcher jungen Damen eine Linderung in ihrem Verdrusse aufzusuchen, flüsterte sie der Gouvernante zu:

„Welche lächerliche Geschäftigkeit! Aber ich fürchte wirklich, daß die Mühe verloren ist!"

Mamsell Octavie gab keine Antwort, als eine Art von unbestimmtem Nasenlaut.

Und die Mühe war, wie Hortense geweissagt hatte, wirklich eine verlorene; denn ohne ein Wort zu sagen, wendete sich Edith von dem Fortepiano hinweg und nahm die Guitarre, zu welcher sie, einzig und allein zu dem Vergnügen des Onkels, einige kleine Volksmelodien sang.

„Sie singen die letzten Töne falsch, Fräulein!" sagte Helmer, und ertrug ganz ruhig Edith's Blick, in welchem das unverstellteste Erstaunen lag.

„Falsch?"

Edith war so gewohnt, ihre Stimme, ihren Geschmack, ihre Methode und vor Allem ihr musikalisches Ohr über allem Tadel anzusehen, daß ihr Helmer's Anmerkung als eine Dummdreistigkeit vorkam, die nur in seinem Mangel an Erziehung eine Erklärung finden konnte.

„Ja, ich nehme mir die Freiheit, dabei zu bleiben, mein Fräulein, daß Sie nicht richtig gesungen haben!"

„So haben Sie denn die Güte, mich zu corrigiren!" antwortete Edith, indem sie ihm mit einem spöttischen Lächeln die Guitarre reichte.

„Das will ich sehr gerne thun!" sagte Helmer mit einer Einfachheit und Sicherheit, welche Hortense, Olga und Mamsell Octavie entzückten, und machte, daß ihre Herzen vor Erwartung und bald vor Triumph über die Ueberraschung der hochmüthigen Edith klopften, als Helmer, nachdem er die Guitarre umgestimmt hatte, ganz ungenirt dieselbe kleine Volksmelodie mit einigen Veränderungen sang, wodurch dieselbe doppelt so schön wurde.

Wenn auch Helmer's Stimme sich durch keine ungewöhnliche Schönheit oder durch großen Umfang auszeichnete, so war sie dennoch so rein, so tief und seelenvoll, daß sie sogar und vielleicht am allermeisten Edith's Beifall gewann, obgleich sie nur ganz kurz sagte: „Ich danke für die Lection!"

„Und ich habe gar nicht gewußt, daß Herr Helmer singt!" sagte die Hofräthin mit einer Miene und einem Tone, als hätte er einen Diebstahl begangen, da er sie mit diesem Talente nicht bekannt gemacht hatte. „Vielleicht, wenn man recht nachforscht, so spielen Sie auch die Violine so, daß Sie sich recht gut hören lassen könnten, obgleich Sie von dem Augenblicke an, da ich erfuhr, daß Sie eine Violine haben, allzu difficil gewesen sind, uns die Beurtheilung Ihrer Fertigkeit anheimzustellen!"

„Ich weiß nicht," entgegnete er mit einiger Betonung, „ob ich so spiele, daß es sich der Mühe verlohnt, meine Blödigkeit zu ermuntern; doch das weiß ich, daß ich niemals spiele, außer wenn ich besonderen Trieb dazu fühle."

„Und das ist heute Abend nicht der Fall?" fiel Edith nachlässig ein.

„Sehr wahr — heute Abend nicht!"

Zehntes Kapitel.

An der Hinterthür. Das Billet.

Genau eine Woche war seit der Ankunft des Onkels Janne verflossen.

Es ist wieder Sonnabend Abend.

Diesmal treffen wir ihn jedoch nicht bei dem Grabe des Bruders, sondern auf der Höhe eines Hügels, von welchem man eine freie Aussicht auf die Landstraße hat.

Die Sonne, welche eben untergehen wollte, war dem Ehrenmanne sehr beschwerlich, und trotzdem, daß der Schirm seiner Mütze und sein Arm den Augen als Schutz dienten, waren dennoch seine Augen unzufrieden mit der Stellung. Plötzlich zeigte sich im Hintergrunde eines kleinen Gebüsches Edith's schöne Gestalt; doch anstatt auf dem geraden Wege fortzuwandeln, bog sie in einen kleinen Waldweg ein, welcher auf einem Umwege zu der Hinterthür des Parkes führte.

Es ist nicht ausgemacht, ob sie den Onkel Janne sah; vielleicht sah sie ihn nicht, vielleicht wollte sie auch ein Zusammentreffen vermeiden. Wie dem aber auch sein mag, so offenbarte sich die ganze Erscheinung und verschwand ebenso schnell, wie die Figuren in einem Schattenspiele. Und als der Alte die Augen wieder so weit in Ordnung gebracht hatte, daß sie zum Dienste tauglich waren, und aufblickte, sagte er halblaut zu sich selbst:

„Ich kann ihr ebenso gut entgegen gehen, als daß ich hier stehe und der Sonne in das Gesicht sehe!“

Und damit wanderte er herab von dem Hügel und verschwand bald auf dem Wege, den Edith eben gegangen war.

Unser Fräulein war in einem von den Kathen gewesen, woselbst sie etwas zu thun gehabt hatte, das aus dem Folgenden erhellen wird, und hatte eben jetzt auf dem Waldpfade den Park erreicht. Als sie im Begriffe war, die Thüre zu öffnen, vernahm sie folgende Worte, welche mit einer bestimmten, aber nicht scheltenden Stimme ausgesprochen wurden:

„Höre endlich auf mit Bitten! Es bleibt bei demjenigen, was ich gesagt habe!"

„Doch das Anschreiben?" stotterte eine demüthige Stimme — „das Anschreiben?"

Bei dem Laute dieser letzteren Stimme, welche Edith ebenso gut kannte, wie die erste, wurde ihre Wange von einer dunklen Wolke gefärbt. Sie schien sehr wohl zu begreifen, wovon hier die Rede war, und sie erröthete noch mehr, da sie die Antwort vernahm:

„Das Anschreiben versteht sich von selbst, da ich darauf eingegangen bin. Und wenn ich auch meine Gründe habe, das Kleine abzuschlagen, so sei überzeugt, daß ich das Große, nämlich die Verantwortlichkeit für die Zukunft, nicht versäumen werde . . . Und nun Adieu!"

Die Redenden trennten sich. Der Eine ging mit schnellen Schritten zurück in den Park, der Andere kam auf die Hinterthüre zu, und Edith hatte kaum so viele Zeit, um ein Zusamentreffen, welches sie nicht wünschte, zu vermeiden, daß sie hinter eine gigantische Hangelbirke schlüpfen konnte, als ein sauber gekleideter Bauer heraus trat und sich auf dem Fußpfade entfernte.

Sobald der Mann verschwunden war, trat Edith wieder vor und eilte in den Park hinein, wo sie nach einer kurzen Wanderung sich auf einer kleinen Anhöhe niedersetzte und die hier wachsenden frischen Blumen mechanisch ausriß, zerpflückte und in die Luft streute.

In diesem Augenblicke war Edith nicht schön.

Ein höhnisches Lächeln ruhte auf ihren trotzigen Lippen, und

ein unweiblicher Zorn — wenn derselbe auch in der That einen vollkommen weiblichen Grund hatte — entstellte den Adel und die Lieblichkeit ihrer Züge.

Doch ebenso schnell, wie der Hauch des Windes die kleinen Baumzweige senkt und wieder erhebt, ebenso schnell änderte sich Edith's Miene; denn annähernde Schritte sagten ihr, daß sie nicht länger allein war. Und wer jetzt die gedankenvolle Gleichgültigkeit in ihrem Gesichte und in ihrer ganzen Stellung sah, der hätte unmöglich die heftigen Bewegungen ahnen können, die erst vor einem Augenblicke sie erschütterten.

Es war der Bruksverwalter, welcher langsam auf den schlängelnden Wegen gegangen war.

Noch bemerkte er Edith nicht, denn sein Blick war suchend auf die Erde geheftet; bald spähte er zur Rechten, bald zur Linken, und aus der leichten Unruhe, die sich auf seinem Gesichte abspiegelte, konnte man ersehen, daß er das Verlorene sehr gerne wieder gehabt hätte.

Er war an dem Platze, wo Edith saß, schon vorübergegangen, als er sich umsah.

„O Fräulein — ich bitte um Entschuldigung!"

Helmer grüßte verbindlicher als gewöhnlich, Edith dagegen wo möglich noch nachlässiger und gleichgültiger, als sie sonst pflegte.

Entweder aus Gedankenlosigkeit, oder um eine mechanische Beschäftigung zu haben, hatte sie eben aus der Tasche ein kleines Billet gezogen, welches sich seit gestern darin befand, und jetzt war sie eifrig beschäftigt, dasselbe um die Finger zu wickeln.

„Wenn Sie, mein Fräulein, meine Bitte nicht für allzu zudringlich halten wollten," sagte Helmer, der ganz in ihrer Nähe stehen geblieben war, „so möchte ich Sie wohl ersuchen, mir die Adresse dieses Billets mitzutheilen."

Edith sah ihn mit einem Lächeln an, das noch tausendmal ärgerlicher war, als wenn sie ihm ihr Erstaunen offen gezeigt hätte.

„Ich fürchte wirklich," sagte sie, „daß Ihre Furcht nicht ohne Grund ist!"

Helmer erröthete bei der absichtlichen Beleidigung; aber er antwortete dennoch ohne Verlegenheit:

„Ich bin doch nicht so indiscret, mein Fräulein, wie Sie zu glauben scheinen. Als ich kürzlich hier ging, so verlor ich ein dreieckiges Billet, welches ich erst nachher vermißte, und da ich Sie mit einem ganz ähnlichen spielen sah, so meinte ich, es wäre nicht ganz unmöglich, daß Sie es gefunden haben könnten."

„Ich habe kein an den Herrn Bruksverwalter adressirtes Billet gefunden!"

„Wenn Sie die Güte haben wollen, sich zu entsinnen, so habe ich nicht gesagt, daß es an mich adressirt ist. Ich sagte nur, daß ich ein Blatt verloren hätte."

„Adressirt an?"

„Haben Sie die Güte, mein Fäulein, die Adresse zu lesen, falls Sie es nicht schon gethan haben!"

Diese Worte äußerte er mit höflicher Kälte; doch Edith spürte in dem Tone einen Anstrich von unterdrücktem Verdruß.

Ohne zu antworten, aber mit einer unnachahmlichen Geberde des Stolzes, reichte sie ihm das kleine Papier hin.

Helmer las die Aufschrift — „Fräulein Edith Sternfelt" — entschuldigte sich und entfernte sich schnell . . . .

Gleich darauf setzte Edith ihre Promenade nach Hause fort.

Jetzt ging sie in einer solchen Zerstreutheit, daß sie beinahe auf eine kleine Schlange getreten wäre, welche sich über den Weg ringelte. Erschreckt darüber, trat sie seitwärts auf das Blumenbeet, und sieh, als sie sich nun bückte, um den Schaden wieder auszubessern, den ihr Fuß verursacht hatte, was lag wohl da in den Zweigen eines Rosenbusches, wenn nicht das allernetteste Billet?

„O, ich sollte es doch finden!"

Sie nahm schnell das Billet und las die mit Helmer's Handschrift geschriebene Adresse, welche folgendermaßen lautete:

„Der Hochwohlgebornen Frau Hortense von Y."

Mit einer verächtlichen Bewegung ließ Edith das Briefchen an seinen Verwahrungsort zurückfallen. Wahrscheinlich hatte sie jedoch einen neuen Einfall, denn nachdem sie einige Sekunden ganz stille gestanden, nahm sie dasselbe schnell wieder und ging mit dem Billet in der Hand eilfertig weiter.

Als sie auf den Hof kam, saß ihre junge Schwester mit ihrer Lehrerin unter dem Schatten der großen Linden. Mamsell Octavie stickte, Olga las laut in einem französischen Roman.

„Ach, ich bin so müde!" sagte Edith, indem sie sich neben den Andern auf die grüne Bank warf und dabei gedankenlos das Schnupftuch und das Billet auf den Tisch fallen ließ.

„Hast Du von Deinen abgereisten alten Freiern schon einen Brief erhalten?" plauderte Olga, indem sie den Roman weglegte und den neuen, dem Anschein nach aufgegebenen Fang ergriff.

„Was ist denn das? Dieser Brief ist ja versiegelt und an Hortense adressirt mit der Aufschrift von der Hand des Bruksverwalters! Wie kommt es, daß Du ihn darum gebeten hast?"

„Ich?"

„Ja Du!"

„Weißt Du es denn so gewiß, daß der Brief von mir ist?"

„Von wem sollte er denn sonst sein?"

„Bitte den Herrn Helmer, das zu rathen; er kommt hier eben zu rechter Zeit, um Deine Neugierde zu befriedigen."

„Wenn das ein Scherz ist," ließ sich Mamsell Octavie mit dem strengen Tone einer Richterin vernehmen, „so meine ich, es paßt sich für Olga nicht, daß sie daran Theil nimmt. Ueberdies sind wir ganz unbetheiligte Personen bei Vertrauen von dieser Art; Fräulein Edith läßt Ihre Adressen schreiben, von wem sie will."

„Herr Bruksverwalter!" rief Edith und ihr Lachen klang so schallend, herzlich und unschuldig, als wäre sie die Unschuld selbst, „haben Sie doch die Güte, hierher zu kommen und mich von der Beschuldigung zu befreien, daß ich Sie zu meinem Handsekretär

habe machen wollen! Man will es durchaus nicht glauben, daß ich eben jetzt im Parke dieses Billet gefunden, sondern man behauptet, daß ich es geschrieben habe."

„Das Billet gehört mir!" antwortete Helmer mit einer Würde, die ihn ganz unangreifbar machte; und ohne den Damen weiter ein Wort zu sagen, wendete er sich um, und rief einem Laufburschen, der über den Hof ging:

„Swen! nimm diesen Brief und trage ihn sogleich nach Glanberg! Auf Antwort brauchst Du nicht zu warten!"

„Ah!" rief Olga, die mit stummer Verwunderung die kleine Scene mit angesehen hatte, „das ist etwas ganz Neues, daß Herr Helmer mit Hortense korrespondirt!"

„Ich antworte schriftlich oder mündlich jedem, der mir eine Frage vorlegt. Frau von Y. wünscht sich morgen mit mir über eine Frage zu berathen, welche ihre Oekonomie betrifft. Und das Billet enthält die Nachricht, daß ich ihrem Befehle nachkommen werde."

Bei dem zu gleicher Zeit sanften und ernsten Blick, der jetzt, sei es aus Zufall oder Berechnung, auf Edith fiel, hatte die stolze Edith ein Gefühl, das an Ersticken grenzte.

Wie konnte dieser Mann — der Bruksverwalter, der erste Diener ihrer Mutter — es wagen, durch sein ganzes ruhiges, achtungsvolles, aber dabei bestimmtes Betragen ihr beinahe einen Verweis über das Unpassende in ihrem eigenen Betragen zu geben! Wie konnte er einen solchen Blick von vertraulicher Unzufriedenheit wagen — denn in seiner ernsten Sanftmuth lag eine Unzufriedenheit und noch dazu eine vorwurfsvolle Unzufriedenheit; und dennoch war diese Beleidigung nur eine Kleinigkeit, wenn man sie mit derjenigen verglich, welche in der dem Bauer auf seine Bitte ertheilten abschlägigen Antwort lag.

Zu allem Glücke erschien eben jetzt Onkel Janne am Eingange der Allee.

Edith stand sogleich auf und eilte demjenigen entgegen, welchen sie, um mit ihren eigenen Gedanken allein zu bleiben, vor

einer Stunde vermieden hatte, und welchen sie jetzt dagegen, um diesen Gedanken zu entgehen, zu treffen wünschte. Mit einem Vorwurfe gegen sich selbst kam sie wie ein Sonnenschein und liebkoste ihn mit ihrer belebenden Wärme.

Elftes Kapitel.

Fragmente aus Edith's Gedanken über sich selbst und über ihre Eindrücke.

„O, meine Du, daß wir uns nicht treffen konnten! Ich wollte Dir entgegen gehen; doch Du verzogst, und es that mir so weh in den Augen, da zu stehen und in die Sonne zu blicken, darum ging ich gerades Weges hin nach Swen's Kathen — aber Du warst schon nach Hause gegangen."

„Ich ging den Waldsteig, lieber Onkel!"

„Du sagtest ja gestern, daß Du dort nie gingst, um der Stege willen!"

„Ja, aber heute dachte ich nicht daran."

„Ja, ja; das sieht Dir ähnlich. Nun, so gib mir den Arm und laß uns ein wenig mit Vernunft plaudern!"

„O Onkel, ich bin heute Abend zu dergleichen nicht aufgelegt! Ueberdies, was kann wohl unvernünftiger sein, als wenn man vernünftig ist? Das ist ebenso viel, als wenn man verdrießlich, oder noch besser, zum Sterben langweilig ist."

„Fi, meine Du, das war ein schlechter Scherz!"

„Jetzt, lieber Onkel, rufe ich „fi!" denke, wenn ich einen von meinen drei Rittern hier gehabt hätte, so würden sie ausgerufen haben: welcher Witz, welche Originalität! — Wahrhaftig, ich seufze schon über meine Uebereilung, daß ich ihnen den Abschied gab!"

„Das war wohl das Klügste von Allem, was Du in Deinem Leben jemals gethan hast!“

„Ich glaube im Gegentheil, daß es gar nicht klug war. Am Dienstag, da der Oberstlieutenant reiste, hatte ich schon einen Anflug von Fieber; am Donnerstage, da der Baron seinem Beispiel folgte, ging es mir noch ärger; als aber heute Morgen der Präsident, der Tapferste von Allen, Abschied nahm, da fühlte ich eine Erschütterung durch mein ganzes Nervensystem, und noch in diesem Augenblicke bin ich nicht wieder zu mir selbst gekommen.“

„Ich meine dagegen, daß Du Dich von Tag zu Tage besser befunden hast; Du bist ja in dieser Woche so fleißig gewesen, daß Du eine ganze Garderobe für das Kind in Swen's Kathen fertig bekommen hast!“

„Der Arbeitseifer kam aus lauter Verzweiflung, Onkelchen, vielleicht auch aus einer kleinen Küsterliebe zu der jungen Mutter. Du weißt wohl, Stina oder Fräulein Stina, wie sie ehedem titulirt wurde, ist immer mein Liebling gewesen!“

„Sie war ein tüchtiges Mädchen und ist jetzt eine tüchtige Frau. Wir saßen eben und plauderten, während ich ein Glas Milch trank und den Käsekuchen kostete. Du kannst glauben, sie war ein wenig stolz darauf, daß Du versprochen hast, das Kind zur Taufe zu tragen.“

„Wenn man eine wirkliche Freude bereiten kann, so ist es ein Vergnügen, wenn man nicht Nein zu sagen braucht.“

„Das ist wahr; doch, meine Du, warum hast Du Deiner Mutter nichts davon gesagt? da hätte sie gerne den Pastor hieher gebeten, und das Kind wäre hier auf dem Hofe getauft worden.“

„Ja, siehst Du, Onkel, eben das wollte ich nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Erstlich weil meine Mutter da gewollt hätte, daß das ganze Haus Gevatter stehen sollte und ich die Mühe allein haben wollte. Zweitens hätte sie dadurch Gelegenheit zu einem sogenannten „Impromptufeste“ erhalten, und diese Feste gehören zu meinen

Preventionen. Und drittens meine ich, daß ein solcher Actus würdiger in der Kirche gefeiert wird, als hier auf dem Hofe, begleitet von vielem Gepränge, das so wenig zu dem Eintritte des kleinen Wesens in die Welt paßt."

„Das kann Alles wahr genug sein. Was sagt aber die Schwägerin, wenn Du mit den Bauersfrauen allein vor den Pastor trittst? Ich meines Theils" ... Onkel Janne hustete — es war nicht leicht, durch einen Beifall gleichsam einen Entschluß zu bestätigen, von welchem er schon angedeutet hatte, daß er der Hofräthin nicht gefiele; und dennoch konnte er auch wieder nicht lügen.

Edith lächelte. „Ich sehe, Onkel, wie jämmerlich Du gefoltert wirst; doch brauchst Du auch kein Wort zu sagen; denn ich weiß" — bei diesen Worten ließ sie einen Blick voll töchterlicher Zärtlichkeit auf den Alten fallen — „wenn Andere auch in dieser Handlung einen Tadel finden, so billigt Einer sie wenigstens. Ueberdies will ich's heute Abend der Mutter sagen."

„Gut, gut — Du sollst ja auf jeden Fall dem Günstlinge der Schwägerin, dem Bruksverwalter, gegenüberstehen." *)

„Gewiß nicht!" antwortete Edith schnell. „Ich hörte im Parke zufällig einige Worte zwischen ihm und Swen. Herr Helmer läßt sich als Gevatter in's Kirchenbuch schreiben, in der Kirche aber muß wohl, während der heiligen Handlung, irgend ein Bauer seine Stelle vertreten."

„Nun, das war einzig ... Er wußte doch, daß Du ..."

„Ach so, er wußte es?"

„Ja, Stina sagte, da Du schon vor einer Woche Dein Ver-

---

*) In Schweden ist der Gebrauch bei Kindtaufen so: es werden gleich viele verheirathete und unverheirathete Gevatter und Gevatterinnen gebeten; nun stehen beide Geschlechter einander bei der Ceremonie gegenüber, und die angesehenste Frau hält das Kind während der Taufe. Späterhin überreicht auf einem Teller jeder unverheirathete Gevatter seiner Gevatterin eine Krone von Zuckerwerk und erhält dafür einen — Kuß. Anm. des Uebers.

sprechen gegeben hättest, so wäre Swen gegangen, um — wie sie sich recht naiv ausdrückte — mit dem Bruksverwalter zu reden, daß er Dein „Mann“ werden möchte.“

„Mein Mann?“ rief Edith lachend aus. „Herr Helmer mein Mann? Ach, welch ein Unglück — ich erhielt einen Korb! dies leidet nun gar keinen Zweifel mehr.“

„Aber sage mir, warum schlug er es ab, mit den Uebrigen in die Kirche zu gehen?“

„O, er hat wohl eine angenehmere Beschäftigung vor. Aufrichtig geredet, stehe ich auch lieber einem ehrlichen Bauer gegenüber; denn unter allen Arten von Menschen gibt es keine unausstehlicheren, als diese halbgebildeten Halbherren mit dem Ansehen hoher Herren.“

„Es schmerzt mich, meine Du, daß ich solche Aeußerungen von Dir höre, die Deinem Herzen und Deinem Verstande so wenig Ehre machen! Helmer ist kein halbgebildeter Halbherr. Du weißt ja recht gut, daß er ein wissenschaftlich gebildeter Mann und überdies von einer so ehrenhaften Familie ist, ja, daß er der Inhaber seines ererbten Gutes war, da ihn das Unglück traf.“

„Eben sein Betragen während dieser Periode zeigt hinlänglich, daß er ein Mann ohne Kraft und ohne Genie ist. Tausend Andere würden sich durchgeschlagen und nicht nöthig gehabt haben, von Haus und Hof zu gehen. Was that aber er? Unnütze Speculationen, falsche Berechnungen machte er. Endlich huldigte er dem Satze, „genieße, während du lebst!“ reiste in's Ausland und verspielte den Rest.“

„Aber Du bist ja wirklich bitter gegen ihn, mein Kind! Glücklicherweise bist Du die Einzige, welche ihn nicht leiden kann. Er hat ausgezeichnete Eigenschaften.“

„Ja, wenn nämlich die Schönheit des Körpers eine Eigenschaft ist.“

„Also läugnest Du wenigstens nicht, daß er schön ist?“

„Nein, ich will sogar so weit gehen, und mit Schmerz ge-

stehen, daß er in seiner Person Alles verwirklicht, was die griechische Sculptur von fehlerfreien Formen und Gesichtszügen erdacht hat."

„Mit Schmerz sagst Du? Du bist recht närrisch!"

„Vielleicht, Onkel! Doch nur in einem einzigen Falle könnte ich mich von dieser Schönheit entzücken lassen, und das wäre, wenn ich einst den Herrn Bruksverwalter in Stein gehauen in einer Ecke des großen Saales stehen sähe. Welche göttliche Statue!"

„Das Schöne muß stets auf uns einwirken, sei es, daß das Kunstwerk aus Gottes oder aus Menschenhand hervorgegangen ist."

„Das ist wahr, Onkel, auch wirkt Herr Helmer, besonders in gewissen Augenblicken, so auf mich ein, daß ich davon leide."

„Hm, hm!"

„Sich dieses edle und herrliche Gesicht zu denken auf . . . auf einem Bruksverwalter, einem Diener! Sich diese Aristokratie der Seele, diese Hoheit der Seele ausgedrückt zu denken an einer Stirne, die in sich die trivialen und guten kleinen Gedanken eines gutmüthigen Alltagsmenschen verbirgt! O, das ist eine Parodie, das ist ein Elend! Diese ganze Schönheit, alles Göttliche, das der Schöpfer in dieses Werk gelegt hat, was ist daraus geworden, als eine verächtliche Augenweide für Gouvernanten und liebeskranke Koketten? O, ich wende mich mit Abscheu hinweg, und wäre ich wie dieser Mann, und hätte das volle Bewußtsein von meiner Erniedrigung, so glaube ich, daß ich das Leben keinen einzigen Tag länger ertrüge."

„Meine Du, meine Du! Ich fange an für Dich zu fürchten: Du sprichst da von Dingen, die . . ."

„Die höchst närrisch und nicht am rechten Platze sind, Onkelchen!" — Edith fuhr mit dem Schnupftuche über das glühende Antlitz . . . „doch ich bin ja eine Närrin, und das kommt daher, weil ich Langeweile habe, Langeweile, so daß ich mich des Tages zehnmal zu Tode gähnen könnte. Glaube mir, Onkel, weibliche Personen können vor Sehnsucht sterben, denn, wie ein Verfasser

irgendwo sagt, unser Leben ist nur ein Müßiggang von der Wiege bis an das Grab."

„Vornehmer, weiblicher Personen, ja ... doch das entspringt einzig und allein aus der unseligen Vornehmheit, der Feinheit, der Eitelkeit und dem Reichthume. Aus Mangel an nützlicher Thätigkeit setzt ihr euch hin und spinnt eine ganze Kette von überspannten Ideen zusammen."

„Möglich — doch laß hören: wie soll man es machen, um der Wirklichkeit zu entlaufen?"

„Du würdest der Wahrheit näher kommen, wenn Du fragtest, wie Du in die Wirklichkeit hinein kommen solltest. Denn so viel kann ich Dir sagen: Du bist schon ein tüchtig Stück Weges aus derselben hinaus. Ach, Edith, mein Kind! ich wollte wünschen, daß die Welt nicht allzu hart mit Dir umginge! Inzwischen wollen wir mit einander Pläne zu einer nützlichen Thätigkeit entwerfen, denn das thut Dir Noth und wird Dich heilen. Wahrlich, Du bist sehr leichtsinnig, und bisweilen kommt es mir sogar vor, als hättest Du sehr wenig Herz ... doch das kann nicht sein!"

„Ich wünschte, ich hätte gar kein Herz ... doch laß uns jetzt aufhören, Onkelchen, denn ich fühle, daß ich heute Abend bestimmt nicht mehr reden will."

„So schweige denn, meine Du; das hindert mich indessen nicht, zu sagen, daß ich betrübt bin über den Uebermuth, mit welchem Du von Helmer geredet hast. Wäre er wohl achtungswerther gewesen, wenn er, aufgeblasen von Hochmuth, sich über seine Lage leichtsinnig hinweggesetzt und einen betrügerischen Concurs oder eine Heirath für Geld einer ehrlichen Freiheit mit Arbeit in dem Brode anderer Leute vorgezogen hätte?"

„Bester Onkel, der Mann, welcher bei unabhängiger Freiheit in der Armuth es vorzieht, in den Dienst eines Andern zu treten, der ist zu einem Sklaven geboren, der hat kein Gefühl seines eigenen Werthes!"

„Jetzt wirst Du ganz verrückt, meine Du! Einen solchen Platz,

wie Herr Helmer bekleidet — ich meine, er ist ja so gut wie der wahre Herr in allen Dingen, die das Gut betreffen — könnte der stolzeste Mann annehmen. — Siehst Du nicht, welche Menge von armen Offizieren sich um eine vortheilhafte Pachtung oder um einen Inspektordienst streiten? Vorsteher des großen Hüttenwerks Dagby zu sein, darauf würde ein Oberstlieutenant, wenn er es nämlich nöthig hätte, mit Entzücken eingehen."

„Das Alles mag sein; hätte jedoch Helmer einen Geist gehabt, der seiner äußern Wohnung würdig gewesen wäre, so wäre er als Freiwilliger in den Krieg gegangen, wo ein solcher geführt wird, und hätte sich entweder durch Muth und Thaten einen Namen verschafft, oder eine feindliche Kugel die Sache abmachen lassen. Gefallen zu sein unter den Tapfern, welchen Vorzug hätte nicht schon das gehabt vor demjenigen, was er vorgezogen hat!"

„Ich kann Dir nicht länger zuhören, meine Du! Was Du da schwatzest, das beweist, daß Du nicht allein eine Roman-Närrin bist, sondern es zeigt auch an, daß Deine Gottesfurcht nicht so ist, wie ich sie wünschte. Sonst würdest Du wissen, daß das Unglück in der Brust des Rechtschaffenen andere Gefühle erzeugt, als solche, die nothwendig sind, um damit sogar noch im Tode zu prahlen."

Edith antwortete nicht, und der Alte ließ daher das Gespräch fallen.

Als sie aber an das Gitterthor kamen, und die Gruppe unter den Linden, welche noch aus Helmer, der Gouvernante und Olga bestand, sich den Kommenden entgegenwandte, zog Edith leise die Hand des Onkels hinweg, welche schon auf der Klinke lag.

„Was nun? wollen wir nicht hineingehen?"

„Ich meinte, lieber Onkel, Du wolltest ein wenig mit Vernunft mit mir reden; ich glaube, daß ich jetzt . . ."

„O, meine Du! das verlohnt sich heute nicht der Mühe."

„Versuche es aber doch! der Abend ist so schön, ich gehe noch nicht hinein. Aber laß es genug sein von dem vorigen Gegenstande!"

„Wohl; so will ich Dir denn eine andere Frage vorlegen wozu sollte die Komödie mit den alten Herren dienen?"

„Die Komödie?"

„Ja; warum locktest Du sie in die Schlinge, indem Du das Gerücht ausbreitetest, Du wollest Deine Wahl unter bejahrteren Männern treffen?"

„Das sagte ich laut, um mich von den jüngeren zu befreien. Ich war ermüdet von ihren widerlichen Bemühungen, mich zu fangen. Wie viel Kleinliches, Elendes und geistig Armes liegt nicht in diesen Freier-Verhandlungen, wo das Hofmachen und die Artigkeiten nur die Scheidemünze im Wechsel sind! Ich erhalte einen Mann, mein Mann erhält eine Frau, die gerade schön und verdrießlich genug ist, um sieben bis acht Tonnen Goldes eine pikante Erhöhung zu ertheilen. Keiner von diesen Erwähnten flößte mir Liebe ein, und auch von ihrer Seite war von einer solchen die Rede nicht — nämlich in der Bedeutung, wie ich sie haben wollte."

„Und darum riefst Du neue Spielpuppen zu Deinem Vergnügen herbei?"

„War es mein Fehler, daß die älteren Männer, welche sich meldeten, ebenfalls Puppen waren, daß sie noch seelenloser waren, als die Ersteren? ... Nein, das war nicht mein Fehler; und ich behaupte noch jetzt: wenn ich einen älteren, tüchtigen, edelgesinnten und achtungswerthen, nicht abschreckend häßlichen, vor allen Dingen aber auch nicht ausgezeichnet schönen Mann kennen lernte — die Schönheit beherrscht nämlich die Sinne, und ich will nicht beherrscht sein —: so würde ich mit Freuden seine Gattin werden, denn Gott weiß es, daß ich hier zu Hause keine Freude habe!"

„Aber, meine Du," wendete Onkel Janne ein, indem er diesmal den letzteren schlüpfrigen Gegenstand vermied — „warum sollte es denn gerade ein älterer Mann sein? — Mir scheint ein jüngerer mit diesen Eigenschaften weit passender zu sein."

„Das meine ich nicht: die jungen Männer beten ihre Gat-

tinnen nicht immerwährend an. Ein alter bleibt dankbar. Ueberdies besitzt er Schätze — muß wenigstens solche besitzen — in seiner Erfahrung, seiner Weltweisheit, seiner tieferen Seelenbildung; Schätze, welche den lebenslustigen, aber leeren Ballherren fehlen."

„Nun, aber der Stand — ich bin neugierig, zu hören, was Du davon sagst!"

„Der Stand ist mir einerlei, wenn nur seine Gewohnheiten mit den meinigen einigermaßen übereinstimmen. Wäre nicht dieser Umstand, so möchte ich fast sagen, daß ich meine Wahl schon getroffen habe."

„O, meine Du, wäre es mir wohl erlaubt, noch mehr zu fragen?"

„Gerne, Onkel! Ich weiß, Du bist nicht im Stande, mich auszulachen. Ueberdies habe ich schon etwas gesagt, was dieses zu einer Unmöglichkeit macht."

„Nun, wen wolltest Du denn wählen?"

„Den Reichstagsmann auf Ensta."

„Wie, einen Bauer?"

„Ja, aber einen Mann mit dem klarsten Kopf, dem besten Herzen, den erhabensten Grundsätzen — kurz einen Mann!"

„Nun, Gott soll es wissen, daß ich nicht derjenige bin, welcher Etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn alle Standesunterschiede einstürzten: ich wäre der Erste, welcher jubeln würde über einen solchen Entschluß, wenn er Etwas zu Deinem Glück beitragen könnte — doch trotz meiner Sympathien sowohl für den Vater Bernard, einen Ehrenmann, als auch für die Gleichheit, kann ich dennoch nicht anders, als den Gedanken höchst vertrackt finden: Du eine Bauersfrau!"

„Ein selbstständiger Bauer und ein sogenannter Ansässiger sind ja eigentlich ein und dasselbe. Doch die Gewohnheiten, die Gewohnheiten! Ich habe eingesehen, daß dies nicht taugt. Und dennoch, wenn ich mich mit diesem Manne unterhalte, so ist mir,

als ob seine Worte ungeachtet ihrer Einfachheit, ein Licht um sich her verbreiten, das mir wohlthut, das mich erhebt. Doch nichts mehr hierüber! Ich glaube kaum, daß ich einen Mann finden werde, der meinen Wünschen entspricht . . . doch sieh, jetzt sind die Andern hineingegangen, . . . und sieh, dort kommt Primus, wahrscheinlich, um uns zu Tische zu rufen!"

„Sonderbares Mädchen!" murmelte der Onkel bei sich selbst; „ich glaube auch kaum, daß Du jemals einen findest, der zu Deiner Laune paßt."

Zwölftes Kapitel.

Mutter und Tochter. Olga's Bekümmernisse.

„Wenn ich aber nun — und ich sehe wirklich keinen andern Ausweg, da Du auf meine Vorstellungen keine Rücksicht nimmst — wenn ich Dir nun aber beföhle, dieses Narrenspiel bleiben zu lassen?"

Durch diese Worte gab die Hofräthin dem Gespräche, welches in der Bibliothek zwischen ihr und Edith schon eine halbe Stunde gedauert hatte, eine neue Wendung.

Der Gegenstand desselben war Edith's fester Vorsatz, am folgenden Morgen in der Begleitung der Bauersfrauen den kleinen Kossathensohn zur Taufe in die Kirche zu tragen.

„Wenn," antwortete jetzt Edith mit leiser aber fester Stimme, „wenn Du, liebe Mutter, einen solchen Befehl geben solltest, so würde ich sehr traurig sein, doch . . ."

„Genug! . . . ich verlange Gehorsam! Du bleibst zu Hause!"

„Nein, Mutter, das kann ich nicht" — Edith's Brust erhob sich gewaltsam; sie kämpfte mit sich selbst; doch die Reizbarkeit ihres Gemüthes schien überhand zu nehmen — „ich will es nicht!"

Die Hofräthin erblaßte.

„Gott weiß, Edith," sagte sie nach einigen Augenblicken mit einer Stimme, deren eisige Kälte Edith's Herz ungerührt ließ, „was das Ende von diesem Allem werden wird! Ich drücke die Augen zu und habe das so lange gethan, als es möglich war. Doch hier muß eine Veränderung getroffen werden! Ich, Deine Mutter, sage Dir das, denn Dein Trotz, Deine Launen, Deine Widerspenstigkeit haben jetzt eine Grenze erreicht, welche — die äußerste sein muß!"

Edith schwieg.

„Willst Du Dich also in meinen Willen fügen?"

„Ja, in allen Dingen, die nicht gegen meine Ueberzeugung streiten."

„Ich erkläre Dir aber, daß ich damit nicht zufrieden bin! Ein Kind muß in allen Stücken ohne Ausnahme gehorchen, wenn eine vernünftige Mutter es fordert!"

„Solche Forderungen kann aber keine vernünftige Mutter machen!"

„Edith, Edith, ich erschrecke vor Dir! Du legst mich in das Grab! O, wie glücklich wäre ich, wenn ich mein Recht schon an einen Andern abgetreten hätte!"

„Wenn Du nur die Trennung wünschest," antwortete Edith mit kurzer Stimme, „so laß uns diese in aller Güte abmachen. Ich bin zufrieden, mich in einem fremden Hause einzuakkordiren; diese Idee hat mir schon öfter vorgeschwebt!"

Diese Worte brachten auf die Hofräthin eine Wirkung hervor, daß es ungefähr so aussah, als wäre plötzlich ihre Zärtlichkeit geweckt worden. Sie streckte die Arme nach ihrer Tochter aus, denn sie kannte diese, und war nicht sicher, ob sie nicht, wenn sie nicht mit „Takt" behandelt würde, nachdem das Wort einmal gesagt, im Stande wäre, einen wirklichen Skandal anzustellen.

Edith aber, welche seit mehreren Jahren diese wechselnden Veränderungen zwischen Despotismus und Verzärtelung gewohnt

worden war, ließ sich die plötzliche Veränderung der Mutter nicht sehr anfechten.

„O meine Edith, geliebtes, unglückliches Kind — denn Deine Launenhaftigkeit ist Dein Unglück — es kommt Deiner Mutter zu, Dir ein Beispiel von Edelmuth und Mäßigung zu geben! Laß uns diesen schmerzhaften Auftritt vergessen! Ach, ich hoffte, Onkel Janne's Anwesenheit sollte viel Gutes wirken!"

„Das hat sie ja auch: ist dies nicht der erste bittere Augenblick in der ganzen Woche?"

„Ach, selbst in diesen Ausdrücken liegt der schreckliche Beweis von der Kälte Deines Herzens? Wie kalt ist nicht Deine Umarmung! O Edith! möchtest Du nie in Deinem Leben als Mutter leiden, was Du mich jetzt leiden lässest!"

„Um Gottes willen, nichts von dieser Zeit!" bat Edith mit bebender Heftigkeit, und augenblicklich lag sie zu den Füßen ihrer Mutter, „mache nicht meine Tochter, wenn Gott mir dereinst eine solche schenkt, meiner Fehler theilhaftig! Zerstöre nicht das Paradies meiner Zukunft, wenn es vielleicht einst so aufblühen sollte, wie ich es in meinem Herzen trage! Ach, vergieb mir, Mutter! ich bin fehlerhaft, ich bin ungehorsam, ich bin ungerecht, o ja, ich weiß es, ich bin keine gute Tochter! Doch, so weit es in meinen Kräften steht, will ich es versuchen, besser, gehorsamer, verträglicher zu sein!"

Entzückt, glücklich, wie die Hofräthin es seit langer Zeit nicht gewesen war, doch nicht im Stande, den Umfang der Rührung zu fassen, welche die Tochter so demüthig zu ihren Füßen geworfen hatte, genoß sie nur ihres Werkes. Da aber starke Gemüthsbewegungen nicht zu den Schwächen dieser Frau gehörten, so faßte sie sich auch bald wieder, und ihre ersten Worte waren folgende:

„Jetzt entsagst Du also der Gevatterschaft in der Kirche?"

„Befiehl mir, was Du willst; nur das nicht!"

Edith's Blick ruhte bei diesen Worten mit einem so liebe-

vollen, so überredenden Ausdruck auf der Mutter, daß diese nur schwach folgenden Einwand hervorstammeln konnte:

„Das wird allzu lächerlich aussehen, wenn Du, selbst noch beinahe ein Kind, ein anderes Kind zur Taufe trägst. Das thun nur verheirathete Frauen."

„Ich will in der besten Bedeutung des Wortes die Pathin des Kindes sein, und da muß ich es ja selbst zur Taufe tragen!"

„Und Dich als ein kleines Wunderding unter die Bauersfrauen und die Bauern stellen! Glaube mir, liebe Edith, daß mich bei dieser Sache etwas so Dummes, wie Hochmuth, nicht beherrscht; nein, nein, wir sind Alle gleich vor Gott in seinem Hause! Aber die ganze Umgegend wird über diese Geschichte plaudern und ihr alle möglichen Farben geben; Du wirst nicht nach Deinen Gefühlen beurtheilt werden; diese sind edel, auch nicht nach Deinen Gesinnungen, diese sind rein; sondern man wird sagen, daß Du die ganze Scene angeordnet hast, um Aufsehen zu erregen, Dich originell zu machen und zu zeigen, daß Du im Stande bist, Gebräuchen und Formen zu trotzen. Und das Alles, meine liebe Edith, ist eben nicht das Vortheilhafteste, was man von einem jungen Mädchen sagen kann."

„Ich lasse die ganze Gegend sagen, was sie will, und danke Gott, wenn es nur nicht ärger wird!"

„Aber, liebes Kind, sogar Herr Helmer hatte Takt genug, um das Unpassende in dieser Sache einzusehen. Er schlug es dem Swen ab, Gevatter zu sein, das heißt Dir gegenüber zu stehen. Es war sehr gut von ihm, daß er nicht gleichsam an Deinem Einfalle Antheil nehmen wollte."

„Herr Helmer," entgegnete Edith mit unverschleierter Verachtung, „ist nicht der Mann, welcher auf meine Handlungen Einfluß haben kann. Und ich hoffe, er wird auch nicht die Kühnheit gehabt haben, an dergleichen zu denken!"

„Nun so hat der Graf B. um so mehr Recht, sich über Dein

Betragen zu wundern. Du schlugst es vor einigen Wochen aus, bei seinem Sohne Gevatter zu stehen."

„Ebensowohl würde ich es dem Baron G. abschlagen, wenn auch er — was wohl noch geschehen kann — mich dazu einladet. Ich stehe nur bei armen Kindern Gevatter, und auch dieses nur in seltenen Fällen. Doch, gute Mutter, laß uns endigen und in der wohlthuenden Gemüthsstimmung, welche jetzt zwischen uns stattfindet, von einander scheiden!"

„Wohl, wenn auch ungerne, gebe ich meine Zustimmung, überzeugt, daß Du ein anderes Mal, da wir vielleicht wieder verschiedener Meinung sein können, mir diese Nachgiebigkeit zu Gute rechnen wirst."

Edith antwortete nur mit einem feinen Lächeln. Darauf küßte sie ihrer Mutter die Hand und wünschte ihr eine gute Nacht.

Am darauf folgenden Sonntagsvormittage war es für Diejenigen, welche sich vor dem Anfange der Predigt in der Kirche befanden — und das war beinahe die ganze Gemeinde — ein rührender, wenn auch vielfältig getadelter Anblick, die junge Edith in dem luftigen weißen Kleide mit einem himmlisch strahlenden Ausdrucke auf ihrer Stirn, mit dem Kinde in ihren Armen, begleitet von einer langen Reihe Bauern und Bauersfrauen, durch die Kirche schreiten zu sehen.

Während der ganzen Handlung hatte Edith's engelschönes Antlitz — von welchem jener launenhafte Wechsel verschwunden zu sein schien — diesen Ausdruck, welchen wir (mit dem Bedürfnisse, der Schönheit des Geistes als der höchsten zu huldigen) überirdisch zu nennen pflegen; eine erhabene Würde lag in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Haltung und Stellung: nicht das Mindeste von der Verschämtheit und Blödigkeit eines jungen Mädchens, die Zielscheibe so vieler Blicke und Anmerkungen zu sein, war bei ihr

zu spüren. Es war eine jungfräuliche Mutter, welche Alles vergessen zu haben schien, was um sie her vorging.

Gegen das Ende der Ceremonie fiel aber ihr Blick auf die Sacristei, und jetzt mußte irgend ein irdischer Eindruck auf ihre Sinne eingewirkt haben, denn ein höherer Purpur flammte auf ihren Wangen, während ihr Blick noch einmal nach dieser Richtung hinglitt, um hernach ohne Unterlaß auf dem Kinde zu ruhen.

In der halboffenen Thüre der Sacristei stand Helmer an den Thürpfosten gelehnt in einer Stellung, welche den ganzen Adel und Weichheit seiner Gestalt zeigte. Der gewöhnliche ruhige und gleichmäßige Ernst seines Gesichtes schien heute einer — man möchte sagen — schwärmerischen Begeisterung Platz gemacht zu haben. Warm und seelenvoll, fast andächtig, ruhte sein Auge auf Edith, und da sie aufsah, trafen sich ihre Blicke, ohne daß der seinige sich veränderte oder senkte. Erst als sie sich zum zweiten Male begegneten, da sank auch sein Auge, als gäbe es nach vor dem Zwange des geheimen Befehles in dem' ihrigen.

„Mamsell Octavie!“ flüsterte Olga, indem sie ihre Lehrerin leise an dem Aermel zupfte, „sieh nur Herrn Helmer! sieh . . .“

„St! Olga, es schickt sich nicht, in der Kirche an etwas Anderes zu denken, als an Gott!“

„Daß Herr Helmer das nicht zu thun scheint, das wollte ich eben bedauern . . . Doch wie steht's, Octavie? — Ach, süße Octavie, Du befindest Dich gewiß nicht wohl!“

„Ich? Olga, wie Du schwatzest! . . . Doch sieh, nun ist die Taufe vorbei — Hast Du das Lied schon aufgeschlagen?“

Dreizehntes Kapitel.

Hinter den Coulissen.

„Nein, Murre, Du bist ein glücklicher Fisch, Du! Du weißt wenig davon, Murre, was es heißt, ein Herz zu haben, und noch dazu ein Herz, welches durch- und durchgeschossen ist. Doch ich, ich habe die Traurigkeit auf der grauen und auf der schwarzen Seite kennen gelernt. Erst war sie grau, da ich anfing, den Verdacht auf Lotta zu werfen, daß sie vielleicht dennoch an dem langen Kutscher Wohlgefallen gefunden hätte, schwarz wie Ruß aber wurde sie, als ich gestern um diese Zeit es ganz genau zu sehen bekam. Sie ging gewiß nicht um Nichts und wieder Nichts in den Stall, oder was meinst Du, meine Murre? — Nein, nein, das hörte man wohl den Worten an, die ich auffing!“

Durch diesen klagenden Erguß vor Murre, seinem einzigen Vertrauten in Liebesangelegenheiten, erleichterte Primus sein Herz, indem er mit dem treuen Freunde an seiner Seite in einem kurzen Trabe den Weg zwischen Dagby und Glanberg zurücklegte, an welchem letzteren Orte Lotta eben heute bei ihrer Schwester, die dort in Dienst war, einen Besuch abstattete.

Es war wohl eine offenbare Schwäche in dem Charakter des Primus, daß er sich noch weiter um diejenige bemühte, welche zufolge des Gespräches, das er selbst gehört, ihn nur als ihre Spielpuppe betrachtet hatte. Wie man jedoch weiß, hat die Liebe ihre Schwächen, und Primus wollte sich den herrlichen Genuß bereiten, der ehemaligen geliebten Lotta zu sagen, wie sehr er sie verachtete, und wie weit entfernt sie von seinem Herzen wäre, „woselbst sie übrigens noch nie gewesen wäre, obgleich sie aus weiblicher Eitelkeit und fuchsschwänzelnder Weiberlist sich und Andern hätte weismachen wollen, daß jede Mannsperson den Verstand verlöre, wenn sie nur die Augen auf ihn würfe.“

Als Primus mit solchen Gedanken in seinem Kopfe von der Landstraße in das zu Glanberg gehörende Gebüsch gekommen war, jedoch auf dem Fußsteige, welcher nach dem Hofe führte, Lotta noch nicht sah, so beschloß er, zu desto größerem Effekt bei seinem unvermutheten Auftreten, sich in dem Gebüsche zu verstecken. Dadurch wäre ihr auch die Möglichkeit benommen, eine unschuldige Miene anzunehmen, ehe er gerade vor ihr stände und ihr anzeigte, daß mit ihm nicht zu spielen wäre.

Gesagt, gethan.

Die kleine Affengestalt des Primus verschwand unter den Büschen, und Murre, der schon früher mit bei Liebesabenteuern gewesen war, bewies einen Anstand und eine Zurückhaltung, die ihn seinem Herrn doppelt theuer machten. Er hatte sogar das Feingefühl, daß er sich bequem zusammenkauerte und entschlief.

Etwa eine halbe Stunde war verflossen, als der kleine Liebhaber — dessen Wache an dem Abende jenes Sonntages stattfand, da wir Zeugen des Tauffestes in der Kirche gewesen — die Schritte eines Gehenden vernahm; doch zu seinem größten Aerger bemerkte, daß diejenige Person, welche ging, nicht auf dem Fußsteige ankam, sondern auf einem von denjenigen, welche nur in dem schönen jungen Walde umherführten. Bald merkte er auch, daß es nicht bloß die Schritte einer Person waren, nein, leider waren es zwei, und die Stimmen, welche sich jetzt vernehmen ließen, ertheilten ihm ebenfalls die Versicherung, daß Lotta nicht mit dabei war.

„Wer kann das sein?" dachte Primus, welcher, so oft er mit seinen eigenen Angelegenheiten nichts zu thun hatte, auch gar nichts dagegen einzuwenden wußte, wenn er sich mit den Geheimnissen Anderer zerstreuen konnte; „eine Mannsperson und, so wahr der Tag licht ist, eine Weibsperson mit einer Stimme so fein wie eine Nachtigall ... Ich muß nachsehen!"

Mit diesen Worten glitt Primus leicht wie eine Katze weiter vorwärts in dem Gebüsch und legte sich so, daß er, ohne selbst gesehen zu werden, die Kommenden sehr gut beobachten konnte.

Es war Helmer mit der jungen Wittwe.

„Sieh, das war schön! sie wollten mir einen lustigen Augenblick bereiten!" flüsterte Primus, indem er seine klugen Augen um die kleine Erhöhung spielen ließ, auf welcher Hortense mit einem leisen: „Ach, verzeihen Sie, ich muß ein wenig ruhen!" schnell Platz nahm und durch einen Blick ihren Begleiter einlud, den Ruhesopha mit ihr zu theilen.

So zudringlich war aber Helmer nicht, sondern er setzte sich in das Gras einige Schritte entfernt von seiner schönen Wirthin, welche ihn in den jungen Wald geführt hatte, um seinen Rath über die Veränderungen, die sie dort vornehmen wollte, zu hören, so wie sie auch schon früher in Betreff der Verpachtung eines kleinen Gehöftes, das von dem Gute getrennt werden konnte, seinen Rath nöthig gehabt hatte.

„Wie verzweifelt sieht sie aus!" dachte Primus, indem er mit wundernder Aufmerksamkeit das unaufhörliche Wedeln mit dem auf die Seite herabgespannten Sonnenschirm betrachtete, welcher Sonnenschirm, klein, rosenroth und gefallsüchtig wie Hortense selbst, sich äußerst nett in ihrer kleinen Hand ausnahm, von welcher sie wegen der beschwerlichen Wärme den Handschuh abgezogen hatte.

„Doch sieh den Bruksverwalter!" setzte Primus seine Beobachtungen weiter fort; „er hat wahrlich die große Kirchenmiene angenommen! Das ist ein verdammt hübscher Kerl, und wäre ich in seinen Kleidern, so . . . das ist doch die Katze, wie sie sich fächelt; gewiß geht von der Fächerrose bald der Stängel ab, und dennoch wird sie immer röther und röther! Ich wette, man kann bald einen kleinen passablen Weizenkuchen auf jeder Wange braten. Ich möchte wohl wissen, ob hier Eulen im Moose sind — hm, ich entsinne mich, gehört zu haben, daß es nicht so ganz ohne sein soll! — Doch st! nun hustet sie — jetzt gibt's Schnack! Lotta ist nicht zu sehen auf dem andern Steige, also kann ich mich einen Augenblick belustigen, wo ich bin! . . ."

„Also, Sie rathen mir nicht, Herr Helmer, meine Pläne mit

diesem schönen Walde auszuführen? Ach, eine arme Frau wie ich, kann sich nicht so leicht in diese ökonomischen Einzelnheiten und Geschäfte hineindenken?“

„Diese Sache ist doch sehr einfach. Das Gut hat keinen Ueberfluß an Wald — dieser aber, gnädige Frau, welchen Sie in einen Park zu verwandeln gedachten, wird, wenn er in Ruhe wachsen kann, künftig den Werth Ihres Gutes bedeutend erhöhen.“

„Ihre Meinung reicht hin, mich zu bestimmen. Ich werde meinen schönen Wald nicht anrühren.“

„Meine Meinung wird jeder Landmann theilen . . . Jeder von Ihren eigenen Häuslern, den Sie gefragt hätten, würde sich ebenso geäußert haben.“

„Das ist möglich, ja sehr wahrscheinlich; aber ich stelle mir vor, daß ich als Herrin von meinen Untergebenen niemals einen Rath begehren darf.“

„In Angelegenheiten, welche die äußere Landwirthschaft betreffen, sehe ich gar kein Hinderniß. Diese Herablassung — wenn man so sagen darf — würde die Leute freuen und aufmuntern. Ueberdies, gnädige Frau, ist es ja natürlich, daß diese Leute solche Dinge gründlich verstehen, die Ihnen so vielen Kummer verursachen.“

„Ja, schrecklichen Kummer!“

„Ja, ja,“ meinte der schlaue Primus bei Seite — „Du Arme siehst auch wirklich sehr bekümmert aus!“

„Ach,“ fuhr Hortense fort, „eine Wittwe hat tausende von Schwierigkeiten vor sich; man weiß nicht, ob man nicht so betrogen wird, daß zuletzt gar Nichts mehr übrig ist. Dies ist auch dasjenige, was mein seliger Mann immer fürchtete — ach, wie er mich liebte, und ich ihn schätzte, obgleich er zwanzig Jahre älter war als ich! — Armes Kind, sagte er, wie wirst Du allein fertig werden mit Statthaltern, Köthnern, Knechten und allem Gewirre!“

Hortense schwieg, ihre thränenden Augen aber spielten um so lebhafter die Rolle der Madonna, während die tiefen Seufzer

den weißen Mousselin hoben, der ihre Schultern und ihren Hals umhüllte.

„Der Statthalter zu Glanberg," meinte Helmer, „ist gleichwohl allgemein geachtet wegen seiner Tüchtigkeit und Ehrlichkeit. Ich hoffe, seine Handlungen werden seinen Ruf nicht widerlegen?"

„Behüte, nein, so viel ich weiß, nicht — doch was kann ich wissen? ... Was meinen Sie, Herr Helmer? wäre es für mich wohl nicht das Allerbeste, wenn ich ganz Glanberg verpachtete? Ach, wenn ich einen geschickten und zuverlässigen Mann fände, der es übernehmen wollte, so wäre ich aus aller Verlegenheit!"

„Wenn die gnädige Frau sich dazu entschließen wollten, so würde es gewiß nicht an Spekulanten fehlen, und ich muß gestehen, daß dieses sehr klug wäre — besonders da man hoffen könnte, daß die Pachtbedingungen vortheilhaft würden."

„Ach, Herr Helmer, ich will nicht unbillig sein, nein, auf keine Weise; wer das Gut nähme, der leistete mir einen wirklichen Dienst, besonders ..."

„Besonders wenn er Dich mit in den Kauf nähme," flickte Primus ein, „denn ebenso gewiß, wie mein Herz wegen der undankbaren Lotta entzweigesprungen ist, ebenso gewiß fliegt Deines, meine kleine, hübsche junge Frau, dem Bruksverwalter zu! Er aber sollte sich schämen, daß er da sitzt wie ein Klotz und ein Stein und nicht begreifen will, daß ihm der Wind gerade in's Gesicht weht."

„Besonders?" fragte Helmer mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit.

„Ich meinte nur," sagte Hortense mit einer hohen, verrätherischen Röthe, „daß ich es am liebsten sehen würde, wenn die Pachtung auch zum Nutzen desjenigen sein könnte, der dieselbe übernehmen wollte."

„Diese Gesinnung ist sehr ehrenwerth," sagte der junge Bruksverwalter mit unverkennbarer Artigkeit; „und da die gnädige Frau mir die Ehre erzeigt haben, meinen Rath einholen zu wollen, so will ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen einen Mann vorzuschla-

gen, welcher nicht allein mit Freuden und Dankbarkeit auf jede billige Bedingung eingehen, sondern sich auch dadurch im höchsten Grade glücklich fühlen würde."

„Ach, Herr Helmer, was Sie sagen! Wenn es einen solchen gibt, so ...."

„Einen solchen gibt es, meine gnädige Frau, einen Mann, der in diesem Augenblicke mit seiner Stellung unzufrieden ist und keinen höheren Wunsch hat, als in eine eigene Thätigkeit treten zu können."

„Wetter!" — Primus spannte seine Ohren noch schärfer an — „ich glaube, er beißt am Ende doch noch an! Der letzte Nagel zog. Sonst meine ich, wer so gut wie Herr auf Dagby ist, der braucht eben nicht über Unzufriedenheit zu klagen."

„Gut, Herr Helmer!" — Hortense's Blick senkte sich zur Erde, und konnte sich von dort nicht wieder losreißen — „wenn Sie für diesen Mann gut sagen, so ... ist er schon ... schon angenommen."

„Nein, das hieße meinem geringen Urtheile allzu sehr vertrauen. Glücklicher Weise kennen die gnädige Frau den Charakter dieses Mannes selbst ein wenig — und was übrigens eine Empfehlung betrifft, so glaube ich kaum, daß ...."

„Nicht weiter, Herr Helmer!" fiel Hortense mit einem Lächeln voll kaum zurückgehaltenem Entzücken ein. „Sollte ich noch länger zweifeln können? Nennen Sie ihn nur!"

„Er ist der alte Ehrenmann, der Kapitän Törnlund, welcher jetzt die Inspektion auf dem kleinen Grönbo hat."

„Kap .... Kap .... Kapitän Törnlund? Der alte Kapitän Törnlund?"

Jetzt suchten Hortense's Augen Helmer, um sich zu überzeugen, daß er nicht scherze. Aber in diesen Augen lag nichts Anderes, als ein ruhiger und herzlicher Ernst.

„Gott tröste uns!" lächelte Primus, „welch ein garstiger Stoß, und noch dazu gerade in die Herzgrube! Mir ist bange, sie fällt

um vor lauter Verdruß und Schrecken. Aber in Jesu Namen, was ist er für ein Kerl, der das Glück nicht annimmt, da es ihm gerade in die Arme läuft? O, wer doch auch ein so glücklicher Käse wäre!"

Primus strich sich mit dem Rockärmel über den Mund, und fühlte sich so interessirt von dem kleinen Drama, welches er vor Augen hatte, daß er seine eigenen Angelegenheiten total vergaß; darum trippelte denn auch Jungfer Lotta ganz ungehindert vorbei auf dem andern Fußsteige und traf nicht weit davon „ihren Herzensschatz," mit welchem sie Arm in Arm nach Hause spazierte.

Welch ein Glück für Primus, daß er diesen Zwischenakt nicht sah: er hätte sonst gewiß in seiner billigen Aufwallung mit dem langen Nebenbuhler Streit gesucht und wäre von seiner gewaltigen Faust ohne Zweifel gleich einer Fliege zerquetscht worden, sofern nämlich der große Mann nicht lieber dem kleinen die noch größere Verachtung gezeigt und ihm einen Nasenstüber gegeben hätte, um ihn wegzuscheuchen, wie man es wohl auch mit nasenweisen Fliegen macht.

„Kapitän Törnlund?" wiederholte Hortense noch einmal mit einem tiefen und langen Athemzuge.

„Ja, gnädige Frau! Haben Sie etwas gegen ihn? Er hat auf jeden Fall große und gründliche Kenntnisse von der Landwirthschaft."

„Ich kann gewiß Nichts gegen ihn haben, außer, daß ich fürchte, es möchte nicht sehr angenehm werden, eine so zahlreiche Familie um sich zu haben — ich glaube, sie haben ein Dutzend unartige Jungen. Ueberdies ist die ganze Sache von allzu großer Wichtigkeit, als daß man sich ohne eine längere Ueberlegung entschließen kann. Also mag sie ruhen, bis ich mich näher darüber besonnen habe .... doch es ist wohl Zeit ..."

Die Fortsetzung blieb aus, die Handlung aber vollendete den Satz: unsere junge gnädige Frau stand auf und einige Sekunden später war sie mit ihrem Gaste auf dem Wege nach Glanberg.

„Adieu, Adieu! Danke für gute Unterhaltung und angenehme Gesellschaft!“ nickte Primus, indem er selbst zu seinem ersten Ausguckposten zurückeilte. Hier aber lag er über eine Stunde — keine Lotta erschien.

„Sollte sie wohl vorbei gegangen sein, während ich ... alle kleinen Teufel, das wäre ein Unglück! In meinem Leben bekomme ich keine so gute Gelegenheit mehr, der Elenden, dem Kranich, der schwarzhaarigen Feuerzange, die mir das Herz abgekniffen hat, zu sagen, wie sehr ich sie bis in den bleichen Tod hinein verachte, wie ich auf den langen Kutscher spucke, und wie ich gegen Beide so mache!“

Primus erlaubte sich bei diesen Worten seine Nase mit beiden ausgestreckten Händen zu verlängern. Nachdem er sich darauf noch ein Dutzend Haare ausgerissen, die Ellenbogen an den herabgefallenen Zweigen des jungen Waldes gestoßen — höher hinauf reichte er nicht — und endlich einen ernsthaften Kampf mit Murre bestanden hatte, welchen er zu dergleichen Kämpfen immer durch Kneipen, Stoßen und allen möglichen Chikanen reizte, kurz: nachdem Primus auf seine eigenthümliche Weise Werther's Rolle zu Ende gespielt hatte, fühlte er, daß ein vergleichungsweise ruhigerer Zustand in sein Wesen einging. Jetzt streichelte er seinen Murre, zum Zeichen, daß die Berserkerwuth nun von ihm gewichen war, und setzte darauf die kleinen Beine wieder in Gang, that sich aber selbst das Gelübde, nicht eher mit seinen beiden Augen zu schlafen, als bis er sich auf eine glänzende Weise an seinem Gegner gerächt hätte.

Als er in den Park von Dagby gekommen, war er noch nicht weit gegangen, so hatte er, dessen kleine Hahnenschritte in der Ferne nie zu hören waren — einen neuen Anblick.

„Was in Gottes Namen ficht die an? Sollte sie Magenkrämpfe haben?“ sagte Primus zu sich selbst, indem er, von den laubreichen Bäumen versteckt, zusah, wie Mamsell Octavie — die natürlicher Weise allein zu sein glaubte — auf der Erde saß und

sich bald rechts, bald links warf, unter einem unaufhörlichen Gelächter, das wirklich etwas krampfhaftes an sich hatte:

„Ha, ha, ha! vortrefflich, göttlich! sie sehen selbst nichts, auch die Andern nicht; doch wartet, wartet! Ihr sollt schon sehen, wenn ich die Lichter anzünde! Und ich werde, ja ich werde — ha, ha, ha — ich werde sie anzünden! Wenn eine so unbedeutende Person, wie ich, nicht selbst leuchten kann, so ist es wohl nicht zu viel verlangt, wenn ich Euch die Lichter zum Schauspiel putzen darf... Und die Gans dort auch, und die Küchlein hier zu Hause, vier Stück, ha, ha, ha, so toll und besessen!"

„Die ist nun wohl ganz verrückt, oder auch hat sie die Cholera bekommen!" murmelte Primus bei sich selbst. „Sie sieht wirklich aus, wie des Teufels Tochter! Hier ist's am besten, sich zu trollen — sie erschreckt mich!"

Etwas weiter hin brachte ein neuer Anblick den Primus auf die Vermuthung, daß der Wald an den Sonntagsnachmittagen voll wunderbarer Dinge sein müßte, und daß er selbst ein sogenanntes Sonntagskind wäre, weil sich ihm Alles offenbare.

Was sah er aber wohl jetzt?

Gewiß etwas sehr Schönes, denn sein Gesicht nahm einen Farbenton von verschämter Ehrfurcht, seine Stellung den Ausdruck einer unverkennbaren demüthigen und herzlichen Ergebenheit an.

„Ach, Herr Gott!" stammelte er, „daß unser Herr auch für sie Traurigkeit geschaffen hat, obgleich sie so schön, so reich, so vornehm und in der Welt so ausposaunt ist!"

Primus widmete seine Theilnahme der jungen Edith, welche, auf der elastischen Grasmatte liegend, sich an einen großen Kastanienbaum lehnte, der sie in seinen tiefen Schatten hüllte.

Sie weinte, ohne vielleicht selbst etwas davon zu wissen, denn die Thränen rollten leise herab, eine nach der andern; doch keine Bewegung der im Schooße liegenden Hand verrieth eine Absicht, dieselben hinweg zu wischen.

„Wenn mein Herr das sähe," überlegte Primus, „so will ich

mich hängen lassen, wenn er nicht hinginge und sie zu trösten suchte. Nun, mein Herr und ich, sind wir nicht ein Leib und eine Seele? Ich will ihr kein Wort sagen — nein, behüte Gott, Respekt muß sein! — aber ich will dicht an ihr vorbeigehen; wenn sie mich sieht, so sagt sie vielleicht etwas, und dann will ich schnell das Eine und das Andere daran knüpfen."

Dem Beschlusse folgte die That.

Primus ging schräge über den Weg und kam dem jungen Fräulein bald so nahe, daß sie plötzlich zusammenfuhr und aufblickte.

Aber eben so schnell, wie der Blitz durch die Luft fährt, fuhr auch ihr Schnupftuch über die Wangen und verwischte die sämmtlichen Spuren der eben gefallenen Thränen. Darauf sagte sie freundlich zu dem „Däumlinge," der anständig den Hut abnahm und sich zierlich verbeugte:

„Bist Du an diesem schönen Abende auch draußen, Primus? Ich sitze hier und sehe die Sonne an, wie prächtig sie untergeht."

„Ja, Fräulein, ich will meinen, das ist ein herrlicher Anblick! Die Sonne ist doch das Schönste von Allem, was unser Herrgott geschaffen hat. Gegen sie will ich für den Mond und die Sterne nicht zwei Pfennige geben. Sie können für sich auch wohl gut sein, das versteht sich, und an einem spukdunkeln Abende heiße ich sie immer in aller Demuth willkommen. Doch sie haben keine Wärme und Freude in sich, wie die Sonne."

„Und Wärme und Freude hast Du gern, Primus?"

„Wer hat die nicht gern, gnädiges Fräulein! Doch das ist wahr, ich sah ja vor einem Augenblicke, daß nicht Alle die Wärme lieben" — und bei diesen Worten nahm Primus eine wichtige und altkluge Miene an, welche sich etwa so übersetzen ließ:

„Gib mir nur die geringste Aufmunterung, so will ich etwas erzählen, das Geld, oder besser, ein freundliches Lächeln werth ist!"

Um unserem Primus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß er von allen Dingen, die er auffing — und ihrer waren viele, denn wo konnte man nicht Primus finden! —

nicht die Hälfte in Umlauf setzte. Aber er sah es gerne, wenn er sich wichtig machen konnte, wo er gefragt wurde, und immer als derjenige gelten konnte, welcher die ganze innere Geschichte von Dagby eben so gut wußte, wie sein Vater-Unser. Genau gerechnet waren aber nur sein Herr und Murre seine wirklichen Vertrauten, denn in seinem nicht unbedeutenden Hochmuthe meinte Primus allzu hoch über den andern Bedienten zu stehen. Ja er hielt sich immer für etwas ganz Besonderes und hatte gar nichts dagegen, wenn die Kinder ihn „Herr" Primus nannten.

Um nun aber zu den vertraulichen Mittheilungen zurückzukehren, so verhielt es sich dießmal damit auf die Art, daß er augenblicklich die Versuchung fühlte, zu Gunsten des Fräuleins Edith eine Ausnahme zu machen. Er wollte das gute, liebe Fräulein so gern erheitern, und er hatte einen so angeborenen Instinkt, eine so richtige Auffassungsgabe, daß er es an seinen fünf Fingern wußte, daß Damen immer mit Aufmerksamkeit und Interesse von ihren gegenseitigen Niederlagen hören.

„Nun, was hast Du denn gesehen, Du Schwätzer? — woher kommst Du?"

„O, Fräulein, ich war zufällig — denn es ist so angenehm, am Sonntagsnachmittage spazieren zu gehen — auf dem Wege nach Glanberg."

„Nach Glanberg?"

Es sah zwar aus, als wäre das Fräulein im Begriff zu gähnen, doch die Bewegung, welche das Mienenspiel in ihrem Gesichte veränderte, wollte nicht recht mit dem Gähnen zusammenpassen.

„Ja wohl, gnädiges Fräulein! Und im Gebüsche, wo ich in aller Ruhe mit Murre Versteck spielte, sah und hörte ich .... etwas Wunderbares ... ein ganzes Abenteuer."

„Ein ganzes Abenteuer?"

„Ja, mit Anfang, Mitte und Schluß am Ende — doch, gnädiges Fräulein, Sie haben wohl die Güte und erzählen es nicht

weiter, denn ich bin nicht Derjenige, welcher es will, daß die kleine feine, gnädige Frau um meinetwillen zum Gelächter in der ganzen Gegend wird, auch will ich dem Bruksverwalter nicht in die Hände gerathen, wenn er bei ernster Laune sein sollte, denn sie sagen, daß er dann nicht mit sich spielen läßt."

Es dauerte einige Augenblicke, ehe Edith, welche von einem kühlen Abendhauche berührt worden war, es vermochte, das Zittern zu besiegen, welches derselbe in ihrem Blute hinterlassen hatte.

Mit kurzer Stimme antwortete sie endlich: „Schweige nur, lieber Primus! Ich bin nicht im Geringsten neugierig auf Dein Abenteuer im Gebüsch!"

„Aber, gnädiges Fräulein! Sie könnten ein wenig lachen, und es thut so wohl, wenn man nicht bei frischem Muthe ist."

„Lachen? — also war Dein Abenteuer lustig und gehörte nicht zu der rührenden Art? Diese mag ich nicht!"

„Ich glaube gewiß, gnädiges Fräulein, es war — wenn ich mich nicht täusche — die Absicht, es noch weit rührender zu machen, als die Geschichte von der schönen Melusina und von dem Zauberschwan, was aber so sicher ist, wie Banco, das ist, es wurde aus dem Ganzen weiter nichts, als eine kleine Munterkeit."

„So laß denn hören!"

Ein Sonnenblick, der eben jetzt den kalten Abendhauch ablöste, verbreitete eine angenehme Wärme über Edith's Glieder.

Sie zitterte nicht länger.

„Sehen Sie, Fräulein, es war so: die kleine gnädige Frau auf Glanberg — eine wirklich kleine Elfe von Frau — kam an der Seite des Bruksverwalters durch den Wald getrippelt; da sie aber vielleicht müde geworden war, so setzte sie sich auf eine kleine Anhöhe."

„Und er neben sie?"

„Nein doch, gnädiges Fräulein! Er setzte sich auf die Erde, und das ungefähr so weit von ihr ab, wie Murre jetzt von mir ist. Und nicht im Geringsten freundlicher, als Murre ist, wenn

er mit des Probstes kleiner Dido in Gesellschaft kommt — und diese hegt gewiß eine kleine Küsterliebe zu Murre — sah Herr Helmer aus, als er sich dort setzte."

„Herr Primus, jetzt wirst Du wirklich naseweis!"

„Naseweis, Fräulein? sagte Primus laut — zu sich selbst aber sagte er: „Aha! das ist schon ein anderer Ton — ich wußte wohl, daß sie Geschmack an der Geschichte finden würde — die Frauenzimmer!"

„Gewiß ist es naseweis, daß Du so spionirst!"

„Ich spionire niemals, gnädiges Fräulein!" sagte Primus mit verletzter Würde — ich höre nur — und sehe."

„Gut; ich darf wohl nicht allzu streng sein! Du sahst also . . . ."

„Daß die junge Frau sich mit der kleinen Fächerrose, die sie in der Faust hatte, ganz fürchterlich fächelte — gerade so!" Und Primus ergriff einen Zweig, so groß wie er selbst, und er fing an sich zu spreizen, die Augen zu verdrehen und sich Kühlung zuzuwehen, und zwar mit einem Talente, daß Edith ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Du bist ein wahrer Schauspieler, Primus!"

„Ich bin ja auch mit Komödianten gereist, Fräulein! Ich möchte nur wünschen, Sie hätten mich gesehen, wenn ich in der großen Husarenuniform auf Pan's Rücken ritt! Das war Ihnen ein Hund, accurat wie ein Löwe! Und wie regierte ich ihn! Ja, ja, ich brauche nicht zu prahlen; es gibt wohl noch Leute, die es gesehen haben, und wie man die Hände zusammenschlug und schrie: „Es lebe der Däumling! Es lebe der große Husar und der starke Pan!" Das war eine schöne Zeit, Fräulein!"

Gerührt durch die Erinnerung an seine eigenen Triumphe, wischte Primus eine Thräne ab, die gleichwohl nur um des Effektes willen dahin gekommen war — denn Primus war gewiß nicht so dumm, daß er nicht auf sein jetziges Leben größeren Werth hätte setzen sollen, ja, wenn er an die schreckliche Zwischenzeit dachte,

die er zu Hause zugebracht hatte, in der Gesellschaft des bösen Bruders, der die Rolle des Gebieters auf eine ganz andere Weise spielte, als der Onkel Janne, so erhielt sein jetziges Leben ein doppelt schöneres Licht.

„Ich sehe Dich, so oft ich will, in Deiner Husarenuniform vor meinen Augen, Primus, und begreife sehr wohl, wie vortrefflich Du den Löwen Pan regiert haben wirst! . . . Doch mit dem Allem kommst Du ja von der Geschichte ab!“

„Sehr wahr, gnädiges Fräulein; ich will sie also sehr fein wieder zusammenknüpfen. Ich blieb stehen bei dem Fächeln, das mir so unbeschreiblich schön vorkam; doch der Bruksverwalter muß wohl nicht meinen Geschmack gehabt haben, denn er saß da so steif, als ob ihm ein Centnergewicht am Nacken hinge. Da fing sie an von Diesem und Jenem zu reden, und wie schwer eine arme Wittwe es hätte, einem Gute vorzustehen, und dabei seufzte sie so tief und blickte mit so schönen Augen auf, daß sie einen Stein hätte rühren können. Doch das war Alles einerlei: er antwortete so höflich und geziert, daß ich — denn ich habe ein mitleidiges Herz — große Lust gehabt hätte, ihn recht tüchtig durchzuzausen.“

„War es denn nicht recht, daß er höflich war?“ fragte Edith, sichtlich unterhalten.

„Ich stehe dafür, Fräulein, daß die gnädige Frau es lieber gesehen haben würde, wenn er die Höflichkeit der Herzlichkeit nachgesetzt hätte. Nun aber war es einmal so, und darum gab sie es ihm auf eine gute Art zu verstehen, sie hätte die Absicht, ganz Glanberg zu verpachten, soferne — da sehe man, ob nicht Weiberlist über Schlangenlist geht! — sofern sie zu dem Nutzen, den sie selbst erhalten könnte, im Stande wäre, zugleich auch einem Andern zu dienen.“

„Nun?“

Bei diesen Worten kam ein wenig Leben in den Verwalter, und er meinte, er kenne einen Mann, von welchem er wüßte, daß er mit seinem jetzigen Platze nicht zufrieden wäre.“

„Bist Du sicher, daß Du nicht unrichtig hörtest? sagte Herr Helmer wirklich so?"

„Ja, Fräulein, so gewiß ich ehrlich sein will, und er sagte noch mehr; er meinte, der Mann würde glücklich und dankbar sein, wenn er ein solches Anerbieten erhielte."

„Also!" dachte Edith, und ein verächtliches Lächeln kräuselte um ihre Lippen, „er versprach Dankbarkeit — ein recht lustiges Abenteuer!"

„Sie haben das Lustige noch gar nicht gehört, Fräulein, aber warten Sie ein wenig! . . . „Ich nehme ihn bestimmt auf Ihr Wort, Herr Helmer," sagte sie, und war in diesem Augenblicke, wie es mir aussah, bereit, den Herrn Helmer selbst anzunehmen. „Wer ist es?" — „Der Ehrenmann, Capitain Törnlund!" antwortete er ebenso ruhig, wie der Schnee, welcher vom Himmel fällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob er jemand naß oder kalt macht!"

„Törnlund?" rief das Fräulein mit einem ganz andern Lächeln aus, als vor einem Augenblicke auf ihren Lippen weilte.

„Gerade so rief sie auch, Fräulein, aber nicht mit Ihrem Tone, sondern accurat so, als wollte sie auf der Stelle umfallen. Ich fühlte es ordentlich in meiner Herzgrube, welche „Revolution" in ihr vorging. Wenigstens dachte ich, sie würde ersticken, die arme kleine Frau, oder umsinken. Aber sie erholte sich und gab dem Verwalter einen Blick — Jesus, welch ein Blick! — der sagte so: Du scherzest wohl nur? Du hast gewiß nicht das Herz, mich so zu behandeln! Doch der Verwalter muß ohne Gewissen geboren sein, denn er sah ihr starr in das Gesicht, ohne nur zu blinzeln oder zu erröthen — ja, er schien die Kunst zu verstehen, ebenso unschuldig zu sein, wie das Kind, das in dieser Nacht geboren ist. Da behauptete denn der Stolz zuletzt sein Recht; denn sie stand auf und sagte ein paar Worte davon, daß es eine zu wichtige Sache wäre, um sie ohne Ueberlegung abzumachen; sie

wollte sich erst besinnen — und damit ging sie, und damit schlage ich einen Knoten in die Geschichte, denn nun ist sie zu Ende."

„Und meine Geduld auch — Du hast mich allzu lange aufgehalten, Mosje Primus!

„Warum haben Sie mich denn nicht weggeschickt, gnädiges Fräulein?" antwortete Primus schlau. Da er jedoch sah, daß er mit dem Fräulein seine Absicht erreicht hatte, so verbeugte er sich, lockte Murre zu sich und eilte im vollen Galopp davon.

Was Edith von dem kleinen Drama im Walde dachte, werden wir vielleicht späterhin erfahren.

Vierzehntes Kapitel.

Eine wichtige Neuigkeit.

„Aber, meine Freunde, wo seid Ihr so lange geblieben, wo habt Ihr Euch aufgehalten?" fragte die Hofräthin, indem sie aus ihren eigenen Zimmern in das tägliche Gesellschaftszimmer trat, woselbst sich jetzt so allmälig Alle versammelt hatten; nur Helmer war noch nicht von Glanberg zurückgekommen.

Alles bei der Hofräthin — von dem ungeduldigen Tone bis auf die kurzen, eilfertigen Bewegungen — deutete auf etwas Wichtiges.

„Meine Entschuldigung," antwortete Onkel Janne, „ist die, daß ich mich verschlafen habe; Primus, der Schelm, sollte mich wecken, aber er hat seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen, und darum mußte ich für mich selbst sorgen."

„Und ich habe meine Kranken besucht," fiel Mamsell Octavie mit einem Ton gezwungener Aufrichtigkeit ein.

„Und ich," rief Olga, indem sie den Arm um dem Hals der

Mutter schlang, „ich habe ein altes Schauspiel, eine Komödie gelesen, die ich in der Polterkammer in einem Kasten fand."

Olga hatte, um ganz ungestört zu sein, wirklich in der sogenannten Polterkammer gesessen; doch das Schauspiel, welches keine Komödie, sondern im Gegentheil eine Tragödie mit den wildesten Effektscenen war, hatte sie nicht im Kasten, sondern in ihrem eigenen Köpfchen gefunden — und, sonderbar genug — auch in Olga's Stück war Glanberg der Schauplatz und ein Theil der Personen eben jene, die Primus in seinem Schauspiele gesehen hatte — und wahrscheinlich hatte auch Mamsell Octavie sich dieselben Figuren bei demjenigen Schauspiele gedacht, für welches sie sich die anspruchslose Rolle einer Lampenputzerin vorbehalten hatte.

„Und Du, liebe Edith?"

„Ich, liebe Mutter, habe im Grünen gelegen und geträumt; um aber nach Deinem Aussehen zu urtheilen, so erhalten wir jetzt ganz gewiß einen gemeinsamen Ausgangspunkt für unsere Gedanken!"

„Ganz gewiß, mein Engel, und ich läugne nicht, daß ich, die ich sonst, wie Ihr alle wißt, die Ruhe selbst bin, mich jetzt sogar ein wenig alterirt fühle."

„Mutter alterirt?"

„Hört! Ein Besuch, von welchem ich noch kein Wort gesagt habe" — die Hofräthin schickte hiebei dem Onkel Janne einen Blick zu, welcher nebst den Worten ihn an das Ende des Morgengespräches im Pavillon erinnerte — „trifft hier so unvermuthet ein, daß ich kaum weiß, wie wir es in der Eile so comfortabel und nett einrichten sollen, wie ich wünsche, daß er es auf Dagby finden möchte."

„Da es ein Herr ist," entgegnete Edith, „so brauchen wir ja nicht verlegen zu sein! Steht nicht jetzt der ganze Cavalierflügel bis auf das Zimmer des Verwalters leer?"

„O ja, das weiß ich wohl; doch mit dem Grafen ist es etwas ganz Eigenes. Ich habe meine Gründe, daß ich ihn nicht in ein

Local bringe, welches, da das Haus oft voller Fremden ist, kein sehr ruhiger oder angenehmer Zufluchtsort sein kann."

„Was für ein Graf, liebe Mutter?" fragte Olga neugierig.

„Graf Hermann von P., mein bestes Kind!"

„Der Name ist ja eine complette Neuigkeit," scherzte Edith; „der Graf kommt wie ein versiegeltes Weihnachtsgeschenk! Nur Schade, daß wir noch mitten im Sommer sind; er bleibt also mehrere Monate lang unerbrochen liegen!"

„Meine gute Edith!" sagte die Hofräthin in einem sanften und mütterlichen, dabei aber auch verweisenden Tone; „scherze womit Du willst, nur nicht hiemit; denn ich will Dir sagen — und ich hoffe, daß Niemand diese Nachricht übersieht — bei dem Gaste, welchen wir jetzt empfangen, ist eine ausgezeichnete Delicatesse erforderlich!"

„Ist diese erforderlich um des Titels willen, Frau Schwägerin?" fragte der Onkel Janne in einem Tone, der seiner eigenen Meinung nach eine gute Portion Salz enthielt; doch — das Salz des Onkels enthielt niemals Bitterkeit.

„O Schwager, Du solltest mich besser kennen! Nein, es gibt wirklich eine andere, eine sehr gültige Ursache. Genug, Graf Hermann muß nicht allein mit Artigkeit behandelt werden — die versteht sich von selbst bei Personen, welche eine gute Erziehung genossen haben — sondern vor allen Dingen mit einer wohlwollenden Sanftmuth und einer feinen Achtung. Ich bürge dafür, daß er es verdienen wird; sollte es sich jedoch so fügen, daß er bisweilen einige Nachsicht bedürfte, nun wohl, so bürge ich ebenfalls, daß Niemand ihm diese versagen wird, sobald Ihr ihn erst kennen gelernt habt."

„Ich ahne beinahe, Ihro Gnaden, daß Sie irgend einen Romanhelden erwarten."

„Beste Mamsell Octavie! Vielleicht könnte mein Held besser als mancher Andere eine solche Rolle übernehmen. Um aber nur bei demjenigen stehen zu bleiben, was hieher gehört, so will ich

sagen, daß er die Zimmer des seligen Vaters bewohnen soll, und daß ich es mit besonderem Vergnügen sehen werde, wenn diejenige unter Euch, die den besten Geschmack hat, die Anordnung übernimmt."

„Aber, gute Mutter," entgegnete Edith mit ahnender Verwunderung, „was soll dieser unbekannte Mensch bei uns? wann hast Du ihn kennen gelernt?"

„Das ist Alles sehr einfach, meine süße Edith! Ihr Alle kennt meine alte Freundschaft mit der Oberstin von Stein. Sie kann in diesem Sommer nicht hieher kommen, bittet mich aber, statt ihrer — oder richtiger: sie hat mich schon vor mehreren Wochen gebeten, die Gastfreundschaft, welche ihr bestimmt war, auf ihren Schwestersohn, den Grafen P., zu übertragen. Er soll ein sehr achtungswürdiger Mann sein; doch da sie selbst ihn erst in den letzten Monaten persönlich kennen gelernt hat, so hat sie auch nie von ihm geredet."

„Das ist aber denn doch sonderbar!" fiel Olga ein.

„Das kann ich gar nicht einsehen -- Verwandte, die wir nicht kennen, die wir, die uns nicht brauchen, sind uns gewöhnlich auch gleichgültig. Die Schwester der Oberstin war in Jemtland verheirathet und starb früh. Der Sohn, von dem jetzt die Rede ist, wurde dort erzogen, ist aber dann mehrere Jahre . . . mehrere Jahre im Ausland gewesen, und erst neulich zurückgekommen. Seine Gesundheit ist, glaube ich, etwas derangirt, und darum wünscht er, anstatt die großen Städte zu suchen, in einer gesunden, schönen und angenehmen Gegend auf dem Lande zu wohnen!"

Wenn es die Absicht der Hofräthin war, eine gewisse Sensation zu erregen, so erreichte sie diesen Zweck vollkommen, besonders da sie gleich darauf fortfuhr:

„Ja, ja, meine Herrschaften, Ihr müßt Euch ja nicht einbilden, daß mein Graf als ein armer „Pensionär" zu betrachten ist; er hat selbst bedeutende Landgüter in Jemtland; aber es gefällt ihm dort nicht, und darum hat er sie verpachtet."

„Und wann kommt denn der liebe Graf, Mutter?“ fragte Olga, die offenbar am meisten interessirt war.

„Morgen.“

„Ist er jung? ist er schön?“

„Ich glaube, er ist in den mittleren Jahren — einige und dreißig Jahre, vielleicht etwas darüber. Ueber sein Aeußeres weiß ich aber weiter nichts, als daß er nach der Aussage der Oberstin interessant aussieht.“

„Aber,“ sagte Edith mit einem fragenden Blick auf den Onkel Janne, der in Gedanken versunken zu sein schien und sich nicht weiter in das Gespräch mischte, „liebe Mutter! warum soll ein Fremdling das Recht erhalten, in Vaters Zimmer zu wohnen?“

„Liebe Edith! diese Sache zu beurtheilen und zu entscheiden, kommt mir allein zu. Späterhin wollen wir weiter darüber reden. Jetzt habe ich Alles gesagt, was ich für nothwendig erachte, und muß sogleich in Betreff der Anordnung der Zimmer meine Befehle ertheilen. Darf ich hernach auf einen Augenblick um Deine Gesellschaft in der Bibliothek bitten, Schwager?“

Was bei dieser zweiten geheimen Berathung zwischen dem Schwager und der Schwägerin vorfiel, braucht hier nicht angeführt zu werden; nur die letzteren, mit großem Nachdruck ausgesprochenen Worte des Onkels wollen wir mittheilen:

„Nicht in meinem, sondern im Namen des seligen Franz ersuche ich Dich, Aurora, wohl zu bedenken, was Du beginnst! Es gibt Dinge, bei denen unsere ganze menschliche Philosophie so unzulänglich ist, daß wir vor Verzweiflung vergehen würden, wenn wir uns nicht mit dem hellsten von allen Lichtern -- mit dem Lichte des Glaubens — in aller Demuth einen Pfad suchten; doch dieses Licht ist nicht für Alle vorhanden, und die Irrlichter, welche sich bisweilen zeigen, können nie, nein, niemals das einzig

wahre Licht ersetzen. Ueberdies — vergiß meine Worte nicht! — überdies ruht auf Dir eine Verantwortlichkeit, die Dir schwer zu tragen werden dürfte, falls Dir Deine Pläne auf der einen Seite gelingen, auf der andern dagegen fehlschlagen."

„Aber, lieber Janne, es ist ja auch die Möglichkeit da, daß die Sache einen guten Ausgang nimmt, und da darf ich mich ja eines doppelt guten Erfolges freuen. Im schlimmsten Falle bleibt es beim Alten."

Fünfzehntes Kapitel.

Der Vorbote des Grafen.

Am folgenden Tage um die Mittagszeit, als eben Mamsell Octavie, welche die Güte gehabt hatte, der Hausmamsell an die Hand zu gehen, die letzte Hand an die faltenreichen Gardinen in den eigenen Zimmern des seligen Hofrathes gelegt hatte, kam ein schwerbepackter einspänniger Wagen an. Auf dem Vordersitze saß ein großer, bräunlicher Mann von ernstem und respektablem Aeußern, und mit Formen, welche, wenn man nach der Breite der Schultern und der Brust urtheilen wollte, athletisch genannt zu werden verdienten. Es war ein Mann von sichtbarlich großer physischer Stärke.

„Kann das der Graf sein?" fragte Edith, während Olga ganz ungenirt den Kopf zum Fenster hinaus streckte.

„Ich glaube nicht; ich weiß nicht bestimmt, aber es ist wohl nicht möglich, daß er so einfach reist; überdies sieht es aus, als wäre dieser Mann älter, als der Graf, nach der Angabe der Oberstin, sein kann. Herr Helmer!" (dieser war eben auf den Ruf zum Mittagessen eingetreten) „gehen Sie doch hinunter und empfangen Sie den Herrn, und wenn es der Graf sein sollte, so führen Sie ihn in seine Zimmer und erkundigen Sie sich, was er befiehlt!"

In diesen Worten: „erkundigen Sie sich, was er befiehlt," lag nicht die geringste beabsichtigte Beleidigung gegen Helmer — denn um die Wahrheit zu sagen: so vertraulich auch die Hofräthin ihren Bruksverwalter behandelte, so träumte es ihr niemals, daß nicht eine Person in seiner Stellung im Nothfalle zu jedem Platze tauglich sein könnte. Dennoch erröthete Helmer stark, da er hinausging, und Edith, welche neben dem Onkel Janne stand, flüsterte diesem in das Ohr:

„Nun? habe ich recht oder nicht? Es steht ja dem belvederischen Apollo vortrefflich an, Bedientengeschäfte zu verrichten und sich zu erkundigen, was die Gäste auf Dagby befehlen?"

„Würde es ihm besser angestanden haben, die Rolle einer verletzten Würde zu spielen? Ich meine, es kann ihm sehr wohl anstehen, die Gäste Deiner Mutter zu empfangen . . . doch sieh, da ist er schon wieder!"

„Nun, lieber Herr Helmer!" rief ihm die gnädige Frau entgegen.

„Es war der Kammerdiener des Grafen. Ich habe den Lundin hinuntergeschickt, um sich zu erkundigen, was er zu melden hat."

Bald kam Lundin — der eine von den in Livree gekleideten Tagedieben, welche die Hofräthin zum Staate unterhielt — mit dem Rapporte an, daß der Kammerdiener des Grafen, Herr Nilman, gemeldet hätte, sein Herr würde zwischen sechs und sieben Uhr eintreffen. Jetzt wünschte Nilman in die Zimmer zu kommen, welche für den Grafen bestimmt wären, um sie in diejenige Ordnung zu setzen, an welche der Graf gewöhnt wäre.

Nach dieser Botschaft vertheilten sich augenblicklich die leichten Wolken, welche während einiger Sekunden über die Stirn der gnädigen Frau geflogen waren. Und augenblicklich wurde der Befehl ertheilt, dem Kammerdiener des Grafen ein Mittagessen zu geben, und für ihn zwei Treppen hoch ein Zimmer in Ordnung zu bringen. Herr Nilman zeigte indessen an, er pflege immer in

dem Vorzimmer seines Herrn zu schlafen, erklärte aber auch seine gnädige Zufriedenheit über das eigene Zimmer, wo er rauchen und ein wenig ruhen könnte, wenn sein Herr ihn nicht gebrauchte.

Bei Tische wurden keine Anmerkungen gemacht, obgleich ein Jeder an den erwarteten Gast dachte, und erst als man aufstehen wollte, sagte die Hofräthin mit verbindlicher Artigkeit zu Helmer:

„Es würde höchst angenehm sein, wenn Sie heute Abend hier sein und unsern Reisenden empfangen wollten!“

Schnell wie der Blitz fiel Edith's Auge auf Helmer.

Um seine Lippen spielte ein leichtes Lächeln, als hätte er verstanden, was sie meinte; doch antwortete er augenblicklich mit ungekünstelter Artigkeit: „Recht gerne, wenn Ihro Gnaden befehlen!“ . . . .

In dem Zimmer des Grafen zeigte sich inzwischen der gentlemanähnliche Herr Nilman wie der Geist des seligen Hohenstaufen — überall und nirgends — denn bald war er hier, bald dort, und mit einer feenhaften Geschwindigkeit geschahen die verschiedenen Anordnungen.

Das Erste war, daß er mit tausend Entschuldigungen wegen seiner Freiheit die weißen Gardinen herabnahm, welche Mamsell Octavie mit so ausgezeichnetem Künstlertalente aufgemacht hatte.

Der Graf hatte unglücklicherweise einige kleine Eigenheiten, und zu diesen gehörte auch, daß er in keinem Zimmer mit weißen Gardinen schlafen konnte.

Statt derselben, nachdem das Zimmer noch einmal gelüftet worden war, wurde das ganze Fenster mit einem grünen chinesischen Wurzelgewebe, das Nilman mitgebracht hatte, überspannt; dieses bildete zu gleicher Zeit die Jalousie und die Gardine, ließ aber auch kein Oeffnen des Fensters zu, ohne das ganze Gewebe hinwegzunehmen, was nur geschah, wenn der Graf nicht zugegen

war; denn eine zweite Eigenheit war, daß er einen panischen Schrecken vor jedem Luftzuge hatte.

Zufolge dieses Umstandes wurde wahrscheinlich auch der Ofen sorgfältig zugemacht und hierauf die Zimmer mit einigen ausgezeichnet feinen Essenzen geräuchert. Die Blumen wurden hinausgebracht, denn der Graf duldete sie nicht im Zimmer, und dagegen die doppelte Anzahl von Lichtern, welche die Hofräthin befohlen hatte, hereingeschafft. Bettstelle und Betten wurden weggenommen und statt dessen auf einem Ruhesopha, der mehrere Ellen von der Wand abgezogen wurde, eine Art von improvisirtem Lager eingerichtet. Von dieser Schlafstätte, auf der Seite nach dem Zimmer zu, wurden vier und auf der andern Seite zwei Kissen, die Nilman ebenfalls mitgebracht hatte, auf den Fußboden gelegt.

Summa: sechs kleine Betten außer dem des Grafen.

Endlich wurde an jede Seite des Kopfkissens ein Tisch hingesetzt; auf den einen wurden Bücher und Schreibmaterialien gelegt und der andere mit einer großen Masse von größern und kleinern Schachteln angefüllt, in denen die neugierige Olga — welche während einer von Nilman's Hohenstaufen-Wanderungen in sein eigenes Zimmer eine solche in das Zimmer seines Herrn machte — mehrere Arten von kleinen gemalten Elfenbeinstücken fand, welche zusammengesetzt wahrscheinlich ganze Figuren bildeten, und man schloß aus ihrem Platze neben dem Bette auf ihre Bestimmung, daß sie nemlich nebst den Büchern in schlaflosen Nächten die Zeit verkürzen sollten.

Natürlich war die ganze Familie erstaunt über alle diese Anstalten für die Bequemlichkeit einer einzigen Person, und Niemand mehr interessirt, als Edith, welche mit Allem sympathisirte, was auf Laune und Eigenheiten hindeutete; die Hofräthin aber wiederholte beständig, sie hoffte, alle ihre Hausgenossen würden so viel Takt haben, daß sie gar keine Verwunderung zeigten: jeder Mensch hätte ja seine Lebensgewohnheiten, und es ziemte den Wirthsleuten von Allen am wenigsten, den Geschmack eines Gastes zu tadeln.

———

„Sind Sie ebenfalls neugierig, Fräulein Edith?" fragte Helmer, welcher trotz der zurückweisenden Kälte des Fräuleins sich dennoch bisweilen die Freiheit nahm, sie anzureden.

„Ja, das gestehe ich. Und es kann wohl auch Nichts natürlicher sein, da wir Frauenzimmer, mit Ausnahme des Onkels Janne, hier gar keine männliche Gesellschaft haben."

„Erweisest Du denn dem Herrn Helmer die Artigkeit, ihn mit unter „uns Frauenzimmer" zu zählen?" fragte die Hofräthin lächelnd, um Edith's Unhöflichkeit in Scherz zu verwandeln.

„Herr Helmer? — ach, ich beging den Fehler, ihn gar nicht mitzurechnen!"

„Das war ein ganz unschuldiges Versehen," entgegnete Helmer, „besonders wenn man die kleine Gewohnheit des Fräuleins, Alles zu sagen, was auf die Lippen kommt, in Betracht zieht. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht die Absicht hatten, mich zu beleidigen."

Bei diesen Worten, die ohne allen Verdruß, aber nicht ganz ohne einen feinen Spott gesagt wurden, richteten sich alle Augen mit mehr oder weniger Schadenfreude auf Edith, welche hocherröthend auf den vermessenen Verwalter einen Blick schleuderte, ehe sie erwiederte:

„Da Herr Helmer selbst meine Vertheidigung übernimmt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu gestehen, daß das Versehen ein absichtliches war. Da aber Herr Helmer meine kleine Gewohnheit, Alles zu sagen, was mir auf die Lippe kommt, eingesehen und erkannt hat, so wird er gewiß ebenso bereitwillig sein, mich zu entschuldigen, wenn ich offen erkläre, daß es nicht mein Fehler ist, wenn er mir Antipathie einflößt, und daß diese keineswegs durch den vertraulichen Ton der Gleichheit, welchen er anzunehmen für gut findet, gemildert wird!"

„Edith! Du vergissest Dich! Du machst, daß wir Alle über Dich erröthen müssen!" fiel die Hofräthin mit einem strengen und verdrießlichen Blicke ein.

Onkel Janne trommelte einen Marsch auf der Fensterscheibe, während Olga und ihre Lehrerin Blicke wechselten, welche auf ein geheimes Entzücken deuteten; denn ohne Zweifel mußten sie jetzt wohl einmal sehen, daß Helmer böse wurde.

Aber obgleich ein augenblickliches Erbleichen über die männliche Röthe auf Helmer's Wange fuhr, so verließ ihn dennoch seine Kaltblütigkeit nicht, welche Edith vielleicht gerade darum am meisten reizte, weil sie sich selbst so wenig beherrschen konnte.

„Fräulein Edith!“ sagte er, indem er ein Knäuel, welches Edith hatte fallen lassen, aufhob und ihr mit einer leichten Verbeugung zurückgab, „Sie sind wirklich artiger, als es im ersten Augenblicke aussehen möchte, da Sie sich auf diese Weise für die Erziehung eines so unbedeutenden Menschen interessiren. Ich hege nur den einen Wunsch, daß ich nicht allzu hochmüthig werden möge; denn wenige Auszeichnungen von Seiten einer Dame lassen sich vergleichen mit der, wenn man selbst hört, daß man ihre Antipathie ist!“

Mit diesem, wie Edith in ihrem Sinne es nannte, ebenso scharfen als schamlosen Sarkasmus, blieb der Sieg in Helmer's Händen.

Er hatte vermocht, was noch keinem Manne gelungen war, nämlich Edith, wenn auch nicht zu demüthigen, so doch wenigstens zum Schweigen zu bringen.

Aber kein triumphirendes Lächeln, das einen Mangel an Erziehung verrathen haben würde, flog über Helmer's Lippen. Als wäre gar nichts vorgefallen, wendete er sich an Mamsell Octavie mit einer Frage über ihre Meinung von dem Buche, in welchem sie eben las.

Es war Bulwer's eben erschienener Roman Devereux, welcher offen vor ihr lag.

„Er ist immer meine Morgenröthe, der geniale Bulwer,“ antwortete Mamsell Octavie, deren Wangen ebenfalls eine Morgenröthe erhielten, da Helmer sie anredete — „um jedoch meine

besondere Meinung über dieses Geistesprodukt zu sagen, so ist vielleicht ein wenig zu viel Philosophie darin."

„Das ist vielleicht eine etwas abgenutzte Meinung über die Arbeiten dieses Verfassers im Allgemeinen; von denjenigen aber, die ihn unter dem Sinnbilde der Morgenröthe anbeten, sollte man wohl ein individuelleres Urtheil vermuthen."

Ehe Mamsell Octavie diese Phrase fertig gedrechselt hatte, welche Helmer beweisen sollte, daß sie auch wohl im Stande war, ein solches Urtheil abzugeben, vernahm man das Gerassel eines Wagens — wahrscheinlich kam also der Graf — und Helmer, ohne den Wink der Hofräthin zu erwarten, eilte sogleich hinunter.

„So, meine Du!" flüsterte Onkel Janne der noch verstummten Edith zu, „ist er wohl noch zu einem Sklaven geboren? Aber Du bist ein eigensinniges Kind! das ist Alles der Fehler derjenigen, welche nicht das Unkraut ausrissen, da es noch keine Wurzeln hatte!"

„Du glaubst doch wohl nicht, Onkel, daß ich schwieg, weil ich mich besiegt fühlte?"

„Hm, hm — etwas dergleichen."

„O, Onkel, das ist unartig! Aber Du verstandest nicht alle Kühnheit, die in seinen Worten lag — daß er es wagte, einer Dame dergleichen zu sagen!"

„Beweist, daß er Kopf hat."

„Kopf? Mein Papagei hat auch Kopf, was er aber schwatzt, das hat nichts zu schaffen mit den kleinen Organen, die dort sind. Er weiß selbst nicht, was er plaudert, plaudert aber dennoch."

„Jetzt widersprichst Du Dir selbst. Eine blöde Niedergeschlagenheit, welche bewiesen hätte, daß er aus dem Concept gekommen wäre, oder eine Stichelei, die gezeigt hätte, daß er sich beleidigt fühlte, würde ihn in Deiner Meinung herabgesetzt haben. Jetzt warf er mit einem kühnen Manöver das ganze Spiel um und zeigte dadurch, daß Du in der That nicht im Stande warst, ihn herabzusetzen. Selbstbeherrschung ist keinem Papagei gegeben."

„Ich gehe ein auf Alles, was Du willst, Onkel, wenn ich nur nicht länger über diese unbedeutende Person Worte zu verschwenden brauche!" . . . .

Kaum einige Augenblicke hatte Helmer auf der Hausflur gestanden, während welcher jedoch ein ganz anderer Ausdruck, als noch vor einem Augenblicke auf seinem Antlitze ruhte und ein paar gedankenvolle Falten auf die hohe Stirne legte, als ein kleines, wohlverschlossenes Haus vor die Treppe rollte.

Nilman, der gnädige Kammerdiener, jetzt umgekleidet und ausgezeichnet stattlich in seinem olivenfarbigen Frack, eilte sogleich an die Wagenthür. Doch Helmer, welcher darauf wartete, den Grafen zu bewillkommnen, mußte sich so lange in Geduld fassen, bis sechs kleine Hunde, alle tigerfarben und von der schönsten Race, herunter gelassen waren.

Sechzehntes Kapitel.

Graf Hermann.

„Olga hat die Güte, ihren Kopf nicht zum Fenster hinauszustrecken!" warnte Mamsell Octavie in dem allerschärfsten Gouvernantentone.

„Ich strecke ja auch den Kopf nicht zum Fenster hinaus, sondern halte nur das Auge an eine kleine Oeffnung zwischen den Blumentöpfen. Ach, welche süße, entzückende Hunde er hat! eins, zwei, drei, vier fünf, sechs — aha, sie sollen also auf den kleinen Kissen liegen! . . . Jetzt tritt Nilman — ja, das ist mir ein Kammerdiener, Lundin wagt nicht anders, als Herr zu ihm zu sagen! — einen Schritt zurück, und Herr Helmer einen Schritt vor . . . Rufe nicht, liebe Mutter! warte nur einen Augenblick, und ich will Dir Seine Gnaden vom Kopf bis auf die Füße beschreiben!"

„So mach schnell!" ermahnte Edith.

„Ja, der Henker auch; wer das wohl könnte! War ich nicht auch sehr dumm, als ich mir einbildete, ein Romanheld könnte ohne Mantel sein? Doch, Mutter, Edith, Mamsell Octavie, so kommt doch und seht, welch ein Aerger und Verdruß! er sieht ja gerade so aus, wie ein anderer Mensch — aus unserm Roman wird nichts! Der Mantel ist Alles, und jetzt zieht noch oben darein Nilman damit ab; und hier zeigt sich eine in Holz geschnittene und mit Kupfer beschlagene Figur mit einem Gesichte, worauf ich — wenn ich es betrachte — eine ganze Begräbnißceremonie tätowirt sehe. Nun, nun, davon wollen wir schweigen; ich fürchte sehr stark, daß der Herr Graf selbst begraben gewesen ist! Doch, mein Gott! ich glaube, er bildet sich ein, daß er in einem Museum steht und Herrn Helmer als ein Kunstwerk betrachtet! Nein, jetzt beginnt er zu reden und sich zu bewegen! Und Herr Helmer verbeugt sich und macht Umstände und segelt mit Seiner gräflichen Gnaden die Treppe herauf — und hiemit fällt der Vorhang nach dem ersten Tableau!"

„Mein Täubchen! Du setzest mich in Erstaunen mit Deiner Lebhaftigkeit!" sagte die Hofräthin, indem sie ihrem Liebling mit dem Finger drohte; — „aber das war fast zu stark — Mamsell Octavie hat gewiß für Deine Unart einen kleinen Verweis in Bereitschaft!"

„Unart, Mutter?"

„Ja, was Du sagtest über den Grafen? — st! . . . er befindet sich vielleicht nicht wohl!"

„Er sah gar nicht krank aus, liebe Mutter! Das habe ich nicht gesagt."

„Aber Du sagtest, er sähe aus, als wäre er begraben gewesen!"

„Ja, da kann ich nicht helfen — so ungefähr sieht er aus!"

Etwa eine halbe Stunde nach der Präsentation durch das Fenster zeigte sich der Graf in dem Salon seiner Wirthin.

Er war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, von einer schlanken, aber etwas gebückten Körperbildung und mit einem Aeußern, welches nur Diejenigen frappirte, die ihn näher betrachteten.

Bei einer solchen Musterung aber konnte Niemand umhin, durch den irrenden und melancholischen Blick seiner großen grauen Augen sich gerührt oder richtiger aufgeregt zu fühlen. Auf seiner breiten Stirn, die kaum von dünnen braunen Haaren beschattet war, zwischen welche sich hie und da schon ein Silberhaar eingedrängt hatte, ruhte das Gepräge des Gedankens und der Nachtwache, während seine fein gebogene Adlernase, dünne, ein wenig nach oben gezogene Lippen und eine steife Haltung ihm das Aussehen kalter Vornehmheit gaben.

Olga, welche ein ziemlich scharfes Auge hatte, sah in dem Gesichte des Grafen eine ganze Begräbnißceremonie. Aber es gab Leute, die darin den Wiederschein von etwas noch weit Schrecklicherem gewahrten. Das Gewisse ist, daß die Züge des Grafen gleichsam ein Register über eine Menge von mit Kreuzen bezeichneten Tagen bildeten.

Als er eintrat und sich mit einer gewissen genirten Bewegung vor den Damen verbeugte, war das Alles noch nicht zu bemerken gewesen und das allgemeine Urtheil fiel daher gegen ihn aus.

Edith sagte zu sich selbst:

„So etwas Besonderes ist an dem Manne eben nicht."

Doch bei dem ersten, einfachen Worte an die Hofräthin, auf welche er jetzt seine Augen heftete, in denen ein flackerndes Licht bald leuchtete und bald verschwand, dachten sowohl Edith als auch die Uebrigen, daß doch wohl etwas Besonderes an ihm sein müßte, denn die Stimme, der Blick, die Worte, ja sogar die Geberde, welche jetzt ihre Steifheit ablegte, enthielten jene Beredtsamkeit, welche zum Herzen spricht.

„Ich danke Ihro Gnaden," sagte er, „daß Sie Ihr Haus einem armen kranken Fremdling öffnen wollen! Meine gute Tante versicherte mich, daß ich mich hier zu Hause fühlen werde, und ich habe das Bedürfniß, dieser Prophezeiung zu glauben."

„Mein bester Herr Graf!" entgegnete die Hofräthin mit einem Tone, der bei ihr äußerst selten war — es war nämlich kein Ton formeller Artigkeit, sondern der vollsten, einfachsten Herzlichkeit — „mein bester Herr Graf! seien Sie tausend Mal willkommen auf Dagby! Von diesem Augenblick sehen wir unseren theuren Gast als ein Mitglied der Familie an ... Dies ist meine älteste Tochter ... Dies ist meine jüngste! Ferner haben wir hier Olga's Gouvernante und unsere gemeinschaftliche angenehme Gesellschafterin, Mamsell Horner. Demnächst meinen guten Schwager; er ist der Onkel der ganzen Welt und bald, das weiß ich ganz gewiß, ein guter Freund des Herrn Grafen. Und endlich ist hier mein Verwalter, Herr Helmer, ebenfalls einer der Unserigen. Wir leben ganz patriarchalisch, wie Sie bald sehen werden — und nun haben Sie die Güte, hier auf dem Sopha neben mir Platz zu nehmen, und mich etwas Neues von unserer guten Frau Oberstin hören zu lassen."

„Das ging ja wie ein Tanz!" dachte Edith und konnte nicht unterlassen, das Talent ihrer Mutter zu bewundern, den Grafen so ohne alle Umstände in die Familie einzuführen. Warum er aber als ein armer Kranker betrachtet wurde, und warum er sich selbst für einen solchen hielt, das vermochte sie gar nicht zu ergründen.

Sie forschte sorgfältig darüber nach; doch mit Ausnahme der kupferfarbigen Haut waren keine Spuren eines körperlichen Leidens zu bemerken — was dagegen die Krankheit der Seele betraf, so konnte man in dieser Hinsicht nicht leicht fehlgreifen, obgleich auch sie weit tiefer in den Hintergrund gedrängt war, als die Außenseite zeigte.

Nachdem der Graf, wenn auch in der gedrängtesten Kürze,

mitgetheilt hatte, was die Hofräthin zu wissen wünschte, stand er auf indem er lächelnd äußerte, er wollte sich jetzt auch „mit den Gegenständen der Zimmer vertraut machen."

Er machte den Anfang mit den Blumen im Fenster, wobei er gleichsam zufällig die für den Luftwechsel geöffnete Scheibe zumachte. Nachdem dieses gelungen war, ging er leise und sichtbarlich schon ermüdet durch die übrigen Zimmer und erklärte, daß sie „ein angenehmes und sehr wohnliches Aussehen" hätten, blieb jedoch erst in der Gemäldegallerie stehen, wo er in dem Gespräche mit dem Onkel Janne — zu welchem er sich am meisten hingezogen fühlte – sich als einen Liebhaber und Kenner der schönen Kunst documentirte. Nach einer feinen Wendung, wozu ein seiner Meinung nach nicht günstig placirtes Seestück Anlaß gab, bat er um die Erlaubniß, die Sammlung der Hofräthin mit einem Gemälde von einigem Werthe, welches er mitgebracht hätte, vermehren zu dürfen.

Während er redete, fiel jedoch sein Blick oft auf Helmer. Und da die Hofräthin ihm scherzend zuflüsterte, man merke wohl, daß der Herr Graf mit den Damen in Betreff des Aussehens dieses jungen Mannes einerlei Geschmack hätte, antwortete er ganz kurz:

„Er soll mein David werden!"

Man erfuhr späterhin, daß der Graf ein geschickter Maler war und in diesem Augenblicke an einem Gemälde arbeitete, welches Saul in den Stunden seiner Anfechtungen vorstellte. Die Wildheit, der Schrecken, das unaussprechliche und verzehrende Leiden in seinem düstern Antlitz war so meisterhaft ausgeführt, daß man wohl glauben konnte, das Bild sei aus dem eigenen Innern des Malers entsprungen. Aber noch fehlte ein David, — ein David, in dessen Wesen nicht allein, was die Schrift verkündigt – „schöne Augen und schöne Gestalt" — läge, sondern auf dessen jugendlicher Stirn auch jene ruhige Hoheit, jener reine und kräftige Ernst ruhte, der den künftigen Herrscher verkündigt,

und der endlich jenen mächtigen Zauber besäße, der nebst den Tönen des Harfenspieles die grausamen Plagen Saul's in Ruhe wiegt.

Mit Edith tauschte der Graf an diesem Abende nur ein paar Worte aus; doch betrachtete er sie mehrmals verstohlen, und einmal lächelte er sie auf eine Weise an, daß sie unfreiwillig dieses Lächeln erwiederte, so einladend, so seelenwarm, so ansteckend war dasselbe.

Etwa eine Stunde blieb der Graf in dem neuen Kreise. Da gestand er aufrichtig seine Müdigkeit und bat um Entschuldigung, daß er nicht bis zum Soupé bleiben könne. Und die Hofräthin, welche nicht eigensinnig sein wollte, begleitete ihn selbst bis an die äußerste Thür, woselbst Nilman bei der Hand war, um seinem Herrn aufzuwarten.

„Nun, Schwager?" sagte die Hofräthin zu dem Onkel Janne, der den Grafen ebenfalls hinausbegleitet hatte und mit der tiefsten Verbeugung, die er jemals gemacht hatte, von ihm geschieden war, „was sagst Du von meinem Gaste?"

„Ich sage: Friede sei mit ihm! möge sein Ausgang aus diesem Hause sein, wie sein Eingang!"

„Du warst so artig gegen ihn, Onkel, daß ich meinem Erstaunen beinahe Luft gemacht hätte," sagte Olga, indem sie zu dem Alten hintrippelte und ihren Arm vertraulich unter den seinigen steckte — „ich glaube, Du hast Dich kaum so tief vor dem König gebückt!"

„Meine Du! es gibt eine Majestät, die größere Ehrfurcht weckt, als die der Krone!"

„Ist es möglich, Onkel — welche kann das sein?"

„Die Majestät des Unglücks!"

„Auf jeden Fall," fiel die Hofräthin ein, „meine ich, daß das Seestück vortrefflich hängt. Ich weiß nicht, wo es besser hängen könnte?"

„Wenn Ihro Gnaden erlauben," sagte Helmer, welcher, da kein Anderer antwortete, den letzten Theil ihrer Rede aufnahm,

„so will ich morgen einen andern Platz suchen. Der Graf hat wirklich Recht."

„Onkel Janne hat die Gallerie geordnet!" wendete Edith mit ihrem gewöhnlichen Stolze ein.

„Das hindert gar nicht, daß nicht ein Fehlgriff begangen sein kann, meine Du! Und ich meines Theils danke Herrn Helmer, wenn er zeigt, daß er einen bessern Blick hat!" . . . . . .

Am folgenden Morgen, da Edith herabkam, galt ihr erster Besuch der Gallerie. Das Gemälde hing jetzt an einem andern Orte und zeigte sich jetzt in der rechten Beleuchtung bei weitem schöner. Lange weilte Edith vor demselben in tiefen Gedanken. Als sie sich umwendete, stand Helmer in der Thür der Gallerie. Edith sagte kein Wort, als sie vorbei ging, aber sie biß sich auf die Lippen, als ärgerte sie sich, daß er sogar in einer solchen Kleinigkeit einen Blick zu haben wagen konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Verlegenheit und eine Entschuldigung.

Wir übergehen eine Woche nach der Ankunft des Grafen Hermann.

Während dieser Zeit hatte man bei dem neuen Gaste nicht mehr als drei Eigenheiten wahrnehmen können.

Die erste war, daß er die Luft scheute und sehr unglücklich aussah, wenn ihn Jemand zu einem Spaziergange verleiten wollte.

Die zweite, daß er sich an einem Orte unmöglich länger als einige Minuten aufhalten konnte, wenn er nicht eine mechanische Beschäftigung hatte, eine Eigenheit, welche die Damen, und unter diesen ganz besonders Mamsell Octavie, in Verzweiflung

brachte; denn er fragte nichts darnach, ihre Seide zu verwirren, ihre eleganten Muster zwischen den Fingern zu zerreiben, oder was noch ärger war, dieselben mit den abscheulichsten Gesichtern vollzuzeichnen, weßhalb Mamsell Octavie sich auch durch die Erklärung rächte, daß der Graf die „personificirte Schwindsucht" sei.

Die dritte Eigenheit bestand darin, daß er Alle, und vor Allen sich selbst, mit dem Auslegen seiner bizarren Elfenbeinstücke unterhalten wollte, so wie mit der Belehrung, wie alle diese unzähligen einzelnen Stücke zuletzt anwuchsen und sich zu einem schönen Ganzen vereinigten.

In dieses Vergnügen konnte er sich mehrere Stunden lang so ausschließlich vertiefen, daß er es ganz vergaß, wie diejenigen Personen, deren Aufmerksamkeit er zu Anfang seiner Arbeit zu fesseln gesucht hatte, ihn nach und nach verließen und ein wenig über ihn und über seine Figuren gähnten.

Wer jedoch eine nicht zu verkennende Geduld zeigte, das war Onkel Janne, den der Graf auch bald so schätzte, daß er ihn zu sich in sein Zimmer einlud.

Onkel Janne war jedoch nichts weniger als belustigt, wenn er den ganzen Nachmittag festgenagelt sitzen mußte, um über eine Sache nachzudenken, welche seine bewegliche Seele so bald ermüdete; denn diese befand sich am besten draußen in der freien Natur und beschäftigte sich am liebsten mit denjenigen Gegenständen, welche ihm dort begegneten; da der alte Mann jedoch so seelengut war, so hätte er es unmöglich über das Herz bringen können, einen Ausdruck des Schmerzes auf dem Gesichte des Grafen hervorzurufen, geschweige denn ihn durch ein schlecht verhehltes Gähnen zu beleidigen. Der feinfühlende Onkel Janne!

Wir müssen aber auch gestehen, daß an den Abenden oft in den Zimmern des Grafen Gegenstände des Gespräches vorkamen, welche die ungetheilte Aufmerksamkeit des Onkels auf sich zogen.

Oft leitete nämlich Graf Hermann das Gespräch auf die Lehren Swedenborg's, Jung's und anderer Denker, über den Zu-

sammenhang zwischen der Sinnen- und der Geisterwelt, oder auf andere gleichartige Gegenstände. Er entwickelte hiebei eine solche Belesenheit in den metaphysischen Werken, und seine Worte zeugten von einem so tiefen Studium dieser für die Forschung der Menschenseele so dunklen Gegenstände, daß Onkel Janne erschrak -- er, dessen Forschungen über diese Gegenstände immer bei und in dem Satze geendigt hatten: „Je näher der Natur, um so näher Gott." Zu seiner großen Verwunderung und Freude entdeckte jedoch Onkel Janne in diesem Chaos von verwickelten Vernunftgründen und Schlüssen bisweilen einen klaren, freundlichen und rein christlichen Gedanken, welcher mit seiner eigenen einfachen und von allen Spitzfindigkeiten freien Seele in Einklang stand.

An einem Nachmittage — da Olga mit ihrer Gouvernante auf Glanberg einen Besuch abstattete, der Graf noch in seinem Zimmer war, und Onkel Janne um des lieben Bretspieles und des respectabeln Bieres willen auf den Pfarrhof spaziert war — saßen die Hofräthin und Edith allein im Saale.

Bis jetzt hatte die gnädige Frau die Rede noch nie auf den Gast gebracht; jetzt aber, da die Gelegenheit so passend zu sein schien, sagte sie in leichtem Tone:

„Liebe Edith! ist er nicht ein interessanter und gebildeter Mann, unser Graf?"

„Gebildet? -- o ja, wenigstens fragmentarisch."

Das Gesicht der Hofräthin verfinsterte sich.

„Und interessant ist er in so fern, als er nicht so abgenutzt aussieht, wie Andere."

„Das ist gleich ein größeres Lob, als ich jemals aus Deinem Munde gehört habe."

Edith schwieg.

„Gibt er Dir nicht einen vortrefflichen Begriff von dem Bilde des Hamlet?

„Nein, er gibt mir nur die Vorstellung von einem gezähmten Hausthier, mit welchem es gleichwohl gefährlich sein dürfte, wenn man mit demselben spielen wollte.“

„O, Edith, Du bist allzu schonungslos in Deinen Ausdrücken!“

„Du wolltest ja wohl wissen, liebe Mutter, welchen Eindruck er auf mich gemacht hat?“

„Und dieser gefällt mir gar nicht. Der Graf trägt in seinem Innern ein großes Unglück, das Du späterhin erfahren wirst. Du mußt zärtlich, nachsichtig gegen ihn sein. Mir kommen die Thränen in die Augen, wenn ich sehe, mit welchem Blicke er Dich bisweilen betrachtet. Er scheint Dich zu bitten, daß Du ihn verstehen sollst.“

„Thut er das?“

„Thut er das?“ wiederholte die Hofräthin beinahe verdrießlich.

„Ja, ich habe es noch niemals bemerkt.“

„Und warum nicht? — weil Du seit dem Abende seiner Ankunft so still und zerstreut gewesen bist, daß ich mich wirklich betrübt habe.“

„Liebe Mutter!“

„Olga gibt sich wirklich weit mehr Mühe, ihn zu unterhalten, als Du.“

„O, er unterhält sich ja selbst sehr gut.“

„Ja, Gott sei gelobt, er hat seinen eigenen kleinen Zeitvertreib! Was wollen wir aber von Helmer sagen?“

„Von Helmer?“

„Ja, ist es nicht sonderbar, daß er sich hier oben beinahe gar nicht sehen läßt?“

„Ist er denn jetzt seltener hier, als sonst?“

„Liebe Edith, ich glaube wirklich, Du machst Dich durch diese Frage einer kleinen Ziererei schuldig. Es kann unmöglich Deiner Aufmerksamkeit entgangen sein, daß er seit längerer Zeit nur bei Tische hier gewesen ist.

„Nun was denn weiter?"

„Ich sage aufrichtig, dieser Mann steht meiner Oekonomie mit einer solchen Tüchtigkeit vor, daß ich die größte Achtung gegen ihn hegen muß, und ich würde es höchst ungerne sehen, wenn er Grund zur Unzufriedenheit hätte."

„Hast Du Grund zu der Vermuthung, liebe Mutter, daß Jemand von den Arbeitern oder Köthnern sich schlecht aufgeführt hat?"

„Fi, Edith!"

Edith sah ihre Mutter an . . . das glücklichste Bild des Erstaunens.

„Du vergissest es immer, daß dieser Mann nicht als ein bloßer Diener betrachtet werden darf. Du siehst ja, daß er ein Mann von Erziehung ist, daß alle unsere Nachbarn durch ihre Artigkeit gegen ihn die Art und Weise billigen, wie ich ihn bei uns aufgenommen habe. Warum willst Du allein diesen einfältigen und dummen Hochmuth zeigen, der in unseren Tagen nur in einem niedrigeren Kreise zu finden ist? Ich bin nicht im Stande, diesen Mangel an Takt zu begreifen."

„Aber wie gehört das hieher?"

„Insofern, als Du — wie Du sehr gut weißt — und nicht die Arbeiter und Köthner, ihn mit seiner Stellung bei uns unzufrieden gemacht hast."

„Liebe Mutter!"

„Und Du stellst Dich selbst zu hoch, und ihn zu niedrig, wenn Du glaubst, daß er nicht einmal das Recht haben soll, sich durch Deine Unarten beleidigt zu fühlen."

„Das ist ein Recht, um welches ich ihn gewiß nicht beneide."

Schritte im Vorzimmer unterbrachen das Gespräch.

Die Hofräthin dachte mit einem Male daran, daß sie Briefe zu schreiben hatte — und als sie sich eben durch eine Thüre entfernte, trat durch die andere der Graf mit jenem stillen und träumenden Gang, der ihm so eigenthümlich war, in den Saal.

Nach einem leichten Gruße und einigem Bedenken, nahm er neben Edith auf dem Sopha Platz.

Ohne ein Wort zu sagen, zog er einen Nähtisch zu sich und begann langsam, aber mit großer Behendigkeit, ein Bund Sandperlen aufzulösen, und diese lagen, ehe Edith, die selbst ein wenig zerstreut war, um Schonung gebeten hatte, durch einander gerührt auf einem kleinen krystallenen Teller, welcher recht eigentlich zu diesem Zwecke da zu stehen schien.

„O, Herr Graf, Sie machen mir ja eine unendliche Mühe!“ sagte Edith in einem Tone, der von Aerger nicht ganz frei war; „wie soll ich nun jede Art wieder zusammen suchen?“

„Verzeihen Sie, Fräulein! Ich will sie hernach wieder trennen.“

„Ja, das ist keine leichte Arbeit!“

„Ist es nicht lustig, zu sehen, wie munter, frei und selbstständig sie durch einander rollen? Denken Sie, wie langweilig muß es nicht für die armen Dinger gewesen sein, immer still und auf Fäden gereiht da zu liegen!“

„Warum wollten wir sie bedauern, da sie es nicht schlimmer haben, als wir selbst?“ scherzte Edith. In dem Scherze lag jedoch eine kalte Bitterkeit nur schlecht versteckt.

„Wir selbst?“ wiederholte der Graf.

„Ja, leiden wir nicht auch Alle von dieser Vermengung, und sind wir nicht sämmtlich auf die Fäden der Formen gereiht, so daß wir uns nur mit Mühe bewegen können?“

„Wenn wir die Sache von dieser Seite betrachten, so ist es dennoch besser, eng zu wohnen in dem Gebiete der Formen, als geräumig außer demselben. Sie würden sich, Fräulein Edith, nicht glücklicher in dem großen leeren Raume fühlen, wo man in Gefahr kommt, sich selbst zu verlieren.“

„Und noch vor einem Augenblick,“ antwortete Edith spottend, „priesen Sie die Freiheit der Perlen?“

„Ihre Freiheit ist begrenzt, sie tanzen nicht außer dem Teller.“

„O, für eine solche Freiheit gebe ich nicht viel ... Doch sieh,

jetzt emancipiren sie sich selbst und schweifen hinaus in das Unendliche!“ sagte Edith herzlich lachend, als der Graf in diesem Augenblick den Teller fallen ließ und alle Perlen über den Saal dahin rollten.

Als jedoch Edith jetzt einen Blick auf den Grafen warf, so war sie kaum im Stande, einen Ausruf der Bestürzung zurückzuhalten, so verändert war sein Gesicht.

Der Graf war so bleich geworden, daß es aussah, als ob jeder Blutstropfen von ihm gewichen wäre; und indem ein Zittern seine Glieder noch in Erschütterung setzte, drückte sein Gesicht ein so tiefes und schreckliches Leiden aus, daß Edith mit unendlichem Interesse und mit der wärmsten Theilnahme wartete, daß er sich erklären möchte.

Doch er schwieg; endlich legten sich die wunderbaren Erschütterungen und sein Haupt sank machtlos auf die Brust herab, aus welcher sich jetzt ein Seufzer von dem tiefsten Umfange hervorarbeitete.

„Um Gotteswillen, bester Herr Graf, reden Sie! — Was soll ich thun? soll ich Nilman holen lassen?“

Edith war unruhig, daß sie mit dem sonderbaren Gaste allein war.

„Rufen Sie keinen Menschen, es geht bald vorüber,“ antwortete er leise — „thun Sie nur ein Werk der Barmherzigkeit an mir!“

„Sehr gerne! welches?“

„Nehmen Sie meine Hand in die Ihrige . . . O Dank — tausend Dank für Ihre Güte!“

„Wird Ihnen jetzt besser?‘

„Es ist merkbar!“ sagte er mehr zu sich selbst, als zu ihr. „Gott, es ist bewunderungswürdig! Solltest Du es wohl gestatten, daß ich endlich Trost finde! Wie edel,“ fuhr er fort, indem er seinen Blick zu Edith erhob, „muß nicht Ihr Herz sein, da das

Gefühl, welches aus demselben strömt, meine Plagen lindert, wenn ich Sie blos berühre!"

Edith sah ihm mit einem forschenden Blick in das Auge.

Dort war keine Verwirrung, wohl aber eine Mischung von Schmerz und himmlischem Genuß.

Und so sehr waren Edith's sämmtliche Sinne mit dem Grafen und seinem Benehmen beschäftigt, daß sie erst, da sie ihn mit der freien Hand eine freundliche, aber abweisende Bewegung nach der Thüre hin machen sah, ebenfalls dorthin blickte.

Dort war Helmer, welcher mit einem Ausdruck des Erstaunens ihre vertrauliche Stellung zu dem Grafen betrachtete, sich aber auch sogleich auf den Wink des Letzteren zurückzog.

„Herr Helmer, einen Augenblick, ich bitte!" rief Edith, ohne sich zu besinnen. „Sie sehen ja, daß der Herr Graf krank ist! Rufen Sie seinen Kammerdiener!"

Helmer verschwand.

„Das war nicht edel von Ihnen!" sagte der Graf, indem er, alle seine Seelenkräfte anstrengend, seine Hand Edith entzog.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf! Doch .... forderte wohl nicht das Feingefühl eine Erklärung?"

„Vielleicht — mir aber that es so unaussprechlich wohl, daß ich glauben durfte, Ihr Mitleiden, Ihre Theilnahme könnte so viel über Sie vermögen, daß Sie diese Formen vergäßen, welche Ihnen in der Einbildung noch vor einem Augenblick so verhaßt waren!"

Edith fühlte sich betroffen.

Sie war einer Laune gefolgt, welche wahrscheinlich auf ein Bedürfniß gegründet war, dem sie nicht zu widerstehen vermochte, da sie sich zu einer Rechtfertigung herabließ vor diesem Helmer, den sie gerne für ganz unbedeutend halten wollte.

Jetzt folgte sie einer neuen Laune, welche die Worte des Grafen ohne Zweifel hervorgerufen hatten, und in Verzweiflung, der

Bruksverwalter möchte stolz sein über eine Erklärung, welche sie dem Primus oder jedem andern, der eingetreten wäre, wahrscheinlich ebenfalls gegeben haben würde, ergriff sie mit einer Eilfertigkeit, die der Graf Hermann für so ungemein edel hielt, die in der That jedoch nichts weniger als edel war, den Arm des Grafen, als er aufstehen wollte, und bot ihm mit einer Stimme, an deren Zauberkraft sie nicht einmal dachte, ihre Hülfe bis an die Thür — eine Freiheit, die der Zustand der Schwäche, in welchem er sich noch befand, wohl rechtfertigen konnte.

„Niemals," sagte der Graf Hermann, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte, „niemals in meinem Leben werde ich dieses vergessen! Nichts brauchte Sie zu dieser Nachgiebigkeit gegen die verletzten Gefühle eines Fremdlings zu zwingen. Keine von seinen Körper- und Seelenleiden, so tief sie auch sein mochten, würden Sie hiezu überredet haben, wenn nicht die Engelreinheit Ihres Herzens Mitgefühl empfunden hätte an dem Schmerze, den Sie ohne Ihren Willen mir zugefügt hatten. Gott lohne es Ihnen — ich werde gewiß auch einen weniger schlimmen Abend haben, als ich sonst erwarten durfte."

„Möge es so sein, mein guter Herr Graf!" antwortete Edith mit jener Gedankenlosigkeit, welche macht, daß wir von einer Sache reden, während unsere Sinne weit entfernt und mit etwas ganz Anderem beschäftigt sind . . . „Doch sieh, da ist ja Nilman! Jetzt übergebe ich Sie guten Händen!"

Mit einer tiefen Verbeugung und mit einem Blicke, in welchem die höchste Dankbarkeit lag, ergriff der Graf den Arm seines Kammerdieners und entfernte sich.

Die Thüre wurde von Außen nicht zugemacht, denn Helmer trat wieder ein. Ohne jedoch Edith mit einem Gespräche zu belästigen, holte er ein Buch aus der Bibliothek und setzte sich auf der anderen Seite des Saales.

Edith hatte ihre Arbeit wieder vorgenommen und gab sich alle Mühe zu glauben, sie wäre allein.

Und es verfloß eine volle Viertelstunde, ohne daß sie Anlaß hatte, über ihre ununterbrochene Einsamkeit zu klagen.

Achtzehntes Kapitel.

Warnungen.

„Herr Helmer! wie finden Sie den Grafen?" fragte endlich Edith, welche nicht im Stande war, einem neuen Bedürfnisse zu widerstehen, welches sie gleichwohl ebenso sehr verachtete, als das vorhergehende — wir meinen das Bedürfniß, Helmer's Stimme zu hören.

Während dieser ganzen abscheulich langen Woche hatte er sie kein einziges Mal angeredet.

Helmer legte sogleich das Buch weg und antwortete so ungenirt, daß Edith, wenn sie wollte, es für einen bloßen Zufall halten konnte, daß er nun seit sieben Tagen so unsichtbar gewesen war:

„O, den Grafen? — ich finde ihn meiner ganzen und lebhaftesten Theilnahme würdig!"

„Warum denn gerade Ihrer Theilnahme?"

„Ich meine, Sie, mein Fräulein, zeigten vor einem Augenblicke, daß er auch Ihnen dieses Gefühl eingeflößt hat?"

„Das ist wahr, Herr Helmer; aber Sie wissen nicht, was dieses Gefühl veranlaßte. Es kam über ihn, ich weiß nicht welche Art von Entsetzen, ein geheimnißvoller Zustand, welcher . . . ."

„Welcher?"

„. . . . Barmherzigkeit forderte."

„Und der unglückliche Graf, ermuntert von so vieler Güte, wird ganz gewiß diese Barmherzigkeit mehr denn einmal in Anspruch nehmen."

„Von so vieler Güte?" wiederholte Edith — „ich weiß nicht, ob es zu viel war!"

„Ich noch viel weniger.“

„Aber Sie scheinen es doch andeuten zu wollen!“

„Wie könnte ich dergleichen wagen?“

„Gerade das möchte ich gerne wissen!“

„Und wie wollen Sie das erfahren, mein Fräulein, wenn ich fragen darf, da schon die bloße Voraussetzung einer solchen Kühnheit von meiner Seite eine undenkbare Herablassung von Ihrer Seite ist?“

„Lassen Sie uns keinen Wortkrieg führen!“ entgegnete Edith, welche, um ihre Würde zu behaupten, gegen den Aerger ankämpfte. „Sagen Sie mir lieber ganz einfach, was Sie meinten — denn Etwas war es!“

„Ich meinte, Sie werden ohne Zweifel am sichersten selbst wissen, was Sie mit einer solchen Person wagen können und wagen wollen.“

„Haben Sie die Güte, etwas weniger in Räthseln zu reden! „der unglückliche Graf,“ „eine solche Person“ und so fort, sind Redensarten, die ich nicht verstehe. Ich meines Theils finde an dem Grafen Hermann gar nichts, das die Theilnahme, welche er einflößt, zu einem Wagestücke machen kann.“

„Nach einer so bestimmt ausgesprochenen Aeußerung sehe ich nicht recht ein, wozu . . .“ Helmer brach ab.

„Weiter!“

„Wozu meine Meinung dienen kann.“

„Nein, insofern sie mein Betragen betrifft, so ist es ganz richtig, daß diese Meinung weder . . .“

„Ich glaube, mein Fräulein,“ fiel Helmer ein, indem er jetzt zum ersten Male in seinem Tone und in seiner Miene einige Ungeduld blicken ließ, „Sie haben mich dieses schon so oft merken lassen, daß es nur eine unnöthige Wortverschwendung sein würde, wenn Sie wieder darauf zurückkommen wollten.“

„Gut,“ entgegnete Edith und ihr schönes Auge weilte mit geheimer Anziehungskraft auf Helmer's gerunzelter Stirn; „wenn

aber die Frage eine Insinuation gegen den Grafen betrifft, so scheint es fast eine Pflicht zu sein, daß Sie offen reden!"

„Wie Sie befehlen!"

„Ist er nicht ein vollkommen achtungswerther Mann, sowohl hinsichtlich seiner Eigenschaften, als auch seines Betragens?"

„Ich habe nicht den geringsten Grund, von seiner Ehre, von seinen Grundsätzen und von seinem Charakter etwas Anderes als Gutes und Vortreffliches zu denken; natürlich aber kann Ihnen der Umstand nicht unbekannt sein, daß er leidet an . . ."

„An?"

„An einer Gemüthskrankheit, welche ihm bisweilen auf Monate alles vernünftige Nachdenken raubt."

„Nein, bei Gott, davon habe ich kein Wort gehört!"

„Ich kann mir denken, daß die Frau Hofräthin diesen Umstand aus Feingefühl nicht hat bekannt machen wollen, ehe er sich selbst verrathen würde. Meines Theils bin ich seit vorgestern schon auf zweifache Weise damit bekannt geworden."

„Ist es mir erlaubt, zu fragen, wie Sie zu diesen Nachrichten gekommen sind? . . . In seinem großen Unglücke flößt der Graf mir ein doppeltes Interesse ein."

„Erstlich durch seinen Kammerdiener, dem es ein Bedürfniß geworden war, sich an mich zu wenden, und ferner durch einen Brief von einem Freunde, welcher den Grafen ebenfalls kennt und sich ganz besonders für seine Besserung interessirt, die seit seiner Rückkehr von Paris, wo er sich während der drei letzten Jahre aufgehalten hat und bei einem ausgezeichneten Arzte einaccordirt gewesen ist, stete Fortschritte gemacht hat."

„Aber — aber, in Gottes Namen," rief Edith aus, als erwache sie aus einem Traume, „was sollte er denn hier?"

„Ohne Zweifel die Gesundheit suchen!"

Dieses sagte Helmer in einem Tone, daß Edith nicht umhin konnte, zu merken, er wollte mehr sagen, als in den Worten lag.

Beide schwiegen einige Augenblicke.

Sein Blick ruhte auf einer prunkenden Kamelia, der ihrige auf dem Fußboden.

„Herr Helmer!" begann endlich Edith, indem sie ihre Augen langsam zu ihm erhob, „kann ich eine aufrichtige Antwort erwarten, wenn ich Ihnen eine aufrichtige Frage vorlege?"

„Ja, mein Fräulein!"

„Wohl! Haben Sie nicht die Absicht gehabt, mich zu warnen?"

„Das will ich nicht läugnen!"

„Und der Grund?"

„Wenn ich es wagte, diese Frage direct zu beantworten, so fürchte ich, Sie, mein Fräulein, würden mich von Neuem anklagen, daß ich die Grenzen überschritte, hinter denen Sie mich zu halten wünschen . . ."

„O, reden Sie jetzt nicht davon! Ich will Ihre wahre Absicht mit dieser Warnung wissen!"

„Sie wollen?"

„Ja, war das nicht deutlich genug?"

„Ja, vollkommen; doch ich kann mir nur Ein Frauenzimmer denken; vor welcher ich mich vielleicht der Schwäche schuldig machen dürfte, auf die Aufforderung ihres bloßen Willens zu antworten."

„Nun?" sagte Edith, und ein Schneeduft thaute auf die Rosen ihrer Wangen herab — „und diese wäre?"

„Diejenige, welche ich liebte, falls ich nämlich jemals lieben werde."

„Da bleibt also einer so unbedeutenden Person, wie ich bin, nichts Anderes übrig, als zu bitten. Darf ich es also wagen, Sie ganz ergebenst zu ersuchen, daß Sie die Güte haben, meine Bitte zu erfüllen?"

„Wenn es Sie interessirt, mein Fräulein, über die geheimnißvolle Krankheit des Grafen einige Nachrichten zu erhalten, so will ich dieselben geben, und da versteht sich die Erklärung, welche Sie wünschen, von selbst."

„Gegen eine solche Delikatesse habe ich um so weniger Etwas einzuwenden, als dieselbe zugleich meine Neugierde befriedigt. Haben Sie die Güte, den Anfang zu machen — ich bin ganz Ohr!"

Helmer setzte seinen Stuhl ganz in die Nähe des Sophas, auf welchem Edith saß.

Aber das stolze Mädchen ließ nicht einmal mit einer Miene ein Mißfallen über diese Vertraulichkeit merken. Dieses ganz unerwartete „Selbander" war so neu, so mächtig anziehend, daß sie nur mit einer dunkeln Zufriedenheit an den Umstand denken konnte, daß es wahrscheinlich nicht gestört werden würde.

„Um mit der Kindheit des Grafen den Anfang zu machen, so verlor er früh Vater und Mutter und wurde als Knabe zur Erziehung einem alten Onkel übergeben, welcher auf eine einseitige, von allen gesellschaftlichen Gewohnheiten, abweichende Weise auf seinem Gute in Jemtland gewohnt haben soll, woselbst auch der Graf einen großen Theil seines Lebens zugebracht hat."

„Ich denke mir schon ein altes, unheimliches Nest mit einem Waffensaale, wo in jeder Sonntagsnacht die Schwerter der Vorfahren rasseln und klingen! Ich höre den Wind durch die Ritzen spielen und die Eule in den Ruinen des Thurmes schreien."

„Ich fürchte wirklich," fiel Helmer lächelnd ein, „wir müssen uns ohne diese Scenerie durchhelfen! Der Hof besaß, so viel mir bewußt, gar nichts Romantisches, wenn wir nicht seine isolirte und öde Lage so nennen wollen."

„Wenigstens muß doch der Onkel eine von vielem Studiren übergeschnappte, poetisch-tragische Figur gewesen sein, die nach einer Kette von düstern Schicksalen der Welt entsagt hat?"

„Wieder eine fehlgeschlagene Hoffnung! Er soll im Gegentheil ein Mann ohne Bildung, ohne Poesie, ohne alle tragische Beimischung gewesen sein — ein mürrischer, geiziger, abergläubischer

alter Mann, der seinem jungen Mündel und Erben alle unschuldige Freude raubte, welche sein von Natur verschlossenes, melancholisches und kränkliches Gemüth so nöthig gehabt hätte."

„Armer, verlassener Knabe! Ich will nicht länger lachen," und Edith's schöne und in diesem Augenblicke so sanfte Augen waren voller Thränen.

„Wie glücklich wäre er, Fräulein Edith, wenn er Sie mit mir in diesem Augenblicke so sähe!"

„Fahren Sie fort, Herr Helmer! — Ich glaube, wir halten uns bei der Einleitung allzu lange auf."

„Er wurde in keine Schule geschickt, sondern zu Hause unter der Aufsicht eines Informators unterrichtet. Dieser war ein wirklich gelehrter Mann, ein alter Philosoph, der ebenfalls nicht daran dachte, daß sein Zögling etwas Anderes als Gelehrsamkeit brauchte. Wenn das junge Gemüth bisweilen einer Erquickung bedurfte, so warf er sich in Ermangelung von etwas Besserem — obgleich er in dieser Erquickung bald eine Grube voll unerschöpflichen Genusses fand — über die Bücher her, welche er in der Bibliothek des Onkels fand. Und diese Bücher bestanden zu seinem Unglücke gerade aus solchen, die ihm höchst schädlich werden mußten, wie Jung's Geisterlehre, Spieß's Romane, Sammlungen von Gespenstergeschichten, Legenden von bezauberten Schlössern mit wandernden Burggeistern, kurz: es war jene ganze Literatur, welche damals ihre Triumphe feierte, und welche nach und nach dazu beitrug, seinen Kopf mit Bildern aus einem verworrenen Chaos anzufüllen. Der Geschmack für diese mystischen Studien nahm mit den Jahren zu, und mit denselben auch auf eine schreckliche Weise die Kränklichkeit seines Gemüthes, wozu vermuthlich auch die tiefe Einsamkeit, in welcher sie lebten, das ihrige mit beitrug."

„Also dort ist sein Uebel zu suchen? Es sieht sonst doch nicht aus, als wäre er ein Phantast."

„Er ist wohl etwas noch Schlimmeres!"

„Schlimmeres?"

„Ja, ein sogenannter Doppelgänger.“

„Was ist das?“

„Ein Mann in Duplo.“

„Lauter Räthsel!“

„Er lebt seiner eigenen Meinung nach in zwei verschiedenen Gestalten.“

„Hu, mir wird bange! Es wäre wahrlich kein Wunder, wenn er auf diese Art ganz wahnsinnig würde!“

„Das ist er auch wirklich schon zweimal gewesen!“

„Oh!“

„Und seine Leiden sollen ganz fürchterlich sein. Schon als Knabe behauptete er, daß er sich in zwei Auflagen sähe und daß er gewöhnlich einige Mal im Jahre, bald im Walde, bald zu Hause im Zimmer seinem eigenen Schatten begegnete. So lange aber das Uebel in nichts Anderes ausartete, soll er nur eine beständige Niedergeschlagenheit gefühlt haben.“

„Das ist leicht begreiflich!“

„Er versuchte gleichwohl dieser Niedergeschlagenheit, diesem erstickenden Drucke entgegenzuarbeiten, und zwar in seinen frühesten Jahren durch anhaltende Arbeit, späterhin — nachdem er nach dem Ableben des Onkels das ganze Vermögen desselben geerbt hatte — durch Reisen und allerlei Zerstreuungen ...“

„Und nichts wollte helfen?“

„Warten Sie, Fräulein; hören Sie weiter! In dem Alter von fünfundzwanzig Jahren, da sein Seelenzustand sehr verbessert war, und er noch überdies die gewisse Hoffnung hatte, durch die Abschließung einer innigern Verbindung seinem bisher so freude- und planlosen Leben Form und Plan zu ertheilen, starb diejenige, welche er liebte, und tief getroffen von diesem Unglück, fiel sein Geist nicht allein unter die vormalige geheimnißvolle Macht zurück, sondern er wurde auch noch dazu von neuen, weit schrecklicheren Phantasien heimgesucht.“

„Armer, bedauernswürdiger Mann!“ seufzte Edith.

„Ja, in der That bedauernswürdig! Nunmehr begegnete er nicht allein seinem zweiten Ich, sondern dieses fand sich des Tages an seiner Seite, des Nachts an seinem Bette ein, um eine Rechenschaft über Alles abzulegen, was dieses Doppelwesen während der Zeit seiner Entfernung von seinem Bruder gethan hatte ... Und diese Mittheilungen erfüllten die Seele des edlen und gebeugten Mannes mit allen möglichen Schrecknissen, weil sie eine Kette von Verbrechen enthielten, das eine immer fürchterlicher als das andere, welche aber sämmtlich auf dem Gewissen des Unglücklichen lasteten und dasselbe mit tausend neuen, unbegreiflichen Qualen geißelten."

„Daß er sich nicht das Leben nahm!"

„Dergleichen soll er noch nie versucht haben. Jahre lang aber war er ganz menschenscheu und konnte keinen Menschen um sich leiden, als Nilman, diesen treuen Diener, der seinen Herrn ganz versteht und ihn mit ebenso großer Zärtlichkeit als Klugheit pflegt ... Endlich nahm seine Gesundheit in dem Grade ab, daß er der Auflösung seiner Leiden nahe zu sein schien."

„Wie angenehm muß ihm nicht der Gedanke an den Tod gewesen sein!"

„So war es doch nicht. Ohne Schlaf während der Nacht, ohne Ruhe während des Tages, stets den Fieberphantasien und jenen imaginären Luftzügen ausgesetzt, von denen er sich stets angehaucht fühlt, sobald sein zweites Ich naht, und zu deren Entfernung er im Stande wäre, sich alle Luft zu entziehen, sollte man wohl glauben, daß er der Erlösung aus einem Fegefeuer mit Freuden entgegen sähe; doch keineswegs ... Und vielleicht war es der wilde Schrecken vor dem Richterspruch über sein geträumtes Sündenregister, was die Krankheit brach und ihn nicht zu einem Bewohner des Grabes, sondern zu dem Mitgliede eines noch engeren Gefängnisses, nämlich zu dem Gefängnisse des Geistes machte. Er war mehrere Monate lang vollkommen wahnsinnig."

Edith's Herz schwoll vor Theilnahme.

„O!“ seufzte sie, „warum werden manche Geschöpfe nur zu Leiden geboren?“

„Warum? — Ja, wohin sollen wir uns wenden, um auf diese Frage Antwort zu erhalten? Doch um auf den Grafen zurückzukommen, so trat endlich eine hellere Zwischenzeit ein. Als jedoch diese Gnadenzeit ihrem Ende nahte — dies fühlte er sehr gut — so reiste er nach Paris, und dort hat er, drei Jahre lang von einem ausgezeichnet geschickten Arzte behandelt, wie ich schon erwähnt habe, seine körperliche und geistige Gesundheit in einem solchen Grade wieder erlangt, daß zu seiner vollkommenen Genesung die beste Hoffnung vorhanden ist. Weder in den beiden letzten Jahren seines Aufenthaltes zu Paris, noch in den Monaten, da er in Schweden gewesen ist, hat er die geringste Verstandeslosigkeit gezeigt.“

„Auch die schrecklichen Besuche nicht gehabt?“

„Seine Erscheinungen sind leider nicht ganz gewichen, kommen jedoch nur selten. Vielleicht aber leidet er nicht viel weniger an seiner Furcht vor denselben. Daß ihn immer noch eine fieberhafte Spannung verfolgt, das sieht man auch aus seinem Eifer, sich während der Nachtwachen, wenn er müde ist zu studiren, andere Zerstreuungen für den Gedanken zu schaffen, und ferner aus der kindischen Idee, viel Licht und zwei stets wachende Hunde um sich zu haben, deren feinem Geruch er sich anzuvertrauen scheint. Nilman hat mir gesagt: so lange er sieht, daß diese Wächter ruhig bleiben, so lange hat auch er die frohe Ueberzeugung, daß nichts Störendes in der Nähe ist.“

„Wir dürfen uns über diese Schwachheiten, so unmenschlich sie auch zu sein scheinen, kaum wundern; denn wer kann seine Ansichten, seinen Ideengang nach denen anderer Menschen beurtheilen? Wahrlich, Herr Helmer, sie ist sonderbar, diese Geschichte von den geheimen Leiden und Verirrungen einer Seele! Ich fühle mich mit meinen Gefühlen und Gedanken gerührt, interessirt, be-

schäftigt — doch immer noch weiß ich Nichts von demjenigen, was Sie mit Ihrer beabsichtigten Warnung eigentlich meinten!"

„Mir bleibt noch etwas übrig hinzuzufügen. Seit zehn Jahren leidet er auch im Herzen. Eine unaussprechliche Leerheit, die seit dem Verluste des Gegenstandes seiner Zärtlichkeit niemals wieder gefüllt worden ist, erweckt in ihm oft die Vorstellung, die Finsterniß in diesem Leben würde sich vertheilen, wenn Gott ihm noch einmal einen guten Engel zuschickte, der es nicht scheute, sein Leben zu theilen. Mit einer rührenden Hoffnung, einer brennenden Sehnsucht hängt er fest an diesem schönen Glauben, daß diese Macht des Lichtes die Macht des Bösen unterjochen wird. Und begabt mit mächtigen, allzu schwärmerischen Gefühlen, wird es ohne Zweifel eine große und ernste Leidenschaft sein, die er diesem Engel weiht, welchen er sucht, und welchen seine Gebete vielleicht von dem Himmel zu erflehen das Glück haben."

Während Helmer die letzten Sätze aussprach, ruhte sein Auge unverwandt auf Edith.

Ihre Stirne und ihre Wangen waren mit einem dunklen Purpur übergossen, während der Ausdruck eines unbestimmten Leidens ihrem Antlitze jene Art von einer höheren und edleren Schönheit verlieh, welche sich bei ihr nur in selteneren Augenblicken offenbarte.

„Mein Rapport ist beendigt!" sagte Helmer, indem er sich erhob.

„Dank! ich habe verstanden. . . . Haben Sie mir noch etwas Weiteres zu sagen?"

„Gewiß möchte ich noch einige Worte sagen, doch fürchte ich, Sie schon ermüdet zu haben — ja, ich fürchte, Sie zu beleidigen!"

„Heute Abend, Herr Helmer, können Sie sagen, was Ihnen beliebt — ich bin nicht in der Laune, es übel zu nehmen!"

„Wohlan denn, Fraulein Edith! Als der Graf von hier ging, las ich in seinen Augen, daß seine Seele dicht an dem Lichte vorübergekommen war. Bedenken Sie Alles, was ich Ihnen mitgetheilt habe, erwägen Sie es ernstlich! Es wäre etwas Entsetz-

liches, wenn dieser Mann mit seinem kindlichen und vertrauensvollen Herzen ein neuer Spielball in der Hand derjenigen werden sollte, welche stets neuer Spielsachen bedarf, um sie zu zerbrechen und wegzuwerfen, nachdem sie nicht länger interessiren und belustigen!"

„Herr Helmer!"

Zitternd vor Bestürzung und Gemüthsbewegung streckte Edith ihre Hand aus — ob es geschah, um ihn zu beschwören, daß er gehen möchte, oder ob es aus einer andern Ursache, oder ob es ganz unbewußt geschah, das ließ sich nicht entscheiden. Wie es aber auch sein mochte: Helmer ergriff die Hand, und während er dieselbe einige Secunden in der seinigen behielt, sagte er leise mit einer Stimme, die in Edith's Seele drang:

„Fräulein, wenn ich zu kühn war, so verzeihen Sie, und glauben Sie, daß nur ein Freund so reden konnte!"

Ueber Edith's Seele war eine Wolke gegangen.

Als Helmer die Hand, welche er zu berühren gewagt hatte, achtungsvoll losließ, schien das junge Mädchen in einen Traum zu versinken; sie bewegte sich nicht, redete nicht, ja sie schien gleichsam aufgehört zu haben, zu athmen. Plötzlich fuhr sie jedoch auf, zerriß gewaltsam den Zauber, und sagte in einem gezwungenen, spöttischen Tone:

„Es lag etwas Altdeutsches in dieser Geschichte; sie hat sogar das Zimmer mit der sentimentalen deutschen Luft angefüllt. Lassen Sie uns vor Allem in unsere gewöhnliche Sphäre zurückkommen!"

„Ich bin schon zurückgekommen!" sagte Helmer. „Doch es ist wohl Zeit für mich, eine Promenade nach der Schmiede zu machen!"

„Und für mich," dachte Edith, „in mein eigenes Wesen hinein zu gehen!"

Neunzehntes Kapitel.

Ahnungen und Hoffnungen.

Die Uhr hatte elf geschlagen.

In dem Schlafzimmer des Grafen Hermann, welches eher zu einem Feste, als zu dem Gebrauche eines einzelnen Mannes erleuchtet zu sein schien, lag er selbst noch gekleidet zur Hälfte ausgestreckt auf seiner Matraze.

Zwei von den schönen Hunden saßen aufmerksam auf ihrem Posten mit erhobenem Haupte, während die vier andern sich gemächlich auf ihren Kissen dehnten. Nilman, der Kammerdiener, Vertraute und Intendant seines Herrn, stand am Ofen und war mit dem Nachttrunk beschäftigt.

Auf dem Antlitze des Grafen lag ein Schimmer, der fast noch blendender war, als derjenige, welcher von den Lichtern auf seine ganze Person fiel.

Sein Ideengang schien so gespannt zu sein, daß Nilman, der oftmals nach dem Bette hinschielte, mit Verwunderung bemerkte, daß die gewöhnlichen Zeitvertreibe heute Abend nicht angerührt wurden.

„Wollen der Herr Graf sich jetzt nicht entkleiden?“ fragte er endlich mit einer gewissen freundlichen Vertraulichkeit, welche, wenn auch weit entfernt von Naseweisheit, dennoch zu verstehen gab, daß Herr und Diener auf einem Fuße mit einander lebten, wo der Standesunterschied nicht so genau berücksichtigt wurde.

„Nilman!“ sagte der Graf, ohne auf die Frage zu antworten, „komm und setze Dich zu mir!“

Nilman schien über diese Einladung nicht im Mindesten verlegen zu sein. Er war wohl hundertmal während der einsamen nächtlichen Stunden der Gesellschafter seines Herrn gewesen; doch jetzt seit längerer Zeit nicht.

„Befehlen der Herr Graf vielleicht, daß ich die Schachfiguren in Ordnung setze?"

„Ich will nicht spielen, sondern mit Dir plaudern."

Der Kammerdiener nahm ganz ungenirt auf dem Lehnstuhle, der in der Nähe des Lagers seines Herrn stand, Platz, und wartete nun mit ehrfurchtsvollem Schweigen auf die Anrede des Grafen.

Hierauf mußte er jedoch lange warten.

Der Graf schien auf's Neue in seine innere Anschauung versunken zu sein, und eine volle Viertelstunde war verflossen, ehe er, mit dem Blick in den leeren Raum hinausschweifend, plötzlich ausrief:

„Nilman! wo bist Du?"

„Hier, Herr Graf!"

Nilman war augenblicklich an der Seite seines Herrn.

„Dank!" sagte der Graf sanft und verbindlich; „hätte ich Dich nicht, so stände es sehr schlimm mit mir!"

„Herr Graf!"

„Ja, ja, es ist, wie ich sage und Dir schon unzählige Male gesagt habe, daß Du durch Deine Ergebenheit, Aufmerksamkeit, und Unermüdlichkeit eigentlich mein zweites Ich bist. . . . Hast Du übrigens bemerkt, während Du hier saßest, daß . . . daß Frei und Oberon einige ungewöhnliche Symptome gezeigt haben?"

„Gar keine Symptome, Herr Graf!"

„Weißt Du das gewiß?"

„Ja, Herr Graf! die klugen Thiere sind so ruhig, daß sie sehr gerne schlafen würden, wenn sie die Erlaubniß erhielten!"

„Nein, nein, sie dürfen nicht schlafen — hörst Du! Du weißt, ich erlaube das niemals!"

„Es war nur ein „Wenn," Herr Graf!"

„Frei, Oberon! kommt her, meine Jungen!" rief der Graf eifrig.

Die prächtigen kleinen Wächter eilten zu ihrem Herrn und erhielten nebst ihrer bestimmten Nachtkost — ein halbes Dutzend

Zwieback — einige freundliche Liebkosungen von der streichelnden Hand des Gebieters.

„Wie findest Du mich?" fragte Graf Hermann, nachdem die kleine Unterbrechung vorüber war. „Ich habe kein Fieber, keinen Frost — oder wie?"

„Der Herr Graf sehen ganz gesund aus."

„Ist es aber nicht sonderbar, daß ich mich in dieser Ruhe befinde? Ich fühle Nichts von demjenigen, das dem Fürchterlichen vorherzugehen pflegt. . . . Und dennoch, Nilman, als ich heute Nachmittag im Saale war — Du verstehst wohl?"

„Wie, Herr Graf?"

„Ja, er stand plötzlich vor mir, verschwand jedoch ebenso schnell wieder. Sage mir, was kann wohl die Ursache sein, daß ich trotz dieses Gesichtes auf eine Art reden kann, welche beweist, daß ich mich vollkommen zu beherrschen weiß?"

„Ich glaube," entgegnete Nilman, der einen bewunderungswürdigen Scharfsinn hatte, „es liegt in der Luft hier zu Dagby etwas, das wohlthätig auf die Nerven des Herrn Grafen wirkt."

„Sehr richtig. Auch segne ich die Idee meiner Tante, mich hieher zu schicken."

„Sie sah ein, daß der Herr Graf hier auch eine angenehme Gesellschaft finden würden."

„Ohne Zweifel — die Hofräthin ist auch als Salondame recht gut; doch dergleichen Leute wärmen niemals das Herz; sie gleichen den Strahlen des Mondes in einer Winternacht: sogar ihr Glanz glimmt vor Kälte. Als überwiegendes Gegengewicht erhielten wir aber die Sonnenstrahlen, und ein solcher gesegneter Strahl ist Onkel Janne!"

Nilman hielt es nicht für passend, eine Antwort zu geben. Vielleicht hätte der Herr die Stirne gerunzelt über eine Vertraulichkeit, welche wohl oft eine unbewußte war.

„Mit dem jungen Bruksverwalter — der das Modell zu mei-

nem David werden soll — möchte ich gerne reden, aber er ist so selten oben."

„Wenn er den Wunsch des Herrn Grafen erfährt, so wird es ihm gewiß Vergnügen machen, dem Herrn Grafen alle Zeit zu schenken, die seine Geschäfte ihm übrig lassen."

„Die Gouvernante gefällt mir nicht."

„Sie ist nur als die Ausfüllung einer Lücke zu betrachten."

„Die kleine Olga ist zu altklug, bisweilen aber doch recht artig."

„Sie ist ja noch ein Kind."

„Wie gefällt es Dir hier, Nilman? — Ich hoffe, man behandelt Dich gut?"

„Ja, so gut, daß nur die große Theilnahme, welche sie gegen den Herrn Grafen hegen, das Wohlwollen erklären kann, welches ich, ein bloßer Diener, genieße."

„Du erfreust mich mit diesen Worten — ist Jemand da, gegen den Du Dich ganz besonders verpflichtet fühlst?"

„Fräulein Edith, die mir von Anfang an eine herablassende Güte zeigte, hat heute Abend selbst darnach zu sehen beliebt, daß ich ein anderes Zimmer erhalten möchte, um dem Herrn Grafen um so näher bei der Hand zu sein."

„Ach, sie ist ein Engel an Güte, eine Heilige! — glaubst Du das nicht auch, Nilman?"

„Von meinem niedrigen Standpunkte aus kann ich darüber nicht urtheilen — ohne Zweifel ist aber das Urtheil des Herrn Grafen um so sicherer."

„Was ist die Uhr?"

„Gleich Zwölf."

„Ich athme leicht, mein Herz klopft nicht von jener siedenden Unruhe, die mich sonst während der Angst der Erwartung verbrennt — weißt Du, was ich mir beinahe einbilde?"

„Nein, Herr Graf!"

„Ich glaube die Gestalt meines schrecklichen Schicksals hat

nicht mehr die Macht, sich mir länger als auf einen kurzen Augenblick zu zeigen."

„Ach!"

„Höre! In mir ist ein Gefühl von gleichsam geheimem Triumph, und dieses sagt mir, daß meine Gesundheit, die sich in den letzten Jahren immer gebessert hat, bald vollkommen befestigt sein wird, und daß zu gleicher Zeit alle diese Erscheinungen, die mich bisweilen um den Verstand gebracht haben, für immer in den Abgrund zurücksinken werden, aus dem sie aufgestiegen sind."

„Gott gebe, daß der Herr Graf eine so wohlthuende Ueberzeugung recht lange festhalten können!"

„Ja, ja, sie wird mich nicht verlassen, und in diesem Falle bin ich eher glücklich als unglücklich durch die Erscheinung, welche ich heute Nachmittag hatte."

„Wie so?"

„Verstehst Du das nicht? durch die ausgebliebene gewöhnliche Wirkung sowohl auf meine Seele, als auch meinen Körper zeigt es sich ja deutlich, daß dieser Zauber der Finsterniß sich dem Augenblick seiner gänzlichen Vernichtung naht."

„Das ist sehr wahr!"

Erst nach zwei Uhr begab sich der Graf zur Ruhe mit einem Herzen, das fast von einer fanatischen Dankbarkeit gegen diejenige glühte, welche er von diesem Abende an als seinen Schutzengel betrachtete.

Wie war es wohl möglich, dieses unverwerfliche Zeugniß seiner eigenen Sinne zu bezweifeln! Es war ihre Gegenwart, die Berührung ihrer Hand, welche mit einer Art von magnetischer Kraft auf seine Seele eingewirkt und den unglücklichen Einfluß der Macht, welche ihn bisher beherrscht, verjagt hatte.

O himmlische Freuden, unbegreiflich für Alle außer ihm

selbst! . . . Wie genoß er nicht seiner Befreiung! . . . Wie von Neuem geboren, wie frisch, wie schwellend von Muth und Hoffnung fühlte er sich nicht! . . .

Die Zeit der Rückkehr des schrecklichen Gesichtes war still und ruhig verflossen.

Die Fieberphantasie hatte nicht mit daguerreotypischer Genauigkeit das Bild seines Plagegeistes, den gespensterhaften Schatten seiner selbst abgezeichnet, welcher sich neben ihn zu setzen, ihn höhnisch anzulächeln und ihm ohne Mitleiden mit der gräßlichsten Angst, die seine Seele marterte und ihm den Schweiß in großen, kalten Tropfen von der Stirne trieb, allerlei fratzenhafte Grimassen zu machen pflegt. Auch waren in dieser glücklichen Nacht seine Ohren verschont worden, die Stimme des fürchterlichen Phantoms zu hören. Kein neues Verzeichniß von gräßlichen Verbrechen wurde auf sein Gewissen gewälzt.

Helmer hatte dem Fräulein Edith die Züge aus der Seelengeschichte des Grafen mitgetheilt, welche er kannte, doch wie matt, wie wenig sagend waren diese Züge im Vergleich mit der Wirklichkeit!

Sei es nun, daß die Natur, eine vernachlässigte Erziehung oder eine ungezügelte Phantasie, gesteigert durch die Schriften, welche er in seiner Jugend verschlungen hatte, ihn zu demjenigen gemacht hatte, was er geworden war — wer vermag das zu sagen — gewiß aber ist, daß er seit langer Zeit ein Märtyrer einer der schrecklichsten von allen Seelenkrankheiten war.

Mit jedem Jahre hatte seine fixe Idee sich zu einer immer bedauernswürdigeren Genauigkeit ausgebildet, und die Arbeiten, welche er in seinen reiferen Jahren studirte, um die Ursachen seiner Gemüthskrankheit und Heilmittel dagegen aufzusuchen, machten dieselben nur noch schlimmer.

Daß er bei dem Nachdenken über die Geisterwelt auf religiöse Grübeleien kommen mußte, versteht sich von selbst; doch er

fand in keinem von diesen Systemen, die der menschliche Geist aufgebaut hat, um sie bald wieder einzureißen, Befriedigung.

Nachdem er bald mit älteren französischen und englischen Denkern das Christenthum verlacht und verhöhnt, bald mit neueren deutschen dasselbe in Uebereinstimmung mit der Vernunft zu erklären gesucht hatte, ohne dabei Beruhigung finden zu können, lenkte er auf einen neuen Weg ein, wo er durch das Läugnen des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit der Seele in seinem Leiden Trost zu erhalten hoffte.

„Nur der Tod,“ dachte er, „ist ewig, das Leben ist zeitlich: im Grabe werde ich meinen Plagegeist los und mit ihm auf ewig vernichtet werden.“

Als der unglückliche Grübler auf dieses unheimliche Endresultat gekommen war, wurde er gleichwohl bald von einer wilden Verzweiflung ergriffen. Er konnte, er wollte nicht mehr zufrieden sein mit dem Troste, den er sich selbst geschaffen hatte; ihm war vor demselben beinahe ebenso bange, wie vor dem Gespenste; denn auf dem Grunde seines Herzens lag ein unabweisliches Bedürfniß, welches stets zurückkehrte, nämlich das Bedürfniß, an ein Wesen von Licht und Liebe zu glauben. Und so hin- und hergerissen zwischen zwei gleich fürchterlichen Mächten, zwei gleich tiefen Abgründen — seinem eigenen Schatten im Leben, Vernichtung im Tode — wurde er zum ersten Male wahnsinnig.

Nach drei Monaten einer thierischen Vergeßlichkeit kehrte er zu dem Verstande zurück, aber leider nur, um denselben von Neuem in den Armen des Aberglaubens zu verlieren.

„Es gibt einen Gott,“ so dachte er jetzt, „denn ich fürchte ihn; aber er hat mich verworfen, er hat mich den Mächten der Finsterniß überliefert ... Kein guter Engel wacht über mich, ich rolle hinab in den schwarzen Fluß, und bis dahin verfolgt mich dieser dienstbare Geist, den der Satan heraufgesendet hat, um mir schon in der Zeit einen Vorgeschmack von meinen Qualen in der Ewigkeit zu geben.“

Anstatt der Zweifel hatte er also eine Gewißheit, eine Vorstellung von dem Künftigen erhalten, aber eine schreckenvolle, finstere Gewißheit, die unheimlicher war, als die Vernichtung selbst.

Ein Raub dieser peinigenden Gedanken, wurde er von Neuem von dem Dämon des Wahnsinnes gefaßt.

Aber noch einmal rollten die Nebel dahin und seine Seele genas.

Die Gespräche mit seinem Arzte und einigen andern menschenfreundlichen Männern mit umfassender Bildung, die sich warm für ihn interessirten, zertheilten nach und nach die Finsterniß in seinem Gehirne und riefen lichtere, frohere Bilder in demselben hervor.

Ein wahres Christenthum, ebenso entfernt von Skepticismus, als von Aberglauben, das Vernunft und Glauben in sich vereinigte, fand endlich Eingang in seiner Seele. Und mit dieser wohlthätigen Gemüthsstimmung kehrte das Verlangen zurück, den Menschen wieder näher zu treten, das Verlangen nach jenem Hauche, der von Gott ausgeht und wieder zu ihm zurückkehrt: das Verlangen nach Liebe.

So zerrissen seine Seele auch gewesen, so verbannt und elend er sich auch gefühlt hatte, so meinte er dennoch einige frische Schößlinge im Herzen übrig zu haben, und wenn diese nur feste Wurzel fassen dürften, so konnten sie vielleicht heranwachsen und unter ihrem Schatten Vieles verbergen von demjenigen, was gewesen war.

Er überwand seine Blödigkeit und redete über diese Angelegenheit mit seinem Arzte, zu welchem er ein unbegrenztes Vertrauen, eine unveränderliche Achtung hegte.

Und wie schlug ihm nicht das Herz, wie eilten ihm nicht neue Lebensströme durch die Adern, als dieser Mann, dessen Worten er fast glaubte, wie den Worten Gottes, ihm die Versicherung ertheilte, er könnte es wagen, an diesen Schritt zu denken, und es wäre alle Hoffnung zu der Vermuthung vorhanden, daß die Liebe, dieses Gefühl, welches im Stande ist, die Seele so gänzlich zu

erfüllen, daß sie dieselbe von allen andern Visionen abzieht, ihn heilen würde, indem sie ihm eine neue und gesunde Willenskraft verleihe.

Er eilte zurück in das Vaterland.

Einmal in seinem Leben hatte er geliebt, das war in seiner ersten Jugend gewesen. Aber diese Liebe hatte auf fremder Erde geknospet, darum war sie auch gestorben, ehe sie Früchte angesetzt hatte.

In den Tönen der Heimath klang die heilige Sprache der Liebe am schönsten.

Aber wo, wo sollte er sie suchen, die der Gegenstand seiner Liebe werden konnte?

Er sah viele Mädchen, viele, die sich ihm freundlich nahten, aber noch nicht diejenige, welche bestimmt war, sein rettender Engel zu sein, denn sein Herz schwieg: es wollte um keinen Takt geschwinder schlagen.

Da flößte ihm, wie er nachmals eine Zeitlang glaubte, sein guter Stern die Idee ein, die einzige Verwandte aufzusuchen, welche ihm noch übrig war.

Sein nach vertraulichen Banden sehnsüchtiges Herz schloß sich willig an diejenige, welche die Schwester seiner Mutter gewesen war. Sie war zwar, diese Tante, nur eine ganz gewöhnliche Frau; aber sie hatte ein mildes Lächeln auf den Lippen und nichts Böses im Herzen.

Sie war es, die, gelockt von der gewöhnlichen Manie alter Damen, Ehen zu stiften, es im Stillen mit der Hofräthin abmachte, daß der Graf zu Dagby auftreten sollte. Und so wie sie ihrer Freundin den Schwestersohn beschrieb — nichts verhehlend — meinte sowohl sie selbst, als auch besonders die Hofräthin, daß er ein Mann nach Edith's Sinn sein müßte.

Er war ja in seinen mittleren Jahren, weder häßlich noch auch schön, mäßig reich, eigen, bizarr, unglücklich und auf jede Weise interessant: es konnte gar nicht fehlen, daß dies Alles zu-

sammen paßte — vorausgesetzt, wie es sich von selbst versteht, daß der Graf so vollkommen hergestellt würde, daß er seine Bizarrerie nie wieder so weit triebe, daß er den Verstand verlöre.

Ihm sagte man jedoch kein Wort.

Ein ordentlicher Plan würde Alles verdorben haben. Die werthe Tante begnügte sich damit, Dagby als ein Non-plus-ultra angenehmer Orte zu beschreiben. Und wenn sie dann ja ein Wort über Edith fallen ließ, so geschah es ohne berechnete Absicht. Sie scherzte ein wenig über ihre Einfälle, alle glänzenden Freier zu verabschieden, und glaubte, daß derjenige, welcher auf die kleine Olga warten könnte, eine glücklichere Wahl träfe.

Die Hauptsache aber war, den Grafen hinzuschaffen: seine Blödigkeit, seine angeborene Delicatesse hatte so Vieles einzuwenden; nachdem sie ihm jedoch einen Brief von der Hofräthin gezeigt hatte, in welchem diese sagte, daß sie sich unendlich für einen Mann interessire, der mit ihrer besten Freundin so nahe verwandt wäre, und daß sie sich ebenso unendlich geschmeichelt fühlen würde, wenn der Herr Graf auf seiner Reise durch Wermland einige Zeit auf Dagby verweilen wollte — so war Alles sehr bald angeordnet.

Als erst der Sinn des Grafen auf Dagby gerichtet worden war, so begann er einen solchen Anfall von Sehnsucht zu empfinden, daß er seinen Aufenthalt bei der guten Tante verkürzte, um schon einige Wochen früher das neue Dasein beginnen zu können, welches er in seiner Einbildung vorhersah, und welches sich auch — nach dem Angeführten zu urtheilen — in der Wirklichkeit ganz bekräftigen zu wollen schien.

Zwanzigstes Kapitel.

Widersprüche und Kämpfe.

Im Laufe der folgenden Tage konnte Jeder sehen, daß der Graf Hermann mit einem Vertrauen, das durch Nichts gestört werden zu können schien, offen zu Edith seine Zuflucht nahm. Er mußte in ihrer Nähe sitzen und kannte jetzt ganze Stunden lang keine andere Beschäftigung, als sie zu betrachten.

Daß er dabei sehr wenig redete, hatte seinen Grund keineswegs in der Blödigkeit des Grafen — bei Edith fühlte er nicht jenes drückende Gefühl, welches ihn ehemals in seiner Krankheit so sehr belästigt hatte — sondern es war vielmehr die Folge einer innern Glückseligkeit, welche ihm für den Augenblick genügte.

Bisweilen griff er eifrig nach einem Blatt Papier und begann zu zeichnen.

Während er jedoch mit der einen Hand die Bleifeder führte, verbarg er mit der andern sorgfältig seine Arbeit. Niemand fragte, Niemand beunruhigte ihn mit Anmerkungen. Und so war er denn noch auf eine andere Art glücklich, indem er von Edith's Bild den einen Entwurf nach dem andern vollenden durfte, worin nur der Ausdruck des Gesichts verändert war, so wie derselbe sich jedes Mal zeigte, wenn er mit ihr redete.

Und jetzt redete Edith oft zu dem dankbaren Gaste in einem Tone feiner und herzlicher Achtung.

Die Hofräthin war entzückt, Olga und Mamsell Octavie erstaunt; doch auf die sonst so glatte Stirn des Onkels Janne legte sich bisweilen eine Wolke.

Der Alte war nicht zufrieden.

Obgleich seine Schwägerin ihn zu überzeugen suchte, daß es das Klügste wäre, es Edith's eigenem Scharfsinne zu überlassen,

die Wahrheit zu errathen — wobei ohne Zweifel der Graf in einer vertraulichen Ergießung ihr helfen würde, und was ihr auf keinen Fall könnte, wenn sie seine vielen Sonderbarkeiten sähe — so billigte der Onkel doch keineswegs diese feinen Betrügereien, sondern beschloß mit Edith zu reden, was er auch in einer vertraulichen Stunde that.

Zu seinem größten Erstaunen hatte er kaum angefangen, über die sonderbaren Gesichte des Grafen zu reden, so fiel Edith ihm mit diesen Worten in die Rede:

„O, Onkel, ich habe von Anfang an eingesehen, daß er an einer Gemüthskrankheit gelitten haben muß, obgleich ich natürlicher Weise nicht ahnen konnte, unter welcher Form die Phantasien des armen Mannes sich offenbarten.“ — Edith wollte nicht einmal dem Onkel Janne den Kanal mittheilen, durch welchen ihre Kenntniß gekommen war. — „Ja, noch mehr,“ fuhr sie fort, „in einem Augenblicke, da ich mit ihm allein war, habe ich sogar gesehen, wie er auf eine kurze Zeit der Macht dieser schrecklichen und sonderbaren Visionen hingegeben war.“

„Wie, meine Du! ist es möglich, daß Du dieses Phänomen gesehen hast? Welche Symptome gewahrtest Du denn?“

Edith beschrieb den Zustand des Grafen während jener Augenblicke, sowie sein Bedürfniß, in ihrer Nähe zu sein. „Der Mann,“ sagte sie, „war ein Kind geworden.“

Hatte Edith diesen Instinkt nicht anders verstanden, oder wollte sie ihn nicht verstehen?

Wollte sie überdies Helmer's Warnung vergessen, verachtete sie dieselbe, trotzte sie ihr, hatte sie beschlossen, blind und taub zu sein, oder hatte sie beschlossen, sich in eine Lage zu versetzen, welche wegen der Neuheit einen Reiz für sie hatte?

„Wurde Dir bange?“ fragte Onkel Janne mit dem tiefsten Interesse; „fühltest Du Widerwillen gegen den unglücklichen Schwärmer?“

„Nein, im Gegentheil!“

„Was meinst Du?“

„Ich fühle eine Art von Vergnügen über den Einfluß, welchen ich auf ihn auszuüben schien.“

„Eine Art von Vergnügen? — O Edith, mein Kind, eile hier nicht blindlings vorwärts mit Deinem gewöhnlichen Leichtsinne! Wäge Deine Worte, Deine Blicke, ja selbst Dein Lächeln; denn über jedes Lächeln, welches Du ohne Bedeutung verschwendest, wirst Du dereinst Rechenschaft ablegen müssen, wenn es, vielleicht in Thränen verwandelt, Dir auf Deinem Gewissen brennt!“

„Onkel!“

„Still, meine Du! Alles könnte ich Dir verzeihen, außer wenn Du diesen Mann zerstörtest, dessen ganzes Wesen neulich umgewandelt worden ist, und der eben darum eine so behutsame und liebevolle Behandlung heischt.“

„Aber, lieber Onkel, Theilnahme und Mitleid sind ja Gefühle, welche alle Menschen ehren — warum sollte ich sie in mir ersticken?“

„Behüte mich Gott, daß ich so etwas wünschen sollte! Doch in ihren Aeußerungen erfordern diese Gefühle Nachdenken; denn — verstehe mich recht, meine Du! — sie können für mehr ausgelegt werden, als was sie in der That sind.“

„Wenn sie nun aber etwas mehr werden könnten? Ich sage nur: Wenn!“

„Deine Kraft ist nur die Kraft einer jungen, wilden Phantasie, nicht die tiefe Kraft des Geistes in einer ernsten Seele, welche sich einer andern opfert ... Hüte Dich, Du bist gewarnt!“

„Ja, zum zweiten Male,“ sagte sie halblaut, indem sie einen Vorwand suchte, sich zu entfernen.

Gegen Helmer war Edith jetzt so eisig, beißend kalt, daß es klar war, er mußte es auf ewig vergessen, daß zwischen ihnen Beiden ein vertraulicher Augenblick stattgefunden hatte.

Helmer, welcher auf diese Wendung gefaßt zu sein schien, zeigte nicht das mindeste Zeichen von Verwunderung; er nahte sich nicht einmal der Seite, wo Edith saß.

Acht Tage lang dauerte der Sonnenschein für den Grafen und die Finsterniß für den Bruksverwalter.

An dem Morgen des neunten Tages aber verkündigte Edith, sie hätte von einer jungen Frau unter ihren Bekannten (Edith hatte keine Freunde) einen Brief erhalten, in welchem diese sie um einen Besuch bäte, und sie hätte daher beschlossen, gleich am Vormittage diese kleine Reise anzutreten.

Das Gut, welches sie besuchen wollte, hieß Ternsta und war drei Meilen von Dagby entfernt.

Die Hofräthin machte Einwendungen, und der Graf schien über die unerwartete Neuigkeit niedergeschlagen zu sein. Edith aber bestand auf ihrem Entschlusse, und um halb zwölf Uhr hielt die Droschke vor der Treppe.

Helmer, welcher artig das Pferd hielt, während der Bediente das vergessene Brod für dasselbe holte, erhielt keinen einzigen Blick, geschweige denn ein Wort, und mit genauer Noth nur einen vornehmen und steifen Gruß, als er ihr mit dem Hute in der Hand eine glückliche Reise wünschte.

„Dieser Einfall kam — wie Edith's sämmtliche Launen — sehr ungelegen!“ sagte die Hofräthin ein wenig ärgerlich, als sie mit Mamsell Octavie in einem entlegenen Fenster stand.

„Glauben denn Ihro Gnaden, daß es ein anderer Einfluß, als eine Laune gewesen ist, was Fräulein Edith's Handlungsweise während der letzten Tage geleitet hat?“

„Es wäre wenigstens dann die vernünftigste Laune von allen, die sie jemals in ihrem Leben gehabt hat, und die einzige, von der ich wünsche, daß sie fortdauerte. Ja, das wünsche ich von ganzem Herzen!“

„Ich ebenfalls,“ sagte Mamsell Octavie mit einer bei ihr

ungewöhnlichen Stärke der Stimme; „denn, denn — es wäre ohne Zweifel gut für Viele.“

„Für Einen ganz besonders,“ erklärte die Hofräthin, indem sie die Stimme senkte; „jetzt aber wollen wir es versuchen, unsere gesellschaftlichen Talente zu verdoppeln, wenn er wieder kommt.“

Der Graf ließ jedoch vor dem Mittagessen nichts von sich sehen. Und kaum hatte man sich um den Tisch gereiht, so ging die Thüre auf, und wer trat herein? — Niemand anders als Edith, die einen neuen Einfall gehabt hatte und umgekehrt war.

Es war rührend, die tiefe, unverstellte Freude zu sehen, welche sich in diesem Augenblicke auf dem Antlitze des Grafen malte und dasselbe wirklich verschönerte. Diese Freude war so beredt, daß sie fast auf Alle überging, außer auf Helmer.

Helmer's Gesicht war bleich geworden, da Edith sich so unvermuthet zeigte.

Was ahnte Helmer?

Vielleicht eben dasselbe, was Onkel Janne dachte, daß nämlich, wenn Edith mit ihrer Reise die Absicht gehabt hatte, frei überlegen zu können, der Grund ihrer schnellen Rückkehr kein anderer wäre, als zu zeigen, daß es keiner weiteren Ueberlegung bedürfte.

Edith, deren lebhafte Augen mit einem einzigen Blicke Alle überflogen, bemerkte sogleich den Farbenwechsel auf Helmer's Gesicht. Ein Zittern zeigte sich auf ihren Lippen, doch verschwand es augenblicklich, indem sie mit einer bezaubernden Freundlichkeit an der Seite des Grafen Hermann Platz nahm.

Während der folgenden Stunden und während dieses ganzen Abends war der arme Graf im Himmel.

So seelenvoll, so sanft, so engelähnlich war Edith noch niemals gewesen.

Am folgenden Morgen aber war es wieder eine ausgemachte Sache, daß sie reisen mußte.

Diesmal führte sie ihren Beschluß auch wirklich aus, doch

mit der Veränderung, daß sie die zu ihrer Abwesenheit bestimmten Tage auf einen einzigen beschränkte.

Bei ihrer Rückkehr schien sie verwandelt zu sein.

Still und zerstreut, haschte sie jetzt nach jedem passenden Vorwande, den Grafen zu vermeiden, doch niemals unfreundlich; überhaupt zeigte sie in ihrem ganzen Wesen jene Unentschlossenheit, welche stets wankende Ideen zu erkennen gibt.

So verfloß wieder eine Woche.

„Vielleicht belästige ich Sie mit meiner Gegenwart, mein Fräulein?" sagte der Graf eines Tages, da ihm dies wirklich der Fall zu sein schien.

„O nein," entgegnete Edith, „was mich belästigt, ist einzig und allein meine Laune. Ich habe keinen schlimmeren Freund, als mich selbst!"

„Und ich," sagte er leise, „glaube keinen besseren zu haben, als Sie mir in Ihrer unendlichen Güte sind!"

Edith lächelte, aber das Lächeln war matt.

„Was habe ich wohl gethan, um dieses Lob zu verdienen? — Gar nichts!"

„Um Gotteswillen, sagen Sie nicht so! Sie haben mir ebenso viel gethan, wie die Engel, als diese ehemals die Sterblichen besuchten, um ihnen Botschaft vom Himmel zu bringen; diejenigen, denen sie diese Botschaft brachten, wurden gestärkt und getröstet: sie fühlten, wie das Paradies in ihrem Herzen erwuchs, und sie beteten die heiligen Boten an in stummer, aber demüthiger Entzückung."

In Edith's Augen glänzte eine Thräne — sie wendete sich ab.

„Habe ich etwas gesagt, das Ihnen beschwerlich ist oder mißfällt?"

„Das nicht; aber ich fühle mich beklemmt, Herr Graf, wenn Sie so schwärmen!"

„Entschuldigen Sie — ich wußte nicht, daß dieses Schwärmerei ist, Fräulein Edith — ich glaubte hiemit nur zu sagen, daß ich hoffte, sie als meine Freundin betrachten zu dürfen."

„Betrachten Sie mich so, denn das bin ich von Herz und Seele! Entschuldigen Sie jedoch, wenn ich es nicht immer zu zeigen vermag; denn," fuhr sie fort, indem sie plötzlich in einen ganz andern Ton fiel, „Sie haben gewiß schon längst bemerkt, Herr Graf, daß ich ein verzogenes Kind bin, dessen Launen zahlreicher sind, als die Tage im Jahre."

„Sie klagen sich ungerechter Weise an, Fräulein!"

„Ungerechter Weise? — das werden wir sehen! Inzwischen gebe ich Ihnen den Rath, sich zu verhärten: denn, glauben Sie mir, die Engelgestalt, in welcher Sie mich bis jetzt zu sehen das Glück gehabt haben, fällt gewiß sehr bald."

„Ach, dieser Scherz ist allzu grausam! Vermuthlich ist es ein Conversationsausdruck, doch ein solcher, den ich nicht verstehe. Ich bitte Sie, schonen Sie meiner!"

In einer solchen Laune war jedoch Edith in diesem Augenblicke nicht.

„Es gehört," entgegnete sie, „dasjenige, was ich eben sagte, keineswegs zu den stereotypen Conversationsausdrücken, und keineswegs dürfen Sie geschont werden, Herr Graf — alle Illusionen sind gefährlich!"

Das war dem Grafen Hermann allzu stark.

Er betrachtete Edith mit einer gewissen Bangigkeit. Sie that ihm weh, obgleich er ihrer Selbstbeschuldigung keinen Glauben beimessen konnte.

„Ach nein," bat er sanft, „rauben Sie mir meine Illusion nicht — ich bin allzu glücklich darin! Aber es ist auch keine Illusion: für mich sind Sie immer das Ideal des Guten und Reinen. Ihre Fehler, wenn Sie solche haben — sehe ich gar nicht."

„Aber Sie leiden durch meine Fehler," sagte Edith in einem Anfall von Reue, „und das ist schlimm . . . um so schlimmer, als ich fürchte, daß dieses nicht das letzte Mal ist . . . . Ich bin unverbesserlich!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein nothwendiger Blick nach Innen.

Wie war denn wohl eigentlich die Heldin dieser Erzählung, diese Edith, welche wir bisher nur durch das Augenglas des äußeren Lebens betrachtet haben?

Dieses hat uns keineswegs ihre Handlungen mit allen Fehlern und launenhaften Schattirungen verborgen, hat uns jedoch hinsichtlich der inneren Seite, welche die Ursache der Wirkungen enthält, nur einen rund umgrenzten Horizont geliefert.

Es war ein großes Unglück für Edith, daß sie selbst über jene Ursachen, jene geheimen Impulse in Unwissenheit war, und ihnen nur blind gehorchte, ohne sich Zeit zum Nachdenken zu geben, woher sie kamen.

Und dennoch weinte dieses junge Mädchen oft im Stillen über sich selbst und über die vollkommene Unmöglichkeit, eine Einheit in die unharmonischen Bestandtheile zwischen ihrer Vernunft und ihren Gefühlen zu bringen.

Edith war nicht glücklich, weder in ihrer Umgebung, noch in ihrem Innern.

Es war ihr bisweilen ganz unbeschreiblich enge in ihren glänzenden Zimmern.

Sie kannte nicht alles Himmlische, das in dem Verhältnisse zwischen einer Mutter und einer Tochter liegen kann. Sie kannte nur jene passive Zärtlichkeit, welche Kinder ihren Eltern zu zollen schuldig sind, und den Gehorsam, welchen diese zu fordern das Recht haben. Doch so lieblich es für sie gewesen sein würde, Alles aus Liebe zu geben, so bitter war es ihr, Alles aus Schuldigkeit geben zu müssen.

Und dennoch hatte die Hofräthin sich gewöhnt, eben von dieser ihren Tribut zu fordern, seitdem Edith's trotziges Gemüth mit dem ihrigen in Opposition getreten war.

Edith hatte viele gute Neigungen, wenn sie nur hervorgerufen worden wären, und eine tiefe Verachtung gegen alles Niedrige; doch feurig, romantisch, mit einer ausschweifenden Phantasie, war sie zugleich eigensinnig, übermüthig, eine Sklavin ihrer Eindrücke, ein Spielball ihrer Launen.

So war sie, und wenn es möglich war, daß aus dem Allem etwas Gutes werden konnte, so war dazu eine Kraft erforderlich, unter welche ihre eigene sich beugen mußte — doch woher sollte diese Kraft kommen?

Bis jetzt erkannte sie keine andere Macht, als die ihrer Einfälle; und war es wohl denkbar, daß Graf Hermann — er, der den ermüdenden Ringkampf mit seinen eigenen Verirrungen so eben erst beendigt hatte und sich nur nach der Ruhe, dem Frieden und dem schützenden Engel sehnte — im Stande sein sollte, so viele verschiedene Elemente zusammenzuhalten?

Jetzt aber wollen wir einen Theil von demjenigen beleuchten, was für Edith selbst noch finster war.

Bis vor drei Monaten hatte sie ein Vergnügen gefunden an der Stellung, welche sie sich verschafft hatte, ja sogar an der Verleumdung, deren Ziel zu sein sie sich bewußt war .... ein Vergnügen an ihren Eroberungen, ein Vergnügen an ihrer Koketterie, ein Vergnügen an der Verzweiflung, die ihre Veränderlichkeit hervorrief — mit einem Worte: sie hatte bemerkt, daß gerade ihre Launen es waren, die ihr so sinnreiche Zerstreuungen verschafften. Sie hatte dieselben daher begünstigt und ihnen erlaubt, sie auf jede Weise zu zerstreuen.

Seit drei Monaten aber waren ihr alle Eroberungen, alle Vergnügungen, ihr ganzes zweckloses Leben zuwider, und sie aller dieser Dinge herzlich müde.

Vor Allem war sie eben jener Launen müde, welche sie umher

jagten und sie die Fesseln einer Sklaverei empfinden ließen, welche sie nicht länger tragen wollte, und welche sie dennoch trug.

Wir haben gesehen, daß ein großer Kampf in Edith's Herzen, oder wie sie sich noch zu glauben überredete, zwischen ihrer Phantasie und ihrem bessern Wissen vorging. Und wir haben gesehen, wie sie sich an jenem Sonntage, da sie ihre drei alten Freier verabschiedete, vorher auf ihrem Zimmer — nach ihrer Rückkehr aus der Kirche — der zügellosesten Verzweiflung hingab.

Was hatte diese Verzweiflung hervorgerufen, welche sie in eine ganz neue Welt warf?

Sie hatte während des Gottesdienstes Helmer gegenübergesessen und zum ersten Male mit wirklichem Schrecken eingesehen, welchen tiefen Eindruck die äußere Gestalt auf das Gemüth machen kann.

Auch über einen andern, ebenso bedeutungsvollen Umstand erschrak und schauderte sie.

Während sie in ihrem Gedächtnisse kein einziges von den Worten, die von den Lippen des Geistlichen kamen, zu behalten vermochte, widerhallten in ihren Ohren unaufhörlich die wenigen Worte, welche Helmer ihr gesagt hatte, als sie bei dem Zusammentreffen auf dem Kirchhofe die Treppe zu dem Tempel hinaufstiegen. Und dieses Zusammentreffen, war es wirklich ein Zufall? Hatte sie nicht eine Ahnung gehabt, eine Ueberzeugung — nein, sie zwang sich, an eine so tiefe Erniedrigung gar nicht zu glauben. Sie, die ihre Blicke auf so Viele werfen konnte, sollte sie auf eine schwache Hoffnung gereist sein, um eine so unbedeutende Person wie den Bruksverwalter zu treffen?

O, es war nur eine Phantasie, es konnte nicht anders sein.

Inzwischen wurde sie von einem tiefen Ekel vor dem faden Spiele mit den drei betagten Rittern ergriffen. Sie hielt es nicht länger damit aus, es war vergebens, sich eine Zukunft mit Einem unter ihnen zu denken; und indem sie ihre Laune auf etwas warf, wo dieselbe nicht weilen durfte, mußten die armen Freier die Zeche bezahlen.

Aber dieser Tag war doch allzu unglücklich! Es war ein Tag voll von lauter bösen Einflüssen.

Sie hatte bis jetzt Helmer's Gesangstimme noch nicht gehört. Diese Stimme, diese Töne verfolgten sie die ganze Nacht.

Dieses Alles, die mit jedem Tage immer deutlicher werdenden Beweise von der verabscheuten Gewißheit, daß auch sie vor dem Gegenstande brannte, welcher die Gouvernante, die kokette Hortense, ja die unreife Olga — vergötternder Hausmamsellen, Jungfern und Dienstmädchen gar nicht zu gedenken — in Feuer und Flammen setzte, diese Beweise drohten sie zu verzehren, denn sie zermalmten ihren Hochmuth, ihren weiblichen Stolz, welcher ihr sagte, daß sie über den Sinnenrausch erhaben sein müßte.

Daß etwas Gefährlicheres, als ein bald verschwindender Sinnenrausch zu befürchten sein könnte, davon träumte sie in diesem Augenblicke noch nicht.

Sie hatte nie geliebt. Außerdem waren die Symptome nicht so, wie sie sich dieselben für diesen Fall gedacht hatte; was jedoch vorhanden war, das reichte vollkommen hin, daß sie sich selbst verachten mußte.

Wie unendlich gerne hätte sie nicht auch ihn, der diesen Aufruhr hervorgerufen hatte, verachten mögen, wenn sie nur einen Anlaß dazu hätte finden können. Und hätte er es nur gewagt, seine Blicke zu ihr zu erheben, wie würde sie ihn nicht mit ihrem Uebermuthe, mit ihrem unermeßlichen Erstaunen über eine solche Kühnheit zermalmt haben! Aber von einer solchen Kühnheit ließ sich gar nichts vernehmen, und der Aerger, zu wissen, daß ein Mann, der täglich Gelegenheit hatte, sie zu sehen, es vermochte, ihr zu widerstehen, reizte ihr ohnehin schon erregtes und verletztes Gemüth nur noch mehr.

Nicht war es eigentlich Helmer's vergleichungsweise niedrige Stellung in der Gesellschaft, was da machte, daß ihr der Abstand zwischen ihnen so unermeßlich erschien, daß ihr niemals die Möglichkeit einfiel, derselbe könnte übersprungen werden. Aber er war

eine Art von Diener im Hause, ein Titel, der — so achtungswürdig er übrigens sein mochte — mit der Liebe zusammengelegt, doch etwas Unbegreifliches war.

Ferner gab sie sich alle erdenkliche Mühe, um sich ein eigenes System von Helmer's Geringheit zu bilden, sowohl was seinen Verstand, als auch was seine Bildung und seine Lebensgewohnheiten betraf.

Je tiefer sie ihn herabzusetzen vermochte, desto geringere Schwierigkeit machte es ihr, sich zu überzeugen, daß der Enthusiasmus, den er in ihr erweckte, von derselben Natur wäre, als derjenige, den ein Gemälde, ein Marmorbild oder ein Naturstück, mit einem Worte, Alles, worin die ideelle Schönheit sich in dem kleinsten Detail offenbart, in ihr hervorgerufen haben würde. Ja, wäre es einer von den Arbeitern, einer von den Knechten gewesen, der von der Natur mit eben diesem göttlichen Geschenk begabt gewesen wäre, so würde sie ohne Zweifel ganz dieselben Gefühle gehabt haben.

Beherrscht von den unwiderstehlichen, stets hin und her wankenden Gemüthsbewegungen, konnte sie ihn bald nicht oft genug sehen, bald dagegen seinen Anblick gar nicht ertragen. Und ein unsägliches Leiden war es für sie, zu sehen, mit welcher Fassung, ja Gleichgültigkeit er sich in alle ihre kindischen Aus- und Einfälle fand, welche sie zwar selbst verabscheute, aber dennoch nicht unterlassen konnte, weil ihre Kälte und ihr Stolz das einzige Bollwerk bildeten, hinter welchem sie sich zu verschanzen wußte.

Seine Weigerung, ihr gegenüber Gevatter zu stehen, schrieb sie anfänglich dem niedrigen, eigennützigen Beweggrunde zu, daß er ihrer Mutter gefallen wollte. Aber die Art, mit welcher er sie während des Aktes in der Kirche betrachtet hatte, flößte ihr andere Gedanken ein, bei welchen die erste Vorstellung von einer Erniedrigung ihre Seele mit Blitzesschnelligkeit berührte.

Wie kam es aber, daß diese Vorstellung, anstatt in ihr Hohn und Verachtung zu wecken, ihr Wesen durchbebte, als wäre ein

Strahl vom Himmel dort eingedrungen und hätte daselbst ein neues blendendes Licht, eine neue Wärme verbreitet?

O Elend ohne Gleichen! Waren es nicht Thränen des Glückes, welche sich mit den Thränen der Eifersucht in jenem Augenblicke mischten, als Primus sie überraschte und ihr eine Erklärung gab, die sie zwar nicht zu bedürfen behauptete, die jedoch tausend thörichte Gedanken der höchsten Glückseligkeit in ihr erweckten.

In der Mitte dieser Umwälzung traf die Nachricht von der Ankunft des Grafen ein. Sogleich griff Edith mit Begierde nach der Hoffnung auf eine Zerstreuung, die nie gelegener kommen konnte.

Sie beleidigte Helmer absichtlich, in der Hoffnung, seinen Verdruß zu wecken und ihn auf diese Art ganz von sich zu entfernen. Die Folge war, daß Helmer sie ein Uebergewicht fühlen ließ, welches sie zum Schweigen brachte und sie zu gleicher Zeit überzeugte, es müßte nur ein betrüglicher Schimmer sein, was sie in der Kirche zu sehen vermeint hatte. Hätte er es wirklich „gewagt, den Blick zu ihr zu erheben," so würde er nicht so kaltblütig gewesen sein, die Beleidigung auf sie selbst zurückzuwerfen.

Und welchen Gewinn hatte sie endlich von ihrem erfüllten Wunsche? Helmer hielt sich in der Entfernung, und ihre Laune wurde schlimmer als jemals.

Nun aber kam wie aus den Wolken gefallen die einsame, vertrauliche Stunde, da er ihr die Geschichte des Grafen Hermann erzählte, da er sie warnte und ihre Hand einige Sekunden lang in der seinigen hielt.

In eben jenem Augenblicke, da ihre tiefen und gewaltsamen Gefühle ihr beinahe das Bewußtsein geraubt hatten — da sie bei der Berührung seiner Hand, unter dem Einflusse eines Blickes, wie sie ihn noch nie aus seinem Auge gesehen hatte, leise fühlte, daß sie über dem Abgrund schwebte und sich von demselben hinwegreißen müßte — da vermochte sie es auch durch eine von jenen Kraftanstrengungen, in denen die Verschämtheit und der Hochmuth sich um den Sieg streiten.

Von diesem Augenblicke an — den sie fast als eine Zauberei betrachtete — war sie aber auch entschlossen, zu zeigen, daß sie an keine Zauberei glaubte, und daß keine ihrer unwürdige Schwäche sie ferner noch zwingen sollte, vor sich selbst zu erröthen.

Was dagegen ihr Verhältniß zu dem Grafen betrifft, so war die Theilnahme, welche sie gegen ihn hegte, wirklich von einer so wahren und innigen Natur, daß sie sich mehrmals selbst fragte, ob sie nicht der gute Engel dieses Mannes werden müßte.

Was hat sie wohl dabei zu verlieren? — Gar nichts.

Mit allen seinen Visionen war er weit interessanter und tausendmal mehr werth, als die Marionetten, mit denen sie es bisher zu thun gehabt hatte. Mit ihm wollte sie nicht spielen, nein: sie wollte ihn glücklich machen; denn er fragte nicht im Mindesten nach ihrem Reichthum, sondern nur nach ihr selbst. Ihm konnte sie überdieß nützlich werden. Und unter allen Männern, die um ihre Hand geworben hatten, war kein einziger, dem sie so gewogen gewesen war.

Sie reiste und kehrte zurück, sie überlegte und kämpfte; es war ja so lächerlich, daß dabei immer ein Gedanke an den widerlichsten von allen Gegenständen sich ihr aufdrängen wollte. Dieser Gedanke gehörte ja gar nicht hieher. Ihr Herz war ja ganz frei, und wenn sie litt, so war es ja nur eine Vision, die kaum weniger wahnsinnig war, als die des Grafen Hermann.

Sie paßten also vortrefflich zu einander, und darum war es gut und konnte unmöglich besser werden, bis wieder eine Reihe von Wenn und Aber ihr neue Grillen in den Kopf und neue Leiden in das Herz setzte.

Während dieser bunte Wirrwarr von Liebe, Hochmuth, Mitleiden, Reue und Vernunft in stetem Kreislauf durch Edith's Seele fuhr, verschwanden wieder einige Wochen, und noch immer stand Alles auf gleichem Punkte mit Ausnahme der Hoffnungen des Grafen Hermann, die stets neue Triebe schlugen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Schrecken in der Familie. Mamsell Octavie beginnt ihre Lampen anzuzünden.

Um diese Zeit — man war jetzt in der Mitte des September — begann Onkel Janne gewisse Zeichen von jener Unruhe zu empfinden, welche ihn immer heimsuchte, wenn er sich eine längere Zeit an einem und demselben Orte aufgehalten hatte. Ueberdies fühlte es der Ehrenmann, trotz seiner Liebe zu Edith, diesmal so peinigend leer auf Dagby.

Es war nicht allein die Leere, welche aus dem Hinscheiden des seligen Franz entsprang — diese konnte dem Zurückbleibenden dessen Herz und Gedächtniß noch von ihm voll war, nichts rauben — sondern es war die Leere, welche eine so gute und warme Seele empfinden muß, wenn sie sich gewissermaßen überflüssig fühlt.

Nicht daß Onkel Janne einen Werth darauf setzte, daß man ihm den Hof machte, oder in Worten ihm sagte, daß seine Anwesenheit Freude bereitete; aber der Alte hatte es gerne, wenn er merkte, daß er Freude um sich her verbreitete; er hatte auch die kleine Schwäche, daß er vergnügt war, wenn man ihn bat, ein Stückchen aus seinen Reiseerinnerungen und von demjenigen zu erzählen, was dem seligen Franz so angenehm und ehemals in den vertraulichen Abendkreisen auch die Lust der Uebrigen gewesen war.

Jetzt dagegen hatten Alle so viel zu thun, daß er keine andere Rolle erhielt, als die eines Vertrauten, der aus der einen Hand in die andere geht, ohne daß man sich jedoch sehr viel aus seinem Rath macht.

Des Abends war es überdies sehr oft sein Loos — obgleich Helmer und die gnädige Frau ebenfalls ihre Loose hatten — mit dem Grafen Schach oder Tivoli und zur Abwechslung wohl ein-

mal Wira zu spielen; da jedoch Kartenspiel nie seine schwache Seite, sondern zu den Zeiten des Hofraths nur eine Nachgiebigkeit gewesen war, und der Graf das alte, ehrliche Bretspiel nicht mochte, so ermüdete der Onkel immer mehr. Da hiezu ferner noch kam, daß der Graf, welcher ihn anfänglich gar nicht entbehren konnte, jetzt in seinem träumerischen Entzücken kaum bemerkte, wenn er an einem ganzen Vormittage gar nicht kam, und Edith, welche stets zwischen Fieberhitze und Fieberfrost schwebte, an sich selbst genug zu haben schien, so hielt der Alte es für das Beste, den Ranzen zu packen und davon zu gehen.

Es war gerade noch Zeit, einige Wochen zu wandern, und sich dann auf Grandalen in die Winterquartiere zu begeben, wo es Zeit sein konnte, von der Colonie und von der Ernte Notiz zu nehmen.

Aber es war mit Onkel Janne's Anwesenheit an einem Orte gerade so, wie mit der Wärme und dem Sonnenschein nach einer kalten und nassen Zeit! man merkt, daß es besser, ruhiger, angenehmer wird; aber man weiß der Sonne keinen Dank dafür, daß sie uns wärmt und wohlthut; man wird nur unruhig, wenn sie uns zu verlassen droht.

So gab es auch Unruhe auf Dagby, als es verlautete, daß der geliebte Onkel Aller aufbrechen wollte.

„Nein, um Gottes willen! rief Edith aus und warf sich dem Greise in die Arme; ich fühle, daß alles Unglück über uns kommt, Onkel, wenn Du uns verlässest! Glaube mir: nur Deine Anwesenheit hält es ab."

„Aber, meine Du! wie kannst Du so kindisch schwatzen! Es gibt vielleicht Menschen, denen ich wirklich nützen kann. Hier bin ich ganz überflüssig."

„Ueberflüssig? — wir werden's schon sehen, Onkel, wenn Du nicht mehr hier bist! Wie sanft, gut und gnädig ist nicht Mutter jetzt: sie weiß, daß ich in meinem Onkel einen Vertheidiger habe."

„Kind! bei Deiner Mutter bedarfst Du keines andern Ver-

theidigers als ihres Herzens; doch Du hast — ich muß es Dir leider sagen — ihre Geduld auf die Probe gesetzt."

„Ach, Onkel, Du weißt nicht, wie oft sie die meinige auf die Probe gesetzt hat — doch gleich gut; ich will davon jetzt nicht reden, sondern nur Dich, mein Onkel, anflehen, daß Du hier bleibst!"

„Unmöglich, Schwager! ganz unmöglich!" erklärte die Hofräthin, als sie den Alten in der Bibliothek, wo alle inneren Angelegenheiten gewöhnlich abgemacht wurden, in eine Ecke eingekeilt hatte; „Du siehst ja selbst, daß einzig und allein Deine Anwesenheit Edith wenigstens so vernünftig macht, wie sie jetzt ist. Zwar plagt sie mich auch jetzt noch bisweilen, im Ganzen aber ist sie ihrer Pflichten unvergleichlich besser eingedenk. Sie weiß es recht gut, daß ich doppelt stärker bin, so lange ich Dich an meiner Seite habe."

„Geschwätz, Frau Schwägerin! lauter Geschwätz!"

„Nein, ich betheure, daß ich kein Wort ohne Bedeutung sage! Wenn Du nur noch ein wenig warten willst, so denke ich, Du kannst ihre Verlobung segnen: es sieht in dieser Rücksicht sehr gut aus. Ich war überzeugt, daß ein solcher Mann auf sie Eindruck machen würde." . . . .

Nun kam auch noch der Graf mit seinen Bitten.

Wohin sollte er fliehen in den Stunden, ja wohl Tagen, da seine Sonne sich in den Wolken verbarg, wenn er nicht zu dem geduldigsten von allen Menschen seine Zuflucht nehmen konnte. In seiner feinfühlenden Delicatesse wußte er auch nicht einmal, ob er bleiben könnte, wenn der einzige männliche Verwandte das Haus verließe, und jetzt von Dagby zu reisen — hu! schon der bloße Gedanke regte ihn auf.

Zuletzt war es Helmer, welcher bei einem Besuche in den Zimmern des Onkels ganz im Vertrauen die Rede darauf lenkte,

wie nothwendig seine Anwesenheit gerade jetzt sein würde für den Fall, daß — sich etwas ereignete.

„Was sollte sich denn wohl ereignen können, das ich zu hindern vermöchte?" fragte Onkel Janne aufmerksam.

„Es gibt Dinge, welche, wenn sie auch nicht zu hindern sind, sich dennoch durch Klugheit und herzliche Theilnahme mindern, ändern, verbessern lassen, wenn — ich setze nur den Fall" . . .

„Welchen Fall setzen Sie?"

„Daß der Graf" . . .

„Weiter!"

„Daß der Graf um diejenige anhält, nach welcher er strebt."

„Was weiter?"

„Und daß sie ihn ausschlägt."

„Hm!"

„Niemand kann voraussehen, was das Fräulein in diesem Falle thun wird."

„Das ist wahr; die Sache hängt von einer Laune ab."

„Leider! Wird aber diese Laune ein Nein, so können hier mit dem Grafen — einem Manne, der von einer so schrecklichen Gemüthskrankheit heimgesucht und so lange in eine Hoffnung eingewiegt worden ist, die vielleicht plötzlich getäuscht wird — Umstände eintreten, bei denen nicht allein eine männliche Hilfe, sondern vor allen Dingen ein Verwandter nothwendig ist."

„Herr Helmer, es ist Ihnen, meiner Treu, gelungen, mich besser zu überzeugen, als irgend ein Anderer; und da es so ist, daß ich vielleicht nützlich werden kann, so bleibe ich in Gottes Namen für's Erste, wo ich bin. Eine Dummheit aber war auf jeden Fall die ganze Veranstaltung mit dem guten Grafen; denn kommt er einmal recht in den Zug, so kann er dem Rufe sämmtlicher Damen viel schaden."

„Ja, gewiß war die Einladung eine sehr gewagte Sache, so viel ist abgemacht."

„Und eben so abgemacht ist es, daß kein Mensch aus einem

solchen Mädchen wie Edith klug wird — Gott segne sie; sie ist dennoch mein Augapfel! . . . . Kann es wohl möglich sein, daß sie sich in den Grafen verliebt hat?"

„Das glaube ich kaum."

„Nun so wird sie ihn doch auch wohl nicht heirathen!"

„Das möchte ihr dennoch vielleicht einfallen."

„Ach, welch ewiger Schade, daß ein so außerordentlich schönes und anmuthiges Mädchen so viele Fehler haben kann — und man kann nicht läugnen, daß sie Fehler hat!"

Der Alte sagte das Letzte in einem Tone, aus dem abzunehmen war, daß er es sehr gerne sehen würde, wenn Helmer ihm widersprechen wollte.

Helmer's einzige Antwort aber war ein leichtes Kopfschütteln, und ein wenig verdrießlich, daß Niemand da war, der seinen Liebling vertheidigen wollte, da er es selbst nicht konnte, brach der Alte das Gespräch kurz ab.

Nachdem Helmer gegangen war, wurde Primus gerufen und erhielt den Befehl, die hervorgesuchten Sachen auf unbestimmte Zeit wieder einzulegen.

„Das war ein schöner Entschluß, Herr!" erklärte Primus, „ein prächtiger Beschluß! Wir haben's nicht so schlecht, wo wir sind."

„O, auch nicht so gut!" meinte der Onkel, der mit dem besten Willen von der Welt nicht umhin konnte, sich nach dem freien Leben auf der Landstraße mit seinen Beschwerden, Vergnügen und tausend Gelegenheiten zu guten und frohen Gedanken zu sehnen.

Ja, wie war es wohl möglich, eine einzige, so lustige und angenehme, Entzücken ausdrückende Grimasse zu sehen, wie die, über welche er so oft gelacht hatte, wenn er den ledernen Beutel von Murre's Hals losband und vor den Augen froh gaffender Köthner-Abkömmlinge einen Pfefferkuchen hervorsuchte, dessen bloßer Anblick ihre Wangen zu der der entzückendsten Trompete erweiterte . . . und die Thräne, welche er hier abwischte, und die

Freude, welche er dört theilte, wer hatte einen Begriff davon, wer kehrte sich daran?

„O Herr! man soll nicht die Sonne im Sinken sehen, wenn sie noch so ziemlich hoch am Himmel steht, wie jetzt! Sie müssen die Sehnsucht fahren lassen und zeigen, daß Sie ein Mann für Ihren Hut sind! Es ist nicht genug, sein Wort und Versprechen zu halten, es muß auch mit frohem Herzen geschehen, sonst wette ich mit Diesem und Jenem darauf, Fräulein Edith weint das Schnupftuch voll und die Schürze dazu, denn sie ist stark in ihrer Liebe zu Ihnen — o Gott, wie stark sie ist!“

Primus hatte seine besonderen Gründe zu so vieler Beredtsamkeit.

Er war eben jetzt so recht im Zuge mit einer Intrigue, die nichts Geringeres bezweckte, als den langen Kutscher ebenfalls etwas von Demjenigen fühlen zu lassen, was Primus früher empfunden hatte.

Primus hatte nämlich auf verschiedenen Umwegen die beunruhigende Neuigkeit in Umlauf gesetzt, daß Jungfer Lotta für keinen Geringeren, als den vornehmen Nilman, ihre Angeln auswerfe. Und Jonsson hatte so schnell und so eifrig angebissen, daß er jetzt Lotta nur anglotzte, anstatt sie anzusehen.

Wie konnte wohl Primus geneigt sein, den Schauplatz eines so großen Triumphes zu verlassen!

Einige Tage nach dem plötzlichen Aufstande, den die beabsichtigte Reise des Onkels Janne verursacht hatte, erhielt Edith eine Einladung, als Gevatterin bei einem neuen Taufakt zugegen zu sein.

Es war jener Fall, über den sie früher schon mit ihrer Mutter geredet hatte, und sie war sogleich entschlossen, ein abschlägige Antwort zurückzuschicken.

„Nun ja," sagte die Hofräthin, welche sie diesmal nicht zu überreden suchte, sie werden es wohl entschuldigen müssen!"

Beim Thee an jenem Abende, da mit Ausnahme Edith's, die vor dem Piano saß und phantasirte, die ganze Familie vor dem nach anmuthiger Herbstart flammenden Feuer in Ruhe Platz genommen hatte, erzählte die gnädige Frau der Mamsell Octavie — den Grafen hielt jedoch nichts ab, es zu hören — daß Edith die Einladung zum Baron S. ausgeschlagen hätte. Es wäre wirklich wunderbar, wie gerne sie jetzt zu Hause bliebe; und, um zu keiner Antwort Zeit zu lassen, begann die Hofräthin, sich zu wundern, welche Gevattern dort wohl sonst noch gebeten sein könnten.

„Ueber Einen wenigstens kann ich Aufklärung geben," entgegnete Helmer, denn ich habe die Ehre, gebeten zu sein."

„Nun, ich muß sagen, das war recht artig . . . denken Sie hinzufahren?"

„Ich habe es gedacht!"

Das Gespräch kam nicht weiter auf diesen Gegenstand zurück, auch fragte Niemand Edith, was ihre abgeschickte Antwort enthielt.

Doch an dem Morgen des zur Taufe bestimmten Tages erhielt die Hofräthin von der Mamsel Octavie einen Wink, daß Fräulein Edith wahrscheinlich einen besondern Grund hätte, den ganzen Vormittag auf ihrem Zimmer zu bleiben.

„Welchen besonderen Grund meinen Sie?"

„Ich kann es nicht so genau wissen, Ihro Gnaden; ich fürchte nur, Sie haben sich ein wenig in der Vermuthung geirrt, daß eine gewisse Person einen Antheil daran hat, daß Fräulein Edith so viel zu Hause ist. Eher glaube ich, wenn ich es wagen darf, damit zum Vorschein zu kommen," fuhr in giftigem Tone das boshafte Geschöpf fort, „daß eine andere gewisse Person sie zur Reise veranlaßt."

Es war das erste Mal, daß Mamsell Octavie es wagte, eine solche Anspielung zu machen. Die Hofräthin jedoch, welche un-

möglich errathen konnte, was die Gouvernante meinte, sagte in einem gutmüthigen Tone:

„Ich bin wirklich neugierig, zu vernehmen, wer das sein kann, denn so viel ich weiß, habe ich den Mann noch nicht gesehen, welcher Edith vermocht hat, aus Liebe einen Entschluß zu ändern -- alles Andere außer diesem."

Mamsell Octavie schwieg, nahm aber eine Miene an, in welcher zwanzig Widersprüche lagen.

„Ich weiß, meine gute Octavie," fuhr die Hofräthin fort, „daß Sie ein sicheres Urtheil haben, und gestehe, daß ich viel Vertrauen darauf setze; vielleicht aber bin ich selbst auch nicht ganz blind, und ich habe in dieser Beziehung gar nichts gesehen. Um damit anzufangen: wie wissen Sie, daß Edith reist? Ich meine, sie kann sich nicht wohl so lächerlich machen, da sie es einmal ausgeschlagen hat."

„Wenn sie es nun aber nicht ausgeschlagen hätte?"

„Das war ja ganz sicher."

„Vielleicht ist das noch sicherer, was ich zu erzählen habe."

„So lassen Sie hören!"

„Ich erfuhr gestern im Pfarrhofe, sie hätte versprochen, zu kommen. Die Hausmamsell bei Baron G. hatte es erzählt und auch gesagt, Fräulein Edith würde einem Rittmeister von Linden gegenüberstehen."

„Ach so, dem Cousin der Freiherrin! Ich habe von ihm gehört und weiß, daß er erwartet wird; doch von ihm kann auf keinen Fall die Rede sein, da Edith ihn noch nicht einmal gesehen hat."

„Versteht sich, nein!"

„So singen Sie denn aus, Mamsel Octavie, was Sie wissen; denn dieses wird langweilig!"

„Es ist meine Pflicht, mich zu äußern, da Ihro Gnaden es so bestimmt wünschen! Inzwischen schmerzt mich der Gedanke

außerordentlich, daß ich die Erste sein soll, die Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenkt."

„Meine gute Octavie, beunruhigen Sie sich darüber nicht! Ich bin überzeugt, daß es ein lächerlicher Irrthum ist."

„Lächerlich ist es gewiß, doch kein Irrthum . . . der Bruksverwalter . . ."

„Nun, ich muß sagen, ich bin eine gute Prophetin?"

Und die Hofräthin fiel in das allerunschuldigste Gelächter.

„Ihro Gnaden! es gibt Gefühle, die sich nicht wägen und bestimmen lassen."

„Mamsell Octavie! es gibt Thorheiten, die so außordentlich sind, daß sie nur für die Lachmuskeln erfunden zu sein scheinen. Jedermann weiß, daß ich nicht zu denjenigen Leuten gehöre, die über Alles lachen; traktirt man mich jedoch mit so lustigen Dingen, die nicht einmal im Stande sind, meinen Verdruß zu wecken, so erlaube ich mir es auch, lustig zu sein."

„Halten Ihro Gnaden es denn aber für das achte Wunder der Welt, wenn das Fräulein sich unter ihrem Stande verlieben sollte?"

„Nein, das nicht! Wir haben in Romanen, so wie im wirklichen Leben tausend Beispiele davon — und Helmer ist hübsch genug, daß eine solche Liebe gar kein Wunder sein würde."

„Also geben Ihro Gnaden zu, daß es möglich ist?"

„Nein, ich gebe nur zu, daß es ein sehr natürliches Ereigniß sein könnte!"

„Und dieses sagen Ihro Gnaden mit einer solchen Ruhe?"

„Ja, warum sollte ich das nicht? Wenn Edith den Herrn Helmer liebte, à la bonne heure! sie machte da Bekanntschaft mit einer Epidemie, welche ebenso gewöhnlich, ja noch gewöhnlicher ist, als die Masern und die Blattern. Der ganze Unterschied wäre nur der, daß sie keines andern Arztes bedürfte, als ihres Verstandes, der sie gewiß auch zu rechter Zeit kuriren würde."

„Sollte dieses wohl nicht bei dem Charakter des Fräuleins Edith einigem Zweifel unterworfen sein?“

„Nicht im Mindesten! Gerade ein Mädchen mit ihrem Charakter kann sich niemals so weit vergessen, daß sie diesen Gefühlen im Ernste nachgibt. Nein, Liebe von dieser Bekanntschaft kann zwar entstehen, und ich verdamme dieselbe ebenso wenig, als ich mich darüber wundere, denn wer kann sagen, woher die Liebe kommt? Aber sie entsteht, blüht, leidet und stirbt zu ihrer gehörigen Zeit, und es bleibt nichts Anderes davon übrig, als eine — — Erinnerung.“

„Ihro Gnaden haben Ihre eigene Philosophie.“

„Vielleicht! doch diese ganze Abhandlung hätten wir uns recht gut ersparen können: denn Edith's unpassender Hochmuth hat dem armen Helmer einen Platz angewiesen, der hinlänglich zeigt, daß sie ihn nicht einmal im Gesellschaftsleben als ihresgleichen erkennen will.“

„Und Ihro Gnaden glauben . . .“

„Nichts mehr! Und um Ihnen deutlich zu zeigen, wie ungereimt ich diese Beschuldigung finde, für welche Sie nicht den geringsten Beweis haben, will ich in dem Falle, daß Edith wirklich reist, ihr Helmer zum Kutscher vorschlagen.“

„Oh, Ihro Gnaden! Ihro Gnaden!“

Die Stimme der Gouvernante zitterte. Was hatte sie jetzt von ihrem ersten Manöver?

Nichts weiter, als daß die Hofräthin sie klar-durchschaut hatte und im Geheimen über die Thorheiten lächelte, zu denen die Eifersucht verleiten kann.

In demselben Augenblicke trat Edith mit einer Schachtel voll französischer Blumen in der Hand herein.

Mit einem zur Hälfte gezwungenen, zur Hälfte scherzhaften Tone sagte sie:

„Lache mich aus, liebe Mutter! Ich komme, um Dich über meinen Putz um Rath zu fragen. Soll ich die Camelien nehmen, oder diesen prachtvollen Halbkranz? — vielleicht ist er doch beinahe zu glänzend?“

„Du fährst also trotz Deiner Weigerung?“

„Ich habe es nicht ausgeschlagen, denn . . .“

„Denn?“

„Ich hatte mich besonnen.“

„Nun, ich bin Deiner Einfälle allzu gewohnt, meine liebe Edith, als daß ich mich sehr wundern sollte! Ich will den Landauer anspannen lassen, und da auch der Bruksverwalter hinreist, so braucht er keinen eigenen Wagen zu nehmen. Er kann ja das Vertrauensamt erhalten, Dich zu fahren.“

Ein Paar sehr natürliche Falten verdüsterten Edith's schöne Stirn, und man konnte kaum etwas Uebelgelaunteres sehen, als ihre Miene, da sie antwortete:

„Liebe Mutter, wenn zum Beispiel von dem Grafen Hermann die Rede gewesen wäre — vorausgesetzt, daß er es annehmen wollte — so könnte dieses Project ein Vertrauensamt genannt werden; aber ich fürchte, gegen Herrn Helmer wäre es nicht artig: bedenke, den Kutscher mit dem Bruksverwalter zu ersetzen!“

Die Hofräthin warf einen herausfordernden Blick auf Mamsell Octavie.

Diese sah hinweg, um ihr tiefes Erröthen zu verbergen.

Und so wie die Hofräthin es beschlossen hatte, so geschah es. Denn ehe Edith noch etwas Weiteres einwenden konnte, hatte ihre Mutter mit den Worten: „oh, er wird schon verstehen, daß es eine Artigkeit ist!“ das Fenster geöffnet, Helmern, der eben über den Hof ging, gewinkt und die Sache auf eine eben so artige als kluge Weise abgemacht.

Die Hofräthin wollte sich den Bruksverwalter sehr gerne verbinden . . . .

In einer Toilette, welche den Glanz ihrer vollen weiblichen

Blüthe im höchsten Grade erhöhte, kam Edith gleich nach dem Mittagessen herab, um Abschied zu nehmen.

Graf Hermann betrachtete sie mit stummer Bewunderung.

Niemals hatte ein wärmerer Purpur ihre Wangen geröthet, niemals hatten ihre großen, hellbraunen Augen einen größeren und zugleich milderen Glanz gehabt. Auf der weißen Stirn theilte sich das schöne, seidenweiche Haar und fiel in mehreren Locken auf den Hals herab, deren Form und glänzend weiße Farbe den armen Grafen in gleichem Grade blendete.

Edith aber bemerkte diese Bewunderung gar nicht, sie hörte nicht den unterdrückten Seufzer, welcher sich seiner Brust entwand, als sie, anstatt ihm, wie gewöhnlich, einige liebliche Worte zu sagen, an den Spiegel trat und ganz ungenirt den eleganten Kranz ein wenig höher auf die Flechte schob.

Einige Minuten darauf war sie verschwunden.

„Mein lieber Graf!" sagte die Hofräthin, indem sie ihren Arm vertraulich auf die Schulter des Grafen legte, „wir wollen gemeinschaftlich irgend eine Reform erdenken, welche die kleinen Zerstreutheiten der jungen Damen bessern kann. Doch Gott sei mir gnädig! ich fürchte, so lange die Welt steht, sind die Mädchen immer ein wenig zerstreut, wenn sie in Gesellschaft gehen. Nun, nun, sie werden um so klüger als Gattinnen!"

„Werden Sie das?" fragte der Graf mit einem verschämten Blick durch das Fenster.

„Natürlich!"

Der Graf hörte die Antwort nicht — Edith hatte im Wagen mit einem freundlichen, warmen Blicke zu ihm heraufgesehen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Taufe.

„Befehlen Sie schnell oder langsam zu fahren, mein Fräulein? die Wege stäuben noch so ziemlich!“ sagte Helmer, indem er sich umwendete und in den Wagen blickte, der eben jetzt die Allee verließ.

„Wenn es die Zeit irgend zuläßt, so muß ich bekennen, daß ich ein wenig besorgt bin wegen meines Putzes.“

Edith sagte dieses in einem Tone, welcher ihr selbst vielleicht unbewußt die Eigenschaft hatte, anzuzeigen — daß die große Schranke fiel.

Helmer sah sie an; es war ein schneller, aber tiefer Blick, halb ein Lächeln, halb ein Schauder.

Darauf blickte er auf seine Uhr und erklärte, daß keine Eile von Nöthen wäre.

„Um so besser!“ erwiederte Edith.

Mehr vermochte sie nicht zu sagen, denn Helmer's Blick hüllte gleichsam eine Wolke um ihre Seele. Sie empfand einen stechenden Schmerz. Sie hätte Alles geben wollen, um diesen Blick noch einmal, aber langsam, sehen zu können, damit sie Zeit hätte, dasjenige zu deuten, was jetzt eine brennende Unruhe hinterließ.

Doch die Augenblicke vergingen. Helmer's Aufmerksamkeit schien nur auf die Zäume gerichtet zu sein.

„Wie befindet sich unser kleiner Jockey an seinem Platze?“ fragte sie endlich.

„Er ist nicht zu sehen, doch hoffe ich, er wird sich festhalten.“

„Behüte uns Gott vor andern Dingen! Ich habe die Schwäche, mit den Launen der Könige in der Vorzeit zu sympathisiren; Sie wissen wohl, Herr Helmer, daß die Großen der Erde in alten Ta-

gen den Zwerg über die ganze Hofbedienung setzten; das thue ich auch, und so oft ich den Primus bekommen kann, so erhält Lundin, selbst wenn er in der neuen Livree brillirt, von mir Dienstfreiheit."

Dieses sagte Edith, während der Wagen eine Anhöhe hinabrollte. Ehe aber Helmer antworten konnte, vernahm man eine andere Antwort, nämlich einen heftigen Schrei hinter ihnen.

Fast in demselben Augenblicke hielt der Wagen an der nun erreichten Krümmung des Weges, wo der Abhang endigte.

„Ei, ei, mein Jockey!" rief Edith ganz ängstlich — „schnell, Jonsson! eile!"

Der lange Kutscher — der verhaßte Nebenbuhler des Primus — machte einige Herkules-Sprünge den Berg hinauf und kam gleich darauf mit dem zappelnden Liebhaber auf dem Arme zurück.

Zwar war Primus ein wenig wirr im Kopfe, ja halb bewußtlos und an mehreren Stellen seines Leibes von dem heftigen Fall übel mitgenommen; nichts desto weniger wäre er jedoch lieber gekrochen, als daß er sich dieser für seine Würde so schrecklichen Kränkung, von seinem Todfeinde getragen zu werden, unterworfen hätte.

„Nun, wie steht's mit Dir, mein Junge?" fragte Helmer freundlich. „Nichts Ernsthaftes — oder wie?"

„Ernsthaftes!" knirschte der in Wuth versetzte Zwerg; denn es machte Jonsson Spaß, ihn noch immer wie eine Puppe auf dem Arm zu behalten, indem er ihn, um seinen wohlbekannten Nebenbuhler noch mehr zu reizen, immerwährend streichelte und mit deutlicher Theilnahme seufzte: „Armes Ding — mein armer kleiner Däumling! daß er sich so übel stoßen mußte!"

„Aber, mein guter Primus! was soll ich nun mit Dir machen?" fragte Edith bekümmert.

„Ich bin nicht so ganz todt, wie das gnädige Fräulein glaubt!" entgegnete Primus; und um zu zeigen, daß er seine Kräfte wieder erhielt, begann er hurtig einen Einbruch zu machen zwischen

Jonsson's Hals und Halstuch und seine zehn flüchtigen Finger so gründlich in dem respectablen Hals des Kutschers zu begraben, daß dieser ihn schnell von sich zu Boden schleuderte mit einem: „Aha, Du kleiner Satan! ich glaube gar, Du willst mich erdrosseln!"

Als Primus sich stolz wieder erheben wollte, so sah man, daß es ihm außerordentlich schwer wurde, seine Person aufrecht zu erhalten.

„Ich muß ihn in den Wagen nehmen," sagte Edith.

„Nein, Fräulein, um Alles in der Welt nicht! Ich bin nicht im Stande, rücklings zu fahren, da werde ich ganz wirr in der Mütze!"

„Wäre es da nicht vielleicht das Beste, wenn Sie, Herr Helmer, den von Primus verschmähten Platz einnähmen?"

Helmer schien sich einen Augenblick zu besinnen, doch auch nur einen.

Darauf antwortete er scherzend: „Nein, mein Fräulein, ich wage es nicht, auf mein Gewissen zu nehmen, Ihre Geduld so sehr auf die Probe zu setzen; das könnte ich ein anderes Mal entgelten müssen. Ich weiß etwas Angemesseneres: Primus soll hier neben mir sitzen und Jonsson kann seinen Platz einnehmen."

Und diese Anordnung wurde getroffen zur größten Freude des Primus, welcher nicht wenig stolz seinen hohen Platz einnahm und ganz vornehm dasaß und die kleinen Füße baumeln ließ, während er mit Verachtung zusah, wie Jonsson mit geheimem Verdrusse hinten aufsteigen mußte.

Mit tiefer, ärgerlicher, fast erstickender Bewegung sagte Edith zu sich selbst:

„Welch ein Klotz! . . . Doch, das wußte ich ja schon! Dieser Mensch hat keine Seele, keinen Geist, keine Bildung, nicht einmal den allergeringsten Schwung; er hat nichts außer dieser Schönheit, welche abgeschmackt, ja wirklich ekelhaft wird, weil sie ohne Leben ist — o, wie sehr verachte ich ihn!"

Aber es war eine Ehrensache, diese plötzliche Veränderung während des Restes der Reise nicht merken zu lassen.

Als Helmer sich daher wieder zu ihr umwendete, so wurde er mit einem Lächeln belohnt, welches eine hinlängliche Aufmunterung hätte sein müssen, wenn er nämlich im Stande gewesen wäre, unterhaltend zu sein.

Jetzt aber ging es ganz schief mit allen Versuchen, die Helmer machte.

Er begann mit vielen Gegenständen, immer aber war in Edith's Augen, Miene oder Kopfbewegung etwas, das ihn zwang, abzubrechen.

Helmer war jedoch kein blöder Mann, kein Neuling, kein Klotz.

Zwar hatte er, mit Ausnahme jenes Nachmittages, da Graf Hermann der Gegenstand ihres Gespräches war, sich vor Edith nicht offen und vertraulich gezeigt und mit ihr niemals die ernsten und poetischen Gedanken und Eindrücke ausgetauscht, welche seine warme und frische Seele bewahrte, er hatte nicht einmal dadurch, daß er die Talente geltend machte, welche er besaß, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln gesucht; aber er hatte sich dagegen freimüthig und ungenirt gezeigt in der Art des Umganges, der ihm gestattet war. Er hatte nie mit einem Worte, einer Miene, einer Geberde gezeigt, daß er sich in einer fremden Sphäre befand. Jetzt konnte er jedoch den rechten Ton nicht treffen. Wer hat aber nicht bisweilen gleich Helmer — nach der abgeschlagenen Einladung, in dem Wagen Platz zu nehmen — Augenblicke gehabt, in welchen die Unbeholfenheit wie durch eine Hexerei gekommen ist?

„Gott sei Lob und Dank!" sagte Edith, indem sie sich zwang, zu gähnen, „ich glaube, wir sind bald da."

„Vielleicht friert Sie, Fräulein? Die Luft ist neblig."

„Ich finde sie nur schwül .... gewiß aber friert Sie, Herr Helmer!"

„Mich? warum denn das?"

„O, aus bloßer Sympathie — es ist ja so viele Sympathie zwischen uns!"

„Davon habe ich nichts bemerkt!" entgegnete Helmer, der

bei diesem kleinen Kriege wieder zu sich selbst zu kommen anfing. „Ueberdies, mein Fräulein, beklagten Sie sich über die Hitze.“

„That ich das? Das habe ich schon vergessen — man ist nicht im Stande, an Alles zu denken.“

„Aber, mein Fräulein, sollten Sie wohl nicht an Ihren eleganten Haarputz denken? Ich versichere, daß dieser bedeutend leidet, wenn Sie den Kopf so gegen die Wagenkissen werfen!“

„Herr Helmer! Haben Sie den Jean Paul gelesen? haben Sie einen Cholerakranken gesehen? haben Sie Madame Taglioni bewundert? sind Sie zu Medevi *) gewesen?“

Weiter aber kam Edith nicht mit ihren kindischen Einfällen, denn Helmer's erstaunter Blick hinderte sie.

„Nun ja!“ rief sie mit erzwungenem Lachen aus: „friert Sie nicht, Fräulein? beklagten Sie sich nicht über die Hitze? sollten Sie nicht an Ihren eleganten Haarputz denken? . . . Sehen Sie denn nicht, daß ich weder friere, noch schwitze, sondern daß ich ganz einfach im Begriff bin, vor Müdigkeit und Schläfrigkeit zu sterben?“

Ohne ein Wort zu erwiedern, gab Helmer den Pferden einen Klatsch, der sie in schnelleren Trab versetzte, und dieser Trab hörte erst auf, da der Wagen vor dem Hauptgebäude von Ramswik, dem Gute des Barons S., still hielt.

Nach einer nothwendigen Uebersicht der wirklich etwas übel mitgenommenen Toilette trat Edith wieder ruhig und mit allen ihren Reizen strahlend in das Zimmer, wo die Damen versammelt waren.

Hier kam ihr die Nachricht entgegen, daß der Rittmeister von Linden, der die Ehre haben sollte, ihr gegenüber Gevatter zu stehen,

*) Ein Badeort in Oestergöthland.

Anmerk. des Uebers.

sich unterwegs einen Fuß verrenkt hatte, so daß er an sein Zimmer gefesselt war, weßhalb denn auch die Wirthsleute in der größten Verlegenheit waren, wie sie ihn ersetzen sollten.

Zwar befand sich dort ein unmündiger Baron und der alte mürrische Adjutant — ebenfalls ein Junggeselle — doch davon auch nur ein Wort zu sagen, verlohnte sich nicht der Mühe.

Während dieses noch lebhaft discutirt wurde, kam ein zweiter Rapport an.

Fräulein A. ließ absagen, weil sie plötzlich erkrankt war — ein Mißgeschick, durch welches auch Helmer sein Vis-à-vis verlor.

Jetzt konnte wohl nichts einfacher sein — und das meinten auch Wirth, Wirthin und sämmtliche Gäste — als daß Edith und der Bruksverwalter einander gegenüber stehen sollten. Doch der bekannte Hochmuth des Fräuleins Sternfelt und ihre ebenso bekannte Freiheit, ihre Meinung gerade heraus zu sagen, machten den Vorschlag zu einer delicaten Sache.

Endlich da der Augenblick der feierlichen Handlung näher kam und das dritte unverheirathete Paar nicht gut getrennt werden konnte, weil sie verlobt waren, trat der Baron S. artig zu seinem schönen Gaste und stellte seine Verlegenheit dar, zugleich aber auch seine Hoffnung, daß sein Sohn durch diese verdrießlichen Zufälle nicht vier Pathen verlieren würde.

„Der Verlust ist ja schon eingetreten!“ entgegnete Edith ungekünstelt.

„Das möchte ich nicht gerne annehmen, Fräulein Sternfelt; denn wenn Sie die Güte haben wollten, Herrn Helmer gegenüber zu stehen . . .“

„Ich fürchte, daß ich diesem Vergnügen entsagen muß; doch sollte nicht die kleine Mamsell Berntson“ — so hieß Baron S.'s Hausmamsell — „den Platz des Fräuleins A . . füllen können, so verschwände wenigstens eine Lücke.“

Der Baron verbeugte sich kurz und entfernte sich schweigend.

Doch der Verdruß, welcher sich auf seinem Gesichte malte, fand eine Erwiederung in dem ganzen großen Kreise von notablen Damen, unter denen keine einzige, am wenigsten die kleine Frau von Y., wenn sie nur unverheirathet gewesen wäre, die kleinste Anmerkung gemacht haben würde, dem schönen, artigen und beliebten Bruksverwalter Helmer gegenüber zu stehen.

Man kann sich leicht die freudige Angst der verwirrten Hausmamsell denken, als sie von dem Servirungstische hinweggerissen kopfüber in die schreckliche Verlegenheit geworfen wurde, spätestens in drei Viertelstunden bereit zu sein, um bei der Ceremonie zu assistiren.

Ehe jedoch die Plättbolzen gewärmt, ehe das Linonkleid (seit dem letzten Weihnachtsballe des Probstes zerknittert) geplättet, die abgelegten silbernen Astern und Glockenblumen der gnädigen Frau in gehörige Ordnung gesetzt und die weißen Handschuhe mit Gummi elasticum gereinigt worden waren, war nicht nur eine ganze volle Stunde verflossen, sondern noch eine halbe dazu, denn dem allzu süßen, allzu göttlichen Bruksverwalter auf Dagby gegenüber Gevatter zu stehen, das erforderte eine sorgfältige Toilette; wenigstens ließ sich die gute Lovisa Berntson, so unaufhörlich auch der Baron an die Thüre klopfte, von nichts Anderem überzeugen.

Inzwischen hatte das Gerücht von der Veranlassung der verzögerten heiligen Handlung Zeit genug gehabt, sich zu verbreiten.

Helmer war nicht der Letzte, der sie erfuhr.

Wenn Edith ihn dadurch mehr beleidigte, als durch alle vorhergehende Unhöflichkeiten, so hatte er wenigstens den Trost — wenn es ein solcher war — zu hören, daß ihr Betragen von allen Seiten getadelt und verdammt wurde.

Edith selbst aber saß so unbekümmert, mit einer so stolzen und vornehmen Miene da, daß Niemand es wagte, ihr mit der allerkleinsten Stichelei zu nahen.

Als die Ceremonie begonnen hatte, ging sie hin und stellte

sich an die Thür neben einige andere Damen, die nicht Gevatter standen.

Aber sie wünschte, daß sie dieses unterlassen hätte, denn so erhaben, so männlich und unaussprechlich imponirend erschien Helmer's Schönheit während dieser ernsten Augenblicke, daß ihr Herz unter den gewaltsamen Schlägen zu ersticken drohte. Und als eben jetzt ein Blick aus seinen großen, tiefblauen Augen auf sie fiel — die vor wenigen Augenblicken das natürliche Bedürfniß gehabt hatte, ihm vor einer großen Gesellschaft eine Demüthigung zu bereiten — da sank ihr eigener Blick zu Boden, und kaum war sie im Stande, sich aufrecht zu erhalten bei der Gewißheit dessen, was sie in diesem Blicke gelesen hatte. Es war nicht Verdruß, nicht Schmerz, sondern eine mitleidvolle Verachtung ....

Frost und Hitze wechselten in Edith's Wesen.

Sie wollte sich beherrschen, wollte es mit Kraft, war aber dennoch gezwungen, zu gestehen, daß sie sich nicht wohl befände. Man führte sie sogleich in ein entlegenes Gastzimmer, wo sie blieb, bis die meisten Gäste abgereist waren.

Endlich fragte sie, ob ihr Wagen vorgefahren wäre, und erfuhr nun, daß er warte, als sie aber in das Mantelzimmer kam, sah sie nur einen Nebel.

Sie hatte sich vorgenommen, diesmal ihren Sinn zu demüthigen und Helmer, während er ihr mit dem Mantel half, ein Wörtchen von Verzeihung zuzuflüstern; nachdem sie jedoch mehrere Minuten vergeblich auf Helmer's Aufwartung gewartet hatte, war sie genöthigt, mit der Anstrengung ihres ganzen Willens die Gegenstände um sich her zu betrachten, und der erste, auf den ihre Augen fielen, war — Primus, der mit den Ueberschuhen in der Hand dastand.

Das Zimmer war schon ganz leer geworden. Außer ihr und dem Zwerge war keine Seele da.

„Wo ist der Bruksverwalter?“ fragte sie mit erzwungener Gleichgültigkeit.

„Er fuhr vor einem Augenblick ab mit der gnädigen Frau auf Slanberg — der Kutscher war nicht ganz nüchtern, und ich glaube, er trug sich darum an.“

„Das war sehr artig! — wie steht's denn mit Jonsson?“

„O, ich glaube, es ist mit ihm nicht viel besser; doch, gnädiges Fräulein, ängstigen Sie sich nur nicht: verlassen Sie sich auf mich — ich habe die Augen offen!“

Wie Edith nach Hause kam, das wußte sie nicht.

Zu allem Glücke war es so spät, daß sie nur ihre Kammer-Kerstin traf, welche sie sogleich wegschickte.

In der Einsamkeit mit sich selbst und ihren Gefühlen versank sie in einen Zustand, der von der ganzen ungezügelten, wilden Heftigkeit ihrer Leidenschaft zeugte.

Sie wüthete in wahnsinniger Verzweiflung bald gegen sich selbst, bald gegen ihn, der den Sturm erregt hatte. Sie verhöhnte diese Gefühle, sie verwarf dieselben als Ausgeburten einer verirrten Einbildung, und dennoch weinte sie vor Angst und Schrecken, daß sie sich in den Augen dieses Mannes herabgesetzt hatte.

Aber was schadete das denn eigentlich, was konnte er für sie werden — ihr Geliebter? o, Versuchungen des Abgrundes! könnte sie ihn einmal zu ihren Füßen sehen und ihn diese fiebernde Sprache reden hören, welche . . . Nein, nein! . . . wie sollte das wohl endigen!

Ihr Gatte . . . er? . . . Woher mir ein so unsinniger Gedanke? — Gatte! . . .

Jetzt legte sie die zitternde Hand angstvoll auf die Stirn — das wäre ja ein reiner Wahnsinn: sie die Gattin des Dieners ihrer Mutter, eines Mannes, der in jeder Hinsicht unter ihr stand, eines Mannes, den sie vor Anderen selbst herabgesetzt und verhöhnt hatte, und der sie vielleicht am Ende nicht einmal liebte?

„Es ist das Fieber,“ sagte sie ganz ernsthaft zu sich selbst, „welches allen diesen Wahnsinn hervorzaubert! Morgen will ich ein Heilmittel finden — ich will es!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Morgenscene.

Mit gesammeltem Muthe und mit festem Entschlusse — so fest nämlich, wie Edith's Entschlüsse zu sein pflegten, bis ein neuer Wind kam und sie mit sich hinwegführte — ging sie am folgenden Morgen hinab in das Gesellschaftszimmer.

Sie hoffte den Grafen allein zu treffen, und so geschah es auch wirklich, denn jetzt seit einiger Zeit war er dort immer der Erste gewesen, und da Olga in den Morgenstunden Unterricht hatte, und Onkel Janne umherzustreifen pflegte, so ereignete es sich nicht selten, daß der Graf und Edith, so wie jetzt, ohne Zeugen waren.

Mit einer tiefen, fast demüthigen Verbeugung grüßte der Graf den Engel seiner jungen Träume, und zwang dann die gebräuchliche Frage hervor: „sind Sie gestern vergnügt gewesen?“

„Nein, nicht im Geringsten, mein bester Herr Graf!“ antwortete sie mit offener Vertraulichkeit. „Ich bin des Gesellschaftslebens herzlich müde, und kann man sich auch wohl etwas Trivialeres denken?“

„Ich habe so geringe Erfahrung davon, daß ich ein schlechter Richter bin; meine meiste Zeit, selbst wenn ich draußen in der Welt gewesen bin, habe ich allein verlebt oder in Gesellschaft von Kunstwerken unsterblicher Meister.“

„Dieses Leben hat wenigstens Interesse gehabt.“

„Ja, vieles, bisweilen ist es aber auch schrecklich gewesen.“

„Versuchen Sie, Herr Graf, das Dunkle im Hintergrunde zu

lassen — wenn ich mich nicht irre, so ist es eine Pflicht, daß man Licht unter die Schatten zu bringen sucht."

„Ich verlange nichts Besseres!" antwortete er mit zitternder Stimme. „Ich flehe den Himmel unaufhörlich um diesen Strahl an, der die letzten nächtlichen Nebel aus meiner Seele verjagen soll. Aber, o Gott, werde ich wohl Erhörung finden?"

„Ganz gewiß!" antwortete Edith mit einem Tone der lieblichsten Theilnahme, und ihr zu gleicher Zeit blitzendes und thränenvolles Auge versprach nicht weniger.

Edith war der Raub einer brennenden Ungeduld; aber der blöde Schwärmer, welcher in seiner ehrfurchtsvollen Anbetung nicht einmal davon träumte, daß er schon am Ziele seiner heiligsten Wünsche stand, ließ sich nicht so schnell vorwärts treiben, wie sie es wünschte.

Was wollte sie denn eigentlich?

Nichts Anderes, als die Verlobte des Grafen heißen, ehe noch Jemand in das Zimmer käme.

„O mein Fräulein, welcher hohe Edelmuth, in einem Manne, der so arm an Hoffnung ist, die Hoffnung zu wecken ... ich ..."

„O, mein Gott, er wird doch niemals fertig!"

Diese Worte murmelte Edith bei sich selbst, während sie ungeduldig an den Quasten des Cordons an ihrem Kleide zupfte.

„Ich bin so glücklich in dem Bewußtsein, daß ich Ihre Theilnahme geweckt habe!"

„Mein bester Graf, haben Sie erst heute diese Ueberzeugung gewonnen?"

„Ja, einestheils; doch weiß ich nicht, warum ich es nicht gewagt habe, so wie jetzt an dieses Glück zu glauben."

„Ja, warum nicht?"

So klang die laut ausgesprochene Antwort — die stille dagegen:

„Der Mensch bringt mich noch zur Verzweiflung!"

„Vielleicht ist es aber nicht schwer, zu erklären: ein Mann

mit so wenig Ressourcen wie ich, mit einem so unglücklichen Schicksale — denn ist es nicht wahr, Fräulein?“ setzte er mit einer unnachahmlichen Biegung in der Stimme hinzu, „Sie kennen ja mein Unglück?“

„Eben dieses, besonders dieses, hat mein warmes Interesse gefesselt. Doch es ist vielleicht unpassend, daß ich mit einer solchen Freiheit ...“

„O, ich beschwöre Sie, fahren Sie fort!“ sagte er flehend. „Wie unaussprechlich brennend ist nicht meine Sehnsucht nach dem Augenblicke gewesen, da Sie, mein Fräulein, sich würdigen wollten, mit mir über dieses Schicksal zu reden!“

„Wohl, Herr Graf! In diesem mystischen und beklagenswürdigen Verhalten liegt Etwas, das ...“

„Das?“

Seine Augen hingen an ihren Lippen.

„Gleich gut,“ dachte sie in wildem Sinnentaumel, „wir müssen an das Ende kommen! ... das mich mächtig bezaubert!“

Mit einer Geberde des höchsten Schreckens fuhr er zurück. Wenn sein Unglück sie bezauberte, wie konnte sie es dann vertreiben?

Er seufzte tief, trat wieder näher und sah ihr in die Augen mit einem Blicke, der zu Thränen hätte rühren können.

Edith fühlte auch die Macht dieses Blickes, und eine geheime Scham sagte ihr, daß sie noch nie in ihrem Leben leichtsinniger, selbstsüchtiger, unedler gehandelt hätte, als in diesem Augenblicke.

„Sie mißverstanden mich vollkommen, Herr Graf! ich ...“

„Entschuldigen Sie sich nicht bei mir, es genügt mir vollkommen, zu wissen, daß Sie es nicht so meinten, wie die Worte es ausdrückten!“

Edith unterdrückte einen Seufzer.

„Wie bewunderungswürdig,“ fuhr er nach einigem Schweigen fort, „sind nicht alle diese Farbenwechselungen, die unser eigentliches Dasein bilden! Gestern leuchtete kein freundlicher Stern an

meinem Himmel, h e u t e dagegen — o, Fräulein Edith! wenn Sie wüßten, wie ich bisweilen träume, wie ich neue Lebenspläne entwerfe, worin eine schönere Sonne, als diejenige, welche die Erde erhellt, meinen neugebildeten Schöpfungen Leben und Wärme ertheilt! Doch ich werde nimmermehr den Muth haben, in der Wirklichkeit an die Thür des Paradieses zu klopfen."

„Darum," dachte Edith jetzt, als sie im Vorzimmer Schritte vernahm, „verlorst Du auch die Gelegenheit, eintreten zu können! wer weiß, was ich morgen oder übermorgen antworten werde? Ich wenigstens weiß es nicht."

„O, guten Morgen, meine Du!" erklang die freundliche Stimme des Onkels Janne. „Schon in Ordnung und blühend wie eine Rose . . . Guten Morgen, Herr Graf! Gott sei gelobt für die Gesundheit: Sie haben nicht besser ausgesehen seit der Zeit, da Sie nach Dagby kamen!"

„Meine Gesundheit ist in meinem ganzen Leben nicht besser gewesen!" erwiederte der Graf mit einem Gesichte, das vor seligem Glücke und Hoffnungen strahlte, denn so wie heute hatte seine Herrscherin sich noch niemals gezeigt.

„Das ist angenehm zu hören! . . . doch was hast Du aus Deinem Kutscher gemacht, Edith? Er hat sich gar nicht sehen lassen seit . . ."

„Wie? nicht sehen lassen?" rief Edith aus, und eine flammende Wolke zog sich über ihre Wangen. „Das ist ja unmöglich!"

„Unmöglich oder nicht — er ist weder in der Schmiede, noch in seinen Zimmern, noch anderswo auf dem Hofe."

„Da hat er wohl mit der Gastfreundschaft auf Glanberg fürlieb genommen; denn gestern Abend fuhr er Hortense nach Hause."

„Und überließ Dich Wind und Wellen? Welch ein unartiger Geselle! Da erkenne ich ihn gar nicht."

„Was soll man sagen, lieber Onkel?“ scherzte Edith, während ihr Herz vor Schrecken fast still zu stehen drohte, „Repressalien sind ja gebräuchlich gewesen, so lange die Welt steht!“

„Was für Repressalien?“

„Ich hatte gestern die kleine Naseweisheit, es auszuschlagen, dem Bruksverwalter gegenüber Gevatter zu stehen, was doch, nach der Berechnung der ganzen Gesellschaft, und besonders des Wirthes und der Wirthin, ganz unvermeidlich zu sein schien, da die Personen, die Herrn Helmer und mir gegenüber stehen sollten, beide durch Krankheit gehindert wurden, ihr Versprechen zu erfüllen.“

„O, jetzt scherzest Du! Ich will gar nicht glauben, daß Du Muth und Willen haben kannst, einen Menschen zu beleidigen. Nein, das kannst Du nicht!“

„O, behüte Gott, Onkel! wie wichtig Du die Sache nimmst! Ich ließ ihn auf keinen Fall ohne Mittel, den Verlust zu ersetzen; denn ich hatte die Geistesgegenwart, die Hausmamsell vorzuschlagen, und sie war mir gewiß in ihrem Herzen dankbar.“

„Nun, ich muß sagen, Kind, dieses ist mir eine unangenehme Ueberraschung! Du wolltest Dich also dafür rächen, daß er im Sommer, als ....“

„Guter, lieber Onkel, kein Wort von dieser Kleinigkeit! Kann wohl ein Mensch glauben, daß ich nur an dergleichen denken sollte?“

Der Graf, welcher mit stiller Aufmerksamkeit diesem kleinen Gespräche zugehört hatte, war eben beschäftigt, den Eindruck zu entwirren, welchen dasselbe auf ihn machte, — dieser war wenigstens nicht angenehm — als die Hofräthin eintrat und ihren Antheil an den Neuigkeiten erhielt.

„Ich hätte gewünscht, daß Du das hättest bleiben lassen!“ sagte sie kurz und mürrisch; „denn obgleich Du gewiß keinen Antheil an seiner Abreise hast ....“

„Abreise?" rief Edith aus.

„Ja, Abreise .... so kann diese Plumpheit — einen andern Namen kann man dieser Laune wohl nicht beilegen — um so größern Einfluß auf seine Rückkehr äußern. Denn wir können es gerne gestehen: es ist nicht sehr angenehm, sich in einem Hause aufzuhalten, in welchem eines von den Mitgliedern desselben sich stets ein Vergnügen daraus macht, die Person zu reizen und zu beleidigen, welche selbst Niemanden verletzt."

„Wo ist er denn aber geblieben?" fragte der Onkel.

„Er ist in dieser Nacht abgereist."

„In dieser Nacht?"

„Ja, sieh hier das Billet, welches ich heute früh erhielt."

Der Onkel, dem dasselbe überreicht wurde, nahm und las es laut vor. Das Billet enthielt folgende, in der größten Eile geschriebene Zeilen:

„Hochgeborene Frau!

Als ich vor einer Stunde nach Hause kam, fand ich einen Brief von meiner Mutter vor. Dieser Brief enthielt einen schrecklichen Schlag, den letzten, den bittersten von allen, den einzigen, bei welchem es mir an Muth und Kraft fehlt. Meine Mutter ist ihrem Ende nahe. Wenn sie dahin ist, so stehe ich ganz allein da.

In diesem Augenblick ist meine Seele so tief erschüttert, daß ich auf Ihro Gnaden ganze Nachsicht über meine plötzliche Abreise Anspruch machen muß. Es ist mir unmöglich, den Morgen zu erwarten.

Inzwischen gebe ich dem Buchhalter und Werkmeister alle nöthigen Vorschriften, und werde die Ehre haben, über die Zeit meiner Rückkehr Nachricht zu geben.

Ergebenst

Helmer."

Mit bleichen Wangen und zitternden Lippen hatte Edith diese aus Helmer's Herzen entsprungenen Worte gehört.

„Er hatte also dennoch ein Herz, dieser Mann! ... Der letzte, der bitterste Schlag, der einzige, bei welchem es ihm an Muth und an Kraft gebricht,“ wiederholte sie in ihrer Seele; „dieser fehlte noch! Ja, ihn haben viele Schläge getroffen, und in dem Hause, wohin er seine Zuflucht nahm, als er keine Heimath mehr besaß, die er sein nennen konnte, wurde er von dem unbedachtesten Leichtsinne gekränkt, herabgesetzt, beleidigt, gepeinigt, und das von Derjenigen, die trotzdem in diesem Augenblicke ihr Leben hingeben möchte, um das Recht zu haben, ihn zu trösten, um sagen zu können: Du stehst nicht ganz allein!“

„O, wie angenehm ist es,“ sagte Graf Hermann, indem er mit einer noch nie gezeigten Vertraulichkeit sich leise Edith näherte und sich zu ihr neigte, „daß ich ein Zeuge dieser Theilnahme sein darf, welche beweist, daß Sie tausendmal besser sind, als Sie sich selbst sehen wollen!“

Edith wendete sich um, und, als hätte sie sich an der Gluth in den Augen des Grafen verbrannt, eilte heftig hinaus.

Ehe sie aber die Thür erreichte, traf den Grafen ein Blick, der ihn in Eis verwandelte, denn in demselben lag Kälte genug, um alle Blumen zu erstarren, die in der letzten halben Stunde um ihn her aufgeblüht waren.

Edith zeigte sich an diesem ganzen Tage nicht mehr, und sie war nicht in der Laune, um darnach zu fragen, welche Farbe man ihrer Abwesenheit geben wollte.

Glücklicherweise sah Niemand — außer der Mademoiselle Octavie, welche große Lust gehabt hätte, dem Beispiele zu folgen, wenn sie es nur gewagt hätte — in Edith's Unsichtbarkeit etwas Anderes, als eine bloße Laune. Auf den Grafen aber fiel sie um so schwerer, als er ebenso wenig im Stande war, den Anlaß des plötzlichen Sonnenlichts, als der plötzlichen Finsterniß zu ergründen.

„Ich hoffe, daß es mit der Gesundheit des Herrn Grafen keine Gefahr hat?“ sagte Nilman, der mit Kummer sah, wie bleich und verstimmt sein Herr am Abende aus dem Gesellschaftszimmer kam.

„Nein, ich bin nicht krank; ich fühle mich nur ein wenig schwer im Kopfe .... Du kannst den Tisch in Ordnung setzen — ich will Patience legen!“

Und mit einer Heftigkeit, als erwarte er von dem delphischen Orakel selbst eine Antwort, ging er, um die Karten zu fragen, ob morgen ein freundlicherer Stern an seinem Himmel glänzen werde, als heute Abend.

Aber — o weh! — nicht nur das erste Mal, sondern auch das zweite und dritte Mal fiel es so widrig, als wären Sonne, Mond und alle Sterne von der Erde verschwunden.

„Es verlohnt sich der Mühe nicht!“ sagte er mit einem stillen Seufzer.

Er schob die Karten zusammen und saß die halbe Nacht in Träumen über die Ereignisse des Morgens.

Zweites Buch.

Die Braut.

Es ist genug! Des Lebens Poesie
Erschöpft' ich ganz, auch seine Elegie.
In der Verzweiflung schreckenvoller Plage
Entschwinden alle meine langen Tage.

. . . .

O, gibt's nicht eine frische Quelle hier,
Für meiner Seele flammende Begier.

Afzar Lindeblad.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Mutter.

Ernst Helmer war Tag und Nacht geeilt, um das Ziel zu erreichen, welches seinem Leben allein einigen Werth geben zu können schien: das Wiedersehen seiner Mutter.

Aber so oft die Hoffnung ihm auch die tröstende Ueberzeugung zugeflüstert hatte, daß Gott ihm gestatten möchte, jenes Glückes zu genießen, so wohnte dennoch in seiner Brust nichts Anderes mehr, als Mißmuth und Angst, als er am Morgen des vierten Tages zwischen vier und fünf Uhr in die Stadt fuhr, in welche er vor sechs Monaten seine Mutter gebracht hatte, und der Mißmuth und die Angst hatten den höchsten Gipfel erreicht, als er vor der Thüre des Hauses hielt, in welchem sie wohnte.

Der Schein, welchen er durch das „Herz" in dem Fensterladen erblickte, machte gleichwohl eine, wenn auch nur schwache Hoffnung rege; und während er sich besann, ob er es zu dieser Zeit wohl wagen dürfte, anzuklopfen, wurde die Hausthür leise geöffnet, und es zeigte sich ein junges Dienstmädchen, erzogen auf dem Gute, das Helmer einmal sein genannt hatte, mit Licht in der Hand.

„O Du mein großer und lebendiger Gott! welche Freude, daß Sie hier sind, Herr Patron! Ich dachte das gleich, so wie ich hörte, daß draußen ein Wagen hielt."

„Wie steht's mit meiner Mutter?" stotterte Helmer.

Und mit zwei Sprüngen war er die Stufen hinauf und stand in der Hausflur.

„Gott sei gelobt, sie lebt, und hat sich in den letzten Tagen gleichsam ein wenig erholt. Sie hat mir mehr als einmal gesagt, sie fühle, daß Herr Ernst kommen würde, und von der Freude könnte sie sich unmöglich leicht trennen."

„Dank, gute Barbro, tausend Dank für diese Nachricht! — Meinst Du, ich könnte gleich zu ihr hineingehen?"

„Wenn der Herr Patron sich nur einen Augenblick hier im Besuchzimmer gedulden wollen" — Barbro öffnete die Thür eines zierlichen und angenehmen Zimmers — „so will ich horchen, wie es ist. Vor einem Augenblick schlief sie ein wenig, aber ich denke, sie ist schon wieder wach."

Barbro zündete die Lichter an und ging leise hinaus.

Allein in dem fremden Zimmer, in welchem er noch niemals gewesen war — Frau Helmer war umgezogen — dessen sämmtliche Gegenstände jedoch aus alten Tagen bekannt zu ihm redeten, warf sich Helmer auf jenen vertrauten und lieben Sopha, vor welchem er als Kind so oft gespielt, vor welchem er späterhin als älterer Knabe oft gestanden und mit Ehrfurcht die sanften Vorwürfe von den Lippen seiner Mutter vernommen, und auf welchem er endlich als Mann so oft an der Seite dieser zärtlichen und klugen Mutter gesessen, ihr seine Bekümmernisse mitgetheilt und ihre Rathschläge gehört hatte.

„O du liebreichste unter den Müttern!" seufzte er, indem er die Hände hart gegen das Gesicht drückte, „ist es nicht schrecklich, daß Dein einziger Sohn nicht im Stande war, Dir die Heimath zu erhalten, wo Du ihm das Leben gabst, jene Heimath, welche Du liebtest, in welcher Du so viele Jahre glücklich warst, und in welcher Du so herzlich gewünscht, Deine Augen schließen zu können! Doch sollst Du es wenigstens nie erfahren, warum keine Hülfe möglich war. Arme, vertrauensvolle, vortreffliche Frau! möchtest Du nur Deinen Sohn anklagen, möchtest Du nicht einmal dort oben klarer sehen, als Du hienieden sahst!"

Das Klopfen des Skjutsbauers rief Helmer in die Gegenwart

zurück; und kaum hatte er das kleine Geschäft mit der Annahme der Sachen und Bezahlung des Bauers beendigt, so kehrte Barbro zurück mit der erfreulichen Nachricht, daß ihre Gebieterin sich vor Freuden fast gesund fühle.

Auf den Zehen schlich Ernst durch ein kleines Zwischenzimmer, in welchem ein aufgemachtes Bett auf dem Sopha zeigte, daß er erwartet worden war, in das Schlafzimmer, wo das Licht der Nachtlampe seine bleiche Beleuchtung über das weiße Bett warf, worin der Schatten einer noch jetzt schönen Frau mit auf die Thür gerichteten Augen ruhte.

Als der Sohn nahte und in tiefem, wortlosen Schmerz vor dem Lager der Mutter auf die Kniee sank, da verbreitete sich ein Licht von himmlischem Ursprunge über das Gesicht der schneeweißen Frau.

Ihre Augen vergossen Thränen seliger Freude, während ihre matte Hand die gesenkte Stirn des jungen Mannes erhob.

„Mein Ernst, mein Kind, mein Eingeborener! Du kamst und alle Schmerzen, alle Leiden sind verschwunden: wie gütig ist Gott!“

„Meine Mutter!“ flüsterte der Sohn mit von Thränen erstickter Stimme, „ich sehe es, ich sehe es!“

„Du siehst nichts Anderes, Du Liebling meiner Seele, als das, wofür Du Gott danken mußt: eine gebrechliche Hütte, welche sich zu ihrem Falle neigt, während der Geist, welcher sie noch aufrecht zu halten sucht, sich zu der letzten Wanderung anschickt. O mein Ernst, sollte ich wohl klagen? Wie viel Herrliches und Schönes habe ich nicht erlebt!“

„Und wie viele Leiden!“

„Es ist wahr, daß ich auch mit dem Schmerz nicht unbekannt geblieben bin, doch im Vergleich mit Andern ist mein Schmerz doch nur gering gewesen, und kein einziger hat mich heimgesucht,

für welchen ich nicht Trost gefunden hätte durch den Gedanken an Dich — könnte jede Mutter in ihren letzten Augenblicken so zu ihrem Sohne reden!"

„Und möchte jeder Sohn mit größerer innerer Zufriedenheit als ich so liebliche Worte vernehmen!" sagte Helmer, indem er die Hände der Mutter zärtlich an seine Lippen drückte. „Es gibt eine Liebe, die reich und groß genug ist, um Alles zu bemänteln. Eine solche Liebe ist die Liebe meiner Mutter gewesen."

„Und es gibt eine Liebe, die reich und groß genug ist, um sogar in dem Augenblicke der Trennung die Rechtfertigung zu verschmähen, weil dadurch nicht nur auf Jemanden, der sich nicht mehr vertheidigen kann, ein Schatten geworfen, sondern auch ein Herz verwundet werden würde, für dessen Frieden sie so viele und große Opfer gebracht hat."

„Was höre ich!" rief Ernst aus, und seine großen, von starker und mannigfaltiger Rührung flammenden Augen hefteten sich auf die Mutter, „wie ist es möglich, daß dieses Geheimniß, welches ich keinem Menschen verrathen habe" ....

„Bis zu mir gedrungen ist?" Ja, Gott wollte es. Schon lange habe ich's gewußt; doch erst am Ende meines Lebens wollte ich Dir gestehen, daß ich es wußte; denn das Erröthen der Gattin soll sich erst im Tode an der Brust des Sohnes verbergen."

Ernst vermochte nicht zu antworten.

„Mein edler, zärtlicher Sohn!" fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, „ich habe Dir gedankt, habe Dich unter süßen Thränen gesegnet, daß Du unter allen Deinen Bekümmernissen und Anstrengungen niemals mit dem geringsten Worte meine Ohren verletztest. Glücklich die Gattin, die dereinst meinen Ernst den ihrigen nennt! Wer so aufopfernd, so feinfühlend, so unaussprechlich reich an Liebe als Sohn gewesen ist, der wird es auch als Gatte nicht weniger sein." ...

„Aber sage mir," fiel Helmer ein, der das Letzte nicht gehört zu haben schien, „sage mir, geliebte Mutter, wie hat jene Person

es wagen können, derjenigen, die sie so schrecklich beleidigt hatte, unter die Augen zu treten — denn nur sie allein kann geredet haben, Doch dieser Gegenstand macht Dir Schmerz. Ich will lieber gar nichts wissen."

„Jetzt vermag ich es Dir auch nicht zu erzählen, denn ich fühle mich schon ermattet! doch morgen ... Ja, sei ruhig, theurer Sohn! uns sind noch mehrere Tage übrig, als Du mir vielleicht schenken kannst."

„Keine Macht reißt mich von hinnen! der Augenblicke, die uns bescheert sind, mögen wenige oder viele sein."

„Geh nur in das Nebenzimmer, mein Liebling, denn ich bedarf der Ruhe, um mein Glück recht sammeln ... und Gott recht inbrünstig dafür danken zu können."

In seinen Kleidern warf Ernst sich in seinem Zimmer auf das Bett. Ein Gefühl inniger Glückseligkeit kämpfte mit dem Schmerz.

Er stand vor den Augen der verehrten Mutter nicht länger im Schatten. Zwar wußte sie, daß er nicht ohne menschliche Schwächen, nicht ohne große Fehler war — er legte Nachdruck auf das Wort große — aber sie wußte doch jetzt, daß er mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als was die Welt gesehen hatte. Und ihre Achtung zu besitzen, o, das war ihm mehr als alles Andere ....

In den nachgelassenen Büchern des Vaters hatte Helmer entdeckt, daß schon während des Laufes der letzten zwölf Jahre ein geheimer Kanal vorhanden gewesen sein mußte, in welchen quartaliter bedeutende Summen verschwunden waren.

Da jedoch diese Summen immer nur unter der Rubrik „eigene Ausgaben" vorkamen, so konnte er schwer auf die richtige Spur kommen, wohin solche flossen.

Hätte übrigens Ernst seine Erinnerungen recht genau prüfen wollen, so hätte er gleichwohl die Richtung finden können.

Aber er hatte große Achtung gegen seinen Vater gehegt, welcher ein allgemein geachteter und auch guter Mann gewesen war; darum dachte der Jüngling auch jetzt nicht daran, eine Sache bis auf den Grund zu verfolgen, die nun doch nicht mehr zu ändern war, außer bisweilen, wenn sich die Erinnerung an gewisse mit einer ungeübten Frauenzimmerhand geschriebene Briefe, die der Vater in seiner Gegenwart erhalten und mit einer leichten Verwirrung eingesteckt hatte, sich auf ihn eindrängen wollte; doch suchte er solche Gedanken, als einem Sohne nicht anstehend, von sich zu entfernen.

Leider war es nicht so leicht, auch die ernsten und großen Verlegenheiten von sich zu entfernen, welche der Verlust dieser enormen Geldsummen, die während der letzten zwölf Jahre verschwunden waren, dem Erben verursachte, der an den überdies schon hinlänglich verwickelten Geschäften Kummer genug hatte.

Aber es sollte dabei nicht verbleiben.

Etwa sechs Wochen nach dem Tage, da Ernst sein mit Schulden belastetes, väterliches Gut angetreten hatte, erhielt er einen Brief, der sein ganzes Blut in Gährung brachte und ihn noch obendrein in eine ganze Welt von neuen Verlegenheiten warf.

Dieser Brief, unterzeichnet „Mademoiselle Hermina B.,“ war von einem Frauenzimmer, welches sich selbst als die Geliebte seines verstorbenen Vaters ankündigte und als die Mutter „von zwei allerliebsten Kindern, die der Patron Helmer gewiß nicht der Armuth zu überlassen gedenken würde, da er bisher immer so ordentlich für die Bedürfnisse derselben gesorgt hätte.“

Eine Abschrift von der Verpflichtung des Vaters über den jährlichen Unterhalt war beigefügt nebst einigen eigenhändigen Briefen, in denen er in Ausdrücken, bei denen Ernst's Wangen vor Röthe flammten, indem er an seine keusche, sanfte Mutter dachte, auf das Bestimmteste versicherte, daß er im Falle seines Todes sowohl auf die Zukunft der Mamsell Hermina als auch ihrer Kinder bedacht sein würde.

Ob nun aber entweder der Tod — welcher wirklich so unvermuthet und plötzlich kam, daß an keine weltlichen Geschäfte zu denken war — ihn an der Erfüllung seines Versprechens hinderte, oder ob er, einsehend, daß er sein Haus ohnehin einem sicheren Untergang entgegengeführt hatte, die Abschließung dieses Geschäftes der Ehre und dem Rechtsgefühle seines Sohnes überließ — genug: es fand sich keine geheime Verfügung vor.

Ernst fühlte jedoch, daß er den guten Namen seines Vaters im Grabe und den Frieden seiner Mutter im Leben um jeden Preis retten müsse.

Also wurde beschlossen, daß er zu Gunsten der Mamsell Hermina B. und ihrer Kinder ein Kapital aussetzen sollte, welches hinreichend war zu ihrem Auskommen und zur Bestreitung der Erziehung der Kinder. Ueber die Größe des Kapitals aber entstand jetzt ein harter Streit, indem die keineswegs betrübte Geliebte forderte, was sie bisher gehabt hatte, widrigenfalls sie sich gezwungen sähe, sich an die „edle" Wittwe zu wenden, deren Menschenliebe — dessen wäre sie gewiß — für diese armen unschuldigen Wesen Mitleiden haben würde.

Gekränkt, erbittert, aber zurückschaudernd vor dem Gedanken, daß diese Geschichte vor seine Mutter kommen könnte, gelang es Helmer endlich nach unsäglicher Mühe und mit einer für einen Sohn in seiner Lage beispiellosen Aufopferung, Alles in's Reine zu bringen.

In keinem Falle würde er diese Kinder ihrem Schicksale überlassen haben; hätte aber seine Mutter nicht gelebt, so hätte er nicht die Hälfte von dem gethan, wozu er sich jetzt gezwungen sah; denn es war mehr, als seine Vernunft rechtfertigen konnte, wenn er sich selbst in Betrachtung zog.

Inzwischen war Mamsell Hermina, auf deren Dankbarkeit er einen so gerechten Anspruch hätte haben sollen, weit entfernt, solche gegen ihn zu hegen.

Im Gegentheil: er zog sich ihren Haß dadurch zu, daß er

das Kapital wohlbedacht unter die Obhut eines Vormundes stellte. Die Eigennützige hatte aus dieser Affaire selbst den ganzen Gewinn ziehen wollen, und da dieses nicht ging, so fühlte sie ein Bedürfniß, sich zu rächen, ein Vergnügen, hinter Ernst's Rücken ihr ihm heilig gegebenes Versprechen zu brechen, und durch das Verrathen des Geheimnisses die noch übrigen Tage seiner Mutter zu verbittern.

Von dieser Zeit an speculirte Ernst Helmer unaufhörlich und strengte sich mit seinem von Natur festen und nicht leicht niederzuschlagenden Character auf alle nur ersinnliche Weise an, um einen Ausgang aus diesem verworrenen Labyrinthe zu finden; wie er aber auch strebte und Tag und Nacht arbeitete, er fand keinen Ariadnefaden.

Da kam nach drei erfolglosen Jahren eine Periode des Mißmuthes und der Finsterniß.

Er sah einen sichern Untergang vor Augen, er fühlte sich gereizt, gehetzt, gejagt von jenen tausendköpfigen Plagegeistern, deren Macht nur derjenige recht versteht, der selbst, trotz aller Anstrengung, sich aufrecht zu halten, den Abhang vom Reichthum zur Armuth herabgerollt ist.

Ermüdet von den zahllosen Mühen des Tages, suchte er nun, wenn der Abend kam, den Spieltisch, und es war nahe daran, daß der Reiz zu einer Leidenschaft geworden wäre, als die zärtliche, warnende Stimme der Mutter, welche nie ungehört verklang, ihn von einem Ruine zurückzog, der vielleicht tiefer hätte werden können, als derjenige war, den der Leichtsinn des Vaters ihm bereitet hatte.

Mit wiederkehrender Kraft warf Helmer die schimpflichen Fesseln von sich, die seine Seele schon zu drücken begannen, und schaudernd vor dem Gedanken, daß er der edelsten unter den Müttern einen unheilbaren Kummer hätte bereiten können, waffnete er sich nun mit Muth, um dem Unglücke zu begegnen.

Und als dieses ihm in der Wirklichkeit entgegentrat, dachte er da wohl an sich selbst?

Nein, wiederum dachte er nur an die Mutter.

Mit dem geretteten Kapitale, das ihr ausschließlich gehörte, konnte sie immer sorgenfrei leben und sogar noch ein wenig für den Sohn übrig haben, wenn er zu der Annahme desselben zu bewegen gewesen wäre; aber er entging mit gerettetem Gewissensfrieden dem großen Schiffbruche seines Glückes, und mehr bedurfte der junge und kraftvolle Mann nicht, um seine Bahn auf's Neue zu beginnen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Vertrauliche Ergießungen.

Die herbstliche Sonne hatte schon lange auf die Gardinen in Helmer's Zimmer geblickt, als er, der seine Betrübniß auf einige Stunden in den freundlichen Armen des Traumes vergessen hatte, plötzlich auffuhr, da fremde Männertritte durch das Zimmer schlichen.

Es war der Arzt, welcher der Kranken seinen Besuch abstattete.

Mit gespannter Unruhe erwartete Helmer in dem Nebenzimmer seine Rückkehr; und als der alte Doctor nach einer Viertelstunde wieder herauskam, gab er die offene Versicherung, obgleich von einer Besserung zum Leben die Rede gar nicht mehr sein könnte, so hätte er dennoch die sichere Hoffnung, daß die vortreffliche Frau noch in mehreren schmerzenfreien Tagen des Umganges ihres Sohnes genießen würde.

„Also keine Hoffnung — keine!“ Der tief erschütterte junge Mann drückte die Hand des Arztes. „Sie sagte es mir heute Morgen selbst — ich sah es ja auch; aber ich wollte weder ihren Worten noch meinen eigenen Augen glauben: es gibt Dinge, die so bitter sind, daß wir sie nie glauben wollen.“

„Dennoch fühlen wir sie nicht so bitter,“ entgegnete der theil=

nehmende Doctor, „wenn wir den einfachen Ausweg einschlagen, sie mit noch schlimmeren zu vergleichen. Wenn Sie bei Ihrer Ankunft das Haus leer gefunden hätten — das wäre beinahe der Fall gewesen!"

„Der Himmel war gnädig gegen mich, und ich bin undankbar, daß ich es wage, zu klagen. Doch diese zärtliche Mutter war mein Alles. Sie ersetzte mir alle Bande, die schon gebrochen sind; mit ihrem Hintritt brechen sie von Neuem."

Der Doctor erwiederte nichts mit Worten, sein Blick ruhte jedoch voller Theilnahme und Wärme auf dem hoffnungslosen Sohne; darauf entfernte er sich, um neue Gemälde in den Wohnungen des Leidens zu betrachten; Ernst dagegen trat an das Bett der Mutter, um die lange Wache seiner Liebe zu beginnen ....

„Willkommen, mein Liebling! willkommen!" sagte sie lächelnd. „Ich fürchte, Du hast schlecht geruht in dem Hause Deiner Mutter!"

„Ach, Mutter, wie ich ruhe, das ist einerlei!"

„Armes Kind! — ich sehe, Du hast mit dem Doctor geredet."

Er wendete das Gesicht hinweg.

„Mein Ernst! Du zeigtest Dich immer männlich in Deinen häuslichen Bekümmernissen, jetzt fordere ich von Deiner Zärtlichkeit, daß Du Dich auch in der Bekümmerniß des Herzens stark zeigst. Diese Tage, die uns noch bleiben, können so angenehm werden, wenn Du sie uns nur so genießen lässest, als ob uns nur eine kurze Trennung bevorstände. Und was ist es auch eigentlich anders? Welche Sandkörner sind nicht in der Ewigkeit einige Jahre des Erdenlebens!"

„Ich will stark sein, Mutter, ich will es! Sieh mich jetzt an;" er lächelte traurig, indem er sich neben das Bett setzte, „bin ich nicht jetzt gut?"

„Ja, ja, Deine Züge werden wieder gleichmäßig und klar; noch kann ich stolz sein über meinen schönen Sohn — wenn Du nur ein wenig an die Bedürfnisse des Körpers denken wolltest: aber Du hast seit Deiner Ankunft noch gar nichts genossen. Gehe

jetzt um meinetwillen zu Barbro und laß Dir etwas geben; hernach wollen wir plaudern, denn heute bin ich zum Verwundern stark."

Mit einem Kopfnicken und einem Blicke, der mehr sagte als Worte, stand Helmer wieder auf und ging in das Besuchzimmer, wo Barbro jetzt einen Kaffeetisch so fein und nett gedeckt hatte, wie Frau Helmer es selbst an den Geburtstagen des Sohnes und wenn dieser nach Hause kam, zu machen pflegte.

Ach, welche Gefühle ergriffen ihn bei den Erinnerungen, die jetzt erwachten!

Welches Geheimniß in einigen Geranien- und Rosenblättern, die auf eine gewisse Weise gelegt sind! Was andern eine Kleinigkeit zu sein scheint, das kann oft für uns die größten Schätze enthalten — die Schätze des Herzens und der Liebe.

Ernst Helmer's Thränen fielen wie Thau auf die frischen Blätter.

Darauf kehrte er sie zu Barbro's großem Schmerze und noch größerem Erstaunen zusammen, trank ihren wohlschmeckenden Kaffee und aß von ihrem frischen Waizenbrod mit einer Heftigkeit und Zerstreutheit, daß kein Gedanke zum Lobe der guten Barbro übrig blieb.

„Es war wohl nicht gut?" fragte sie, als ihr junger Herr den Tisch verließ.

„Ja, sehr gut, ausgezeichnet gut!" sagte Ernst mit einem freundlichen Blick.

Vollkommen versöhnt setzte sich Barbro hin, um in guter Ruhe den Rest selbst zu verzehren; denn obgleich Barbro eine sehr theilnehmende, treue und freundliche Seele war, so konnte sie doch unmöglich einsehen, welchen Nutzen ihre kranke Herrin davon haben könnte, wenn sie, Barbro, sich zu sehr bekümmert hätte."

„Ich wollte Dich so gerne über das Eine und das Andere fragen, das mir aus Deinen Briefen nicht ganz klar geworden ist," sagte die Mutter, welche jetzt, unterstützt von den Kissen, die der Sohn für sie geordnet hatte, in halb aufrechter Lage saß; „zuvor aber sollten wir vielleicht noch mit einigen Worten den Gegenstand berühren, den wir heute früh abbrachen."

„Wenn es Dich nur nicht allzu sehr anstrengt, meine Mutter!"

„O nein, Ernst, dieser Schmerz hat sich gelegt! Dein Vater war immer ein guter Mann; aber er war ein Mensch, und . . . fehlen ist so menschlich."

„Ich kann ihn nicht vertheidigen, und das ist das Bitterste für einen Sohn."

„Du darfst Nichts mehr sagen, Ernst! Ich sehe es Dir an, wie sehr diese Erinnerungen Dich um meinetwillen schmerzen. Und ich wollte Dir nur sagen: als Du ein Jahr nach dem Tode des Vaters nach England gereist warst, um die Verbesserungen kennen zu lernen, die Du später auf Torsholm einzuführen suchtest, erhielt ich eines Tages einen Besuch von einem noch jungen und im Aeußern anständigen Frauenzimmer, das mit mir über geheime Angelegenheiten zu reden verlangte."

„Die Undankbare, sie hatte mir das bestimmteste Versprechen gegeben, Dich niemals zu beunruhigen! Was konnte sie als Grund dieser Unverschämtheit anführen?"

„Sie wollte meine Verzeihung anflehen, deren sie, wie sie sagte, nebst meinem Mitleiden für ihre beiden verlassenen Kleinen bedürfte; so erregt und verletzt ich jedoch war, hatte ich dennoch den Muth, mich nach den näheren Umständen zu erkundigen, und da ich erfuhr — denn sie verhehlte es nicht — was Helmer bei seinen Lebzeiten und was Du nach seinem Tode gethan — (Du, der Du geschwiegen und gelitten hattest, und, wie ich sogleich einsah, wegen dieser unglücklichen Sache noch so Vieles leiden solltest), so hatte ich auch die Kraft, sie mit Würde, wie ich

glaube, zurückzuweisen. Von dem Augenblick an habe ich nichts weiter von ihr gehört."

„Das war auch nicht weiter nöthig: es war ihr gelungen, Deine Ruhe zu stören, und weiter wollte sie nichts."

„Das fürchte ich auch, doch es gelang meinen Worten, sie zu rühren. Sie ging erröthend und mit Thränen von mir hinweg."

„Den Schmerz aber ließ sie zurück!"

„Das that sie zwar, doch, mein Ernst, es hat Augenblicke gegeben, und ihrer sind nicht wenige gewesen, wo das Glück der Mutter über den feinfühlenden Edelmuth des Sohnes die geheimen Thränen der Mutter vollkommen ersetzt hat."

„O Mutter!"

„Wie gut entsinne ich mich nicht jenes Tages, da Du nach so vielen fruchtlosen Anstrengungen ohne ein Wort der Klage oder des Vorwurfes aus dem Hause gingst, das mit Recht Dir gehören sollte, nun aber Fremdlingen gehörte! Wie einfach, wie warm und doch wie besonnen und fest war nicht Dein Abschied von allen jenen Leuten, die sich um uns drängten, um noch einmal ihren geliebten jungen Herrn zu sehen! Es war Dir gelungen, die Folgen des Leichtsinnes Deines Vaters zu bedecken, Du hattest jedermann recht gethan, und die Gewißheit dessen strahlte aus Deinem Blicke, da Du mich Arme mehr in den Wagen trugst als führtest. O, schon damals, als Du mir zuflüstertest: „Vergib mir diese schwere Reise, meine Mutter!" — schon damals hätte ich Dir zuflüstern sollen: „Ich weiß, um wessentwillen Du dies alles vermocht hast." Aber die Worte erstarben auf meinen Lippen, ich konnte Dich nur segnen . . . ich kann Dich nur segnen!"

„Dank, tausendmal Dank für diese schönen Worte! doch nun nichts mehr davon!"

„Nur noch ein paar Worte, Ernst! Du wirst, ich weiß es, ungerechnet, was Du schon gethan hast, diese armen Wesen nicht vergessen; Du wirst gewiß ihre Erziehung nicht aus den Augen verlieren?"

„Ich habe sie nicht aus den Augen verloren, so lange es nothwendig war; doch vor anderthalb Jahren starb der Knabe und jetzt vor einigen Wochen das Mädchen, und die Mutter, wenn sie das Opfer war, was ich jedoch kaum glaube, ist, so lange sie lebt, ganz wohl versorgt durch die Zinsen des Kapitales."

„O, gepriesen sei Gott, daß er Dich von einer so schweren Verantwortlichkeit befreit hat! Sollte aber dieses Kapital nicht bei dem Ableben der Kinder in Deine Hand zurückgehen?"

„Leider war ich nicht klug genug, es so einzurichten. Nur in dem Falle, daß sie stirbt, oder sich verheirathet, fallen diese sechstausend Reichsthaler Banko an mich zurück. Aber sie kann länger leben als ich und wird sich wohl in Acht nehmen, durch eine Heirath das Sichere vor dem Unsichern auf's Spiel zu setzen. Doch betrübe Dich darüber nur nicht, geliebte Mutter: für mich gibt es wohl Rath. Ich habe die sichere Hoffnung, noch einmal auf einen grünen Zweig zu kommen."

„Davon bin ich auch in meinem Herzen so vollkommen überzeugt, daß ich in dieser Hinsicht Dich weit ruhiger verlasse, als wenn Du noch dem Namen nach Besitzer von Torsholm gewesen wärest. Auch erhältst Du jetzt ein kleines Kapital, mit dem Du von Neuem anfangen kannst, wenn auch nicht im Großen; doch mit Klugheit angewendet, entweder als baares Kaufgeld für ein kleines Gut oder eine größere Pachtung können dennoch zehntausend Reichsthaler . . ."

„O still, um Gottes Barmherzigkeit willen! Dies geht über meine Kräfte: sollten wir mit Plänen über dasjenige umgehen, was Dein Hintritt mir einbringt?"

„Wir reden kein Wort weiter davon . . . vielleicht bist Du wirklich mit Deiner jetzigen Stellung so zufrieden, wie Deine Briefe andeuten?"

„Das bin ich, und in den ersten Jahren wenigstens will ich an keine Veränderung denken."

„Das verstehst Du selbst am besten; eigentlich aber wünschte

ich, daß mein Ernst eine andere Art von Glück kennen lernen sollte."

„Ja, könnten Wünsche Glück bringen, meine Mutter, so bin ich überzeugt, daß die Deinigen mir schon das höchste geschenkt hätten, doch . . ."

„Doch?"

„O, ich wollte nur sagen, daß ich Deine Hoffnung — denn daß Du auch in dieser Sache für mich hoffst, das weiß ich — als einen Wechsel auf die Zukunft betrachte."

„Ja, was das Glück selbst betrifft, denn Glück und Liebe sind nicht immer in Gesellschaft. Doch werden sie mit der Zeit schon einig."

„Die Liebe?" wiederholte Ernst erröthend.

„Ja," sagte die zärtliche Mutter mit einem herzlichen Lächeln, „hast Du Dir vielleicht eingebildet, Du könntest Deine Gefühle ganz verbergen, wenn Du an Deine Mutter schreibst? Wußtest Du nicht, daß ich sie erspähen könnte, wo Du Gleichgültigkeit und Ruhe hineingelegt zu haben vermeintest?"

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Es ist leicht zu begreifen, mein Kind, daß ich, die ich Dich so genau beobachtet und lange mit Verwunderung Deine Kaltsinnigkeit gesehen hatte, nicht hinter das Licht zu führen war, als diese Kaltsinnigkeit aufgehört hatte."

„Deine Worte, liebe Mutter, zwingen mich, einen tieferen Blick in mein Herz zu werfen, als ich bis jetzt gewollt habe. Ja, ich glaube, daß ich liebe; wenn wir das nun aber als abgemacht ansehen, so ist es auch eben so abgemacht, daß der Gegenstand dieses Gefühles mir niemals näher kommen kann."

„Wie?"

„Ich wage fast zu sagen, daß ich es nicht einmal wünsche, denn dieses Mädchen kann wohl eine Leidenschaft einflößen, aber nicht die tiefe und warme Achtung, die mir bei der Wahl einer Gattin die erste Bedingung ist."

„Du machst, daß ich zittere: also ist es jene junge, etwas

leichtsinnige Wittwe, von der Du geredet hast? Ich gestehe, ich hatte nicht geglaubt, daß sie es wäre."

„Sie ist es auch in der That nicht; vielleicht aber habe ich die Frau von Y. zu strenge beurtheilt. Sie ist zärtlich und kindisch, vor allen Dingen jung und unerfahren, ihr Herz aber ist, wie ich glaube, unschuldig und . . . und . . ."

„Sie liebt Dich?"

„Ja, das Feingefühl sollte mir wohl gebieten, keinen solchen Schlußsatz zu ziehen; doch bei meiner Mutter kann ich diese Pflicht um so weniger beobachten, als ich eben in dieser Sache mir Deinen Rath erbitten wollte.

„So laß denn hören, mein Ernst!"

„An dem Abende, da ich Deinen Brief erhielt, war ich, versteht sich früher, in Gesellschaft der Frau von Y. auf einem benachbarten Gute — wir waren dort zu Gevatter gebeten. Der Zufall fügte es so, daß ich auf der Rückreise ihr Kutscher wurde. Es hatte mich vorher etwas aufgeregt, heftig aufgeregt, und ich weiß nicht ganz gewiß — denn ich befand mich auch körperlich nicht wohl und hatte noch dazu viel getrunken — ob ich ihre unbewußte Aufrichtigkeit mit meiner gewöhnlichen, ruhigen Gleichgültigkeit behandelte."

„Du weißt doch wohl ganz gewiß, daß Du Nichts sagtest, was Dich bindet?"

„O nein, ich weiß ganz gewiß, daß ich das nicht that. In diesem Falle würde ich Dich nicht um Deinen Rath, sondern um Deinen Segen bitten. Aber es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mir diese Art von Galanterie erlaubte, welche so gefährlich und so unrecht ist, besonders wenn sie einer Person gewidmet wird, deren eigene Gefühle derselben eine ernste Deutung geben können."

„Ich bin weit entfernt, Dich zu entschuldigen, mein Sohn, da Du das Bewußtsein von dem Unrichtigen in Deiner Hand-

lung hattest; auf der andern Seite aber wäre es eine allzu theure Vergütung, wenn Du Deine Unvorsichtigkeit mit einer andern, noch größeren und gefährlicheren Unvorsichtigkeit bezahlen wolltest."

„Das meinst Du, meine Mutter?"

„Ja, bestimmt; aber ich glaube zugleich auch, weil Du bei Deinen Grundsätzen das Bedürfniß fühltest, Dich mit einem solchen Spiele zu zerstreuen, daß nicht nur Etwas vorgefallen ist, was nicht allein Dein Blut in Gährung gebracht, sondern auch Dein Herz tief gekränkt und verwundet hat. Und ich kann es leicht errathen, daß diese Kränkung von dem Mädchen ausgegangen ist welches Du im Stillen anbetest — ist es nicht so? hat sie Dich nicht verletzt?"

„Verletzt? oh, das wäre eine Kleinigkeit: sie hat mich beschimpft, gedemüthigt, herabgesetzt — wenigstens hat sie das Alles gewollt. O, dieses Mädchen ohne Gefühle, ohne die Feinheit und Sanftmuth des Weibes! Nein, sie verdient nicht die Qualen, welche sie mich schon gekostet hat, obgleich ich, bei Gott, erst jetzt recht fühle, was ich von ihrem Hochmuthe, ihrer Reizbarkeit, ihren zahllosen Launen gelitten habe."

„Mein Sohn, mein Ernst, so heftig, Du, der immer die Ruhe selbst war! Jetzt sehe ich, daß meine Vermuthung mich nicht getäuscht hat. Und die Macht dieses jungen Mädchens über Dich ist in der That groß. Doch verlaß mich nun, ich will in der Einsamkeit denken! Heute wollen wir auf diesen Gegenstand nicht weiter zurückkommen."

„Ach vergib, vergib; ich hätte nicht so offenherzig sein sollen! Was habe ich nun gethan: dieses Gespräch hat Dich allzu sehr angegriffen! Deine geringen Kräfte ertragen das nicht!"

Die Mutter drückte die Hand ihres Sohnes.

„Beunruhige Dich nicht, ich bin nicht schwächer! Um aber noch einmal mit Dir über diese wichtige Angelegenheit reden zu können, will ich alle meine Kraft auf morgen sammeln. Auch

Du, mein Ernst, bedarfst auf einige Augenblicke der Einsamkeit — suche Du die frische Luft, sie wird Dir wohlthun."

Nachdem Bärbro hereingerufen worden, gehorchte Ernst dem Rathe seiner Mutter.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Eine Ahnung.

Es war ein klarer und kalter Herbsttag.

Helmer empfand einen Genuß darin, Kühlung auf seinen Wangen, auf seiner heißen Stirn zu fühlen. Doch so kalt auch der Wind um ihn wehte, so vermochte er dennoch nicht die Flamme zu kühlen, welche in seinem Herzen so gewaltsam aufgelodert war.

Es war ihm nicht unbewußt, daß dieses Feuer schon lange unter der Asche geglimmt hatte, besonders wußte er es seit der Ankunft des Grafen Hermann und seit dem vertraulichen Gespräche mit Edith. Und hätte er noch gezweifelt, so würde die letzte Scene während der Reise zur Taufe, so wie Edith's beleidigende Behandlung daselbst ihm vollkommene Aufklärung darüber ertheilt haben, wenn nämlich nicht seine Gedanken bei der Rückkehr von Glanberg durch den Brief, der ihn erwartete, eine ganz neue Richtung erhalten hätten.

Während seiner ganzen Reise kam Edith's Bild kaum in seine Seele; jetzt aber hatten die Worte der Mutter unvermuthet Klarheit demjenigen verliehen, was er vor sich selbst zu verbergen gewünscht.

Es war ein Feuer, das, nachdem es lange erstickt gewesen, plötzlich durch einen Zugwind in vollen Brand gerathen war.

„Wohl — nichts ist verändert," sagte er zuletzt zu sich selbst, da er nach einer Wanderung von einer Stunde außerhalb des Städtchens seine Schritte demselben wieder zukehrte.

„Was" — fuhr er fort — „was kann dieses Mädchen für mich sein? Nichts!"

Dieselbe Antwort auf eben diese Frage hatte auch Edith sich gegeben, nur mit dem Unterschiede, daß sie „dieser Mann" gesagt hatte, während er sagte „dieses Mädchen."

„Auch wenn ihr grenzenloser Hochmuth sie in ihrer Einbildung nicht so hoch über mich, den armen, bürgerlichen Bruksverwalter, stellte, so würde doch ihr gänzlicher Mangel an wahrem weiblichem Gefühl uns auf jeden Fall trennen ..."

Mit diesem Schlußsatze wollte er Alles abgemacht haben, und ging schnell vorwärts, um desto eher der Gesellschaft seiner eigenen Gedanken loszuwerden ... doch diesen konnte er nicht entgehen ...

„Wenn ... wenn sie gezwungen wäre, einem andern Gesetze zu gehorchen, als ihrem Willen ... wenn sie ein Herz hätte, das die Sprache der Zärtlichkeit redete — so würde sie es zum Schweigen bringen, darüber lachen, zu träumen vermeinen ... Stolzes, kaltes Mädchen! warum hast du nicht auch deine Augen in deiner Gewalt? Warum erniedrigst du dich so sehr, daß du in dem einen Augenblicke einem Eindrucke nachgibst, den du in dem andern mit Spott und Hohn in deinen Handlungen verläugnest? Ja, wozu dies Alles? Meine Gedanken und Wünsche erstrecken sich nicht so hoch — das hättest du längst einsehen sollen!"

Es vergingen einige Tage, ehe Frau Helmer auf den Gegenstand zurückkam, obgleich derselbe sowohl ihre, als des Sohnes Gedanken erfüllte, selbst wenn sie von andern Dingen redeten.

Endlich an einem Abende begann sie:

„Erzähle mir Alles, mein geliebter Ernst, theile mir genau alle einzelnen Grundzüge von Fräulein Edith's Charakter mit, ohne sie zu vergrößern oder zu verkleinern."

„O, liebe Mutter, da würde ich wahrlich nie an das Ende kommen: ihr Charakter hat so viele Verschiedenheiten, wie der Regenbogen Farben hat, ja vielleicht noch mehr — ihre Zahl ist Legion.“

„Sie ist also wohl schlecht erzogen?“

„Ich glaube, die Hofräthin, obgleich im Ganzen eine kluge und achtungswerthe Frau, hat es nie verstanden, sie zu leiten. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist auch nicht so, wie ich es mir zwischen einer Mutter und einer Tochter gedacht habe. Zwischen ihnen entstehen oft jene kleinen Dissonanzen, welche gerade durch ihre öftere Wiederholung darauf hindeuten, daß ein innerer Zwiespalt, und nicht der Zufall sie hervorgerufen hat.

„Da sehe ich gleich eine Verminderung der dunklen Seiten dieses jungen Mädchens.“

„Vielleicht.“

„Wer, wenn nicht die Mutter, soll in dem Charakter der Kinder sowohl Licht als auch Schatten aufsuchen? Gewisse Charaktere bedürfen zu ihrer Entwickelung einer wärmeren Atmosphäre: Kälte und Strenge ersticken jedes keimende Samenkorn zu einer schöneren Frucht.“

„Das ist wahr; ich habe sie mild und nachgiebig gegen ihren Onkel gesehen, gegen jenen liebenswürdigen alten Mann, den ich Dir in meinen Briefen geschildert habe, und der sie selbst mit einer so milden und liebenden Güte behandelt.“

„Siehst Du?“

„Ja, doch das bedeutet nicht viel. Wie hat sie nicht gespielt mit der Ruhe vieler Männer! Ein Herz hat für sie gar keine Bedeutung, wenn es sie eine Stunde lang belustigen kann, Hoffnungen zu vernichten, welche zu erwecken sie sich niemals ein Gewissen macht.“

„Hast Du das gesehen?“

„Sehr oft!“

„Und hat die Ruhe dieser Männer, mit welchen sie sich dieses Spiel erlaubte, denn auch wirklich gelitten?“

„Ich glaube kaum, daß dies bis jetzt der Fall gewesen ist. Sie ist eine reiche Erbin, und Viele haben sie ohne Zweifel nur darum gesucht.“

„Und sind, vielleicht oft gerecht genug, getäuscht worden; denn wie beleidigend muß es nicht für ein stolzes und edles Herz sein, sich nur als das Mittel zu einem niedrigen Zwecke betrachtet zu sehen?“

Ernst schwieg.

„Sage mir, mein Sohn, hat sie jemals bei Dir auch nur die allerentfernteste Hoffnung geweckt?“

„Nein, niemals! Im Gegentheil behandelt sie mich stets mit . . .“

„Mit bloßer Achtung?“

„Achtung? Nein, ganz im Gegentheil!“

„Was willst Du damit sagen?“

„Daß sie gegen mich einen Ton angenommen hat, der mich auf eine solche Entfernung stellt, daß das bloße Wort Hoffnung nicht einmal ausgesprochen werden kann.“

„Und hast Du Dich mit diesem Platze begnügt? Das sieht Dir nicht eben ähnlich.“

„Nein, ich habe die Entfernung als wenigstens ebenso groß angesehen, als sie selbst.“

„Du hast also . . .“

„Ich habe sie bisweilen erröthen lassen über den verunglückten Versuch, mich die Rolle eines Dieners spielen zu lassen.“

„O — sie ist im Stande gewesen . . .“

„Beunruhige Dich nicht, Mutter! Kein Mensch hat es jemals versucht, ihrem Beispiele zu folgen.“

„Nun, das war gut! Eigentlich dachte ich an etwas ganz Anderes. Ich meinte, wenn sie im Stande gewesen ist, wenn sie das Bedürfniß gefühlt hat, die Entfernung zwischen euch größer

zu machen, so ist es in keiner andern Absicht geschehen, als weil sie Gefahr für sich selbst ahnte. Niemand, der nur den geringsten Verstand hat, macht sich ohne Ursache so lächerlich ... Erzähle mir einige nähere Umstände aus ihrem Betragen gegen Dich!"

Ernst theilte nun vollständig alle Theile seines Verhältnisses zu Edith mit; hier aber kam ein neuer Faden der Verwirrung hinein durch das Auftreten des Grafen Hermann und Edith's sichtbare und zunehmende Gunst gegen ihn. Die kleinen Scenen auf der Reise nach Ramswik und die Taufe selbst machte Alles noch verworrener.

„Ich bin fast sicher," schloß er — doch der Ton, womit er diese Worte aussprach, war alles Andere, nur nicht sicher — „daß ich sie bei meiner Rückkehr verlobt finde."

„Nein, ich glaube nicht, daß sie das ist; nach Demjenigen aber, was Du mir erzählt hast, fürchte ich, daß sie den unglücklichen Grafen bethören wird, trotz dessen, daß sie Dich mit einer heftigen Liebe liebt — und das thut sie!"

„Und wenn es wirklich der Fall wäre, daß sie mich liebte — vorausgesetzt, daß das Undenkbare denkbar wäre, nämlich daß die höchst liebenswürdige, aber doch kalte und stolze Mutter einwilligte — könnte ich dieses als ein Glück ansehen? Nein! Denn nachdem das Feuer ausgebrannt wäre, was ganz gewiß sehr bald geschähe, würde sie sich mit Abscheu von dem Wahne abwenden. Sie würde meinen, daß sie mich zu sich emporgezogen hätte und ebendarum auch ein Recht zu haben vermeinen, mich dieses fühlen zu lassen. Ich aber würde mich niemals in ein solches Verhältniß fügen können und würde, selbst wenn ich sie mit Wahnsinn liebte, ganz gewiß kein guter Gatte werden."

„O, mein Ernst, Du thust Dir großes Unrecht! Du würdest sie im Gegentheil zu einer vollkommenen Frau erziehen. Wie sehr können nicht Gatten, die sich recht lieben, sich gegenseitig verbessern! An Deinem Herzen würden die scharfen Ecken ihres Charakters abgeschliffen werden. Es ist sonderbar, aber ich habe

mehr Zutrauen zu dem wirklich Guten, das bei ihr auf dem Grunde liegt. Und obgleich ich weit entfernt bin, nur den geringsten Wunsch zu hegen, daß sie, nachdem sie dem Grafen Hermann Hoffnungen gegeben hat, diese um Deinetwillen täuschen soll, so kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie dereinst Deine Gattin werden wird."

„Sie? nein, das ist ein Traum, der nimmermehr in Erfüllung geht!"

„Das sollst Du mir sagen, wenn wir uns dort oben wieder treffen, und da werde ich auch erfahren, ob nicht auch meine zweite Ahnung erfüllt worden ist."

„Welche Ahnung?"

„Daß sie Dich dereinst so vollkommen glücklich machen wird, wie ein ungetheiltes Herz ein solches Herz, wie das Deinige, machen kann."

Ernst senkte sein Haupt auf das Kissen herab, auf welchem das Haupt der Mutter ruhte.

Er glaubte nicht an das Sehervermögen des herannahenden Todes, wohl aber an die glänzenden Träume des zunehmenden Fiebers.

Hier aber lassen wir Ernst.

Der lieblichen Gespräche, die noch während vierzehn kurzer Tage zwischen ihm und der so geliebten Mutter Statt fanden, waren viele. Dann ließ der Tod seinen Vorhang herab. Es legte sich eine tiefe Finsterniß um die Seele des jungen Mannes.

Welche Einsamkeit läßt sich vergleichen mit der Einsamkeit des Herzens?

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Cousin Abbé.

Inzwischen war auf Dagby eine neue Persönlichkeit, ein Nebenbuhler und ein Gegenstück des von Helmer repräsentirten ruhigen Verstandes und der in der Gestalt des Grafen Hermann irrenden Schwärmerei aufgetreten.

Dieser Ankömmling — den der Onkel Janne den Tanzmeister, die Hofräthin den lustigen jungen Mann, Mamsell Octavie den aimablen Tausendkünstler, Olga den Süßen, allzu Süßen, Edith den Schwätzer und der Graf den Plagegeist nannten — dieser Ankömmling, der ebenso viele Benennungen hatte, wie Argus Augen, denn in der Welt hieß er auch „der lustige Kauz,“ „der Maitre de Plaisir,“ „der Unentbehrliche“ u. s. w. — hatte jetzt auf Dagby ungefähr drei Wochen lang in wenigstens ebenso vielen Gestalten debutirt, als er Titel hatte.

Der Mann war eigentlich nicht so ganz aus den Wolken herabgefallen; doch bildete man sich etwas dergleichen ein, als er an einem Vormittage mit der allerungenirtesten Freiheit in den Salon gesprungen kam und sich selbst ungefähr mit folgenden Worten präsentirte:

„Entschuldigen Sie, meine gnädigste Hofräthin, daß ich es vorziehe, auf diese Art vielleicht ein wenig unverschämt die Bekanntschaft der Herrschaften auf eigene Hand zu machen! Mein Schwager, der Baron G. — der gute, aber etwas langweilige Mensch — erbot sich zwar, er wollte mich einführen, doch ich gab ihm den Rath, er solle ruhig zu Hause bleiben und den Rittmeister Linden (das heißt: den Unterzeichneten) sich selbst überlassen. Auf meine Ehre glaube ich auch, wir sind ein wenig alte Bekannte, wenn es nämlich wahr ist, daß ältere Damen für die

Söhne ihrer ehemaligen Anbeter ein kleines Attachement haben. Nun, kein Wort weiter über diese Sache! Ich erinnere mich jetzt glücklicherweise, daß meine Mutter die Ehre hatte, im dritten Gliede eine Cousine der gnädigen Frau zu sein, und zufolge dieser ausgezeichneten Gunst des Schicksals halte ich um das Glück an — versteht sich, keineswegs als ein bloßes Recht, sondern als eine außerordentliche Grace — Tante sagen zu dürfen!"

„Wenn ich mich auch so genau weder des Einen noch des Andern entsinnen kann," äußerte die Hofräthin artig, „so habe ich doch, da der Herr Rittmeister sich für die Richtigkeit der letzten Angabe verbürgt (was natürlich das Wichtigste ist), gar nichts dagegen einzuwenden, einen neuen Verwandten zählen zu können."

„O, meine Tante, diese Antwort war einer Madame Maintenon würdig! ... Doch belieben meine gnädige Tante mich jetzt meinen Cousinen, den Fräuleins, zu präsentiren."

„Recht gerne."

„Pardon einen Augenblick! — zuvor meine Meritenliste, wenn ich bitten darf!"

„Die Meritenliste mag passiren!"

„Diese lautet folgender Maßen: ein junger Mann, der durch die unerforschlichste Schickung des Schicksales seine Bahn gemacht hat, denn — so viel mir selbst bewußt — habe ich keinen Antheil daran, und mein Vermögen noch viel weniger, sintemal ich schon bei der Geburt nebst der Fähnrichsvollmacht den Rang, die Ehre und die Würde eines „Pauvre-honteux" erhalten, eine Würde, die ich, sonderbar genug, bis dato inne habe, so vielen reichen Erbinnen ich auch meine Bitten um Befreiung von derselben in die Ohren geflüstert habe ... Sodann bin ich (notabene nach dem allgemeinen Urtheile — mein eigenes suspendire ich natürlicher Weise) ein Mann von sehr mittelmäßiger Bildung, mittelmäßigen Kenntnissen, mittelmäßigem Aussehen, mittelmäßigem Verstande, kurz: man hält mich für mittelmäßig in Allem, außer in der Kunst zu gefallen, in welcher ich zufolge der Behauptung meiner Freunde

excelliren soll; doch darf ich hiebei auch nicht verschweigen, daß meine Feinde nicht so ganz dieser Meinung sind ... Und nun, meine gnädige Tante, weiß ich nichts mehr hinzuzufügen, als daß ich mit Herzklopfen den Eindruck erwarte, den ich auf meine Cousinen zu machen hoffe."

Mit diesen Worten verbeugte der Rittmeister sich nur um einige Zoll tiefer vor Edith als vor Olga.

Er war der erste Mann, welcher Olga damit entzückte, daß er sie eben so hoch setzte, als ihre Schwester.

„Ich meines Theils, Herr Rittmeister," entgegnete Edith scherzend, „werde Sie keinen Augenblick in Ungewißheit lassen."

„Ich rolle mich im Staube!"

„Ehe von einer Art von Eindruck nach unserer Bekanntschaft die Rede sein kann, Herr Rittmeister, werden Sie genug zu thun haben, den Eindruck zu verwischen, den ich vor derselben erhielt."

„Was beliebt?"

„Wie konnten Sie den unverzeihlichen Fehler begehen, den Fuß zu verrenken, da Sie wußten, daß Sie bestimmt waren, einer Cousine im vierten Grade gegenüber Gevatter zu stehen?"

„O, nichts Anderes?"

„Nichts Anderes? — ist das also eine Kleinigkeit?"

„Ganz im Gegentheil: dieser Fehler ist eben mein Triumph und widerspricht glücklicher Weise ganz entschieden dem dummen Jargon von meinem mittelmäßigen Verstand."

„Welche Anspruchslosigkeit!"

„Die Anspruchslosigkeit gehört besonders zu meinen Cardinaltugenden, sie ist ein Theil meines Wesens; da ich jedoch vor der Welt so wenige Geheimnisse habe, so mache ich mir eine Ehre daraus, diese für mich selbst zu behalten."

„Welche bewunderungswürdige Aufopferung! Um aber ..."

„Um aber, meinen Sie, von der Vertheidigung meiner Anspruchslosigkeit zu der Vertheidigung meines Verstandes überzugehen — ja, eben dahin kehre ich jetzt zurück. Wenn ein Mann es

sich vorgesetzt hat, sich zu verlieben, und das thut er immer, wenn ihm die Bekanntschaft mit einer allmächtigen Schönheit versprochen wird, besonders wenn diese noch dazu den Namen einer Erbin trägt ... ach, entzückender, heiliger Name! was bedeuten Laura, Chloë, Daphne mit allen mondscheinbleichen Huldgöttinnen des ganzen veralteten Liebesstaates in Vergleich mit diesem! ... wenn er sich zu verlieben gedenkt, sage ich, was kann er da wohl zum Anfange Pfiffigeres erdenken, als daß er den Verdruß der Auserwählten erweckt? Augenblicklich wird ja er der Gegenstand ihrer Gefühle, wenn auch nur der ungünstigsten — und das ist denn doch schon immer besser, als gar nichts."

„Gut; diesen Zweck haben Sie erreicht, denn ich versichere Sie, daß ich volle vier Minuten an Sie gedacht habe — doch lassen Sie uns jetzt hören, was Olga zu sagen hat!"

„Olga!" rief der Rittmeister aus, „o, welch ein musikalischer Wohllaut in diesen vier Buchstaben: sie fliegen auf den Schwingen der Töne durch die Ohren gerades Weges in das Herz hinein! Und sage ich nun noch Cousine Olga, dann fehlt wenig daran, daß ich mich in meinem Entzücken versetzt fühlte in ... Bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein! es trifft sich wohl bisweilen, daß ich den Nachsatz verliere, wenn ich mit dem Vordersatze so recht in der Fahrt bin. Doch dies ist ein Fehler meiner Organisation, etwas, wofür ich nichts kann; es ist ein Schicksal, dem ich mich unterwerfen muß; doch ist es ganz verschieden von meinen Gefühlen; denn, wenn ich nolens volens von einer unsichtbaren Macht gezwungen werde, in der Mitte meiner Beredtsamkeit stehen zu bleiben, so ersetzen die Gefühle in reichem Maße, was den Worten fehlt:

Gefühl, du Macht, du herrschest über Stunden!
Gefühl, du erntest mehr schon in Sekunden,
Als tausend Seckeln ausgesät!"

Olga wußte nicht recht, was sie auf dies Alles erwiedern sollte und sah daher Mamsell Octavie an. Mehr als dieses Blickes be-

durfte es nicht, um den scharfsinnigen Rittmeister zu benachrichtigen, daß Olga bis jetzt nicht allein unter der Aufsicht ihrer Bonne Stickmuster nähte, sondern auch ebenso artig wie die Quadrate in dem Stramin die Erlaubniß derselben erwartete, um sich mit lächelnden oder ernsten Farben zu schmücken.

Aber die kalten Züge der Mademoiselle Octavie gaben heute keine Antwort (der Rittmeister hatte sich noch nicht an sie gewendet) und darum antwortete Olga ein wenig gezwungen und einfältig: „Der Herr Rittmeister machen sich allzu große Mühe!"

„Hören Sie, meine Tante" — der Rittmeister appellirte an die gnädige Frau — „welches Unglück ich habe! .... Doch darf ich mir eine kleine Leitung bei meiner vierten Präsentation ausbitten?"

Er ließ bei diesen Worten seinen Blick voll Ehrfurcht und geheimer Bewunderung auf der Gouvernante ruhen.

Hier hatte die Hofräthin endlich Gelegenheit zu einer förmlichen Präsentation.

Der Rittmeister aber hatte es kaum weiter gebracht, als daß er in Erstaunen gefallen war über die bewunderungswürdige Aehnlichkeit der Mademoiselle Horner mit der göttlichen Mamsell Emilie Höaquist, *) besonders als Jungfrau von Orleans, und inspirirt von diesem interessanten Zufall, ein Stück aus Jeanne d'Arc's Rolle deklamirt, als der Graf eintrat und mit einer gewissen Unsicherheit an der Thür stehen blieb.

„Bester Graf Hermann!" rief ihm die Hofräthin zu, sobald der Rittmeister schwieg, „kommen Sie und nehmen Sie Platz bei uns! Dieser Herr erklärt sich für einen Verwandten, obgleich ich glaube, die Verwandtschaft besteht nur in der großen, allgemeinen von unserm gemeinschaftlichen Stammvater. Doch gleich viel, er

*) Eine Zierde des Stockholmer Theaters, gegen Ende des Jahres 1847 auf einer Reise zu Turin gestorben. Sie erntete zwar in allen Rollen Beifall, doch ganz besonders als Jungfrau von Orleans. Ihre Schönheit und ihr wohlthätiger Charakter waren allgemein anerkannt. Anm. d. Uebers.

ist ein fröhlicher junger Mann. Der Rittmeister, Baron von Linden — Graf Hermann von P.!"

Der Graf verbeugte sich ziemlich steif, der Rittmeister aber nahm die entzückendste Stellung an, indem er jovialisch begann:

„Kann nicht helfen, Herr Graf, wir müssen Rivale werden. Ich habe mich schon als Ritter im Dienste der Fräulein engagirt, und Fräulein Edith hat die Güte gehabt, mich zu versichern, daß sie mit mir volle vier Minuten ihre Gedanken zu beschäftigen beliebt hat, und das noch obendrein e h e ich mehr gethan hatte, ihr die Stärke und die Tiefe meiner beabsichtigten Huldigung zu zeigen, als einen Purzelbaum zu machen, der mir eine Verrenkung des Fußes kostete."

Der Graf, dessen Laune seit Helmer's Abreise verstimmt gewesen war — denn von diesem Tage an hatte er stets Sonnenfinsterniß an seinem Himmel gehabt — wurde nicht sehr erbaut durch diesen Wortschwall, der gleich einem Platzregen über ihn kam. Er sah sich nach dem Onkel Janne um, da jedoch dieser nicht im Zimmer war, so nahm er — nach einer zweiten Verbeugung und einem Blick, der zu sagen schien: „Thun Sie mir das Vergnügen, Ihre Lustigkeiten anderswo zu Markt zu bringen" — seine Partie und setzte sich auf einen Stuhl in dem Winkel zwischen dem Ofen und Edith's kleinem Sopha.

Der Rittmeister war aber nicht der Mann, der wegen einer solchen Kleinigkeit die Fassung verlor.

Als der Graf ihm den Rücken zukehrte, füllte er die entstandene Unterbrechung mit einer großen dramatischen Geste aus, als hätte er das Gespenst im Hamlet gesehen, wovon er auch ein paar Worte murmelte. Darauf warf er sich, wie von einer Art unwiderstehlicher Gewalt getrieben, über die auf dem Tische liegende Guitarre, und ehe ihn Jemand gefragt hatte, ob er singen könnte (ihn dazu aufzufordern nach einer halbstündigen Bekanntschaft, konnte natürlicher Weise Niemand einfallen), war er mitten in Kaspar's Rolle im Freischütz, und sang und deklamirte dermaßen,

daß der Geist des Hamlet aus der Ecke vom Ofen an die Thür gejagt ward, und ganz gewiß ebenso schnell und still wie durch eine Fallucke im Theaterfußboden verschwunden sein würde, wenn nicht das arme Gespenst auf den Onkel Janne gestoßen wäre, der ihm recht munter zurief:

„Was gibt's, mein lieber Graf?"

„O," rief der Rittmeister aus, indem er mit Blitzesschnelligkeit aus der Oper in das Drama fiel, „bin ich nicht so glücklich, hier den weit bekannten alten Ehrenmann, den Schutzengel der Armen, den Onkel der ganzen Menschheit, Herrn Janne Sternfelt, bekannt wegen seiner loyalen Gesinnungen, schönen Gefühle und großen Fußwanderungen zu sehen? .... Ja, ich schwöre es bei den Schuldverschreibungen meines Vaters, bei dem Respektabelsten, was ich kenne, denn sie waren größer als meine eigenen, er ist es leibhaftig, und wenn mein Ruf nur den tausendsten Theil so verbreitet ist, Herr Onkel, so erkennen Sie in mir gewiß den Abbé Linden!"

„Schauspieler oder Tanzmeister?" fragte der Onkel in so ernstem Tone, daß der Rittmeister, die Guitarre wegwerfend, dem Alten in die Arme stürzte und ausrief:

„Wir sind verwandte Seelen, Herzensonkelchen! Aber ich habe nicht allein die große Ehre, bei den aufwachsenden Söhnen und Töchtern aller meiner Freunde Tanzmeister zu sein, und die eben so große, bei dem vierten Theile der Gesellschaftstheater Schwedens zu doubliren, sondern ich habe auch die geringere Ehre, bei dem Königlichen —schen Regimente Rittmeister zu sein. Meine Feinde ertheilen mir dazu noch den Baronentitel, ich selbst aber wende denselben niemals an, weil er mich mit einer impertinenten Genauigkeit daran erinnert, daß der Stern der Familie Linden noch von Gewölk umhüllt ist ... Doch ich schwatze mir mit dem Allem den Athem aus dem Halse."

Während Onkel Janne, der anfänglich den „jungen Narren nicht so übel" fand, mit diesem lebhaft plauderte — der Onkel

hatte gleich den Uebrigen (mit Ausnahme des Grafen) angefangen, zu merken, daß die Luft auf Dagby etwas schwül geworden war — trat Edith zu dem Grafen Hermann, der noch immer gesonnen zu sein schien, den Rückzug anzutreten.

Mit einer so freundlichen Miene, wie er seit langer Zeit nicht erhalten, sagte sie, indem sie ihn lächelnd an den Platz zurückführte, den er verlassen hatte: „mein bester Graf! Seien Sie doch nicht so scheu vor etwas Scherz — es ist nichts Uebles mit dem Manne."

„Daran habe ich auch keine Sekunde gedacht; doch seine Gewohnheiten sind den meinigen so unähnlich, daß ich mich zu ihm nicht hingezogen fühle."

„O, sollte ich alle Menschen fliehen, zu denen ich mich nicht hingezogen fühle, so wären ihrer wahrlich viele...."

„Also, mein Fräulein, verstellen Sie sich wirklich — vielleicht oft?"

„Ja, sehr oft: wer würde mir meine Aufrichtigkeit danken?"

„Ich wenigstens, Fräulein: denn wenn .... wenn Sie sich gegen mich verstellen .... in gewissen Augenblicken ...."

„Was dann?"

„Dann würde ich verzweifeln über meine eigene Beschränktheit, daß ich den Schein für die Wirklichkeit gehalten habe .... Doch ich glaube nicht, Fräulein, daß Sie sich gegen mich verstellen."

„Nun, Herr Graf, worauf gründen Sie diese Ueberzeugung?"

„Auf Ihre Veränderlichkeit — diese zeigt, daß Sie es nicht der Mühe werth erachten, mir Ihre Eindrücke zu verbergen."

„Wahrhaftig, Herr Graf, Sie haben Recht; doch ist es ja auf jeden Fall ein schlechtes Freundschaftsgeschenk, unsern Freunden die dunkelsten Seiten unseres Charakters zu zeigen."

„Nein, glauben Sie mir, diese Aufrichtigkeit hat wenigstens für mich unendlich höheren Werth, als kalte Artigkeit — wenn Sie mir einen freundlichen Blick, ein freundliches Wort schenken, so

glaube ich an Beides und kann mich mit demjenigen begnügen, was ich erhalten habe, bis . . . ."

„Sch! . . . . unser neuer Cousin scheint mit seinen vortrefflichen Eigenschaften auch die zu vereinigen, daß er seine Ohren an zwei Orten haben kann — ach, welche Vielseitigkeit! Ich werde gewiß noch die Zahl seiner Bewunderer vermehren!"

Der Graf antwortete nur durch einen Blick der vollkommensten Sicherheit.

Er wollte ihr nicht zeigen, wie niedergeschlagen er durch die plötzliche Unterbrechung war.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Mehr aus dem Debut des Cousin Abbé.

Als es Abend wurde — der Rittmeister war nach alter guter Sitte eingeladen worden, bis zum folgenden Tage zu bleiben — der Graf in seinem Zimmer einen Hafen gesucht und der Onkel spazieren gegangen war, unterhielt der Spaßvogel die Damen mit einer von seinen vielbewunderten Gesellschaftstalenten, nämlich mit seiner Kunst, andere Personen nachzuahmen.

Jetzt kamen nun zwar nicht die armen Schauspieler auf das Tapet, auch nicht die guten westgötischen Bauern oder die bekannten Smaländer auf dem Jahrmarkte zu Wernamo *), nein, der Rittmeister begnügte sich diesmal damit, ganz einfach eine kleine Scene wiederzugeben, die am Tage nach der Taufe beim Baron G. auf Ramswik gespielt worden war.

---

*) Ein Kirchspiel in Smaland, 7 schwedische Meilen von Jönköpig und $7^1/_2$ von Wexjö, in welchem in der Mitte des Juni und September sehr besuchte Jahrmärkte gehalten werden.

Anmerk. d. Uebers.

Er zeigte sich dabei bald als seine Cousine, die Freiin Louise, bald als die Hausmamsell, die freundliche Lovisa Berntson, deren unglücklichen Fehler, durch die Nase zu reden, so daß m in b verwandelt wurde, der Rittmeister sich ebenso gut anzueignen wußte, wie die vornehme Nachlässigkeit der Freiin, vermischt mit der allergnädigsten scherzhaften Herablassung.

„Nun, liebe Mamsell Lovisa! es war ja schrecklich, wie allarmirt Sie gestern waren, als Sie dem hübschen Bruksverwalter gegenüber Gevatter stehen sollten!"

Die Freiin redete in einer bequemen Stellung im Sopha sitzend.

Jetzt trat Mamsell Lovisa mit niedergeschlagenen Augen auf.

„Ihro Gnaden! wie Ihro Gnaden scherzen! . . . . ich weiß nicht, ob er anders aussieht, als Andere. Ich beeilte bich, ich . . ."

„Ja, das thaten Sie! Wozu war es nöthig, das Linnenkleid zu plätten? Hier im Hause wäre das neue Mollmousselinkleid wohl gut genug gewesen!"

„Das Boll-Busslinkleid, Ihro Gnaden — behüte Gott!"

„Nun, so hatten Sie ja das blaue kattunene Kleid, das Ihr Bruder Ihnen zu Weihnachten schenkte!"

„O, Ihro Gnaden, Bichael sagte, ich könnte es gerne zu Alltag brauchen . . . Bichael beint's so gut bit bir!

Jetzt aber gab es — denn der Rittmeister ahmte unübertrefflich nach — ein solches Gelächter auf Kosten der guten Mamsell Lovisa, daß der Spaßvogel einsah, er könnte aus der frommen Seele keinen Nutzen weiter ziehen, weßhalb er sie auch sogleich abziehen ließ, um von diesem Gegenstande eine Brücke zu einem andern zu bauen, über welchen man zwar nicht lachte, welcher aber dennoch bei allen Zuhörern ein tausendfältig höheres Interesse erweckte.

„Er muß wohl auf jeden Fall ein Adonis von Primaqualité sein, dieser Vogel Phönix von Bruksverwalter, den meine gnädige Tante sich hält:"

„Ja, ja, das ist nicht ganz ohne Grund!“

„Darauf hätte ich auch schwören können, da sogar die vornehmen Rosen aus la haute Volée es gar nicht verschmähen, für ihn zu duften.“

„Nur keine Contrebande eingeführt!“ warnte die Hofräthin und erhob den Finger.

Edith war bei dieser Anspielung so stark erröthet, daß keine Rosen sich vergleichen ließen mit derjenigen, deren Gluth das battistene Schnupftuch kaum zu verbergen vermochte, welches indessen dazu dienen mußte, eine unsichtbare Fliege zu verjagen.

Aus den Augen der Mamsell Octavie schoß ein Blitz hervor. Olga sah aus wie das personificirte Erstaunen.

„Gnädigste Tante! Bei Gott“ — der Rittmeister legte die Hand auf die Brust — „ich habe die Nachricht aus der vierten Hand, und ich glaube kaum, daß Contrebande, genau gerechnet, durch mehr als drei geht, nämlich durch die Hand des Schmugglers, durch die des Absenders und durch die des Empfängers.“

„Wo bleibt denn aber die Zollkammer, welche Beschlag darauf legt und dann die Pakete öffnet?“ fiel die Hofräthin ein.

„Ei der Tausend, an die hatte ich in der Eile gar nicht gedacht! Doch um so besser, daß sie da ist! Die Zollkammer ist eine ehrfurchtgebietende Auctorität, und ich kann daher nicht eigentlich darunter leiden, wenn ich mit derselben verglichen werde. Ich schlage daher vor, mich zu der Ehre und Würde eines Zollbeamten zu erheben. Von dem Beschlage zu reden, welchen ich im Namen der Königlichen Majestät und der Krone gemacht habe, kann mir da kein Sterblicher verbieten. Was sagen Sie nun, meine gnädige Damen? Ich betheure, daß ich nie in meinem Leben als ehrlicher Kerl passiren will, wenn nicht das, was ich zu erzählen weiß, zu den ausgezeichnetsten Dingen gehört, die jemals in einem Kaffeeconseil verhandelt worden sind!“

Und der Rittmeister nippte bei diesen Worten mit großer Anmuth von dem orientalischen Tranke, der neben ihm stand.

Einsehend, daß von einem Abenteuer die Rede sein müßte, welches nicht zu den Annalen von Dagby gehörte, war Edith, nachdem sie ihren unfreiwilligen Schrecken überwunden hatte, die Erste, welche vorschlug, der Rittmeister sollte seine Anekdote aus der vierten Hand erzählen, wenn er sich notabene anheischig machte, zu erklären, durch welche drei Hände sie vorher gegangen wäre.

„Ei, ei, Fräulein! das war keine Cousinenbedingung; doch gleich viel — ich kann nicht lügen: das ist gegen meine Natur. Also bekenne ich, daß von der Zeit an, wo man zuerst anfing, Anekdoten zu fabriciren, keine einzige ältere Ahnen hat, als diese; denn obgleich sonst die Klatscherei im Allgemeinen die Stammmutter aller Anekdoten der ganzen Welt ist, so ist es dennoch über allen Zweifel erhaben, daß die eigentliche Urklatscherei sich von jener gefährlichen Sekte herschreibt, welche ich Schlüssellochverehrer nennen will. Die Kammerjungfer und der Bediente fangen den Flüchtling direkt von dem Salon oder dem Schlafzimmer auf, und augenblicklich wird er zu den Liebhabern und Liebhaberinnen, Freunden und Vertrauten des Nachbarhauses hinübergejagt, bis er von Stufe zu Stufe zuletzt wieder einen Salon oder ein Schlafzimmer erreicht."

„Und wenn inzwischen der arme Flüchtling so in die Höhe geschossen ist, daß man ihn nicht mehr erkennen kann, so ist das nur der gewöhnliche Gang des Lebens!" meinte Mamsell Octavie mit dem Tone einer Person, welche die Schlechtigkeit der Welt kennt und verabscheut.

„Es beweist weiter nichts," fiel Olga pfiffig ein, denn die Sprache des Rittmeisters machte sie jetzt nicht mehr verlegen, „als daß er wie die Opfer der Riesen in den Märchen, mit einer Menge guter Bissen gefüttert worden ist."

„Aber auf diese Weise," ließ die Hofräthin sich vernehmen, „kommen wir ja im Leben nicht einmal bis zum Anfang!"

„Wir sind schon da, meine geehrte Tante! Zuerst will ich nur,

gemäß dem Befehle des Fräuleins Edith, die Quelle meiner Geschichte angeben."

„Aha!" scherzte Edith, „sie ist also jetzt aus einer Anekdote zu einer Geschichte herangewachsen!"

„So viel müssen wir wohl mit Allem, was gesagt worden ist, ausgerichtet haben. Also um vorn anzufangen, die Kammerjungfer der Frau von Y. . . ."

„Frau von Y!" riefen die vier Damen aus.

„Ja, ist eine von den Herrschaften da, welche gegen ihr Auftreten als Diana an der Seite des Endymion-Helmer an dem mehrerwähnten Taufabende auf Ramswik eine Klage einzureichen hat?"

„Das läßt sich ja recht romantisch an!" sagte Mamsell Octavie mit Blicken, in denen Eifersucht und Schadenfreude glühten; denn was Niemand sah, das sah sie, nämlich daß die brennenden Rosen auf Edith's Wangen plötzlich einer schneeweißen Blässe Platz machten.

„Ich hörte, daß er auf der Rückreise ihr Kutscher gewesen," fiel die Hofräthin ein, „keineswegs aber wußte ich, daß er mehrere Rollen gespielt hat, mein gentiler Bruksverwalter. Sonst ist er, genau gerechnet, in Damengesellschaften eher difficil als aufgeräumt."

„Hm, hm, meine Tante, stille Wasser . . . . Doch weiter im Texte: Die Kammerjungfer der Frau von Y. hat ein ganz kleines Attachement mit dem Statthalter auf Ramswik, und dieser, gälte es auch sein Leben, kann seiner besten Freundin, der Haushälterin, nichts verbergen, welche wiederum in ihrer Ordnung so besorgt ist, in gutem Vernehmen zu der Hausmamsell zu stehen, daß sie gar keinen Anstand genommen hat, dieser schwachen Evatochter das ganze Geheimniß anzuvertrauen, und sie würde im Stande sein, dem liebenswürdigen Rittmeister Linden für eine geschnittene Feder ihre eigenen, geschweige denn anderer Leute Liebesgeschichten zu verrathen. Und hiemit ist unglücklicher Weise der Würfel geworfen, denn ich verbürge mich, kein Mensch wird sechs Runstücke Banco

auf die einzige Möglichkeit gegen neunundneunzig Unmöglichkeiten setzen, daß der Rittmeister Linden im Stande ist, ein Geheimniß bei sich zu behalten."

Natürlich wurde dieses fröhliche und heroische Geständniß mit so vielen lächelnden Blicken belohnt, wie der Rittmeister erwartet hatte, und er fuhr daher aufgemuntert fort:

„Und nun, meine Allergnädigsten, lassen Sie es uns gestehen, daß die Klatschereien ihren Reiz haben! Sie sind die vornehmste Würze in den Nachmittags=Conversationen von der Mitte des September bis zu der Mitte des März, da die Dämmerungen aufhören. Ich setze eine picante Klatscherei auch beinahe eben so hoch, wie später am Abende eine Gespenstergeschichte."

„Aber," fiel Edith ungeduldig ein, „Ihre Art zu erzählen ist höchst langweilig! Was haben wir nun mit allem Geschwätz erfahren?"

„Es gehört zu der verfeinerten und neueren Kunst, meine Cousine, eine Sache immer so zu erzählen, daß die Zuhörer in einer angenehmen Ungewißheit verbleiben."

„Doch," entschied die Hofräthin in einem Tone, der ein wenig nach getäuschter Erwartung schmeckte, „diese halben Winke können gefährlicher sein, als ein offener Angriff: arme, gute Hortense! — ihr Ruf kann leicht dabei leiden!"

„Sie wird es doch wohl nicht versäumen, diesen selbst zu vertheidigen! doch glaube ich nicht, meine gnädige Tante, daß ich mich sehr irre in der Vermuthung, daß sie zur Hälfte mit dem Bruksverwalter verlobt ist."

„Nun, wenn das der Fall wäre, so würde ich sagen, daß Ihre Neuigkeit etwas werth ist! Hortense ist von guter, alter Familie und hat außer Glanberg noch ein kleines, recht hübsches Capital. Da hätte Helmer sein Glück wahrhaftig nicht verschlafen! Doch das ist ganz unmöglich."

„Unter der Sonne ist gar nichts unmöglich. Und so viel ist wenigstens ausgemacht, daß Frau von Y., welche gestern auf

Ramswik war, sich nicht im Geringsten beleidigt fand, als man sie damit neckte, daß sie sich von Herrn Helmer das vorige Mal nach Hause fahren ließ. Und ich kann auch den Geschmack des Mannes wirklich nicht tadeln, denn sie ist ein recht nettes und süßes Wesen. Was dagegen ihren Geschmack betrifft, so schiebe ich mein Urtheil auf, bis ich erst den Gegenstand betrachtet habe."

„Und Gott weiß. wann das geschehen wird! sagte die Hofräthin mit einem tiefen Seufzer über die unendliche Beschwerde, die sie seit der Abreise Helmer's schon gehabt zu haben meinte, und ferner über diejenige, welche sie noch bis zu seiner Rückkehr erwartete — und nun wurde der Anlaß seiner Abwesenheit erzählt, variirt mit Jeremiaden sowohl über den Buchhalter und Werkmeister, als auch über den Statthalter. Herr Helmer war die Hauptperson in Allem, was den Eisenhammer und was die Landwirthschaft und das Gut betraf und ... mit einem Worte: er war unersetzlich.

„Herr du mein Gott, beste Tante!" rief der Rittmeister in einem ganz neuen Tone aus, in welchem der verständigste Verstand sich mit dem ernsthaftesten Ernste paarte; wenn ich Ihnen während dieser Vacanz nützlich sein kann, so belieben Sie nur über mich zu befehlen! Ich kenne nichts Angenehmeres, als meinen Freunden zu dienen ... Da ich auf jeden Fall nichts zu thun habe, wenn ich es selbst sagen darf, einige Bekanntschaft mit dem Gange sowohl einer größeren Landwirthschaft als auch eines Hüttenwerkes besitze, so habe ich keinen größeren Wunsch, als bis auf Weiteres den Vice-Intendanten meiner gnädigen Tante spielen zu dürfen."

Die Hofräthin, welche ein solches Anerbieten unmöglich hatte erwarten können, complimentirte dagegen aus allen Kräften an.

Sie sah ein, daß man auf einen Holzweg, ja auf einen Gebirgsweg gerathen könnte, wenn man den Rittmeister zu einem Familiengliede erhöbe, so lange noch der Graf auf Dagby war — und da der Graf bestimmt und auserlesen war, der Schwiegersohn

zu werden, der Rittmeister aber weiter nichts sein sollte, als ein angenehmer Gesellschafter, so ... mußte er aufgeopfert werden.

Cousin Abbé aber war allzu entzückt über seinen eigenen Vorschlag, daß er ihn an diesem Abend zur Entscheidung hätte kommen lassen sollen.

Er vermengte die ganze Geschichte unter einem solchen Wirrwarr von Positivem und Negativem, daß er die ganze Gesellschaft beinahe unter den Tisch geplaudert hätte, wenn nicht mit der Zeit des Thees und des Feuers im Ofen auch der Graf Hermann und Onkel Janne erschienen wären . . . .

. . . .

„Lieber Schwager!" begann die Hofräthin, welche die größte Furcht hegte, daß die vertrauliche Zudringlichkeit des Rittmeisters mit der kalten Zurückgezogenheit des Grafen in Collision gerathen möchte; „lieber Schwager! Du wärest sehr artig, wenn Du uns heute Abend so wie in der alten fröhlichen Zeit eine Geschichte erzählen wolltest, die ein wenig Schrecken und Ernst uns einjagte! Wir können das nach allen Narrenspossen des Rittmeisters wohl brauchen."

„Also eine Spukgeschichte!" fiel Olga lebhaft ein — „ach, guter, süßer Onkel, eine Spukgeschichte!"

Und mit Olga einstimmend, rief die ganze Gesellschaft, ja auch der Graf mit eingeschlossen:

„Eine Spukgeschichte! eine Spukgeschichte!"

„Nun warum denn nicht!" stimmte der Alte aufgeräumt bei. „Doch keine witzigen Commentarien, und auch keine anderen Unterbrechungen — die verbitte ich mir zum Voraus, denn da breche ich augenblicklich ab!"

Dreißigstes Kapitel.

Onkel Janne's Geschichte und ihre Folgen.

Es geht immer ein interessanter Geist der Unheimlichkeit, halb à la Rinaldini, halb à la Spieß, durch den kleinen vertraulichen Kreis, der sich an einem kühlen Herbstabende in Ruhe um ein angenehmes Feuer gesetzt hat, um einem Freunde der Familie zuzuhören, von dem man weiß, er kennt und glaubt das Wunderbare, welches hinter dem Vorhange zwischen dem bekannten Leben und demjenigen, was wir nur zu ahnen im Stande sind, spielt. Und kaum können wir uns eines theilnehmenden Schauders enthalten, wenn wir die Worte vernehmen: „Es war einmal in meiner Jugend," oder: „Ich hörte einmal von einem akademischen Freunde ein merkwürdiges Ereigniß," und so weiter.

So saß auch jetzt die Familie auf Dagby vertraulich um das Feuer und wartete auf die Geschichte des Onkels, während der Sturm draußen an dem dunklen Herbstabende seine langen Töne pfiff und die entlaubten Linden vor den Fenstern erschütterte.

„Vor mehreren Jahren" — so begann der Onkel — kam ich eines Tages auf meinen Wanderungen zu einer Gerichtsstelle, wo eben ein außerordentliches Gericht gehalten wurde auf Veranlassung einer criminellen Untersuchung, welche aber nicht hieher gehört."

Der alte Mann schwieg einen Augenblick und blickte auf das Feuer, wahrscheinlich um seine Gedanken zu sammeln.

„Am Abende, da der Districtsrichter seine Arbeiten beendigt hatte, machten wir mit einander Bekanntschaft, und fanden uns recht gut in unsere gegenseitige Gesellschaft. Wir saßen und verplauderten die halbe Nacht bei unsern Pfeifen; und zur Belohnung für einige kleine Erzählungen, die ich ihm auftischte, tractirte er

mich wieder mit mehreren sonderbaren Prozeßgeschichten. Von diesen geriethen wir ganz natürlich auf das Capitel von der wunderbaren Leitung einer höheren Macht bei gewissen Entdeckungen, die durch Menschenweisheit gewiß niemals gemacht worden wären; und als eine Erklärung und Bekräftigung dieser Sache theilte er mir ein Ereigniß mit, dessen Urkunden er selbst in dem Archive des Götha-Hofgerichtes gelesen hatte."

Die Blicke aller Anwesenden waren auf den Onkel gerichtet, nur nicht Edith's. Jetzt starrte sie das Feuer an.

Sie schaute dort zwei luftige Gebilde, die, so kam es ihr vor, immer mehr und mehr Leben erhielten, je matter der rothe Schein auf den erbleichenden Gluthaufen fiel.

Das eine dieser Gebilde zeigte ihr Helmer auf den Knieen vor dem Todtenbette seiner Mutter, das andere sitzend an der Seite der sirenenhaften Hortense.

„O, ich muß, ich will wissen, ob den Hindeutungen dieses Schwätzers irgend etwas Wahres zum Grunde liegt!"

Und vertieft in solche Gedanken, war es nur Edith's Körper, welcher eine lauschende Stellung zeigte.

Der Rittmeister war die personificirte Aufmerksamkeit.

Der Onkel hustete und fuhr fort:

„Es war spät in einer Mitternacht, da der Richter in der Gegend, wo das Ereigniß sich zutrug, das Wirthshaus neben der Gerichtsstelle erreichte. Da es überall im Hause dunkel war, obgleich er wußte, daß man ihn erwartete, so hielt er es für abgemacht, daß das Dienstmädchen müde geworden wäre, länger zu sitzen; und da er ein guter Mann war, der keinen großen Gefallen daran fand, Leute in ihrer Ruhe zu stören, so beschloß er, nachdem er durch den Skjutsbauer den Mantelsack auf die Hausflur hatte tragen lassen, deren Thüren nur angelehnt waren, sich auf eigene Hand den Weg in das ein für alle Mal ihm bestimmte Gastzimmer zu suchen. Aber er hatte kaum die Thür des Saales geöffnet, als der Gastwirth selbst ihm ganz freundlich mit dem

Lichte in der Hand entgegenkam und ihn in sein Schlafgemach geleitete."

„Nun, Vater!" sagte der Richter, den der Anblick des Gastwirthes augenblicklich an die wichtige Untersuchung erinnerte, welche am folgenden Tage vorkommen sollte, „habt Ihr noch immer über Britta Lena's Verbrechen keine Spur gefunden?"

Britta Lena, die ehemals im Wirthshause gedient hatte, saß eben damals im Gefängnisse, angeklagt, ihr Kind ermordet zu haben; doch sie läugnete ebenso eigensinnig, daß sie ein Kind gehabt, als daß sie es ermordet hätte.

„Ja, entgegnete der Gastwirth, „eben darüber, Herr Häradshöfding, wollte ich mit Ihnen allein reden."

„Aha!" meinte der Richter, „es gibt also Beweise gegen sie?"

„Nein, keine solche, die durch menschliche Sprache klingen. Wir wollen es aber dennoch versuchen, eine Entdeckung in der Sache zu machen; denn ich habe sicheren Ortes erfahren, daß das Mädchen einem Kinde das Leben gegeben hat, und daß es unter dem großen Birnbaume hier auf dem Hofe begraben liegt . . . Doch," unterbrach sich plötzlich der Gastwirth, „ich will Ihre Ankunft melden!" Und damit verschwand er, ohne nur dem Gaste das Licht anzuzünden . . .

„Ach, lieber Onkel, was ist denn das für eine Gespenstergeschichte?" fiel Olga halb unzufrieden ein — „das Alles ist ja gar nicht unheimlich!"

„Geduld, meine Du! . . . Der Häradshöfding saß dort inzwischen so lange und wartete und dachte nach über dasjenige, was der Gastwirth ihm erzählt hatte, daß er beinahe auf dem Stuhle eingeschlafen wäre. Endlich, sich darüber wundernd, daß das Mädchen nicht mit Licht hereinkäme, kroch er in das Bett und erwachte erst am folgenden Morgen, da das Mädchen mit der Kaffeetasse vor ihm stand.

„Ja, Du bist mir ein unordentliches Mädchen!" sagte der

Richter, „warum kamst Du nicht heute Nacht und versahst mich mit Licht und etwas Warmem?"

„Das ist wohl zu entschuldigen, Herr Häradshöfding, da man mich nicht weckte! Hätte ich nicht den Mantelsack in der Hausflur gesehen, als ich heute früh herauskam, so hätte ich noch jetzt nichts von Ihrer Ankunft gewußt."

„Da schliefst Du wohl sehr fest, als der Gastwirth, wie er mir versprach, Dich rief?"

„Der Gastwirth?" rief das Mädchen aus und wurde ganz blaß — „Sie werden ihn doch wohl nicht gesehen haben?"

„Warum denn das nicht? Er kam mir selbst im Saale entgegen und führte mich hier herein."

„Der Gastwirth?" schrie das Mädchen, indem sie beinahe ohnmächtig wurde; „o, wie können der Herr Häradshöfding ein armes Mädchen erschrecken, und ..."

„Was meinst Du?" fragte der Richter erstaunt.

„Was ich meine? nichts Anderes, als daß der Gastwirth vorgestern gestorben ist und hier in dem nächsten Zimmer neben dem Saale als Leiche liegt!"

Alle Zuhörer des Onkels gaben nun in einem gemeinschaftlichen „Hu!" ihren Gefühlen Luft.

Der Onkel fuhr fort: „Ohne ein Wort zu erwiedern, warf der Richter die Kleider um, ging hastig hinaus in den Saal und öffnete die Thür des andern Zimmers — dort lag der Gastwirth unbeweglich auf der Bank in das Laken gehüllt. Und in der Nacht hatte er doch in seinen gewöhnlichen Kleidern und mit seiner gewöhnlichen rothen Mütze auf dem Kopfe den Gast empfangen!

Der Richter fühlte, wie sein Blut erstarrte. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem verbrecherischen Mädchen und mit demjenigen, was vielleicht innerhalb weniger Stunden entdeckt werden würde. Und da wurde denn auch in der That Alles offenbar. Anfangs läugnete die Mörderin mit ihrer gewöhnlichen frechen und bestimmten Weise; sobald jedoch der Richter gesagt hatte, er hätte Grund,

gemäß dem Befehle des Fräuleins Edith, die Quelle meiner Geschichte angeben."

„Aha!" scherzte Edith, „sie ist also jetzt aus einer Anekdote zu einer Geschichte herangewachsen!"

„So viel müssen wir wohl mit Allem, was gesagt worden ist, ausgerichtet haben. Also um vorn anzufangen, die Kammerjungfer der Frau von Y. . . ."

„Frau von Y!" riefen die vier Damen aus.

„Ja, ist eine von den Herrschaften da, welche gegen ihr Auftreten als Diana an der Seite des Endymion-Helmer an dem mehrerwähnten Taufabende auf Ramswik eine Klage einzureichen hat?"

„Das läßt sich ja recht romantisch an!" sagte Mamsell Octavie mit Blicken, in denen Eifersucht und Schadenfreude glühten; denn was Niemand sah, das sah sie, nämlich daß die brennenden Rosen auf Edith's Wangen plötzlich einer schneeweißen Blässe Platz machten.

„Ich hörte, daß er auf der Rückreise ihr Kutscher gewesen," fiel die Hofräthin ein, „keineswegs aber wußte ich, daß er mehrere Rollen gespielt hat, mein gentiler Bruksverwalter. Sonst ist er, genau gerechnet, in Damengesellschaften eher difficil als aufgeräumt."

„Hm, hm, meine Tante, stille Wasser . . . . Doch weiter im Texte: Die Kammerjungfer der Frau von Y. hat ein ganz kleines Attachement mit dem Statthalter auf Ramswik, und dieser, gälte es auch sein Leben, kann seiner besten Freundin, der Haushälterin, nichts verbergen, welche wiederum in ihrer Ordnung so besorgt ist, in gutem Vernehmen zu der Hausmamsell zu stehen, daß sie gar keinen Anstand genommen hat, dieser schwachen Evatochter das ganze Geheimniß anzuvertrauen, und sie würde im Stande sein, dem liebenswürdigen Rittmeister Linden für eine geschnittene Feder ihre eigenen, geschweige denn anderer Leute Liebesgeschichten zu verrathen. Und hiemit ist unglücklichrr Weise der Würfel geworfen, denn ich verbürge mich, kein Mensch wird sechs Runstücke Banco

auf die einzige Möglichkeit gegen neunundneunzig Unmöglichkeiten setzen, daß der Rittmeister Linden im Stande ist, ein Geheimniß bei sich zu behalten."

Natürlich wurde dieses fröhliche und heroische Geständniß mit so vielen lächelnden Blicken belohnt, wie der Rittmeister erwartet hatte, und er fuhr daher aufgemuntert fort:

„Und nun, meine Allergnädigsten, lassen Sie es uns gestehen, daß die Klatschereien ihren Reiz haben! Sie sind die vornehmste Würze in den Nachmittags-Conversationen von der Mitte des September bis zu der Mitte des März, da die Dämmerungen aufhören. Ich setze eine picante Klatscherei auch beinahe eben so hoch, wie später am Abende eine Gespenstergeschichte."

„Aber," fiel Edith ungeduldig ein, „Ihre Art zu erzählen ist höchst langweilig! Was haben wir nun mit allem Geschwätz erfahren?"

„Es gehört zu der verfeinerten und neueren Kunst, meine Cousine, eine Sache immer so zu erzählen, daß die Zuhörer in einer angenehmen Ungewißheit verbleiben."

„Doch," entschied die Hofräthin in einem Tone, der ein wenig nach getäuschter Erwartung schmeckte, „diese halben Winke können gefährlicher sein, als ein offener Angriff: arme, gute Hortense! — ihr Ruf kann leicht dabei leiden!"

„Sie wird es doch wohl nicht versäumen, diesen selbst zu vertheidigen! doch glaube ich nicht, meine gnädige Tante, daß ich mich sehr irre in der Vermuthung, daß sie zur Hälfte mit dem Bruksverwalter verlobt ist."

„Nun, wenn das der Fall wäre, so würde ich sagen, daß Ihre Neuigkeit etwas werth ist! Hortense ist von guter, alter Familie und hat außer Glanberg noch ein kleines, recht hübsches Capital. Da hätte Helmer sein Glück wahrhaftig nicht verschlafen! Doch das ist ganz unmöglich."

„Unter der Sonne ist gar nichts unmöglich. Und so viel ist wenigstens ausgemacht, daß Frau von Y., welche gestern auf

Ramswik war, sich nicht im Geringsten beleidigt fand, als man sie damit neckte, daß sie sich von Herrn Helmer das vorige Mal nach Hause fahren ließ. Und ich kann auch den Geschmack des Mannes wirklich nicht tadeln, denn sie ist ein recht nettes und süßes Wesen. Was dagegen ihren Geschmack betrifft, so schiebe ich mein Urtheil auf, bis ich erst den Gegenstand betrachtet habe."

„Und Gott weiß. wann das geschehen wird! sagte die Hofräthin mit einem tiefen Seufzer über die unendliche Beschwerde, die sie seit der Abreise Helmer's schon gehabt zu haben meinte, und ferner über diejenige, welche sie noch bis zu seiner Rückkehr erwartete — und nun wurde der Anlaß seiner Abwesenheit erzählt, variirt mit Jeremiaden sowohl über den Buchhalter und Werkmeister, als auch über den Statthalter. Herr Helmer war die Hauptperson in Allem, was den Eisenhammer und was die Landwirthschaft und das Gut betraf und . . . mit einem Worte: er war unersetzlich.

„Herr du mein Gott, beste Tante!" rief der Rittmeister in einem ganz neuen Tone aus, in welchem der verständigste Verstand sich mit dem ernsthaftesten Ernste paarte; wenn ich Ihnen während dieser Vacanz nützlich sein kann, so belieben Sie nur über mich zu befehlen! Ich kenne nichts Angenehmeres, als meinen Freunden zu dienen . . . Da ich auf jeden Fall nichts zu thun habe, wenn ich es selbst sagen darf, einige Bekanntschaft mit dem Gange sowohl einer größeren Landwirthschaft als auch eines Hüttenwerkes besitze, so habe ich keinen größeren Wunsch, als bis auf Weiteres den Vice-Intendanten meiner gnädigen Tante spielen zu dürfen."

Die Hofräthin, welche ein solches Anerbieten unmöglich hatte erwarten können, complimentirte dagegen aus allen Kräften an.

Sie sah ein, daß man auf einen Holzweg, ja auf einen Gebirgsweg gerathen könnte, wenn man den Rittmeister zu einem Familiengliede erhöbe, so lange noch der Graf auf Dagby war — und da der Graf bestimmt und auserlesen war, der Schwiegersohn

zu werden, der Rittmeister aber weiter nichts sein sollte, als ein angenehmer Gesellschafter, so ... mußte er aufgeopfert werden.

Cousin Abbé aber war allzu entzückt über seinen eigenen Vorschlag, daß er ihn an diesem Abend zur Entscheidung hätte kommen lassen sollen.

Er vermengte die ganze Geschichte unter einem solchen Wirrwarr von Positivem und Negativem, daß er die ganze Gesellschaft beinahe unter den Tisch geplaudert hätte, wenn nicht mit der Zeit des Thees und des Feuers im Ofen auch der Graf Hermann und Onkel Janne erschienen wären . . . .

. . . .

„Lieber Schwager!“ begann die Hofräthin, welche die größte Furcht hegte, daß die vertrauliche Zudringlichkeit des Rittmeisters mit der kalten Zurückgezogenheit des Grafen in Collision gerathen möchte; „lieber Schwager! Du wärest sehr artig, wenn Du uns heute Abend so wie in der alten fröhlichen Zeit eine Geschichte erzählen wolltest, die ein wenig Schrecken und Ernst uns einjagte! Wir können das nach allen Narrenspossen des Rittmeisters wohl brauchen.“

„Also eine Spukgeschichte!“ fiel Olga lebhaft ein — „ach, guter, süßer Onkel, eine Spukgeschichte!“

Und mit Olga einstimmend, rief die ganze Gesellschaft, ja auch der Graf mit eingeschlossen:

„Eine Spukgeschichte! eine Spukgeschichte!“

„Nun warum denn nicht!“ stimmte der Alte aufgeräumt bei. „Doch keine witzigen Commentarien, und auch keine anderen Unterbrechungen — die verbitte ich mir zum Voraus, denn da breche ich augenblicklich ab!“

Dreißigstes Kapitel.

Onkel Janne's Geschichte und ihre Folgen.

Es geht immer ein interessanter Geist der Unheimlichkeit, halb à la Rinaldini, halb à la Spieß, durch den kleinen vertraulichen Kreis, der sich an einem kühlen Herbstabende in Ruhe um ein angenehmes Feuer gesetzt hat, um einem Freunde der Familie zuzuhören, von dem man weiß, er kennt und glaubt das Wunderbare, welches hinter dem Vorhange zwischen dem bekannten Leben und demjenigen, was wir nur zu ahnen im Stande sind, spielt. Und kaum können wir uns eines theilnehmenden Schauders enthalten, wenn wir die Worte vernehmen: „Es war einmal in meiner Jugend," oder: „Ich hörte einmal von einem akademischen Freunde ein merkwürdiges Ereigniß," und so weiter.

So saß auch jetzt die Familie auf Dagby vertraulich um das Feuer und wartete auf die Geschichte des Onkels, während der Sturm draußen an dem dunklen Herbstabende seine langen Töne pfiff und die entlaubten Linden vor den Fenstern erschütterte.

„Vor mehreren Jahren" — so begann der Onkel — kam ich eines Tages auf meinen Wanderungen zu einer Gerichtsstelle, wo eben ein außerordentliches Gericht gehalten wurde auf Veranlassung einer criminellen Untersuchung, welche aber nicht hieher gehört."

Der alte Mann schwieg einen Augenblick und blickte auf das Feuer, wahrscheinlich um seine Gedanken zu sammeln.

„Am Abende, da der Districtsrichter seine Arbeiten beendigt hatte, machten wir mit einander Bekanntschaft, und fanden uns recht gut in unsere gegenseitige Gesellschaft. Wir saßen und verplauderten die halbe Nacht bei unsern Pfeifen; und zur Belohnung für einige kleine Erzählungen, die ich ihm auftischte, tractirte er

mich wieder mit mehreren sonderbaren Prozeßgeschichten. Von diesen geriethen wir ganz natürlich auf das Capitel von der wunderbaren Leitung einer höheren Macht bei gewissen Entdeckungen, die durch Menschenweisheit gewiß niemals gemacht worden wären; und als eine Erklärung und Bekräftigung dieser Sache theilte er mir ein Ereigniß mit, dessen Urkunden er selbst in dem Archive des Götha-Hofgerichtes gelesen hatte."

Die Blicke aller Anwesenden waren auf den Onkel gerichtet, nur nicht Edith's. Jetzt starrte sie das Feuer an.

Sie schaute dort zwei luftige Gebilde, die, so kam es ihr vor, immer mehr und mehr Leben erhielten, je matter der rothe Schein auf den erbleichenden Gluthaufen fiel.

Das eine dieser Gebilde zeigte ihr Helmer auf den Knieen vor dem Todtenbette seiner Mutter, das andere sitzend an der Seite der sirenenhaften Hortense.

„O, ich muß, ich will wissen, ob den Hindeutungen dieses Schwätzers irgend etwas Wahres zum Grunde liegt!"

Und vertieft in solche Gedanken, war es nur Edith's Körper, welcher eine lauschende Stellung zeigte.

Der Rittmeister war die personificirte Aufmerksamkeit.

Der Onkel hustete und fuhr fort:

„Es war spät in einer Mitternacht, da der Richter in der Gegend, wo das Ereigniß sich zutrug, das Wirthshaus neben der Gerichtsstelle erreichte. Da es überall im Hause dunkel war, obgleich er wußte, daß man ihn erwartete, so hielt er es für abgemacht, daß das Dienstmädchen müde geworden wäre, länger zu sitzen; und da er ein guter Mann war, der keinen großen Gefallen daran fand, Leute in ihrer Ruhe zu stören, so beschloß er, nachdem er durch den Skjutsbauer den Mantelsack auf die Hausflur hatte tragen lassen, deren Thüren nur angelehnt waren, sich auf eigene Hand den Weg in das ein für alle Mal ihm bestimmte Gastzimmer zu suchen. Aber er hatte kaum die Thür des Saales geöffnet, als der Gastwirth selbst ihm ganz freundlich mit dem

Lichte in der Hand entgegenkam und ihn in sein Schlafgemach geleitete."

„Nun, Vater!" sagte der Richter, den der Anblick des Gastwirthes augenblicklich an die wichtige Untersuchung erinnerte, welche am folgenden Tage vorkommen sollte, „habt Ihr noch immer über Britta Lena's Verbrechen keine Spur gefunden?"

Britta Lena, die ehemals im Wirthshause gedient hatte, saß eben damals im Gefängnisse, angeklagt, ihr Kind ermordet zu haben; doch sie läugnete ebenso eigensinnig, daß sie ein Kind gehabt, als daß sie es ermordet hätte.

„Ja, entgegnete der Gastwirth, „eben darüber, Herr Häradshöfding, wollte ich mit Ihnen allein reden."

„Aha!" meinte der Richter, „es gibt also Beweise gegen sie?"

„Nein, keine solche, die durch menschliche Sprache klingen. Wir wollen es aber dennoch versuchen, eine Entdeckung in der Sache zu machen; denn ich habe sicheren Ortes erfahren, daß das Mädchen einem Kinde das Leben gegeben hat, und daß es unter dem großen Birnbaume hier auf dem Hofe begraben liegt.... Doch," unterbrach sich plötzlich der Gastwirth, „ich will Ihre Ankunft melden!" Und damit verschwand er, ohne nur dem Gaste das Licht anzuzünden...

„Ach, lieber Onkel, was ist denn das für eine Gespenstergeschichte?" fiel Olga halb unzufrieden ein — „das Alles ist ja gar nicht unheimlich!"

„Geduld, meine Du! ... Der Häradshöfding saß dort inzwischen so lange und wartete und dachte nach über dasjenige, was der Gastwirth ihm erzählt hatte, daß er beinahe auf dem Stuhle eingeschlafen wäre. Endlich, sich darüber wundernd, daß das Mädchen nicht mit Licht hereinkäme, kroch er in das Bett und erwachte erst am folgenden Morgen, da das Mädchen mit der Kaffeetasse vor ihm stand.

„Ja, Du bist mir ein unordentliches Mädchen!" sagte der

Richter, „warum kamst Du nicht heute Nacht und versahst mich mit Licht und etwas Warmem?“

„Das ist wohl zu entschuldigen, Herr Häradshöfding, da man mich nicht weckte! Hätte ich nicht den Mantelsack in der Hausflur gesehen, als ich heute früh herauskam, so hätte ich noch jetzt nichts von Ihrer Ankunft gewußt.“

„Da schliefst Du wohl sehr fest, als der Gastwirth, wie er mir versprach, Dich rief?“

„Der Gastwirth?“ rief das Mädchen aus und wurde ganz blaß — „Sie werden ihn doch wohl nicht gesehen haben?“

„Warum denn das nicht? Er kam mir selbst im Saale entgegen und führte mich hier herein.“

„Der Gastwirth?“ schrie das Mädchen, indem sie beinahe ohnmächtig wurde; „o, wie können der Herr Häradshöfding ein armes Mädchen erschrecken, und ...“

„Was meinst Du?“ fragte der Richter erstaunt.

„Was ich meine? nichts Anderes, als daß der Gastwirth vorgestern gestorben ist und hier in dem nächsten Zimmer neben dem Saale als Leiche liegt!“

Alle Zuhörer des Onkels gaben nun in einem gemeinschaftlichen „Hu!“ ihren Gefühlen Luft.

Der Onkel fuhr fort: „Ohne ein Wort zu erwiedern, warf der Richter die Kleider um, ging hastig hinaus in den Saal und öffnete die Thür des andern Zimmers — dort lag der Gastwirth unbeweglich auf der Bank in das Laken gehüllt. Und in der Nacht hatte er doch in seinen gewöhnlichen Kleidern und mit seiner gewöhnlichen rothen Mütze auf dem Kopfe den Gast empfangen!

Der Richter fühlte, wie sein Blut erstarrte. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem verbrecherischen Mädchen und mit demjenigen, was vielleicht innerhalb weniger Stunden entdeckt werden würde. Und da wurde denn auch in der That Alles offenbar. Anfangs läugnete die Mörderin mit ihrer gewöhnlichen frechen und bestimmten Weise; sobald jedoch der Richter gesagt hatte, er hätte Grund,

den großen Birnbaum auf dem Hofe untersuchen zu lassen, da sank ihr der Muth, und das Geständniß war schon erfolgt, ehe noch der Beweis ihrer verabscheuungswürdigen Handlung aufgegraben war.

Der Onkel schwieg; Alle saßen einige Augenblicke still — Jeder fühlte die mystische Spannung, welche gewöhnlich auf ähnliche Erzählungen in der Abenddämmerung folgt.

Endlich sagte Mamsell Octavie mit erzwungenem Lächeln: „Es ist dennoch nichts Anderes, als eines von jenen alten, lächerlichen Märchen der Kinderstube, die man, versteht sich, gehörig gespielt hat.“

„Wie? Mamsell?“ rief der Onkel mit einem Tone und einer Miene aus, die genugsam andeuteten, daß es sich nach einer solchen Beleidigung der Mühe nicht verlohnte, ihn um noch mehrere Geschichten zu bitten; „wie können Sie so gottlos sein, den Finger des Herrn zu läugnen?“

„Sünderin! zweifelst Du?“ erscholl in demselben Augenblicke aus dem andern Zimmer eine Stimme so grabähnlich, dumpf und unheimlich, daß fast die ganze Gesellschaft erschrocken aufsprang, während Mamsell Octavie beinahe vom Stuhle gesunken wäre.

Auf den Grafen Hermann aber war der Eindruck ganz entsetzlich.

Er saß unbeweglich mit aufgesperrten Augen und wilden Blicken da, während sein ganzer Körper zitterte. Es war ihm — dessen Blut schon durch die vorhergehende Erzählung in einen allzu heftigen Umlauf versetzt worden war — als hätte er seinen alten Plagegeist gehört. Er wartete nur darauf, das Phantom verkörpert hervortreten zu sehen.

Der Eine blickte fragend auf den Andern, bis endlich der Rittmeister fröhlich ausrief:

„Nun, meine Herrschaften! Sie sehen ja hier den Hexenmeister vor Ihren Augen! Zu meinen übrigen kleinen Talenten gehört auch die Kunst des Bauchredens. Doch auf Treu und Glauben,

Herr Graf!" fuhr er fort, sich an diesen wendend, „hätte ich vorhersehen können, daß Jemand den Scherz so ernsthaft aufnehmen würde, so wäre er nie gewagt worden. Ich bin in unendlicher Verzweiflung über mein Versehen!"

„Das war ein unglücklicher und ärgerlicher Scherz!" entgegnete der Onkel, indem er zu dem Grafen Hermann trat, um ihn zu unterstützen. Edith aber war schon an der andern Seite, und so beruhigend war ihr Flüstern, so lieblich schmeichelnd ihre Stimme, daß die Sinne des Kranken allmälig ihre gewöhnliche Beherrschung wieder annahmen. Er war sogar im Stande, eine Entschuldigung hervorzubringen.

Inzwischen war jetzt eine unangenehme Unterbrechung eingetreten, und der Rittmeister, welcher von der Hofräthin einen Wink über die Nervenschwäche und Kränklichkeit des Grafen erhielt, betheuerte, daß er in demselben verzweifelten Zustande wäre, in welchem einst bei einem Hausverhöre einer seiner Soldaten sich befunden hätte.

„Wie war es denn mit ihm?" konnte die Hofräthin nicht unterlassen zu fragen.

„Als der Pastor ihn fragte: „Kannst Du mir sagen, mein lieber Modig, wann unser Herr und Erlöser starb?" da antwortete der Kerl ganz verblüfft, da er sich dessen gar nicht entsinnen konnte: „Ach, Herr Jesus! ich habe nicht einmal gewußt, daß er krank war!"

„Sie sind mir ein arger Spaßvogel! — ein Glück, daß Onkel Janne nichts gehört hat!" antwortete die Hofräthin, indem sie mit einem Lächeln von ihm trat. Sie ging jetzt, um sich neben ihren lieben Grafen zu setzen, welcher, betrübt über seine unfreiwillige Reizbarkeit und bemüht, seiner Herrscherin zu zeigen, daß auch er einen festen Willen hätte, sich die Pein auferlegte, in dem Gesellschaftszimmer zu bleiben, wo er sich gleichwohl — ausgenommen bei den Sonnenblicken, die Edith zuweilen unter kleinen

entstehenden Gewissensbissen vor ihm leuchten ließ — sich eben so befand, wie ein Geist im Fegfeuer ...

In dieser Nacht fand der Graf Hermann wieder keine Ruhe. Der Rittmeister spukte in seiner Einbildung und nahm die Gestalt eines andern, nicht viel weniger verabscheuten Phantomes, als des alten, an.

Der Graf hatte sehr wohl bemerkt, daß der Rittmeister beim Abendessen alle seine Kräfte aufgeboten hatte, um Edith zu fesseln und ihr zu gefallen, und ebenso hatte er mit stiller Verzweiflung wahrgenommen, daß Edith ihn wenigstens nicht zurückwies.

Zwischen alle diese Gegenstände schlich sich das Bild des todten Gastwirths mit seiner rothen Nachtmütze auf dem Kopfe ...

„Ja, ohne Zweifel gibt es eine Verbindung zwischen den beiden Welten! Doch nur die Auserwählten können diese schauen. O!“ dachte er weiter, „wer doch schon jetzt wüßte, was dieser neue Plagegeist ausrichten wird! Wird er meinen Frieden morden und begraben?“

Und er plagte und wendete sich auf seinem Lager und vermied die Blicke des aufmerksamen Nilman; denn diesmal war es kein solches Uebel, das er mittheilen konnte. . . . .

An diesem Abende schrieb Olga in ein neulich eingerichtetes Tagebuch (das des Nachts unter ihrem Kopfe, des Tages in dem innersten, verborgenen Fache des Nähkastens zu ruhen pflegte, um der strengen Nachforschung der Mamsell Octavie zu entgehen):

„Heute habe ich den ersten Mann gesehen, der wirklich Verstand hat ...

„Es war ein recht kindischer und einfältiger Traum, dessen Held eine gewisse unbedeutende Person war — mag Hortense ihn behalten — mag Edith ihren Mondschein-Grafen behalten! Ich weiß einen Mann, der eine Andere ebenso hoch setzt, wie die hochmüthige Edith ... ich weiß auch ein Mädchen, das sich vielleicht eines Tages herabläßt, das Gefühl zu belohnen, welches das Genie zwang, hervorzubrechen.

„Er war nicht im Geringsten verlegen, als er mit Edith redete: er fühlte nicht das Bedürfniß, seine Rede zu ihr mit Poesie zu endigen.

„Nachher, als er uns nach der Erzählung des Onkels so angenehm und interessant ängstigte, ergriff er eilfertig meine Hand: „Verzeihung, Cousine Olga!" flüsterte er mit einem Tone, einem Tone ... Und welches Feingefühl, die Karten zu mischen, bei Tische sich zu stellen, als wäre er nur von Edith gefesselt — der Süße, allzu Süße! -- wie er mich belustigt! In meinem ganzen Leben habe ich nicht so viel gelacht, wie heute! Ach, wenn es doch erst morgen wäre!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein Selbander.

An dem Morgen nach der Präsentation des Rittmeisters auf Dagby trafen zwei Umstände ein, welche machten, daß die Hofräthin trotz ihrer ersten Abneigung an den Vorschlag dachte, den ihr Gast halb im Ernst, halb im Scherze hingeworfen hatte.

Der erste Umstand war ein Brief von Helmer, welcher die Zeit seiner Rückkehr als ganz unbestimmt hinausschob; der zweite ein ernsthaftes Uebelbefinden, das in der Nacht den Statthalter auf das Krankenbett geworfen hatte.

Also wurde für das Erste eine kleine hülfreiche Hand von dem dienstwilligen muntern Mann, der bewunderungswürdig vortrefflich ein ernster Herr sein konnte, wenn dieses nothwendig war, angenommen; da jedoch mit jedem Tage der Beschwerden und der Verlegenheiten mehr wurden — denn der Buchhalter war eine von jenen gutmüthigen Ziffern, die nur in der Gesellschaft anderer Ziffern vorhanden, aber doch an ihrem Platze vortrefflich sind —

so kam es endlich dahin, daß der Rittmeister, der anfänglich nur jeden zweiten und dritten Tag gekommen war, sich ordentlich in Helmer's Amt installirte.

War er aber bewunderungswürdig, der liebe Rittmeister, wegen seiner Artigkeit, der gnädigen Tante das Joch von der Schulter zu nehmen, und wegen seiner Geschicklichkeit, auf Dagby den Herrn und Gebieter zu spielen, so war er es gewiß nicht weniger wegen seiner Bemühungen, Alle zu belustigen und zu gewinnen.

Er war Alles, er that Alles, und Alles paßte ihm, er mochte bei dem Fräulein Edith den Anbeter, bei Olga den Tanzmeister und Spielkameraden, bei der unter einer Eiskälte schmachtenden Octavie den Troubadour, oder bei der ganzen Gesellschaft den Acteur spielen.

Er verschmähte es nicht einmal, bei den Abendunterhaltungen gewisse Thiere nachzuahmen: besonders zum Entzücken spielte er die Fliege und bellte so natürlich wie ein Hund, daß Olga's Herz — das, wie wir gesehen, schon am ersten Abend seiner ersten Neigung untreu geworden war — nach und nach diese „kindische Neigung“ dem „süßen, allzu süßen Cousin Abbé“ aufopferte, welcher besonders in einsamen Augenblicken zu vergessen schien, daß Olga erst im nächsten Jahre konfirmirt werden sollte.

Was Edith betraf, so wendete sie gegen den Rittmeister dieselbe Weise an, die sie bei ihren ehemaligen Anbetern erprobt hatte — das heißt: sie machte ihn abhängig von allen ihren Launen, ohne sich selbst einen Zwang aufzuerlegen.

Nicht einmal die melancholischen Blicke des Grafen Hermann und die Fieberröthe, die auf seinem Gesichte wechselte, vermochte sie, den vom Himmel herabgefallenen Cousin abzuweisen, nein — denn hätte sie anders gehandelt, so hätte es ausgesehen, als wenn sie schon eine Wahl getroffen hätte, und um Alles in der Welt wollte sie nicht, daß Jemand dieses glauben sollte.

Mit Edith's guten Vorsätzen war es gerade so, wie mit dem berühmten Thurme in Pisa, der sich immer neigt, ohne daß dieses

schon Etwas bedeutet. Auch Edith neigte sich nach einer gewissen Seite, weiter aber kam es nicht . . .

Sie scheute sich davor, mit sich selbst in's Reine zu kommen, sie scheute sich, zu bekennen, daß sie sich von ihrem Mitleiden mit dem Grafen hatte zu weit treiben lassen — wenn es nämlich nicht noch weiter gehen sollte. . . . Sie sagte nur: „Wer nicht warten will, bis ich mich besonnen habe, der hat die Freiheit, das Feld zu räumen!“

„Sagen Sie mir, Herr Rittmeister,“ begann sie eines Tages, nachdem sie eine Weile über die fatale Frage nachgedacht hatte, welche ihr schon lange auf den Lippen lag, „sagen Sie mir jetzt, da wir uns tête-à-tête befinden,“ und sie lächelte so verführerisch, daß der Rittmeister sich der Erde beinahe entrückt fühlte, „ob jener Scherz, den Sie sich vor einiger Zeit über unsere einnehmende Nachbarin, Frau von Y., entfallen ließen, wirklich einigen Grund hat!“

Sie eröffnete das Gespräch auf einem Vormittagsspaziergange, da Cousin Abbé sie begleitete.

„Um Alles in der Welt, stellen Sie mich nicht auf die Zinnen des Tempels, versuchen Sie mich nicht mit einem solchen Lächeln, einem solchen Blick — ich sehe da, beim ganzen Olymp mit der Venus an der Spitze, daß es mir gerade so geht, wie „Bichaels“ lieblicher Schwester, daß ich mein Geheimniß nicht behalten kann.“

„Es ist ja auch die Absicht, daß dieses zu mir übergehen soll. Nur, nur schnell, mein Cousin!“

„Ich Unglücklicher, wohin fliehe ich vor diesem Machtspruche! Ich fühle, o weh, weh, daß meine Seele sich in das Faß der Danaiden verwandelt: Alles rinnt hindurch — üben Sie Barmherzigkeit!“

„Nein, das gehört heute nicht zu meiner Laune!“ sagte Edith lachend.

„Heute?“

„Nein, auch morgen nicht: ich habe ein starkes Verlangen, immer zu gebieten.“

„Bestes Fräulein, wie können Sie in dem Grade unvorsichtig sein, dergleichen selbst dem geringsten Ihrer Sklaven zu erzählen?“

„Wie so?“

„Wenn ich die Königin gewonnen habe (wir nehmen nur an, daß dies geschieht — es wäre auf keinen Fall mehr, als das achte Wunder der Welt), so denke ich, mich nicht an den Spinnrocken setzen zu lassen, wie Omphale es mit Herkules machte.“

„Gut, daß dergleichen rebellische Vorsätze sich bei Zeiten verrathen! Die Königin will nur von Unterthanen etwas wissen.“

„Und gut, daß solche Geständnisse so früh gemacht werden! Sie legen sich gleich einem schönen kalten Bade über die heißen Gefühle des Herzens.“

„Gefühle? Wenden Sie auch so triviale Redensarten an?“

„Wenn ich verliebt bin, so halte ich es immer für passend, dann und wann ein Wort über meine Gefühle fallen zu lassen. Zwar ist das Wort mir zuwider, rücksichtlich seiner lächerlichen Verbindungen mit allen Lafontaine'schen Idyllen, die noch immer gespielt werden, doch was wollen Sie, daß man thun soll? Eine Liebe ohne Gefühle, wäre ja gleich einem Sommer ohne Sonne!“

„Und das würde den Effect stören. Ich sehe das ein. Kann sich aber ein Mann mit Genie wirklich zu der verkommenen und abgetragenen kindischen Einfalt herablassen und verliebt werden?“

„Ja, ach ja, davon bin ich ein redendes Beispiel — o, wenn meine angebetete Cousine nur einen halben Blick in mein Herz zu werfen beliebte . . . Ich bin verliebt, schrecklich verliebt, zum Sterben verliebt!“

„In mich oder in meine Tonnen Gold?“

„In Alles vereinigt; denn eben die Harmonie ist dasjenige, was die vollendete Schönheit macht.“

„Diese göttliche Aufrichtigkeit ist wenigstens mehr werth, als zwanzig fade Liebeserklärungen.“

„Ich habe ja gesagt, daß die Aufrichtigkeit zu der Anzahl meiner Tugenden gehört. Ach, wer nur durch ein offenes Spiel Etwas gewönne! Doch — hier fiel der Rittmeister plötzlich in einen natürlichen Ton, einen Ton voll Ernstes, voll energischer Beredsamkeit — „ist es nicht erbärmlich, daß die Damen im Allgemeinen hinter das Licht geführt werden wollen, und daß sie der Stimme der Schmeichelei mehr glauben, als ihrem eigenen gesunden Urtheile, das ihnen sagen sollte, wie bezaubernd, ja himmlisch sie auch sein mögen, dennoch ihre äußere Stellung ebenfalls auf den Anbeter einen Einfluß hat, besonders wenn er arm ist? Ist er reich genug, um lieben zu können, ohne daß er die Oekonomie in seine Gefühle zu mischen braucht — à la bonne heure, um so besser für ihn! Aber er wird dennoch nicht im Stande sein, dem Gegenstande seiner Anbetung jene bei weitem tiefere und dauerndere Flamme zu beweisen, welche Liebe und Dankbarkeit in sich vereinigt. Und glauben Sie mir, Fräulein Edith, der Mann, welcher den Muth hat, dem Mädchen, nach dessen Hand er strebt, zu gestehen, daß das erhabenste Gefühl seine Wünsche nicht allein lenkt, der wird auch dankbar, wenn diese kühnen Wünsche sich einst verwirklichen!“

Nun konnte dieses wohl für eines von den allervortrefflichsten Spielen des Rittmeisters gelten; aber unglücklicherweise war ihm Edith zu klug.

Sie durchschaute jetzt seinen ganzen Plan. Sie sah ein, daß er, der von Andern ihre Sonderbarkeiten vernommen, mit Klugheit berechnet hatte, daß die kühnste Offenherzigkeit eben wegen ihrer Originalität auf sie anschlagen und sie einnehmen müßte; und wäre der Rittmeister aufgetreten, ehe Edith so reich an Erfahrung geworden war, so wäre ihm seine Absicht wahrscheinlich gelungen. Nun aber lächelte sie nur auf eine Weise, die er unmöglich mißverstehen konnte, und sagte darauf schnell und kurz:

„Nein, jetzt verlieren wir ganz den Faden unseres Gespräches! Das ist sehr unartig gegen Hortense!“

Der Rittmeister sah augenblicklich ein, daß er zu vorschnell Sturm gelaufen hatte, und lenkte daher plötzlich in einen andern Weg ein:

„Ei, ei, welch ein Stoß für meine Eigenliebe — wenn ich nämlich eine solche hätte — hier in alle vier Winde geschwatzt zu haben, ohne daß es möglich ist, Sie, mein Fräulein, von Ihrem grausamen Einfalle abzubringen, meine Verschwiegenheit auf die Probe zu setzen! Es sieht wirklich so aus, als müßte ich mich unterwerfen.“

„Gut, daß wir so weit gekommen sind!“ fiel Edith mit brennender Wange ein; „die Neugierde ist meine Erbsünde.“

„Und die Schwäche gegen die Befehle der Damen meine Thatsünde.“

„Vortrefflich! Also . . .?“

„Also: da unser Adonis seine Schöne nach Hause geführt hatte — natürlich kann ich es nicht übernehmen, zu erzählen, was unterwegs vorfiel: das kennen nur die bleichen Sterne! — wurde er zu einem kleinen Soupé eingeladen, während ein anderes Fuhrwerk zu seiner Heimreise angespannt wurde.“

„Weiter, weiter!“

„Ja, ferner soll sich auf Glanberg ein kleiner, hübscher Salon, fast ganz mit Blumen angefüllt, befinden; in diesem kleinen Salon wurde ein kleiner Tisch für zwei Personen gedeckt, bei welchem eine kleine, hübsche Wirthin präsidirte. Durch das Augenglas der Phantasie sehe ich Alles. Und das ganze Gemälde, eingefaßt in seinem Rahmen von Licht und Blumen, ruft (versteht sich ganz wider meinen Willen) das Andenken an jene Petites-Maisons in mir hervor, welche ehemals in Frankreich die heiligsten Tempel der Liebe waren.“

Eine todtenähnliche Farbe hatte sich über Edith's Züge verbreitet, und eine so stolze und kalte Würde redete aus ihrem

ganzen Wesen, daß Cousin Abbé, der nur einen einzigen, aber hinlänglich ausdrucksvollen Blick erhielt, schnell mit ganz veränderter Stimme fortfuhr:

„Verzeihen Sie, gnädigstes Fräulein Edith, daß ich in der Eile zu einer Vergleichung griff, welche, wahr oder falsch, nie bei dieser Gelegenheit hätte gemacht werden sollen!"

Edith nickte nur, ohne zu antworten.

„Sollten wir nicht jetzt die junge gnädige Frau lassen?" fiel der Rittmeister ein, halb belästigt von dem Tone, den er einmal angenommen hatte.

„Nein, denn gewiß war es etwas mehr!"

„Sehr, sehr wenig."

„Wenig oder viel — erzählen Sie nur!"

„Herr Helmer soll das fatale Unglück gehabt haben, von einem Uebelbefinden befallen worden zu sein, ich glaube, es war Schwindel — das war ja doch zu verzeihen — oder etwas Aehnliches. Er wollte gehen, sank aber statt dessen halb bewußtlos auf das Sopha ... In diesem Augenblicke war es, daß die bösen Augen durch das Schlüsselloch gewahrten — ein tausendfaches Wehe über alle Kammerjungfern! — wie sich die schöne Diana über ihren bleichen Endymion beugte und in der Angst die Hände rang, ohne den Muth zu haben, zu rufen oder zu klagen. Eben jene bösen Augen sahen gleich darauf, wie der Held in unserem Drama erwachte, sich erhob, um sich blickte, dann Hals über Kopf aufsprang, der Heldin die Hand ein= oder zehnmal küßte — das wurde nicht gezählt — und endlich hinauseilte, sich in den Wagen warf und abfuhr wie eine Rakete. Bin ich jetzt vollständig genug gewesen?"

„Vollkommen!"

„Dies, meine Gnädigste, heißt sehr kurz abgefertigt für den, der ein Lächeln und wenigstens zehn Worte zur Belohnung hoffte. Bedenken Sie, Cousine, welche Gewissensbisse ich mir zugezogen habe, daß ich Ihren Willen erfüllte!"

„Mich friert — lassen Sie uns hinauf eilen!"

Und von diesem Augenblicke an hatte Edith immerwährend Fieberfrost im Herzen, und dieser wurde keineswegs gemindert bei Hortense's nächstem Besuche und bei dem sichtlichen Wunsche der kleinen Wittwe, vertraulich mit Edith zu reden.

„Ja, nun fehlte es nur noch" — sagte unsere Heldin in dem überfließenden Aerger ihres Herzens zu sich selbst — „daß i ch ihre Vertraute würde!"

Als Hortense sah, daß Edith sie so deutlich und absichtlich vermied, zog sie sich ein wenig beleidigt zurück.

Späterhin, bei einem Anfalle von Mißtrauen gegen das Märchen des Rittmeisters, fiel es Edith ein, Hortense's Ergießungen anzunehmen! Doch da war die junge Frau so stumm und verschlossen, daß Edith sich ihrerseits zurückzog, um auf eine passendere Weise die Zerstreuung zu suchen, deren sie jetzt so sehr bedurfte.

Die Zerstreuung aber bestand bloß in Folgendem:

Nachdem sie in den Gesellschaftszimmern sich den einen Augenblick mit dem Rittmeister lustig und mit dem Grafen Hermann empfindsam gezeigt hatte, so lag sie den folgenden weinend auf dem Sopha in ihrem eigenen Zimmer und betete zu Gott um Muth, diesem ganzen „dummen Elende" recht bald ein Ende machen zu können.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ein anderes Selbander.

Seit Helmer's Abreise war jetzt ein Monat verflossen.

„Das geht doch ein wenig zu weit," sagte die Hofräthin, und hatte solches schon mehr als einmal gesagt, „auf diese Weise Dagby Wind und Wellen zu überlassen, um seine eigenen Geschäfte zu

betreiben! Aber das ist die Folge davon, daß man so feine Herren hat, daß man ihnen kein Handgeld geben kann!"

„Und wenn auch Helmer wirklich Handgeld bekommen hätte, liebe Frau Schwägerin," wendete Onkel Janne ein, „so hast Du auf jeden Fall ein besseres Herz, als daß Du es ihm weigern wolltest, seiner alten Mutter die Augen zuzudrücken und sie in die Erde zu bringen."

„Herr Gott, sie ist ja nun schon einige Wochen todt, und wenn wir nicht den jungen lustigen Mann, unsern ehrlichen Rittmeister hätten, so weiß ich wirklich nicht, wie es gegangen wäre."

„O, ich denke, mit dem Buchhalter, dem Werkmeister und dem Statthalter, der so schnell wieder gesund wurde, wäre es schon gegangen. Jeder hätte seine Befehle von Helmer erhalten, und im Nothfall hätte wohl auch ich einigen Nutzen stiften können. Kein Mensch wird es dem Manne verdenken, daß er eine kurze Zeit nöthig hat, sowohl um etwas ruhiger zu werden, als auch den Nachlaß der Mutter in Ordnung zu bringen."

Wer aber unter der Aegide des Gutmeinens auf eine feine Art die Hofräthin gegen ihren Günstling in Harnisch brachte, das war der Cousin Abbé, der unermüdlich und thätig, zu seiner Betrübniß und Ueberraschung so Vieles ungethan fand, daß er nicht recht begreifen konnte, wie es ungethan sein konnte. Cousin Abbé hatte zwar keine bestimmte Absicht, Helmer um seinen Dienst zu bringen, aber er hatte auch gar nichts dagegen — zu einer passenden Einleitung noch höherer Vortheile — die Gunst der gnädigen Tante allein zu besitzen, und wo möglich, stets als eine Art von Obersteuermann sowohl über das Eisenwerk und das Gut, als auch selbst über den Bruksverwalter angesehen zu werden.

Jetzt kam es darauf an, wie er seine Karten spielen sollte, um in dem Falle, daß er an dem großen Ziele vorbeischöße, wenigstens das kleine zu treffen.

Es war ein Vormittag in der Mitte des Oktober.

Edith war nach dem Swenstorp gegangen, um ihren Pathen zu besuchen.

Sie ging jetzt öfters allein spazieren und verweilte nicht selten in dem Torp, woselbst sie zuweilen mehrere Stunden hinter einander allein blieb, während die junge Mutter es für passend hielt, die Zeit zu benutzen, wo das gnädige Fräulein so „gemein bescheiden“ war, den Kleinen zu besuchen, selbst sich nach ihren beiden lebhaften Kälbern umzusehen.

So saß nun Edith auch heute allein in dem reinlichen und freundlichen Stübchen mit dem kleinen Kinde auf dem Schooß. Sie hatte dasselbe in den Schlaf gelullt, und indem große Thränen herabfielen auf die Halskrause des Knaben — so weiß und fein, wie nur ein kleiner Junker sie haben konnte, denn das Fräulein nähte selbst seine Wäsche und seine Kleider — dachte sie so manchen lieblichen Gedanken über die Zeit, da auch sie ein Wesen haben würde, das sie lieben, warten, und für das sie leben sollte.

„O, dann, dann,“ sagte sie zu sich selbst, „dann habe ich aufgehört, hin- und herzuwanken, dann weiß ich mit Gewißheit mein Ziel! Doch bis dahin, bis dahin! .... Diese gegenwärtige Zeit voll ewiger, verzehrender Unruhe, diese Gewissensbisse für den Einen, dessen bittende, fragende Blicke ich bald nicht länger ertrage .... Diese Pein der Eifersucht und dieser tödtliche, peinigende Schmerz, den der Zweite mir zufügt, ohne selbst davon zu träumen .... Beinahe möchte es das Beste sein, wenn ich mich für den Dritten entschlöße. Mit diesem Manne ist nichts zu wagen. Er ist schlau. Er hat es versucht, mich zu begreifen. Er kann leben ohne die Liebe seiner Gattin. Der arme Hermann dagegen will nur Liebe haben .... ihn betrügen, wäre wohl anfänglich eine Wohlthat, aber eine Wohlthat, die sich vielleicht bald genug in ein Verbrechen umwandeln möchte .... O, dieses Chaos!“

Sie neigte sich tief auf das Kind herab.

Da wurde die Thüre leise geöffnet; doch nicht die Schritte

der jungen Mutter näherten sich. Edith wendete heftig das Haupt.

Helmer stand vor ihr, bleich und in Trauerkleidern, aber mit einem Ausdruck ruhiger Beherrschung auf seinem Antlitz.

In diesem Augenblicke, bei diesem so unvermutheten Wiedersehen war Helmer in der Wirklichkeit weit entfernt, sich der Ruhe rühmen zu können, die sein Aeußeres scheinen lassen wollte; und wenn Edith im Stande gewesen wäre, etwas zu beobachten, so würde sie gesehen haben, daß sein ganzes Wesen erschüttert war; sie würde gesehen haben, daß er zweimal den Versuch machte, zu reden, ohne daß er eine Macht über seine Stimme bekommen konnte.

Doch Edith wußte nur, daß er da war. Sie hatte sich erhoben mit dem Kinde in ihren Armen.

Sie hatte keine Ahnung davon, wie heilig, wie rein sie ihm in diesem mütterlichen Amte erschien. Sie ahnte es nicht, daß in dem Blicke, den sie in verschämter Verwirrung auf ihn heftete, noch die Thränen blitzten.

„Fräulein Edith! Verzeihung!... Ich konnte nicht vermuthen..."

„Also sind Sie endlich wieder zu Hause, Herr Helmer?"

„Ich komme eben jetzt an. Aber ich ließ den Wagen voran fahren, um im Vorbeigehen mich nach dem kleinen Wesen umzusehen, an welchem auch ich einigen Antheil zu haben meine."

„Und dennoch schlugen Sie es aus, in der Kirche sein Pathe zu werden?"

„Das that ich — doch dazu hatte ich einen Grund."

„Und welchen?"

Natürlicher Weise konnte Helmer nicht bekennen, daß dieser Grund in seiner instinktartigen Furcht bestand, mit ihr, die er schon damals fliehen zu müssen glaubte, in eine so vertrauliche Berührung zu kommen. Er antwortete daher nur:

„Ich wage es nicht, mein Fräulein, Ihnen zu sagen, welchen Grund ich zu meiner Weigerung hatte. Doch glauben Sie mir,

er war ganz verschieden von demjenigen, der Sie abhielt, auf Ramswik Gevatter zu stehen."

Helmer sagte die letzten Worte so schnell, daß er keine Zeit hatte, sie zu erwägen. Gleich darauf aber war er unzufrieden mit sich selbst, daß er diesen gefährlichen Gegenstand berührt hatte, und bald bekam er noch mehr Ursache zur Reue, als Edith den Knaben in die Wiege legte und mit unverkennbarer Heftigkeit äußerte:

„Herr Helmer! Ich hatte die Absicht, mich bei Ihnen wegen dieser Laune zu entschuldigen, welche ich sogleich bereute, und ich würde dieses auch gethan haben, wenn ich Gelegenheit dazu gehabt hätte; als ich jedoch hinaus kam, so erfuhr ich von Primus, daß Sie es ganz ritterlich übernommen hatten, der Kutscher einer andern Dame zu werden — und wenn man den kleinen Neuigkeiten welche in der Gegend ihre Runde gemacht haben, Glauben beimessen darf, so haben wir vielleicht bald das Vergnügen, zu gratuliren!"

„Wozu?" fragte Helmer mit einem so veränderten Ausdruck und einem solchen fast strengen Ernste, daß sich jetzt Edith ebenfalls unzufrieden fühlte. Ja, sie erröthete stark darüber, daß ihre eigenen heftigen Gefühle sie so weit gebracht hatten, daß sie alles Feingefühl, Alles, was man gute Erziehung nennt, verletzt hatte.

War dieses ein Gegenstand, den man in dem Augenblick seiner Rückkehr verhandeln konnte, ehe sie noch ein einziges Wort der Theilnahme über den erlittenen Verlust gesagt hatte, dessen tiefen Einfluß man aus seinem Aeußern abnehmen konnte!

„Wozu?" mußte Helmer noch einmal wiederholen, und Edith irrte sich nicht, als ihr der Ton eiskalt vorkam.

„Zu einer guten Partie!" sagte sie endlich mit einem erkünstelten Lächeln.

„In diesem Falle fürchte ich, daß die ganze Gegend sich geirrt hat, da weder Frau von Y. noch auch ich etwas davon wissen. Mein Gemüth — das kann ich versichern — ist überdies weit

entfernt, sich mit Liebesangelegenheiten und mit Heirathen zu beschäftigen."

„Ich glaube," sagte Edith — jetzt unter dem Einflusse einer andern Macht, einem Gefühl von Glückseligkeit, von Gewißheit, von Triumph über die arme Hortense, denn in Helmer's Worten lag eine solche Bestimmtheit, daß kein Zweifel übrig blieb — „ich glaube, es war unrecht, dieses Gerüchtes zu erwähnen, besonders in diesem Augenblicke, und ich begreife um so weniger, wie es kam, da mir ganz andere Worte auf den Lippen schwebten. Ich wollte nämlich etwas sagen von meiner herzlichen Theilnahme an Ihrem tiefen Schmerze — vielleicht aber wird diese Theilnahme verschmäht, weil sie von einer Fremden kommt?"

Bei den letzten Worten war ihre Stimme, ja ihr ganzes Wesen so vollkommen umgewandelt, daß Helmer, als er die dargereichte Hand entgegen nahm, welche sie ihm mit einem melancholischen und lieblichen Lächeln reichte, sich eines Schauders des seligsten Entzückens nicht erwehren konnte.

Aber schon in dem darauffolgenden Augenblicke ließ er diese Hand los, ohne sie an seine Lippen geführt zu haben. Hiezu aber bedurfte er einer Anstrengung, die nur ihr Gegengewicht in seiner bergfesten Ueberzeugung finden konnte, daß die Kenntniß von dem wirklichen Zustande seines Herzens bei Edith gleich nach dem flüchtigen Triumphe nichts Anderes erwecken würde, als eine stolze Verachtung; und es mochte kosten was es wollte, diesen Triumph sollte Edith nicht haben.

Seine Antwort war achtungsvoll, aber in den gewöhnlichen Formen des Herkommens.

Edith fühlte sich, sie wußte nicht weßhalb, tief verletzt, unglücklicher, unruhiger als jemals.

„Wenn er mich auch wirklich liebt," dachte sie, „so sieht er selbst deutlich seinen eigenen niedrigen Standpunkt ein und hat nicht einmal so viel Muth, als zu dem Versuche erforderlich ist,

sich mir zu nähern .... Armer Mann! einen so vermessenen Traum hat er noch niemals geträumt!"

Die Ankunft der Frau machte der Verlegenheit Beider ein Ende. Still wanderten sie neben einander den Weg nach dem Hofe.

Wunderlich genug, war in diesem Augenblick Edith's bitterstes Gefühl, die Gewißheit von Helmer's Unbedeutsamkeit in seinen eigenen Augen, etwas, das sie als ausgemacht ansah, und das sie eben darum kränkte, weil es sie selbst in ihren eigenen noch tiefer herabsetzte ... O, welche Schande, welche verabscheuungswürdige Schwäche, für einen Mann zu seufzen, der sogar nicht einmal in der Einbildung zu ihr aufblickte!"

Was würde sie gesagt haben, unser stolzes Fräulein, wenn sie den wirklichen Grund eingesehen, wenn sie gewußt hätte, daß Helmer sehr gut fühlte, sowohl daß er selbst liebte, als auch daß er wieder geliebt wurde, daß es ihm aber dennoch gar nicht angelegen war, sie zu seiner Gattin zu erhalten, nicht darum, weil er es nicht wagte, sich zu ihr zu erhebeben, sondern darum, weil er bedauerte, daß sie mit ihrem flüchtigen Herzen, mit ihrer ewigen Flatterhaftigkeit sich nie zu ihm würde erheben können, denn er forderte tiefe und ernste Gefühle bei derjenigen, die ihn durch das Leben begleiten sollte.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als der Rittmeister ihnen entgegen kam.

„Was hat das zu bedeuten, schöne Cousine? Ein anderer Ritter als ich, und noch obendrein Ritter einer Andern! Ich schwöre es bei den Schatten der Unterwelt: Endymion ist zurückgekehrt! Präsentiren Sie mich, beste Cousine!"

„Herr Helmer — Rittmeister von Linden, auch bekannt unter der vertraulichen Benennung Cousin Abbé, gegenwärtig vicarirend in dem Amte des Herrn Bruksverwalters, so wie in einer ganzen Menge anderer Aemter."

Helmer verbeugte sich mit einer Miene kalten Stolzes, welche

Edith frappirte und die angenehme Naseweisheit des Rittmeisters in gehörigen Schranken hielt. Darauf sagte er mit Artigkeit:

„Ich wünsche mir Glück, daß ich sehe, wie mein Platz mehr denn als ersetzt ist, und ich wünsche Dagby Glück zu einer so wichtigen Verstärkung. Ich meinte, Fräulein, Sie sagten etwas von einer Cousinage?"

„Ja, Cousinage bis auf Weiteres!" fiel der Rittmeister lachend ein. „Noch sind wir nicht bis zu der Frage von Mariage gekommen. Doch, nicht wahr, Fräulein, ich habe die Erlaubniß erhalten, eines Tages darüber meine Vorschläge vorzulegen?"

„Ja wohl, wenn es nur zu einer Zeit geschieht, wo ich bei Laune bin, mich zu belustigen, sonst betheure ich, daß der Cousin Abbé einen Korb erhält, und bei einem solchen Mißgeschick muß wohl ein nur einigermaßen romantischer Liebhaber seine Zuflucht zu Gift oder Dolch nehmen — welches von beiden würde nach Ihrer Meinung den besten Effect machen?"

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein," fiel Helmer ein, „wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie zu verlassen; da Sie sich in so angenehmer Gesellschaft befinden, so hoffe ich leicht eine Entschuldigung für meinen Wunsch zu finden, sobald wie nur immer möglich der gnädigen Frau meine Aufwartung machen zu dürfen."

Und Helmer eilte hinweg.

„Der Henker, ich bin ganz verwirrt über die aristokratische Tournüre unseres Helden! Auf meine Ehre, sehe ich nicht selbst aus, als könnte ich mit Vortheil seinen Bedienten spielen, wenn wir eine kleine angenehme Komödie aufführen würden, zum Beispiel „Don Ranudo de Colibrados," oder statt derselben Dagby mit dem bekannten Drama des seligen Kotzebue: „Armuth und Edelsinn" illustriren wollten! Doch, bei meiner Ehre, der Kerl ist superb!"

„Ja, ich glaube beinahe!" sagte Edith nachlässig.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Großer Rapport.

„Wie steht's, Primus, mein Junge?" fragte Onkel Janne, nachdem er seit einigen Tagen bemerkt hatte, daß die kleine gerade Gestalt des „Däumlings" gleichsam unter der Last gewisser Bekümmernisse zusammensank, wie sein breites, gutmüthiges Gesicht, das gewöhnlich hell wie der Vollmond glänzte, sich jetzt fortwährend verfinstert wie der Neumond zeigte, während sich dann und wann ein Seufzer über seine Lippen schlich.

„Mit mir ist es nicht anders, Herr, als daß ich denke, Sie werden wohl bald die Mühe haben, mich begraben zu lassen, wenn wir noch länger hier in dieser Löwengrube bleiben."

„Was sagst Du da? Dich hat ja doch Dagby immer so entzückt!"

„Entzückt, ja den Henker auch! . . . Nein, lieber Herr, wenn ich das gesagt habe, so habe ich geträumt. Doch sehen Sie, wenn Einer verrückt ist, so träumt man so viel Hokuspokus, wofür man nicht einstehen will, wenn man wieder zu seinem rechten Verstand und zu seiner guten Besinnung kommt. Ho, ho! . . . . es ist so schwer zu leben!"

„Du hast wohl wieder irgendwie Liebeszeug in den Kopf bekommen, Du kleine Krabbe?"

„Ja, Herr, Sie sind in solchen Dingen erfahren! Es wäre keine Noth, wenn das Teufelszeug nur im Kopfe säße; aber sehen Sie, das Herz, das Herz! Haben Sie nie ein Gefühl davon gehabt, Herr?"

„Ja, Gott sei Lob und Dank, jeden Tag; doch eine Liebespein habe ich niemals gehabt, und mich dünkt, mein lieber Primus, Du könntest auch wohl fertig werden, ohne Dich zu einem Nar-

ren zu machen; denn Du verstehst wohl, armer Junge, daß die Mädchen Dich nur zum Besten haben."

„Das Wort sagten Sie, Herr! Einem Andern wollte ich es nicht rathen, so mit mir zu reden! Mich zum Besten haben, mich, der so schlau ist, daß eine Stiege solcher Köpfe, wie der dumme Jonsson einen hat, in meinem Kopfe Platz finden könnte! Nein, mein lieber Herr, ich bin nicht der Mann, der sich stoßen läßt: ich stoße wieder, wenn auch nicht mit den Ellenbogen, so doch mit Worten. Es ist eine schöne Sache, Worte zusammenfügen zu können, so daß es geht wie geschmiert."

„Du solltest Dich wirklich über eine solche Eitelkeit schämen!"

„Es ist keine Eitelkeit, Herr! Ich weiß, wer ich bin, und meine, daß derjenige, welcher in Husarenuniform auf dem Rücken eines Bären gesessen, und die Leute hei und hurrah hat schreien hören, sich wohl mit Einem messen kann, der nur auf dem Pferderücken oder Kutschbock gehangen und nie etwas Anderes gehört hat, als „fahr hierhin, fahr dorthin!" Doch das ist einerlei — kommen wir nur erst weg von hier, so erhole ich mich wohl auch von dem Schlage, denn ein Mensch muß so Vieles leiden."

„Was hast Du denn jetzt für einen Schlag erhalten?"

„Zwingen Sie mich nicht, Herr, es Ihnen zu sagen!" Und nun begann Primus zu schluchzen. Aller Stolz war verschwunden. „Sie . . (Lotta meine ich) . . heirathet im nächsten Frühling den Jonsson. Das ist schon ganz abgemacht. Sie haben mit der gnädigen Frau geredet!"

„O, Du armer Junge, gib Dich zufrieden! Ich glaube wohl, daß Deine Gefühle so bitter sind, wie ein Mensch sie haben kann, aber laß das keinen Menschen merken, und beruhige Dich! Ich denke mich hier durch nichts lange mehr halten zu lassen, und sobald wir in Grandalen Weihnachten gehalten haben, begeben wir uns auf eine lange Reise. Da bekommst Du viele Zerstreuungen und viele andere Gedanken, und kannst Dir Muth in die Brust schaffen."

„Dank, Herr, herzlichen Dank für die Freundlichkeit! Es ist mir fast, als wäre mir schon ein wenig leichter zu Muthe! Herr Gott, wie schön ist es doch, einen guten Herrn zu haben! Ja, ich wollte um Alles in der Welt nicht den Tag erleben, da mein Herr eingescharrt würde. Was sollten Murre und ich denn noch auf der schwarzen Erde anfangen? . . . Diese lange Reise, auf die ich mich schon so lange gefreut habe? . . . Ach Gott! Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, Herr!"

„Narr, laß mich in Ruhe!"

„Ja, und Lotta soll auch in Ruhe bleiben — es freute mich doch, daß sie sich vor Nilman vergebens abmühte! In dem reinen Aerger darüber gab sie Jonsson ihr Ja . . . Aber ich hoffe, es wird nicht viel Freude herauskommen!"

„Fi, Junge! Bist in so vielen Jahren mit mir gewandert, und hegst dennoch Wünsche von Rache, wenn es Dir nicht nach Wunsch geht? Laß mich nicht glauben, daß Du solche Bosheit in Deinem Herzen trägst!"

„O, Herr, so übel war es nicht gemeint! Nein, das war es nicht . . . Doch um nun von etwas Anderem zu reden, Herr, was meinen Sie von dem neuen Herrn hier auf Dagby?"

„Wer sollte das sein, Du Naseweis?"

„Nun, Herr, wissen Sie nicht einmal, daß er es ist, der wie vom Monde herabgefallen kam? Gestern ging es lustig her zwischen ihm und dem Bruksverwalter. Wollen Sie's hören?"

„Immer weißt Du so viel zu klatschen!"

„Als ob Sie nicht oft genug darüber geschmunzelt hätten! Uebrigens ging es so zu, daß der Bruksverwalter ganz roth im Gesichte auf den Rittmeister zukam, dem er auf dem Hofe begegnete. „Ich wollte fragen," sagte er, und Sie können glauben, Herr, daß er eine Miene dabei annahm, die gewiß nicht honigsüß war, „wie Sie, Herr Rittmeister, zu dem Versehen gekommen sind" — war es nicht recht schlau, Herr, daß er es ein Versehen nannte? — den Befehl zu ändern, den ich hinsichtlich des Ausrodens gege-

ben hatte?" — „das geschah nicht aus Versehen," entgegnete der Rittmeister, sah aber sehr verlegen aus; „die Hofräthin wollte mehr Leute bei dem Steinsetzen im Gartenteiche haben." — „Wenn die Hofräthin Veränderungen vorzuschlagen hat," meinte da der Verwalter, „so mag sie sich an mich wenden; doch so lange ich hier als der Regierende bin, erlaube ich es keinem Andern, sich in meine Geschäfte zu mischen!" Und damit ging er seines Weges; doch, Herr, Sie dürfen nicht glauben, daß der Schmaus damit schon zu Ende war."

„Willst Du nicht erst Athem schöpfen?"

„O, Herr, wie Sie scherzen können! . . . Aber ich rede wohl doch. Der Rittmeister flatterte sogleich die Treppe hinauf. Und so aufgeblasen sah er aus wie ein Puterhahn, der den ganzen Fächer ausgebreitet hat. Er kam wie ein Pfeil in das Zimmer hereingeschossen, wo die gnädige Frau und die Fräulein in aller Ruhe saßen, und da er sie zu Gesicht bekam, so geberdete er sich vor Lustigkeit wie verrückt, und nun legte er los damit — ich will es nicht einmal versuchen, ihm nachzuahmen; denn es war auf eine doppelte Art und obendrein auf eine schlechte Art — daß der Verwalter gewagt hätte, etwas so vortrefflich Lustiges zu sagen: er hätte gesagt, daß kein Mensch das Recht hätte, auf Dagby Befehle zu ertheilen, so lange er dort wäre."

„Wo warst Du, mein lieber Primus, als Du das Alles hörtest? Unmöglich konntest Du doch auf dem Hofe sein?" wendete der Onkel ein.

„O nein, Herr, doch das sage ich hernach . . . . jetzt fahren wir fort hiermit! „Sagte er wirklich so?" fragte die gnädige Frau und wurde bleich um den Mund. Darauf ließ sie sogleich einen expressen Boten an Herrn Helmer abgehen, der ihr hurtig und dreist unter die Augen trat."

„Nun, da Du doch einmal mit dem Erzählen in der Fahrt bist, so wäre es wohl lustig zu hören, was die Schwägerin nun verlauten ließ."

„Erst schwieg sie einige Augenblicke, heftete aber auf Herrn Helmer ein Paar Augen, so groß und blank, wie die Knöpfe an Ihrem braunen Frack. Ich sah auch, daß Fräulein Edith wirklich traurig war; sie ging an das Fenster und stellte sich, als ob sie hinaus sähe. Darauf sagte die gnädige Frau und nahm den Mund so voll, als ob die Königin selbst geredet hätte. „Ich weiß nicht," sagte sie, „ob Sie, Herr Bruksverwalter, nicht Ihre Macht ein wenig zu weit ausdehnen, da Sie meine Befehle tadeln!"

Der Onkel murmelte etwas zwischen den Zähnen, und Primus verstand, daß er fortfahren könnte:

„Gnädige Frau," antwortete der Bruksverwalter, „ich habe gesagt, wenn Sie eine Veränderung vorzuschlagen haben, so mögen Sie sich an mich wenden und an keinen Andern; dieses wiederhole ich, denn so lange ich dem mir anvertrauten Amte vorstehe, werde ich dieses auch mit keinem Menschen theilen.'

„Weiter!"

„Herr Helmer!" sagte die gnädige Frau und wurde roth wie Blut im Gesicht, „dies ist das erste Mal, daß eine Unannehmlichkeit entsteht, das thut mir leid . . ." „Mir ebenfalls," sagte er, „doch so gewiß es das erste Mal ist, so gewiß hoffe ich auch, daß es das letzte sein wird, denn, gnädige Frau, erhalten Sie noch einmal Grund, Ihre Unzufriedenheit zu erklären, so geschieht es nicht zum dritten Male, das kann ich versichern!" und damit verbeugte er sich und ging so eilfertig hinaus, daß er mich beinahe umgestoßen hätte, als ich dort im Vorzimmer stand und nach dem Ofen sah."

„Ich fürchte, Du standest eher am Schlüsselloche! doch nun verstehe ich, daß wegen dieser Geschichte der Rittmeister gestern Abend so eilfertig nach Ramswik fuhr."

„Ja, ja, der arme Graf wird nun wohl auf einige Tage von ihm befreit sein. Herr Gott, es ist allzu sehr schade um den Grafen! Er nickt mir immer so freundlich zu, so oft er mich trifft —

und das sage ich, Fräulein Edith, ein solcher Engel des Himmels sie sonst auch ist, hat nimmermehr gut gegen ihn gehandelt!"

„Still! kein Wort über diese Sache!"

„Nein, behüte! Ich kann schweigen ... Ich sage nicht einmal etwas davon, daß das Fräulein ebenso gut wie ein Anderer an Herzensqualen leidet, und wie ein Dritter und Vierter dazu, denn von der Art ist auf Dagby kein Mangel, kann ich wohl sehen."

„Was hast Du nun wieder aufgefischt? So viel weiß ich daß Edith an keinen Menschen besonders denkt."

„Ja wohl, das thut sie doch! Ich habe sie so in der Angst gesehen in jener Nacht, da wir von Ramswik kamen, denn ich weiß, wo der Schuh klemmt. Und obgleich er wohl einsieht, daß er sie niemals auf Erden bekommen kann, so bin ich dennoch überzeugt, daß er derjenige ist, der ihr am besten paßt."

„Wen meinst Du in des Himmels Namen? Du machst mich zum ersten Male wirklich neugierig!"

„O, Herr, sind Sie denn so blind, daß Sie selbst gar nichts merken?"

„Nein, ich habe nichts gemerkt, außer daß sie gegen den Grafen veränderlicher geworden ist. Ich glaube gleichwohl nicht, daß der Rittmeister daran den geringsten Theil hat."

„Nein, doch der Verwalter."

„Bist Du rasend? Helmer? ... Er ...?"

Jetzt aber ging plötzlich ein Licht in der Seele des Onkels auf. O, dieser sonderbare und übertriebene Widerwillen, konnte der nicht erkünstelt sein, um andere Gefühle zu bemänteln? „Armes Kind!" seufzte der Alte in seinem Herzen, „ist das wahr, dann gibt es hier Verwirrungen ohne alles Ende ... doch Er .. hm .. hm .. ja, wo habe ich meine Augen gehabt? Habe ich nicht so oft gesehen, daß er mit sonderbaren Blicken ihre flüchtigen Gunstbeweise gegen den Grafen Hermann betrachtet hat? Und habe ich nicht eben jetzt während der acht Tage, da er zu Hause

gewesen, gesehen, daß er erröthet und erbleicht ist bei den koketten Streichen, die sie mit dem Tanzmeister Linden vorgehabt hat!"

Der Onkel wollte weiter keine Frage an Primus richten, der wirklich seit der Reise zur Taufe sehr klug geworden war und sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise mehrere Entdeckungen gemacht und überdies seine langen Ohren offen gehabt hatte in Betreff desjenigen, was auf Ramswik vorgefallen war. Der Alte beschloß lieber offen mit Edith zu reden, und das noch an diesem Abende, da der Rittmeister bei seinen Verwandten, Helmer in einer Angelegenheit für die Hofräthin bei dem Ting, und der Graf, wie der Onkel vermuthete, in seinem Zimmer war; denn er hatte sich seit mehreren Tagen nicht wohl befunden und sich heute nicht einmal beim Mittagessen gezeigt.

Unser Ehren-Onkel ging sogleich hinauf, in der Absicht, Edith hauptsächlich Folgendes zu sagen:

„Meine Du! wenn Du von Herzen liebst und nämlich Deine Liebe ernstlich ist und die Prüfungen zu bestehen vermag, die Deiner warten, so ziehe dieses Glück jedem andern vor; denn, Kind, es ist besser das Herz zu befriedigen, als den Hochmuth und die Eitelkeit."

Ist aber jemals in seinem Leben ein Mensch einer Ueberraschung ausgesetzt gewesen, einer Ueberraschung, die ihm Sprache und Muth geraubt hat, so war es Onkel Janne, als er durch den Salon, in welchem er keinen Menschen fand, in die Gemäldegallerie trat, woselbst Edith sich oft aufzuhalten pflegte.

Welches neue Gemälde erblickte er hier!

Den Grafen Hermann auf dem Sopha sitzend, und Edith in seinen Armen; und wer kommt dem Onkel entgegen und schließt ihn in die Arme? Niemand anders als seine Schwägerin, welche eifrig ausruft:

„Welche frohe, welche unvergleichliche Neuigkeit! . . . Edith ist Braut!"

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wie ein launenhaftes Weib Braut werden kann.

Mit einer in so hohem Grade heftigen Gemüthsbewegung, daß sie ihre ganze bisher so wenig geprüfte Selbstbeherrschung aufbieten mußte, um sie zu verbergen, hatte Edith dem Auftritte beigewohnt, den auch Primus durch die nur angelehnte Thür zwischen dem Vorzimmer und dem Saale mit angesehen hatte.

Der kleine Hausspion hatte erst auf dem Hofe, wo er sich umhertrieb, die eine Abtheilung gehört, und er konnte es daher unmöglich versäumen, sein Wissen noch zu bereichern, und folgte daher dem Rittmeister auf dem Fuße nach.

Er war nämlich immer derjenige, welcher das unbestrittene Recht hatte, des Feuers im Vorzimmer zu warten.

In dem Augenblicke, da Helmer beim Hinausgehen den „Däumling" beinahe umgeworfen hätte, und dieser im Schrecken sich durch die andere Thür zurückzog, weßhalb ihm auch das Ende dieses häuslichen Drama's unbekannt blieb, hatte Edith's Brust, schwellend vor Aerger und Stolz, das Idol ihrer Phantasie in dieser zu gleicher Zeit erniedrigenden und befehlenden Lage zu sehen, für nichts Anderes länger Raum, als für diese Gefühle. Der Aerger wurde inzwischen überwiegend und war nicht weniger gegen ihre Mutter, als gegen den improvisirten Cousin gerichtet.

Edith dachte nicht länger an die Rolle des Hochmuthes und der Gleichgültigkeit, welche sie bis jetzt gespielt hatte, dachte nicht länger an das verschämte Zartgefühl des Weibes, das, wenn es vertheidigt, sanftere Worte finden muß, dachte sogar nicht länger an ihr töchterliches Verhältniß, sondern wendete sich bei dem Gelächter, das zu gleicher Zeit von den Lippen der Hofräthin, Olga's und des Rittmeisters ausbrach, schnell von dem Fenster hinweg

und fragte mit Augen, von denen man wirklich sagen konnte, daß sie funkelten, was denn eigentlich diese allgemeine Munterkeit hervorriefe.

„Und darnach fragen Sie, Fräulein?“ antwortete der Rittmeister, indem er die Larve eines lachsüchtigen Gesellschaftsmannes wegwarf und schnell, so gut er es vermochte, Helmer's Weise und Haltung annahm . . . Hierauf eilte er an den Platz dicht bei der Thür, den dieser eben verlassen hatte, und begann Helmer's Worte zu citiren und seine Geberden nachzumachen, und das mit einem Glücke, daß er noch einmal Alle zum Lachen brachte, außer Edith und Mamsell Octavie.

Die Letztgenannte hatte sich kalt und verschlossen in einen andern Theil des Zimmers zurückgezogen.

„Ist denn wohl nicht diese edle Stellung, welche an die Ruhe der Antike erinnert, und diese imposante Würde, die bei einem kleinen Bruksverwalter so lächerlich ist, ein würdiger Gegenstand, auf den Lippen meiner schönen Cousine ein Lächeln hervorzurufen?“ fragte der Rittmeister, indem er sein eigenes Wesen wieder annahm.

„Ja wohl, ich lächle ja auch — ob aus Mitgefühl bei einer lächerlichen Sache oder aus Mitleiden, das kann hier einerlei sein; denn Sie sind weder der erste noch auch der letzte Schauspieler, der unter seiner Bemühung, einen Adel wieder zu geben, der allzu einfach ist, als daß er sich nachahmen ließe, das Mitleiden anstatt des bloßen Lächelns hervorruft.“

„Edith! was ist das wieder für ein neuer Einfall?“ fragte die Hofräthin erstaunt. „So oft Du auch Deine Freunde mit einer Veränderung Deines Geschmackes überraschst, Du wirst doch wohl ebenso gut wie wir einsehen, wenn man nicht über das Ansehen lachen wollte, das Helmer sich gibt, so wäre man gezwungen, sich darüber zu ärgern.“

„Oder auch sich zu schämen . . . denn es gibt ja keine Sache, die nicht wenigstens drei Seiten hat.“

„O nein, liebe Edith!“ fiel die Hofräthin ein, welche ihre be-

sonderen Gründe hatte, sie nicht zu verstehen, „dazu würde ein weit intimeres Verhältniß erforderlich sein: eine Mutter, eine Schwester, eine Gattin haben Grund und Recht, sich für ihre Nächsten zu schämen, wenn diese zu einer solchen niederschlagenden Gemüthsstimmung Anlaß geben; doch eine Herrin ärgert sich oder lacht auch nur über eine schlecht angewendete Vermessenheit ihrer Untergebenen."

„Der letzte Zusatz, liebe Mutter, beweist, daß Du mich gar nicht recht verstanden hast. Da ich „schämen" sagte, so glaubte ich nicht, wenn Herr Helmer eine Mutter, eine Schwester oder eine Gattin gehabt hätte, daß diese aus einem andern Grunde, als aus Mitgefühl für ihn erröthet sein würde. Dagegen glaubte ich, daß diejenigen, welche ihn in das Verhältniß versetzt haben, in welchem er vor einem Augenblicke hier stand, sich schämen müßten bei der männlichen Sprache, mit welcher er die Bemühungen zurückwies, welche man machte, um ihn zu demüthigen und herabzusetzen."

„Herabzusetzen? Was meinst Du mit einem so lächerlichen Ausdruck? Ich kann nicht herabsetzen, was an und für sich selbst schon hinlänglich herabgesetzt ist, aber ich kann den Hochmuth eines Menschen, welcher von mir abhängig ist, dadurch niederdrücken, daß ich ihn brodlos mache. Er kann sich in Acht nehmen!"

„Doch," entgegnete Edith mit erbleichter Wange und indem ein Zittern ihren Körper bewegte, wie der Wind das Laub leicht und wogig in Bewegung setzt, ehe der Sturm ausbricht, „doch wäre das vielleicht nicht die rechte Art, den Hochmuth der Herrschbegierde zu befriedigen: der Brodlose könnte dadurch mehr Brod bekommen, als er bisher gehabt hat!"

Zwei Blicke, die sich von den beiden Seiten des Saales her kreuzten, die der Hofräthin und der Mamsell Octavie, liehen bei einander im Vorbeifahren Feuer, und der Schein, welcher dabei in die Seele der Hofräthin fiel, war so klar, daß er sie die ver-

schmähte Warnung der Mamsell Octavie in einem ganz andern Lichte als bisher sehen ließ.

Edith's Worte, Stellung und Geberde, vor allem Andern der energische, beinahe trotzende Ausdruck in ihrem schönen Gesichte, das Feste in ihrem Tone sagten der in ihrer gränzenlosen Bestürzung beinahe rathlosen Mutter, daß der nächste Ausdruck ihrer kühnen Tochter vielleicht eine noch bestimmtere Erklärung werden könnte. . . . Und da die Hofräthin zu gleicher Zeit wußte, daß sie selbst noch hundert Mal bestimmter war, so bebte sie in doppelter Hinsicht für diese Erklärung, die nimmermehr ein gutes Ende haben konnte.

Während der augenblicklichen Unterbrechung, die entstanden war — jede Unterbrechung verleiht Demjenigen, was zuletzt gesagt worden ist, immer eine vermehrte Bedeutung — nahm der Rittmeister eine Miene von harlequinartigem Erschrecken an.

„Welche dunkle Rede haben unsere Ohren vernommen!" flüsterte er laut neben Olga, „welche finstere Macht inspirirt die Tochter der Götter, daß sie hinabsteigt in die Unterwelt und uns Räthsel heraufholt, die zum allerwenigsten werth sind, von den ehemals umherwandernden Minstrels errathen zu werden!"

„Ja, wie lustig Edith doch sein kann!" rief Olga mitleidig aus. „Sie ist so hoch und steif und so oft unartig gegen Herrn Helmer gewesen, und nun vertheidigt sie ihn, als ob sie seine Braut wäre!"

Ein ganz zum Erstaunen strenger Blick von der Mutter brachte Olga zum Schweigen; aber dieser Blick glitt an dem Cousin Abbé vorbei und konnte also nicht zu gleicher Zeit auch ihn zum Schweigen bringen.

„Nein, Fräulein Edith, so hören Sie doch den beißenden Witz der kleinen Cousine Olga! bedenken Sie, welche picante Auflösung sie dem Räthsel gab!"

„Ja, in der That picant; doch hat man wohl schon früher ebenso Lustiges gehört, nicht wahr, mein Cousin?"

„Nein, ich betheure: wenigstens ich habe in meinem Leben noch nie etwas Lustigeres gehört."

„Und warum denn, wenn ich fragen darf? Ich werde in diesen Tagen neunzehn Jahre alt . . . sollte es also wohl zu früh sein, wenn ich daran dächte, meine Wahl zu treffen?"

„Keineswegen — dieses Alter scheint mir eben das passende zu sein. Zu einer Wahl aber, meine ich, ist erforderlich, daß gewisse Candidaten im Vorschlag sein müssen!"

„Nun, was denn weiter?"

„Ferner bilde ich mir ein: zu dem Aufsetzen eines solchen Vorschlages ist es auch erforderlich, daß die Candidaten ein wenig davon wissen, daß sie Candidaten sind. Doch ist es wahr, daran denke ich eben jetzt erst, daß Sie Ihr Herz regal machen können gleich den königlichen Pfarren, die auch an Andere, als an Suchende verschenkt werden."

„Der Mensch schwatzt uns in's Unglück hinein!" sagte die Hofräthin zu sich selbst; „er reizt sie zu noch einem Ausbruch!"

Und ehe die kalt denkende Mutter (noch tief beleidigt und selbst gereizt durch Edith's Betragen) eine Norm für ihre Handlungsweise festgestellt hatte, war Edith's Antwort schon erfolgt:

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Rittmeister, über Ihr glückliches Gleichniß, und gebe Ihnen die Freiheit, mein Herz als eine regale Pfarre zu betrachten, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe, anstatt daß es mir freisteht, es zu verschenken, schon verschenkt ist."

„Wo nur die schöne Braut bleibt?
Hilf, Samiel!"

declamirte der Rittmeister mit dumpfer Stimme aus seiner Lieblingsoper, dem Freischütz . . . doch der Blick, der bei dem Scherze auf Edith fiel, war scharf und kalt; er drang durch ihr erhitztes Blut in ihre Seele und hinterließ einen schmerzhaften Stich.

Doch der Schmerz stillte nicht Edith's fliegende Pulse.

Alles, was der Rittmeister sagte und that, hatte die Folge,

welche die Hofräthin voraussah; es reizte ihren Sinn; sie war in einem Rausche. Sie wollte Allem trotzen, um, nachdem es einmal gethan und nicht mehr zu ändern war, Alles zu gewinnen.

„Wo bleiben Bräute?“ wiederholte sie, nicht mit ausschweifender Fröhlichkeit, sondern in einem kalten und sichern Tone; „folgen sie nicht ihrem Bräutigam?“

„Bräutigam?

Ha, der Himmel siegt!
Es ist um mich gescheh'n!

Dieser Bräutigam hat also einen Namen, und es ist erlaubt, darnach zu fragen?“

„Er hat einen Namen, den ich mit Stolz nennen werde!“

„Ich bin ganz Ohr!“

Jetzt aber erhob sich die Hofräthin mit gebietendem Ernste, schlang den Arm um Edith, und ehe diese noch ein Wort geäußert hatte, war sie mit der Mutter in der Schlafstube und die Thür zwischen dieser und dem kleinen Salon geschlossen.

„Was thun wir mit all dieser Feierlichkeit?“ fragte Edith schnell, indem sie wieder zu sich selbst kam.

„Es wird gewiß auf keine Weise feierlich werden. Ich habe, wie ich glaube, nur das Recht, Deine Dankbarkeit dafür zu fordern, daß ich Dich abhielt, einen Wahnsinn auszusprechen, der bei jeder andern Gelegenheit wohl für einen närrischen Scherz gelten könnte, heute aber, nach demjenigen, was vorgefallen ist, eine ganz andere Farbe erhalten haben würde. Bist Du jetzt erwacht aus dem wilden Traume, der Deinen Verstand einen Augenblick umnebelt hat?“

Edith's Stirn brannte vor Röthe.

„Ja, ich glaube fast, daß ich wahnsinnig bin, oder daß ich es werde, oder —“ hier fiel sie in ein schneidendes Gelächter —, „daß ich wirklich meine Rolle meisterhaft spielte.“

„Ja, so göttlich meisterhaft, daß es nie besser hätte geschehen können, wenn es reine Natur gewesen wäre; doch höre: Du siehst

jetzt ein, aus dem Bedürfniß, das mit dem Stolze wieder in Dir erwacht — ich meine das Bedürfniß, Andern Dein Geheimniß zu verbergen, wenn Du es auch Dir selbst nicht länger verbergen kannst — daß Du nicht geschaffen bist, um die Heldin in einem einfältigen und verliebten Roman zu werden.

Edith schwieg.

„Zum ersten Male in Deinem Leben hast Du Dich Deinen glühenden Gefühlen so gänzlich hingegeben, daß Du mit der trotzigen Halbwildheit Deiner Natur es gerne gesehen hättest, wenn sie vor Andern entschleiert wäre, um hernach ein um so besseres Recht zu haben, ihnen selbst zu huldigen. Doch sobald Du zu einiger Vernunft zurückgekehrt bist, schämst Du Dich schon sowohl Deiner Gefühle, als auch des Gegenstandes, der dieselben geweckt hat, und hast keinen höhern Wunsch, als daß die Menschen, welche Dich gehört und gesehen haben, an ihren Augen und Ohren zweifeln sollen. Dies kann inzwischen nicht geschehen ... was denkst Du da zu thun?"

Die Hofräthin redete mit einem eiskalten Hohn, der so entfernt war von der zärtlichen Theilnahme einer Mutter, daß Edith mit einem Gefühle des Schreckens ihre Einsamkeit empfand.

„Onkel Janne!" sagte sie leise.

„Nein, nicht ein einziges Wort zu ihm! Von diesem Auftritte darf er nichts wissen — oder kannst Du ihn um Rath fragen, ohne den Anlaß Deines Scherzes anzugeben!"

„Meines Scherzes?"

„Den Menschen wegzuschicken, wäre das Einfachste und ohne Zweifel auch das Richtigste; doch das gäbe Anlaß zu fürchterlichen und unangenehmen Klatschereien. Indessen, wenn kein anderer Rath da ist . . ."

„O nein, thue noch nichts in diesem Augenblicke . . . um Gotteswillen kein Aufsehen! Laß Alles bleiben, wie es ist, wenigstens noch einige Tage . . . ich will nachdenken!"

„Und Du, Edith — Du mit Deinem Stolze!"

„Aber ich war ein Mensch!“ sagte Edith, indem sie sich schluchzend in eine Ecke des Sophas warf, „und warum,“ fuhr sie heftig auffahrend fort, „warum soll ich nicht den Muth haben, es zu sein? Wenn ich ihn heirathete?“

„Ehe es so weit käme, fürchte ich, Du würdest die Erfahrung machen, daß, so viel Du auch auszurichten vermagst, Du doch nicht Alles ausrichten kannst . . . Doch reden wir nicht weiter davon, mein verirrtes Kind! Du wirst Dich doch wohl nicht bei vollkommener Besinnung mit demjenigen verheirathen wollen, der ein Diener in dem Hause Deiner Mutter gewesen ist? Noch dazu liebt er Dich nicht einmal!“

„Nein, das glaube ich, und das eben ist das Unglück. Wenn er meine Schwäche unterstützte!“

„Still, still! . . . Geh' nun diesen Weg hinauf auf Dein Zimmer! Was unser höchster Wunsch sein muß, ist, daß der hochmüthige Narr diesen Auftritt gar nicht erfährt. Doch wer mag sich wundern, wenn er hochmüthig wird: er braucht ja nur zu wählen. Liebe wird ihm von allen Seiten und Händen angeboten. O welche Demüthigung, daß auch Du, das hochgeborne, reiche und schöne Fräulein von Sternfelt, Dich ihm antragen willst!“

„Ich? — ich sollte mich diesem schmählichen Schimpfe unterziehen? Nein, so tief bin ich denn doch noch nicht gesunken! . . . Hätte er meine Liebe begehrt, dann — ich will es offen gestehen — dann weiß ich nicht, welchen Hindernissen ich für ihn und mit ihm hätte trotzen können. Aber sie anbieten, das thue ich nicht.“

Sie eilte heftig auf ihr Zimmer, wo sie bis zum folgenden Mittage eingeschlossen blieb.

Das Mittagessen geschah ganz en famille.

Der Rittmeister war zufolge einer gewissen Delicatesse nach Ramswik, Helmer, wie wir wissen, zum Ting gereist, der Graf aber wurde von Kränklichkeit in seinem Zimmer zurückgehalten.

Edith, welche jetzt die Nothwendigkeit, sich zu beherrschen, vollkommen fühlte, hatte es wirklich dahin gebracht, ihre gewöhnliche Art und Weise so anzunehmen, daß der Onkel Janne gar nichts merkte. Nicht einmal die spähenden Blicke Olga's und der Mamsell Octavie vermochten einen Schatten von der Wolke zu entdecken, die den gestrigen Horizont verfinsterte.

Die Hofräthin hatte mit ihrer Tochter seit dem Augenblicke, da sie sich gestern Abend trennten, kein Wort gewechselt.

Es war deutlich zu sehen, daß Edith es vermeiden wollte, noch ferner auf den kritischen Gegenstand zurückzukommen, denn durch eine erkünstelte Fröhlichkeit suchte sie alle Erinnerungen von sich abzuhalten.

Nachdem aber Onkel Janne seinen Kaffee erhalten und wie gewöhnlich zu dieser Zeit in sein Zimmer gegangen war, und Olga — die ganz erschrecklich viel mit Weihnachtsgeschenken zu thun hatte, welche die Mutter nicht sehen sollte — die Mamsell Octavie mit sich in ihr Zimmer gezogen hatte, wäre nichts vorhanden gewesen, das Edith von einem tête-à-tête mit ihrer Mutter hätte retten können, wenn nicht gerade jetzt gemeldet worden wäre, daß eine alte Wittwe, die auf dem vornehmen Dagby Decken zu nähen pflegte, angekommen wäre und mit der gnädigen Frau zu reden wünschte.

„So muß ich wohl mit der Setterwall ein paar Worte reden," sagte die Hofräthin, indem sie sich erhob; „nachher aber, liebe Edith, sollte ich meinen, hätten wir Etwas mit einander zu verhandeln."

Edith athmete tief, als die Mutter die Thüre schloß.

Das Resultat von Allem, was dieses flüchtige, heftige und glühende junge Mädchen seit der gestrigen Scene gedacht und gefühlt hatte, war folgendes:

Sie wollte ihren stolzen Hochmuth erniedrigen und . . . Helmer's Gefühle prüfen.

Befänden sie sich nun gleich den ihrigen . . . so würde sie wohl ferner sehen und hören, ob er des großen doppelten Kampfes werth wäre, welchen sie — bei dem bloßen Gedanken an eine Vereinigung mit ihm — zu bestehen hätte.

Sie stand auf und ging in die Bibliothek, durch deren Fenster man sehen konnte, wann in Helmer's Zimmer Licht angezündet wurde.

„Jetzt muß er bald nach Hause kommen!"

Als sie jetzt mit brennender Wange und klopfendem Herzen, in ihre Träume versenkt, den Kopf auf den Fensterpfosten herabsenkte, hörte sie nicht, daß leise Schritte nahten; erst als ein Seufzer dicht hinter ihr sich hören ließ, wurde sie geweckt.

Sie wendete sich schnell um.

Der Schein des Feuers im Ofen fiel auf die fast todtbleichen Züge des Grafen Hermann.

„Ach, mein Gott!" sagte sie zu sich selbst, „ihn hatte ich in meiner Selbstsucht ganz vergessen! Er war nicht mit in der Rechnung, und darum kommt er jetzt selbst, um mich an meine Ungerechtigkeit zu erinnern . . . Armer Mann! Willst Du den Streit entscheiden? Willst Du mir Ruhe bringen? . . . Wie war es doch? Was sagte ich gestern zu dem Plagegeist, der mich so weit über alle Grenzen der Vernunft hinweglockte? Ich hätte mein Herz schon verschenkt? . . . Nun gut: aus diesem Bekenntniß hat er bald zwanzig sinnreiche Anekdoten angefertigt. Wenn er heute Abend hieher kommt, so soll er sehen, daß ich die reine Wahrheit sagte . . . Gut; dies ist das Beste! Erstlich rettete es mich von einer Mutter, die nur herrschen will, ferner von der Gewissensangst, die letzte Hoffnung des unglücklichen Schwärmers zerstört zu haben, und endlich von der Entehrung, Helmer verstehen zu lassen . . . o, ich war wahnsinnig, als ich diesen Gedanken hatte — und noch ein Endlich, das Allerglücklichste: auf diese Art werde ich von allen meinen eigenen verrückten Irrthümern gerettet. Ja,

das war eine lichte, eine vortreffliche Idee; ich habe sie schon einmal gehabt; jetzt soll Ernst daraus werden!" . . . .

„Welches unerwartete Glück, Sie, mein Fräulein, hier zu treffen — ohne, ohne . . ."

„Ohne was?"

„Ohne Gesellschaft."

„Wünschten Sie mich denn allein zu treffen?"

Edith's Stimme klang in jenen schmelzenden Molltönen, welche sich in das Herz stehlen und dasselbe sowohl zur Wehmuth als auch zur Freude stimmen — denn auch die Wehmuth hat ihre Freude, obgleich sie nicht von der grellsten Rosenröthe ist.

„Ich weiß nicht; wenn ich Sie in großer Gesellschaft sehe, so denke ich, ein Augenblick wie dieser wäre die höchste Freude. Ich bin so unbedeutend neben diesen fröhlichen, unterhaltenden Gesellschaftsmenschen. Nun aber, da ich in der Wirklichkeit den ersehnten Augenblick erlangt habe und weiß, wie schnell er vergeht, so fühle ich mich muthlos und außer Stand gesetzt, aus meinem Herzen zu reden . . . Mein Blut ist in der letzten Zeit voller Fieber gewesen."

„Auch das meinige!" dachte Edith; aber sie antwortete nicht, sondern schob nur ihrem bleichen Liebhaber einen Stuhl hin.

„Dank! tausendfältigen Dank! . . . doch hier ist es sehr warm: ich sitze lieber dort im Schatten."

Er nahm auf einem Ruhesessel in der Nähe der Chaise-longue Platz, auf welche Edith sich setzte.

Während einiger Augenblicke wurde die Stille im Zimmer durch nichts als das leise Knistern des Feuers unterbrochen.

Aber plötzlich, ohne ein Wort, lag der Graf zu den Füßen seiner Geliebten; fast convulsivisch umfaßte er ihre Hände, und seine Augen blickten hinauf in die ihrigen mit der Beredsamkeit von tausend Bitten.

In diesem Augenblick rasselte ein Wagen über den Hof.

Edith glaubte, es wäre Helmer; und augenblicklich ergriffen

von dem Gedanken, daß es mit ihrem neuen Entschlusse ohne Zweifel ebenso gehen würde, wie mit allen vorhergehenden, wenn sie sich der Gefahr aussetzte, Helmer zu sehen, ehe Alles entschieden wäre, entschied sie in der Eile Alles.

Ebenso still, wie die Brautwerbung des Grafen, war Edith's Antwort.

Sie schlang ihre Arme um den Knienden und senkte ihre Stirn auf seine Schulter.

„Träume ich?" flüsterte er mit zitternder Stimme, „oder hat Gott endlich Barmherzigkeit gehabt? Hat er meine brennenden Gebete gehört und den Engel vom Himmel herabsteigen lassen? . . . Rede, o rede! . . . Soll ich nicht länger in der Finsterniß der Einsamkeit wandeln?"

„Nicht, wenn ich etwas vermag zur Vertreibung derselben."

Mehr Worte wurden nicht ausgetauscht, denn die Hofräthin kam zurück.

Wir unterlassen es, ihre Ueberraschung zu schildern. Diese war so, wie wenn ein Mensch in einem drückenden Traume eine unleidliche Angst ausgestanden hat und beim Erwachen sich in einen Zustand von unerwarteter Glückseligkeit versetzt sieht.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Veröffentlichung.

So war also Edith jetzt Braut.

„Dem Himmel sei Dank," sagte die Hofräthin bei sich selbst, „daß unser Roman schon in der zweiten Abtheilung sein Ende erreichte!"

Welch ein Glück für uns arme Sterbliche, daß uns die Zukunft verhüllt ist! Wie viele frohe und stolze Hoffnungen, in welche wir uns jetzt einwiegen, würden sonst nicht verloren gehen! Wie

wenig ahnte die weltlich gesinnte Dame, daß dieser Roman noch eine dritte und vierte Abtheilung erhalten könnte!

„Gott der Vater im Himmel segne sie!" sagte der Onkel Janne aus der vollsten Tiefe seines Herzens. Als er aber Edith in seine väterlichen Arme drückte, sagte er mit leisem Flüstern: „Meine Du, meine Du! was Du da gewagt hast, ist ein hohes Spiel; sieh Dich nur vor, daß der Einsatz richtig ist, und nicht falsch!"

„Ist er nicht richtig, so soll er es werden. Verlaß Dich auf mich, Onkel! Ich will jetzt nicht falsch spielen."

„Ist nicht mein Glück zu groß, als daß ich daran glauben kann?" sagte Graf Hermann, indm seine von einem gedämpften Feuer brennenden Blicke Edith's schöne Gestalt überfuhren: „Sage, Onkel, ist es nicht einem Traume ähnlicher, als der Wirklichkeit?"

„Wenn Du die Wirklichkeit umarmen kannst, so ist sie wohl kein Traum. Doch, um die Wahrheit zu sagen; das kam unerwartet!"

„Ja, so unerwartet, daß ich von diesem, dem wichtigsten Augenblicke meines Lebens, nichts mehr zu sagen weiß, als daß ich mich noch vor einer Stunde mit einem Körper umherschleppte, der so schwer war wie Blei und unaufhörlich von Fieber brannte; es war die Erde, welche mir anklebte. Jetzt weiß ich nichts mehr von diesem Gewichte, denn mein Geist ist befreit und selig . . . o selig . . . und das danke ich meinem Engel!"

Er nahm die Hand der Braut und führte sie verschämt über seine heiße Stirn, seine heißen Lippen.

Edith's Blick antwortete mit Zärtlichkeit . . . Wie heilig gelobte sie es in ihrem Innern, das Vertrauen des Mannes nicht zu täuschen, dem sie das Gelübde ihrer Treue gegeben hatte!

Mit der Theestunde erschien die erste Prüfung ihrer Standhaftigkeit.

Die Glückwünsche der in ihrem Innersten jubelnden Mamsell

Octavie und der nicht weniger entzückten Olga, welche nun den „süßen, allzu süßen" Cousin Abbé für sich selbst behalten durfte, waren schon vorüber. Man erwartete nur noch die Herren, denn fast zu gleicher Zeit waren der Rittmeister und der Bruksverwalter auf den Hof gefahren.

Edith hatte es sich vorgesetzt — mit Schmerzen müssen wir bekennen, daß sie sogar in diesem wichtigen Augenblicke Gedanken von so kleinlicher Beschaffenheit hegte — über die verunglückten Berechnungen des Cousin Abbé recht höhnisch zu triumphiren ... Wie sie dagegen Helmer behandeln sollte, das wußte sie nicht: sie fühlte nur, und in dieser Hinsicht fühlte sie richtig, daß sie nie mehr im Stande sein würde, den alten, hochmüthigen, kalten und spöttischen Ton gegen ihn wieder anzunehmen. Wozu sollte das jetzt auch dienen? Sie hatte sich ja einen Beschützer angeschafft.

Und mit einem halben Seufzer fiel ihr Blick auf die belebten Züge des Bräutigams.

„St, st! hier haben wir unsern lustigen jungen Freund!" sagte die Hofräthin mit einem feinen Lächeln. „Ich hoffe, es soll uns einmal gelingen, ihn zu überraschen . . . Nein, um Alles in der Welt, lieber Hermann, bleib neben Deiner Braut auf dem Sopha sitzen! Um in der Theatersprache des Cousin Abbé zu reden, so bildet Ihr die eigentliche Scene: wir Andern hier um den Theetisch dagegen sind nur Zuschauer."

Die Hofräthin hatte kaum ausgeredet, so verkündigte durch die geöffnete Thür des Vorzimmers ein Duft von Rose und Eau de Portugal die Nähe des Rittmeisters. In dem darauf folgenden Augenblicke kam er auch selbst mit seiner gewöhnlichen eleganten Nachlässigkeit hereingeflattert.

Er war (wie es seiner Klugheit angemessen war) mit sich selbst einig geworden, den Auftritt des gestrigen Abends gänzlich vergessen zu haben. Doch umsonst ist der Tod: er wollte sich zu eigenem Nutzen Edith verbinden, wenn er die Delicatesse zeigte, zu vergessen, daß sie sich lächerlich gemacht hatte.

Ohne etwas Ungewöhnliches zu merken, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll vor der gnädigen Tante, flüsterte Olga einen improvisirten Witz in das Ohr, schüttelte dem Onkel die Hand, ließ sich beinahe auf die Kniee hinab, um das Knäuel der Mamsell Octavie aufzunehmen, und wollte sich eben nach allen diesen Schuldigkeitshuldigungen nach der eigentlichen Gottheit umsehen — denn wir wollen es nur verrathen, daß der Rittmeister ebenso verliebt in Edith's Person als in ihr Gold war — als er ohne die geringste Art von Spiel vier Schritte zurücktrat.

Edith's Hand ruhte in der des Grafen, und ihre Blicke, ihr Erröthen erklärten Alles, wenn die vertrauliche Stellung noch Etwas zu errathen übrig gelassen hätte.

„Nun, so zaudern Sie doch nicht eine halbe Ewigkeit mit dem Glückwunsche!" sagte Edith, indem sie aufstand und ihm mit einer anmuthigen Geberde die Hand reichte. „Ich sagte es ja schon gestern, da Sie mein Herz mit einer regalen Pfarre zu vergleichen beliebten, daß die Pfarre schon verschenkt wäre."

„Sagtest Du das dem Rittmeister gestern?" fragte der Graf, und seine Augen flammten von einem dort nie gesehenen Stolze.

Edith wurde befreit von einer Antwort, und sie hätte auch wahrscheinlich nicht Fassung genug gehabt, sie zu geben; denn mehr als dieser ersten Sekunden bedurfte der Rittmeister nicht, um wieder der Cousin Abbé zu werden, und niemals hatte er auf einem Gesellschaftstheater seine Rolle besser gespielt als jetzt, da er anstatt des Glückwunsches die letzten Worte des Freischützen citirte:

„Du, Samiel! schon hier?
So hieltst Du Dein Versprechen mir?
Nimm Deinen Raub! Ich trotze dem Verderben!
Dem Himmel Fluch! — Fluch Dir!"

Und um des größeren Effectes willen sank der Rittmeister scheintodt auf den nahestehenden Armstuhl.

Das Beifallklatschen am Theetische hatte noch nicht aufge-

hört, als, ganz wie auf dem Theater, die Thür von Neuem geöffnet wurde.

Diesmal aber war von Scherz nicht die Rede.

Die Hofräthin, welche Helmer's sogenannte Kühnheit jetzt ganz vergessen wollte und überdies trotz ihres eigenen kalten Herzens es sehr gut begriff, daß Edith hier eine Stunde harter Prüfung zu bestehen haben würde, stand sogleich auf, reichte Helmer ihre Hand, und da sie auf seinem ernsten und ruhigen Gesichte keine Spur von Groll sehen konnte, sagte sie sehr gnädig: „Mein bester Herr Helmer! wir sind ja einig, zu vergessen, daß wir uns gestern durch den Rittmeister verführen ließen, auch eine kleine Scene zu geben? Was mich betrifft, so versichere ich, daß ich mich derselben gar nicht mehr entsinne!"

„Ich noch viel weniger!" entgegnete Helmer, angenehm und tief überrascht von dieser feinen Güte der Hofräthin, und zum Beweis, daß er aus seinem Herzen rede, führte er die Hand der Hofräthin mit der ehrfurchtsvollen Rührung eines Sohnes an seine Lippen.

„Dank, Dank, Herr Helmer! Doch sehen Sie hier, welche wichtige Dinge während Ihrer Abwesenheit vorgefallen sind! . . . ein neuverlobtes Paar!" Und sie deutete auf das kleine Sopha, in welchem Edith nicht mehr saß, sondern neben welchem sie bleich und zitternd stand, und den Arm des Bräutigams fast krampfhaft umfaßte, um nicht zu fallen.

Niemals in ihrem ganzen Leben hatte Edith Etwas empfunden, das sich vergleichen ließ mit dem unermeßlichen, verzehrenden und dabei dennoch berauschenden Schmerze, der ihr Herz, ihre Seele und ihr ganzes Wesen durchzitterte, als bei den Worten der Mutter Helmer, der in der Mitte des Zimmers unter dem großen hell brennenden Kronleuchter mit einem von reiner Freude verklärten Gesichte stand, wirklich einem in eine Bildsäule verwandelten Menschen so vollkommen glich, daß jeder Blick sich auf ihn heftete.

Einmal hatte Edith gesagt: „Welche göttliche Statue würde er nicht sein, wenn er in Stein gehauen in einer Ecke des großen Salons stände!“

Jetzt war er für einige Augenblicke wirklich eine göttliche Statue. Der flimmernde Schein des Kronleuchters brach seine magischen Strahlen über seinem beinahe alabasterweißen Antlitze, dem die dicken schwarzen Locken einen schönen Relief ertheilten. Seine tiefblauen Augen, in denen auf einmal ein Blitz hervorleuchtete und erstarb, waren auf Edith gerichtet, und ihr Ausdruck verrieth ebendasselbe, was man aus seinen Zügen und seiner Stellung ersah: eine gewaltige, aber unterdrückte Bewegung.

Aber die Bezauberung wich.

Und als das Blut wiederum in Strömen den Wangen zufloß, als die langen, dunklen Wimpern herabsanken und verbargen, was in dem Innern vorging, da nahte er mit festen Schritten den Verlobten und sagte, ohne zu stottern oder ein einziges Wort zurückzunehmen, einige von jenen bedeutungslosen Phrasen, die der Gebrauch vorschreibt.

Er entschuldigte sich nicht wegen der Verwirrung, die er gezeigt hatte, er schien sich derselben nicht einmal bewußt zu sein, und als Mamsell Octavie mit weicher Stimme ihm Thee und neben sich einen Platz anbot, da ließ er Alles nach ihrem Belieben geschehen. Er hielt sogar ihre Seidenlocke, die sie selbst mit *unendlicher* Mühe zwischen seinen Hände aufspannte.

Noch niemals war die Gouvernante glücklicher gewesen. Sie schien auch ganz entschlossen zu sein, ihn nunmehr als eine gute Prise, ganz als ihr Eigenthum zu betrachten: denn so viel hatte sie schon bei dem Besuche gemerkt, welchen Hortense nach Helmer's Rückkehr auf Dagby abgestattet hatte, daß sie, Octavie, nicht sehnlicher wünschen konnte, ihn auf dieser Seite frei zu sehen, als er selbst.

Dennoch gehörte eine reiche Einbildungskraft dazu, mit einem Automaten glücklich zu sein. Und mehr war Helmer nicht.

Onkel Janne's menschenfreundliches Herz konnte es ihm jedoch nicht erlauben, dieses länger mit anzusehen, besonders da der Rittmeister jetzt mit sichtlich aufgefrischten Lebensgeistern sich dem Tische wieder näherte. Helmer sollte seinen Sarcasmenen nicht ausgesetzt sein.

„Herr Helmer! wollen Sie nicht eine Partie Bret mit mir auf meinem Zimmer spielen?" fragte der Onkel und sah Helmer mit einem Blick von der Art, die fast immer beachtet wird, in die Augen.

„Ich danke!" Helmer erhob sich augenblicklich und verschwand mit dem Alten.

Als sie auf den Hof hinabkamen, sagte der Onkel sanft: „Ich glaube fast, wir schieben das Bretspiel auf. Wollen Sie ein Stündchen verplaudern, so gehen wir ein wenig in die Allee, oder wollen Sie allein sein, so sagen Sie es ohne Umstände!"

„Das Letzte am liebsten!" Helmer drückte die dargereichte Hand und eilte in sein Zimmer.

Was er jetzt, obgleich zu spät, dachte, davon reden wir in einem anderen Kapitel. Jetzt wollen wir lieber mittheilen, daß Edith sich bei weitem schneller erholte.

Ihre Erschütterung war ganz unermeßlich gewesen, aber ihre gegenwärtige Aufrichtung war hinlänglich groß, um alle Bewegungen zum Schweigen zu bringen, die sich gegen ihre angenommene Ruhe in Streit einlassen wollten . . . Auch war noch etwas Anderes da, was, wie wir eben sagten, den Schmerz berauschend machte, ja so berauschend, daß sie ihn kaum theuer genug erkauft zu haben meinte.

Sie hatte eine Gewißheit erhalten, die wohl jetzt zu nichts mehr diente, die sie aber doch um keinen Preis hätte weggeben wollen; denn diese — so dachte sie jetzt — sollte eben ihre vornehmste Stärke werden ... Sie litten ja zusammen, wenn auch getrennt.

Am folgenden Tage zeigte sich jedoch Helmer mit so vollkom-

men wieder erlangter Fassung, daß, wenn nicht in Edith's Herzen das Andenken von gestern auf ewig da geblieben wäre, sie sich hätte können hinter das Licht führen lassen durch den ruhigen und freundschaftlichen Ton, mit welchem er ihr jetzt zum zweiten Male Glück wünschte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Verlobten.

Die Neuigkeit von Edith's Verlobung führte von allen Seiten Visiten nach Dagby.

Der Graf seufzte, suchte sich jedoch auf die beste Art und nach besten Kräften in Dasjenige zu finden, was seine künftige Schwiegermutter für unvermeidlich erklärte.

Doch obwohl er, wie sich von selbst versteht, weit zugänglicher war als sonst, so fühlte er sich dennoch belästigt von dieser Bewegung und vor allen Dingen von dieser „Exposition,“ die unbedingt das Aergste war. Ja, der arme Mann sah wirklich in aller seiner Glückseligkeit höchst bedauernswürdig und unglücklich aus, so oft die Hofräthin hören ließ:

„Sehen Sie hier meinen künftigen Schwiegersohn . . . Mein lieber Hermann, Du siehst hier einen alten Freund unseres Hauses“ und so weiter.

Es war wohl wahr, daß der Rittmeister, der ganz unvermuthet eine außerordentlich nothwendige Reise hatte machen müssen, nicht mehr in jedem Augenblick bei der Hand war, ihn mit seinen Einfällen, seinen Citaten, seinen Sticheleien zu plagen; aber dennoch — trotz dieses Gewinnes — wäre Graf Hermann auch des Ersatzes sehr gerne überhoben gewesen. Denn von dem Punkte aus, von welchem er die Liebe und die Verlobung betrachtete, sollte man seines Glückes allein genießen und den Kreis um sich her so eng ziehen, wie nur immer möglich.

Huldigte aber auch Edith diesem Satze?

Es sah fast so aus . . . wenigstens zeigte sie keine besonders große Zufriedenheit bei den unaufhörlichen Besuchen und den in allen möglichen Tonarten ausgesprochenen Glückwünschungen. Bisweilen fiel es ihr sogar ein, sich gar nicht zu zeigen, zu ihrem Bräutigam aber sagte sie nichts desto weniger, man wäre, um in dem engen Kreise einen um so höheren Genuß zu finden, bisweilen genöthigt, ihn zu erweitern.

Bei einer solchen Rede lächelte der Graf, küßte die schönen Hände der Braut und ließ die Lippen ja sagen, während das Herz mit nein antwortete.

Die Hofräthin war ganz stolz in ihrem Sinne, und wo ihr flatterndes Haubenband ihre Gegenwart signalisirte, da erhielt Onkel Janne ein Kopfnicken, und diese vertraulichen Zeichen hatten die Bedeutung, zu sagen: „Nun, Du mißtrauischer Mensch, siehst Du, wie gut es ging, wie richtig ich Alles beurtheilte?"

Der Alte nickte zurück, aber matt, und hätte man hören können, was er dabei für sich selbst murmelte, so hätte das etwa folgendermaßen gelautet:

„Gott lasse es nicht so kommen, wenn wir erst ein Stück Weges weiter sind, daß die Schwägerin weniger über ihre Klugheit zu stolziren braucht!"

Etwa eine Woche nach dem wichtigsten Abende seines Lebens, da der Graf mit seiner Geliebten allein war, begann er: „Wenn Du einst meine Gattin bist, theure Edith! sage, wie wollen wir uns da einrichten? . . . Es macht mir eine so unaussprechliche Freude, Deine Gedanken zu hören über Alles, was wir in dieser himmlischen Zukunft, von welcher ich beständig träume, vornehmen können."

„Mich erfreut Alles, was Dir Freude macht, aber ich glaube wirklich, daß dieses Leben auf reisendem Fuß für uns Beide von

großem Interesse sein wird, und ferner glaube ich, daß es Dein Gemüth sehr erheitern wird."

„O, sprich nicht davon!"

„Warum nicht?"

„Weil mein Gemüth nicht länger krank ist."

„Nicht krank? . . . Ach, daß es so wäre!"

„Glaube mir, meine Seele ist gesund, vollkommen gesund, kann sich aber leider nicht auf so leichten Fittichen erheben, wie die Seelen Anderer. O Edith, angebetetes Mädchen! wird wohl Dein lebensvoller Geist sich wohl befinden mit dem meinigen, während einer ganzen langen Wanderung?"

Es lag eine geheime Angst in dem Ton seiner Frage.

„Ich hoffe es!" sagte sie herzlich. „Du bist so gut, so warm, so voller Vertrauen."

„Aber mir fehlt so Vieles von Demjenigen, was — ich sage es mir selbst — bei Demjenigen vorhanden sein sollte, der im Stande wäre, Dein Herz zu fesseln."

„Du bist allzu bescheiden, mein Freund; doch kann ich Dir die Versicherung geben, daß der Gegensatz, den Du zu andern Männern bildest, in keiner Hinsicht unvortheilhaft für Dich ist."

„Immer willst Du mich mit mir selbst versöhnen . . . Wenn ich es aber wagte, so würde ich Dir einen Gedanken vertrauen, der sich bisweilen in meine grenzenlose Glückseligkeit drängen und sie trüben will. Soll ich es wagen, so offen zu sein?"

„Wage es, guter Hermann — wir müssen es uns zu einem Gesetze machen, unsere Gedanken uns nicht zu verbergen. Wie viele Mißverständnisse zwischen Verlobten sind nicht einzig und allein durch Mangel an Vertrauen entstanden!"

„Wie befriedigen und beglücken mich Deine Worte! Gerade so habe auch ich die Pflichten in dem heiligsten Bündnisse aufgefaßt, und jetzt habe ich den Muth, Dir diesen Gedanken mitzutheilen, den Du verjagen sollst, wenn es in Deiner Macht steht.'

„So rede denn!"

„War es nicht . . . Doch nein, ich glaube, ich darf Dich nicht so fragen! . . . Ich fürchte, daß ich es in Zukunft bereuen muß!"

„Ich will Dich also nicht zu überreden suchen!" sagte Edith leise und mit einer dunkeln Ahnung.

„Wenn ich nun aber nicht frage, wie kann ich da beruhigt werden — nein, ich muß aufrichtig sein! . . . War es nicht in dem Augenblicke, da ich in stummer Bitte vor Dir kniete, Dein Mitleiden, das mir die stille Antwort auf meine Frage gab? Und war es nicht bloß der Stolz, der Dir hernach befahl, nicht zurückzunehmen, was Du einmal gelobt hattest?"

„Nein, gewiß nicht der Stolz, o weit entfernt! Ich habe nie gewünscht und wünsche nicht, daß das Geschehene ungeschehen sein möchte, das betheure ich heilig."

„Du beantwortest mir nur den zweiten Theil meines Gedankens!" sagte er mit einem schmerzhaften Zucken seiner Lippen. „O, warum behielt ich nicht lieber den Zweifel!"

„Wenn Du den Zweifel behalten hättest, so hättest Du ja keine Gewißheit erhalten können!" entgegnete Edith, zwar mit einer stärkeren Farbe, aber auch mit einem offenen Blick in die Augen ihres Bräutigams, denn hier konnte sie offen reden.

„Welche Gewißheit? welche?"

„Die, daß mein Entschluß gefaßt war, ehe Du mir Deine stumme Bitte schicktest. Ich glaube fast," fuhr sie mit einem Lächeln fort, das ihm den Kopf und das Herz berauschte, „daß ich Dich ein wenig aufgemuntert habe, wenigstens so viel meine Verschämtheit es erlaubte."

„O, es war . . . es war also keine Täuschung?" fragte er heftig. „Vielleicht — Deine Worte machen mich vermessen — träumte ich auch an einem gewissen Morgen nicht, ich meine den Morgen nach . . ."

„Nun fürchte ich wirklich, Du treibst Deine Neugierde etwas zu weit, mein Lieber!" antwortete Edith mit einem schwachen

Versuch, zu scherzen. „Genau gerechnet, glaube ich nicht, daß Du ein Recht hast, nach Etwas zu fragen, das vor dem zehnten November vorgefallen ist!“

„Vergib, vergib mir! Mein Kopf schwindelt bei dem, was Du mir zu ahnen erlaubst, und dennoch sagt mir meine Vernunft und ein Gefühl, das sich nicht bestechen läßt: es ist unmöglich, daß mein Glück so unermeßlich sein kann! . . . Du mußt es mir versprechen, daß Du mir einst in der Zukunft die Motive mittheilen willst, die Dein Herz geleitet haben. Darf ich das erwarten?“

„Ja, späterhin will ich ganz offen gegen Dich sein, guter Hermann; jetzt aber genüge Dir die treufeste Versicherung, daß Dein Glück mir theurer ist, als alles Andere!“

„Und auf diese Versicherung baue ich meine Zukunft. In der Zukunft liegt für mich Alles! Die unheimliche Finsterniß der Vergangenheit soll mich niemals mehr erreichen. Wie herrlich sind nicht das Licht und die Freiheit in meinem neuen Dasein!“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine zerrissene Illusion.

Es war an einem Sonntagsnachmittage.

Auf dem schönen Glanberg, dessen Inneres mitten im Herbste einen mit Blumen gefüllten Lustgarten bildete, und dessen Aeußeres während des Sommers ein ganzes Schäfergedicht verwirklichte, schwebte die nymphenähnliche Besitzerin mit leichten Schritten hin und her. Zwei Kinder, zwei wirkliche Amorinen spielten um sie, und sie spielte mit ihnen, selbst ein frohes Kind, denn sie fühlte sich voll stürmender Entzückung.

Edith war verlobt — und bei der Kirche hatte Hortense heute

von Helmer gehört, daß er am Nachmittage einen Besuch auf Glanberg zu machen gedächte.

Die ganze Scene, die junge Mutter, die einnehmenden Kinder, welche mit einander zwischen Pomeranzenbäumen und ganzen Gebüschen von schlängelndem Epheu um die Wette liefen, glichen einer anmuthigen Idylle. Und Hortense's Anzug, so reizend und doch so kunstlos in seiner kunstvollen Vollendung, machte sie zu einer entzückenden Daphne.

Sie war eben mitten im Spiele mit ihren Hülfstruppen, die Wange glühte, die Augen strahlten, und die Locken, die schönen Goldlocken, flogen ganz losgelassen um Hals und Schultern, als die Kammerjungfer — eben jene, welche nach der Andeutung des Rittmeisters der weitverbreiteten Secte der „Schlüssellochverehrer" angehörte — hereinkam und den Bruksverwalter von Dagby meldete.

Und der Bruksverwalter kam ihr auf dem Fuße nachgegangen.

Doch welchen Lohn erhielt sie jetzt, die kleine Wittwe, für ihre frohe Mühe, für ihre so natürliche Anordnung!

Helmer's Verbeugung sagte nicht im Geringsten mehr, als was die Verbeugung jedes andern höflichen Menschen sagen muß, und das Schrecklichste von Allem — sein Blick sagte nicht mehr, als seine Lippen.

„Es thut mir wirklich leid, daß ich ein so schönes und lebhaftes Familiengemälde störe! Die kleinen Fräulein sind wahre Elfen!"

Doch die armen kleinen Fräulein, welche Complimente erhielten, während die Mutter keine bekam, wurden sogleich weggeschickt, und Jungfer Bina erhielt den Befehl, ihnen im Kinderzimmer einen Schmaus von Lingonkrême und Pfannkuchen anzurichten.

„Nein, nein, nein, liebe Mutter!" erklärten die Elfen mit einem Munde; „wir wollen hier bei der Mutter bleiben!" und sie hängten sich fest an ihrem Kleide.

„Doch die Daphne-Schäferin war verschwunden, und mit dem

erst nach oben gerichteten und dann auf die Kleinen herabgesenkten Madonnenblicke, sagte die junge Mutter:

„Seid nicht ungehorsam, meine Lieben; da betrübt ihr eure Mutter! Nur wenn wir allein sind, dürft ihr so lärmen.“

Und die Kleinen trabten ab.

In dem folgenden Augenblicke mußte Hortense einige Blumen in der Vase unter dem Spiegel in Ordnung bringen.

Natürlich nahm sie die Gelegenheit wahr, zu gleicher Zeit auch ihr Gesicht zu ordnen. Sie fühlte, daß dies nothwendig war; denn an gewissen Symptomen merkte sie deutlich, daß sie auf dem Wege war, heftig aufgeregt zu werden, und zwar eben aus dem Grunde, weil es so aussah, als würde sie keinen Anlaß zu einer andern Gemüthsbewegung, als der betrogenen Erwartung bekommen.

Während Hortense die Blumen hin und her biegt, um ein tête-à-tête mit dem Spiegel zu erhalten, wenden wir uns an ihren Gast, um eine Uebersicht über Dasjenige zu erhalten, was sich in seinem Innern abspiegelt.

Von dem Augenblicke an, da Ernst Helmer zurückkehrte, war es seine Absicht gewesen, diesen Besuch zu machen.

Er war es sich selbst und besonders der jungen Wittwe schuldig, sie in keinem gefährlichen Irrthume zu lassen, falls, wie es schien, sein letzter Besuch an jenem verwirrten Abende einen solchen hervorgerufen hätte.

Es that ihm leid, daß diese Pflicht um einige Wochen verspätet worden war; doch seine eigenen Gefühle waren während dieser Zeit auf so viele und harte Proben gesetzt worden, daß ihm wenig Zeit und noch weniger Kraft geblieben war, sich den Gefühlen Anderer zu widmen.

Das erste Zusammentreffen mit Edith war entscheidend gewesen.

Er konnte nicht den geringsten Zweifel länger hegen, daß er geliebt wurde, und noch weniger bezweifelte er es, daß sein eigenes Herz auf immer gefesselt war.

Aber schon bei dieser Gelegenheit erwachte der alte Schmerz.

Edith schien keiner anbetenden Zärtlichkeit werth zu sein.

Innerhalb weniger Minuten hatte sie die Gluth seiner Gefühle abgekühlt, indem sie sich eifersüchtig, mißtrauisch, launenhaft zeigte und unaufhörlich zwischen der Hitze des Aequators und dem Eise des Poles schwankte. Nicht einmal bei diesem ersten Wiedersehen konnte sie wahr sein.

„Sie wird es auch niemals werden," sagte er späterhin, da er auf das oft leichtsinnige, bisweilen halb muthwillige Spiel mit dem Rittmeister lauschte ... Dann als er seinen Blick auf das leidende Gesicht des Grafen Hermann richtete, auf welchem die Spuren ihrer zurück gewichenen Aufmunterung in jedem Zucken, in jedem Ausdruck eines unterdrückten Schmerzes zu lesen waren, wendete er sich mit fast halbem Widerwillen hinweg von dem Mädchen, das trotz ihrer hohen Schönheit, ihrer lebhaften, warmen und edlen Seele dennoch so unvollkommen war.

Es war ihm, als könnte er über sie weinen, sie ewig lieben, aber dennoch nicht wünschen, sich mit ihr zu verbinden.

Das Alles und noch viel mehr hatte sich in Helmer's Seele mit der Erinnerung an die Vertheidigung der tief betrauerten, ewig vermißten Mutter über Edith's besseres Wesen vermischt. Doch nicht einmal diese Vertheidigung fand Gehör, denn er war nun einmal so geschaffen, daß er ganz gegen die gewöhnliche Sitte der Liebhaber vor der Möglichkeit zitterte, daß dieses Gefühl kommen und sich zum Meister über seinen Verstand erheben könnte.

Dazu wußte Helmer sehr gut, daß auch er seinen Stolz hatte.

Er war eben so stolz auf seine Armuth und Bürgerlichkeit, als die Hofräthin auf ihren Reichthum und ihren Adel. Und er schauderte vor der bloßen Vorstellung von einem Augenblick, wo er als Supplikant vor dieser herzlosen und stolzen Frau stehen

würde, welche im alltäglichen Leben so einfach und freidenkend und gleich Andern, ja oft noch zuvorkommender und freundlicher als Andere zu sein schien, und dennoch den verabscheuungswürdigen Muth gehabt hatte, fünfzehn Jahre lang auf den Titel zu warten, der ihrem Verlobten das Recht ertheilen sollte zu dem Glücke, ihr Gatte zu werden. Welche Bedeutung konnte wohl die Liebe in den Augen einer Mutter haben, welche im Stande gewesen war, ihr eigenes Herz mit mehr denn spartanischer Grausamkeit zu härten und zu behandeln?

Nein, um das Alles zu überwinden, um nur den Anfang zu machen, die fast unzähligen Schwierigkeiten bei einer Partie zwischen ihm und Edith zu classificiren, wäre es nöthig gewesen, daß er mit Leidenschaft geliebt hätte ... Die Leidenschaft raisonnirt schnell, bahnt überall den Weg ... Doch Helmer's Liebe war noch keine Leidenschaft und sollte es auch, wie er selbst glaubte, niemals werden — weil der Gegenstand derselben nur über sein Herz Macht hatte.

Edith's Vereinigung mit dem Grafen, die er vor seiner Reise für möglich, fast wahrscheinlich gehalten hatte, fiel ihm nicht mehr ein; denn nun war kein Anlaß mehr, sie zu vermuthen. Und ohne daß Helmer es wußte, war es eben die Gewißheit, daß für den Augenblick kein gefährlicher Nebenbuhler vorhanden war — den Rittmeister wollte er nicht für gefährlich anerkennen — was ihn in seine Sicherheit einwiegte.

Wie plötzlich er zu einer andern Gewißheit geweckt wurde, wissen wir; doch wir wissen nicht, daß die mächtige Revolution, welche, so zu sagen, den Grundwall seiner Liebe erschütterte, anstatt der umgestürzten eine neue Welt entstehen ließ.

Die auf ewig verlorne Edith erhielt einen andern Werth, als sie zuvor gehabt hatte.

Wie vieles Große, Herrliche, Gute und Reine war nicht vereinigt in diesem seltenen Wesen, das bisher Niemand hatte fassen und verstehen wollen! Wie klein wurden nicht jetzt ihre Fehler,

ihre Launen, ihre leichtsinnigen Handlungen, sämmtlich entsprungen aus einem seelenvollen, unruhigen Geiste, der stets nach Quellen suchte und suchen mußte, um in dieselben seinen Ueberfluß abzuleiten, bis er ihn auf ein einziges festes Ziel richten konnte ... Und wie vieles Gold von unveränderlicherem Werthe, als das irdische, könnte nicht der Mann, dem sie ihr Herz und ihre Hand geschenkt hätte, aus dieser reichen Grube ihrer Seele zu Tage gefördert haben! ...

Doch, o weh! wozu diente nun die Reue — die Reue, nicht einmal versucht zu haben? ... Edith's Schicksal war nun entschieden; ihre Hand war Einem gelobt, während ihr Herz sich einem Andern hingegeben hatte: drei Menschen unglücklich für immer: denn Graf Hermann war nicht der Mann, welcher Edith leiten konnte, selbst wenn sie — im besten Falle — recht lange von der edlen Hoffnung, dem warmen Verlangen beherrscht bleiben sollte, sein guter Engel zu werden.

Es gibt eine ernste, eine starke Krise, wenn diese raisonirenden Vernunftmenschen mit ihrer Ruhe und Selbstbeherrschung sich ihrer gewöhnlichen Vortheile beraubt sehen, wenn sie keine Gründe mehr finden können, und wenn sie wirklich solche finden, es verschmähen, sie anzuwenden.

Für Helmer, wenn er wirklich jetzt im Stande gewesen wäre zu denken, würde es besonders demüthigend gewesen sein.

Er war so überzeugt gewesen, daß er während der tiefen Trauer über eine angebetete Mutter keine Gefühle hegen könnte, die heftig genug wären, um diese Trauer zu vermindern. Jetzt, in der Wildheit einer losgelassenen Leidenschaft, war diese Trauer nicht vermindert; denn ... sie war vergessen.

Sein Stolz war vernichtet.

Er wußte nur zwei Dinge: er liebte über alle Grenzen der Vernunft ... und er hatte verloren.

Er durchwachte diese Nacht, welche an Fieberträumen überfließender war, als jemals eine Nacht des Grafen Hermann.

Als aber der Morgen kam und das Licht des Tages seine entstellten Züge beleuchtete, da sank das stürmische Bilderspiel der Phantasie hinab in die unbekannte Tiefe, aus welcher es von unsichtbaren Geistern hervorgerufen worden war.

Er fühlte sich wieder im Stande zu denken, und er suchte seine Gedanken unter die wiederkehrende Gewalt der Vernunft zu ordnen.

Eiskalt vor Schrecken über Dasjenige, was sich mit ihm während dieser zwölf Stunden im Abgrunde zugetragen hatte, gelobte er es sich selbst, daß wenigstens kein menschliches Auge die Spuren davon sehen sollte.

Das Loos war geworfen, er wollte keinen Versuch machen, es zu ändern, und so mächtig ist die Gewohnheit der Selbstbeherrschung, daß er halten konnte, was er gelobt hatte ... Welche Kämpfe ihn aber diese Beherrschung jetzt kostete, Kämpfe, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte, davon wollen wir schweigen.

Erst acht Tage nach der großen moralischen Umwälzung in seinem Leben, und nachdem er sowohl mit Freude, als auch mit Verzweiflung gesehen hatte, wie vortrefflich Edith sich in das neue Verhältniß zu schicken wußte, fielen seine Gedanken wieder auf Hortense.

Hätte er diese Liebe als etwas Anderes ansehen können, als einen romantischen Rausch, einen vorübergehenden Einfall, so würde er nie in seinem Leben geneigter gewesen sein, ihr Schicksal mit dem seinigen zu verbinden, als eben jetzt, da er mit aller Macht den Abstand zwischen sich und Edith zu erweitern wünschte und gerne auf eine passende Art seine Stellung auf Dagby verlassen hätte, was er aber jetzt nicht konnte, ohne seine Schwäche zu verrathen.

Aber Hortense's ganzes kleines Wesen war zusammengesetzt aus lauter Kindlichkeiten und Koketterien. Ihr Leiden konnte also nicht von langer Dauer sein. Und Helmer sah die Nothwendigkeit nicht ein, sich für eine solche Frau aufzuopfern, wie er es wohl

für eine Andere gethan haben würde, deren Herz ernsthaft verletzt wäre.

Reichthum, Unabhängigkeit kamen gar nicht in Betracht. Er hatte allzu hohe Gefühle, als daß er unter irgend einer Bedingung seine Freiheit gegen die Aussicht auf ein bequemes Leben verkaufen wollte . . . jetzt konnte davon noch weniger die Rede sein.

Und also beabsichtigte sein heutiger Besuch, der Illusion dieser jungen Wittwe ein Ende zu machen — denn bei ihrem Zusammentreffen auf Dagby hatte er gesehen, daß sie sogar den Abstand, auf welchem er sich hielt, mißdeutete . . .

Doch es ist Zeit, daß wir uns wieder nach unserer Wirthin umsehen.

Die Blumen sind jetzt in die vollendetste Unordnung gerathen — dabei aber hat die kleine gnädige Frau selbst ihr tête-à-tête mit dem Spiegel beendigt und wendet sich jetzt mit einem entzückenden Erröthen an Herrn Helmer, welchen sie ersucht, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Sie selbst setzt sich auf die äußerste Kante eben dieses Sopha's und unterhält sich damit, die kleinen rosenfarbenen Fingerspitzen durch die Löcher der Spitzen ihres Schnupftuchs zu stecken.

„Meine gute Frau von Y., begann Helmer und heftete einen halb melancholischen Blick auf die junge Frau, „wie Vieles hat sich nicht verändert seit dem Abende, da ich zuletzt die Ehre hatte, auf Glanberg zu sein!"

„Ach ja, Vieles, Herr Helmer! — welche große Prüfung haben Sie nicht zu bestehen gehabt!"

„Ja, eine sehr große, und ich möchte mich fast versucht fühlen, an die Macht der Ahnung zu glauben, wenn ich daran denke, wie aufgeregt, wie wunderlich ich an jenem Abende war, da die Trauerpost mich traf. Die gewaltige Spannung war auch von einem Krankheitsanfall begleitet, den ich noch niemals gehabt habe.

Ich habe mich mehr als einmal geschämt, wenn ich die Unruhe in mein Gedächtniß zurückrief, welche ich dadurch meiner guten, theilnehmenden Wirthin verursachte."

„O Herr Helmer, glauben Sie nicht, daß diese Unruhe nur um Ihretwillen für mich bitter war!" entgegnete sie leise.

„Nein, wer so mild ist, der ist auch nachsichtig ... ich weiß es."

„Nachsichtig? — dieses Wort kann hier gar nicht in Frage kommen!"

„Um die Wahrheit zu sagen, bin ich dessen nicht sicher. Eines aber weiß ich ganz bestimmt."

„Was denn?"

„Was ich auch in diesen Stunden gesagt haben kann, so ist es nie meine Absicht gewesen, etwas zu äußern, das nur einen Schein von Beleidigung gegen diejenige enthalten kann, der ich eine so ehrfurchtsvolle Achtung weihe."

Zu allem Unglück faßte Hortense diese Worte nur in der Bedeutung auf, die sie ihnen zu geben, nicht in der, welche Helmer auszudrücken wünschte. Und der Eindruck, den sie hervorbrachten, offenbarte sich sogleich in dem verschämten, aber strahlenden Blick, der dem seinigen begegnete.

Dennoch verflossen einige Secunden, ehe sie mit unsicherer Stimme antwortete.

„Herr Helmer! Ich habe mich nicht durch Ihre Worte beleidigt gefühlt; ich habe nur geglaubt, daß ... Sie selbst dieselben bereut haben!"

Hierauf war eine Antwort in der That schwer, und um so schwerer, als Helmer nie im Stande gewesen war, sich recht zu entsinnen, wie diese unüberlegten Ausdrücke, die nur eine Galanterie hatten sein sollen, aber ernsthaft aufgenommen worden waren, eigentlich gelautet hatten.

Die starke Röthe, welche sein Angesicht bedeckte, das sichtliche Zaudern, welches in seinem Schweigen sich offenbarte, waren Zeichen, die Hortense's Hoffnungen noch erhöhten.

Sie dachte:

„Sollte er wohl so übertrieben blöde sein, daß er das Gelingen bezweifelte, daß er eine abschlägige Antwort fürchtete? ... Ist er so blind, daß er Alles, wovon er sich vielleicht überzeugen will, nicht sehen und verstehen kann?"

Ihre Verwirrung nahm zu.

„Beste, gute Frau von Y., hören Sie mich!"

Hortense hörte mit Seele und Ohr, ja mit ihrem ganzen Wesen.

„Es gibt leider Dinge, die so delicat sind, daß man sie mit Worten nicht berühren kann."

Hortense's kleines Herz zitterte wie ein Espenlaub; sie vermochte nicht aufzublicken.

„Höchstens," fuhr Helmer fort, „wagt man es, sie zu ahnen."

„Ach, ich ertrage nicht mehr!" flüsterte sie, indem sie mit einer Geberde der unbeschreiblichsten Liebenswürdigkeit ihre kleine Hand darreichte.

Die arme Hortense! Sie meinte, hiemit wäre Alles abgemacht. Sie dachte, daß sie auf diese Weise sich und ihrem Liebhaber — so nannte sie ihn jetzt — von der drückenden Angst, der unruhigen Spannung befreite, welche eine solche Erklärung zu begleiten pflegt.

Doch zum Allerwenigsten hätte sie gewünscht, daß die Erde sich geöffnet und sie bedeckt hätte, als Helmer, nachdem er einen leichten Kuß auf diese Hand gedrückt, dieselbe losließ, und mit einem Tone, der unmöglich Liebe enthalten konnte, diese entscheidenden Worte deutlich aussprach:

„Beste Frau von Y.! empfangen Sie den Ausdruck meiner ewigen Erkenntlichkeit, meiner warmen, wenn ich so sagen darf, brüderlichen Freundschaft, und glauben Sie, wenn nicht mein Herz längst ein Bild in sich aufgenommen hätte, das selbst der Tod nicht erbleichen machen kann, so wäre es nimmermehr kalt geblieben gegen diejenige, der ich nicht wagen würde, das Opfer von Gefühlen anzubieten, welche nur Armuth sein können, da das

Vornehmste fehlt; und nun verzeihen Sie mir meine Vermessenheit, daß ich so ganz unumwunden geredet habe! Ich hatte es nicht beabsichtigt, doch ... ich glaube, meine Pflicht heischte es."

Mit den Händen vor dem bethränten Antlitze vergaß Hortense Alles, was sie von der Achtung des Weibes vor sich selbst, Alles, was sie von Würde, Selbstbeherrschung und dergleichen gehört und gelesen hatte. Sie fühlte nur die Scham darüber, daß sie sich durch ein Mißverständniß so herabgewürdigt hatte. Ihr nächstes bewußtes Gefühl war kindliche Neugierde. Wer konnte wohl diejenige sein, die Helmer's Herz gestohlen hatte.

Plötzlich ergriffen von dem fürchterlichen Gedanken, daß Helmer sie mit Verachtung und Triumph betrachtete, sprang sie heftig auf und wollte hinaus eilen.

Jetzt aber zeigte Helmer sich angelegener, ihr Geheimniß zu bewahren, als sie selbst.

Mit sanfter Gewalt führte er sie zurück, indem er sie mit der äußersten Delicatesse darauf aufmerksam machte, daß ihre Gemüthsbewegung vielleicht die Aufmerksamkeit der Dienstboten rege machen und dadurch ihre Neigung zu Klatschereien in Thätigkeit setzen könnte. „Es ist kühn, ja vielleicht unrecht von mir, Rath geben zu wollen," fügte er mit einer Stimme der unwiderstehlichsten Herzlichkeit hinzu, „aber der Rath ist ein freundschaftlicher. Befolgen Sie ihn, er bezweckt nur Ihr Bestes!"

„Soll denn," stotterte sie, „das Geschehene niemals über Ihre Lippen kommen?"

„Niemals, bei meiner Ehre, bei der Todesstunde meiner Mutter, niemals!"

„Dank! ... ich will es versuchen, die Welt zu täuschen ... und nun leben Sie wohl! — ich muß allein sein!"

Achtunddreißigstes Kapitel.

Sonnenschein.

Der Herbst war vergangen, das Weihnachtsfest vorbei, Onkel Janne abgereist.

Der Alte hatte kurz nach Edith's Verlobung Dagby verlassen, und jetzt nahte das Ende des zweiten Monats dieser wichtigsten Periode in Edith's Leben.

Noch immer war das Glück des Grafen Hermann im Steigen, denn sieben Wochen lang — welch unermeßlicher Zeitraum! hatte Edith nicht nur täglich gesagt, sondern auch in ihrem Betragen bewiesen, daß er ihr immer theurer wurde . . . . .

„Edith übertrifft fortwährend sich selbst und alle meine Hoffnungen," schrieb die Hofräthin um diese Zeit an ihren Schwager . . . . „und da Du mir jenen Wink über ihre früheren Gefühle gegeben hast, mit deren Zustand ich Dich nicht bekannt glaubte, so will ich Dir gestehen, daß ich selbst verwundert bin über ihre Stärke, ihren Verstand und ihre Feinheit.

„Es ist — versteht sich unter uns gesagt! — ganz gewiß, daß sie Hermann in einem Zustand nahm, worin sie zu Allem fähig gewesen wäre, um nur der unseligen Verwirrung zu entgehen, welche damals sowohl in ihren Gefühlen, als auch in ihren Gedanken herrschte; aber ebenso gewiß ist es auch, daß sie jetzt diese Gefühle so vollständig unterdrückt, daß dieselben sich nicht einmal dem scharfsinnigsten Beobachter verrathen können.

„Gott sei gelobt, daß sie selbst bei Zeiten, oder richtiger immer, den Wahnsinn in dieser Liebe einsah, und welches unaussprechliche Glück, daß dieselbe nicht erwiedert wurde; denn obgleich ich an dem Abende ihrer Verlobung mit dem Grafen wirklich einigen Verdacht in dieser Hinsicht hegte, so habe ich mich später-

hin vollkommen überzeugt, daß ich mich irrte. Es ist möglich, daß er ein kleines Attachement gegen sie hegte — alle Männer, die in ihre Nähe kommen, verbrennen sich gewöhnlich ein wenig — doch war es nichts Ernsthaftes, das ist abgemacht: dann wäre er weggezogen.

„Dazu, mein lieber Janne, kannst Du Dir gar nichts Angenehmeres denken, als das jetzige Verhältniß des Bruksverwalters zu der Braut, und nichts Bewunderungswürdigeres, als ihren freundschaftlichen Ton gegen ihn, so ganz verschieden von der alten affectirten Bitterkeit und dem bizarren Stolze. . . . Immer ist es mein Princip gewesen, keinen Stolz gegen Personen zu zeigen, die unter uns stehen.

„Auch die Verbindung mit dem Grafen, die natürlicherweise auf ein Mädchen mit Edith's Gemüth und Charakter Eindruck machen mußte, hat bedeutend auf sie eingewirkt. Ich habe Grund zu dem Glauben, daß sie ihn aufrichtig hochachtet, ja sogar ihn recht herzlich liebt. Und er, die edle Seele, ist im Himmel vom Morgen bis an den Abend.

„Gestern redete er von der Hochzeit und von seinem Wunsche, gleich nach derselben mit seiner jungen Gattin eine Reise nach den Rheingegenden anzutreten, wo er hoffte, daß sie für's Erste gerne wohnen würde. Mir ganz recht, dachte ich; je eher es vorüber ist, desto besser; Edith aber antwortete ausweichend. Sie meint vermuthlich, daß es mit der Hochzeit keine Eile hat.

„Unser Rittmeister, fürchte ich, nahm die Sache ernster, als Helmer. Er hat nichts mehr von sich hören lassen, obgleich er zu Weihnachten zurückzukommen versprach.

„Was übrigens das betrifft, eine Sache ernsthaft zu nehmen, so ist es ganz gewiß, daß es Leute gibt, die ihre Stellung in der Gesellschaft nicht verdienen. Was meinst Du wohl, unsere kleine Wittwe auf Glanberg scheint ebenfalls — und das in vollem Ernst — geneigt gewesen zu sein, mir meinen Verwalter abspenstig zu machen; doch dieser Mann gehört gottlob zu den Wenigen,

welche den edlen Stolz besitzen, sich nicht um Geld und Ansehen verheirathen zu wollen.

„Wie Du aus diesem Briefe siehst, mein guter Schwager, bin ich sehr ruhig und zufrieden. Ich bin zufrieden mit mir selbst wegen meiner guten Idee; ich bin zufrieden mit meiner Umgebung, die mir nicht das Leben durch sogenannte Auftritte verbittert — diese sind mein Abscheu; und zuerst und zuletzt bin ich zufrieden mit Edith, denn noch nie ist sie eine bessere Tochter gewesen.

„Möchte jetzt nur alles dieses Gute fortdauern, so daß wir im Frühlinge Hochzeit feiern können — denn länger wird es sich denn doch wohl nicht verschieben lassen — und dann, mein lieber Schwager, erwarten wir Dich, damit Du Vaterstelle vertrittst" — u. s. w. . . . .

Wie Viele haben wohl nicht mit der Hofräthin aufrichtig ausgerufen: „möchte alles Gute fortdauern!" — doch launenhafter als irgend ein irdisches Weib ist die Göttin, welche nach Belieben Freude und Schmerz über ihre in der Zeit wohnenden Unterthanen ausstreut.

Diesmal sah es inzwischen so aus, als ob das mütterliche Gebet erhört worden wäre; denn nur Sonnenschein leuchtete über Dagby und die Verlobten.

„Du reisest ja zu dem glänzenden Balle?"

So fragte Graf Hermann an einem Abende kurz nach Neujahr seine Braut, indem er ihr den Stramin aus einem Stickrahmen auftrennen half.

„Willst Du denn hinreisen?" entgegnete sie mit einem schelmischen Lächeln.

„Ich auf einen Ball?"

„Wäre das denn ein Wunder?"

„O nein, ich würde dort nur eine traurige Figur spielen —

doch," fügte er mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „Du bekommst wohl Einen, der Dich fährt!"

„Ja, ich bekäme wohl Einen, der diese Mühe übernähme, und gestehe, ein Ball, der mit einer Schlittenpartie anfängt, hat immer zu meinen Favoritvergnügungen gehört. Nichts desto weniger würde ich" ...

Sie schien über das Ende nachzudenken.

„Würdest Du ...?"

„Ja, lieber Hermann, ich würde diesmal nicht vergnügt sein können, wenn ich wüßte, daß Du hier zu Hause umhergingest und die Stunden zähltest."

„Aber," fiel er ein, kämpfend zwischen dem Verlangen, ihre Aufopferung anzunehmen, und dem Wunsche, sich desselben noch würdiger zu zeigen, wenn er dieselbe ausschlüge — „aber es wäre unedel von mir, wenn ich nur wünschen wollte, Du möchtest zu Hause bleiben — und ich wünsche es nicht."

„Jetzt sollte ich Dich eigentlich dafür strafen, daß Du nicht aufrichtig bist! Kannst Du mich wohl ansehen und behaupten, daß Du wünschest, ich möchte zu Hause bleiben?"

„Nein, meine geliebte Edith, laß mich lieber meine Augen verbergen!" Er warf sich neben Sie hin und neigte das Haupt in ihren Schooß. . . . . .

„Wie glücklich sie sind!" flüsterte die Hofräthin, die am andern Ende des Saales mit ihrem Verwalter an einem Tische saß und einige Rechnungen durchsah.

„Ja, sehr glücklich ... zweihundert drei und dreißig Tonnen à zehn Reichsthaler vierundzwanzig Schillinge macht" ...

„Es thut Einem so recht im Herzen wohl, sie zu betrachten!"

„ ... Macht 2430 Reichsthaler Banco — ein guter Handel, besonders unter den jetzigen Conjuncturen!" . . . .

. . . .

„Siehst Du!" fuhr Edith fort, die für nichts Anderes, als nur den Stramin und den Bräutigam Augen zu haben schien;

„siehst Du nun, daß Du nicht weit damit kommst, wenn Du den Aufopfernden mehr als zum Schein, und kaum das, spielen willst? denn ich sehe mich genöthigt, Dir zu sagen, mein Freund, daß Deine Miene die Wahrheit ausplauderte."

„Aber, Du Engelgute! ich muß mich ja doch einmal an diese Entsagungen gewöhnen; nicht immer kannst Du, jung, lebhaft und gefeiert, Dich selbst um meinetwillen verbergen. Wenn ich auch so schwach bin, daß ich davor zittere, ich könnte eines Tages von Dir geschieden sein, so versichere ich Dich dennoch, ich bin nicht so feige, daß ich das fortwährende Opfer der Freude und Huldigung, die Dich in den Gesellschaftskreisen erwarten, und an welche Du gewöhnt bist, annehmen will."

„Beruhige Dich, mein guter Hermann, das Opfer ist so groß nicht!" und ihre weiße Hand fuhr über die dünnen Locken des Geliebten.

Er blickte zu ihr auf — und mit der irdischen Gluth in seinen Augen mischte sich eine anbetende Verehrung.

„Nun mußt Du gewiß wieder zu dem Federmesser greifen!" fuhr Edith fort, die während der ganzen kleinen Scene mit der einen Hand die Ecke des Stramins festgehalten hatte — „ich nehme es Dir sehr übel, wenn Du keine Neugierde zeigst, meine erste Arbeit für Dich zu beschauen!"

„Ach, laß mich zu Deinen Füßen sitzen: glaube mir, in den langen Stunden der Nacht habe ich Zeit genug, dieser Arbeit, die ich liebe, weil sie von Dir kommt, meine Huldigung zu zollen ... doch jetzt — in diesem Augenblicke — bin ich nicht im Stande, ihren Werth zu fühlen."

Ein fast lautloser Seufzer, der in diesem Augenblicke über Edith's Lippen flog, entging dem Grafen nicht, denn man konnte behaupten, daß er mit seiner Seele jeden Laut, jege Bewegung von ihr auffaßte.

„Dieser Seufzer, Geliebte," sagte er leise, „war kein Seufzer

des Glückes: er fand keine Erwiederung in meiner Seele ... Du dachtest an nichts Gutes."

„Ich dachte an Deine kleinen Eigenheiten, mein Lieber, und sagte zu mir selbst: „wann wird er so frei und stark werden, wie ich ihn zu machen hoffte?"

„Das werde ich erst dann recht, wenn ich an der Hand des Engels in das Paradies trete!" flüsterte er zärtlich und vertrauensvoll.

„Immer Engel — wenn Du doch einmal sehen wolltest, wie irdisch ich bin!"

„Auch die Erde hat ja Engel! ... O Edith, wenn Du wüßtest, wenn Du begreifen wolltest, wie verändert meine Phantasien sind! Mich verfolgt nicht länger jenes Gespenst, das Deine Macht in Ketten gelegt hat, seine höhnende Stimme erreicht nie mehr mein Ohr; doch meine Nächte — immer des ruhigen Schlafes beraubt — stellen jetzt andere Gebilde dar; bald sind sie dem klarsten Morgen des Himmels entwandt, bald der finstersten Nacht des Abgrundes entnommen."

„Mein armer Hermann!"

„Höre! ... Bald bist Du mein, meine angebetete Gattin, die ihre warme Wange an die meinige legt und Liebe athmet, bald wieder bist Du nicht mein: ich bin gezwungen, zu sehen, wie Deine entzückende Gestalt meinen Dir nachstrebenden Armen entschwindet, Du fliehst mich, fliehst ... und andere Arme nehmen Dich auf ... Ich höre es, wie Deine Seufzer sich mit den Seufzern eines Andern mischen, ich höre, daß andere Liebesworte als die meinigen in Deine Ohren geflüstert werden, und ich weine, ich tobe, ich leide tausendfältig grausamere Qualen, als ich jemals litt unter meinen schrecklichsten Visionen."

„Du erschreckst mich, Hermann, ja, Du erschreckst mich wirklich mit dieser unseligen Wildheit, die ich weit entfernt war, zu ahnen!" erwiederte Edith in einem Tone, der ebenso leise war, als der seinige.

„Nein, fürchte Dich nicht! Ich sage mir oft, sehr oft, daß es

unwürdig von mir gehandelt ist, mich diesem Wahnsinne hinzugeben; aber ich besitze dagegen keine Macht — nur Du, einzig und allein Du kannst mich befreien!"

„Ich?"

„Wenn Du unwiderruflich die Meinige wirst, so habe ich nichts mehr zu fürchten."

„Was kannst Du wohl jetzt fürchten? Bin ich nicht Dein durch ein heiliges, und was noch mehr ist, ein freiwilliges Gelübde?"

„Ich weiß selbst nicht, was ich fürchte; ich weiß nur, daß Du mir noch nicht gehörst durch das einzige Band, das mich vollkommen befriedigen kann."

„Das ist nicht Recht, mein Hermann; das zeigt, daß Du kein volles Vertrauen gegen mich hegst — Du beleidigst mich!"

„Ich hege zu Dir das höchste Vertrauen, das ein Mensch zu dem andern hegen kann. Und ich hege ein festes Vertrauen zu der liebevollen Vorsehung, die mir nach so vielen bitteren Prüfungen erlaubt hat, ein Ziel zu erreichen, auf das ich nicht einmal das Recht hatte ... O, ich bin auch so dankbar, daß Du von mir unmöglich eine Prüfung verlangen kannst, die ich nicht mit Freuden bestehen wollte. Nichts desto weniger bin ich in den erwähnten Stunden sowohl dem Himmel, als auch dem Fegefeuer anheimgefalleu."

„Wenn Du aber bei mir bist?"

„Wenn ich bei Dir bin, so gibt es keine Finsterniß in meiner Seele: Du bist ihr Licht — wenn ich nur Dich sehe, so ist Alles Friede."

„Dank für diese Versicherung, auf die ich mich verlasse! Verlasse Du Dich auf mich und auf meine Versicherung, daß es meine eifrigste Sorge sein soll, in Dir den Frieden zu erhalten und die Wolken zu verjagen. Warte nur, und Du wirst sehen, wie Deine letzten tollen Träume sich auflösen werden!

„Wann darf ich auf diese Auflösung hoffen? Sage mir, wo nicht den Tag, so doch einen bestimmten Monat! ... Welch ein

Talisman wäre das nicht gegen die finsteren Mächte ... Im Mai, in diesem Monate, da es sich so schön reist — in diesem Monate, wo die ganze Natur zu einem neuen Dasein erwacht ... den ersten Mai?"

„Wir werden sehen!"

„Gott, mein Gott, Du hörst es: sie sagt nicht nein!"

„Ich sage nicht nein, Du unruhiger, ungeduldiger Mensch! Ich habe nicht das Herz dazu."

„Jetzt trotze ich dem ganzen Anhange der Unterwelt, mir nahe zu kommen! O, Segen über Dich, mein Engel, meine Seele, mein Leben!"

Und er badete ihre Hände mit den Thränen des Glückes ...

„Auch über dieses andere Geschäft kann ich nicht klagen, mein bester Herr Helmer; es ist eine recht artige Summe. Nun aber, glaube ich, ist es Zeit, unsere Liebenden in ihren vertraulichen Ergießungen zu stören! ... Sie haben sich einen fatalen Schnupfen zugezogen, Herr Helmer, und Brustschmerzen dazu; Sie müssen Ysopsthee trinken!"

„Nein, um Alles in der Welt, nichts in dieser Hinsicht! — ich möchte mich nicht gerne verwöhnen lassen."

„O," beliebte die gnädige Frau zu scherzen, „so lange es eine Dame in meinen Jahren ist, die Sie verwöhnt, so hat es nichts damit auf sich! Und meine Huldbeweisungen, Ysopsthee und Honig, müssen Sie annehmen; denn, aufrichtig gesprochen, dieser trockene Husten gefällt mir nicht, damit ist nicht zu spaßen."

Helmer blieb die Antwort schuldig auf die herablassende Artigkeit seiner Patronin.

Er wußte eine bessere Kur gegen seinen Husten, die er jedoch nicht vorschlagen konnte, nämlich nicht mehr genöthigt zu sein, in dem Saal zu sitzen, wenn man über Geschäfte zu reden hatte; denn es übertraf beinahe die Kräfte eines Menschen, diese Art von Prüfung auszuhalten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Häusliche Auftritte. Eine Unterredung. Noch scheint die Sonne.

„Mach auf, gute Edith, ich bitte Dich! . . . ich muß nothwendig mit Dir reden!"

„Bald, liebe Olga! Jetzt habe ich zu schreiben."

„Aber es ist sehr, sehr dringend . . . Liebe, süße Edith, mach auf, mich friert hier draußen! Und ich begreife nicht, warum Du die Thür verriegelt hast!"

„Warte noch eine Viertelstunde, mein Kind; ich kann Dich jetzt nicht einlassen!"

„So muß ich denn wohl gehen, garstige Edith! Mach Dich aber darauf gefaßt: Du hast mich bald wieder hier!"

Olga hielt Wort: nach einer Viertelstunde stand sie wieder vor Edith's Thür.

Diesmal war der Riegel weggezogen.

Das junge Mädchen kam in das Zimmer ihrer Schwester gehüpft.

„Edith!" rief sie heftig aus, „Du hast geweint; versuche nur nicht, es zu verbergen! und das ist nicht das erste Mal seit Deiner Verlobung, obgleich Du Deine Thränen verheimlichst. Er ermüdet Dich aber auch ganz mit seiner Sentimentalität, seiner Selbstsucht und seiner Langweiligkeit . . . Gott, wie langweilig er ist!"

„Fi, Olga, wie kannst Du so reden! Habe ich geweint — und ich hoffe, Du liebst mich so, daß Du einer solchen Sache nicht erwähnen wirst — so ist das nicht um Hermann geschehen: er gibt mir gewiß keinen Anlaß zu Thränen.

„Aber, liebe Edith, er gibt Dir Anlaß zum Gähnen!"

„Hast Du mich denn schon gähnen sehen?"

„O ja, das habe ich, wenn er es nicht sehen konnte."

„Jetzt bist Du wirklich boshaft!“

„Nein, ich wage es Dir nur zu sagen. Du willst es Dir vielleicht nicht einmal selbst gestehen . . . Doch was wäre wohl da zu verwundern, wenn Dir bei dem ewigen Einerlei Tag aus und ein endlich die Zeit lang würde: er sieht und hört ja keinen Menschen, als nur Dich. Ich begreife gar nicht, wie Du es aushältst!“

„Du bist so wenig delicat, meine kleine Olga, daß ich mit Dir hierüber gar nicht reden kann. Und ich vermuthe noch überdies, daß Du nicht, um mir das Alles zu sagen, so große Eile hattest!“

„Nicht eigentlich; ich wollte Dich aber doch herzlich gerne bitten, Du solltest Dich diesmal nicht um ihn bekümmern. Gute Edith! komme mit nach Ramswik! Dieses Fest, das so lebhaft wird, um den Rittmeister zu bewillkommnen, verdient es wohl, daß Du mit dabei bist.“

„Das glaube ich auch, aber . . .“

„Keine Aber, keine Aber! Siehst Du, liebste, beste Edith, sonst komme ich nicht mit dahin, und es wäre doch wirklich grausam, ja ganz unmenschlich, wenn Du Schuld daran sein wolltest — Du weißt ja, daß ich jetzt, da mein Confirmationsunterricht beginnen soll, an keinen Vergnügungen Theil nehmen kann.“

„Was kann Dich aber von der Reise abhalten, wenn die Mutter fährt?“

„Die Mutter sagt: sie reist nicht ohne Dich; denn sie meint, es schickt sich nicht, daß Du mit Deinem Bräutigam allein zu Hause bleibst.“

„Nun, so wird es sich doch wohl schicken, wenn Du mit Deiner Gouvernante fährst?“

„Ja, die wird fahren! Denkst Du, sie zieht irgend ein Vergnügen in der ganzen Welt der himmlischen Hoffnung vor, mit Herrn Helmer allein zu Hause bleiben und für ihn Fliederthee zusammenrühren zu können! O, wie ärgerlich und unausstehlich

welche den edlen Stolz besitzen, sich nicht um Geld und Ansehen verheirathen zu wollen.

„Wie Du aus diesem Briefe siehst, mein guter Schwager, bin ich sehr ruhig und zufrieden. Ich bin zufrieden mit mir selbst wegen meiner guten Idee; ich bin zufrieden mit meiner Umgebung, die mir nicht das Leben durch sogenannte Auftritte verbittert — diese sind mein Abscheu; und zuerst und zuletzt bin ich zufrieden mit Edith, denn noch nie ist sie eine bessere Tochter gewesen.

„Möchte jetzt nur alles dieses Gute fortdauern, so daß wir im Frühlinge Hochzeit feiern können — denn länger wird es sich denn doch wohl nicht verschieben lassen — und dann, mein lieber Schwager, erwarten wir Dich, damit Du Vaterstelle vertrittst" — u. s. w. . . . .

Wie Viele haben wohl nicht mit der Hofräthin aufrichtig ausgerufen: „möchte alles Gute fortdauern!" — doch launenhafter als irgend ein irdisches Weib ist die Göttin, welche nach Belieben Freude und Schmerz über ihre in der Zeit wohnenden Unterthanen ausstreut.

Diesmal sah es inzwischen so aus, als ob das mütterliche Gebet erhört worden wäre; denn nur Sonnenschein leuchtete über Dagby und die Verlobten.

„Du reisest ja zu dem glänzenden Balle?"

So fragte Graf Hermann an einem Abende kurz nach Neujahr seine Braut, indem er ihr den Stramin aus einem Stickrahmen auftrennen half.

„Willst Du denn hinreisen?" entgegnete sie mit einem schelmischen Lächeln.

„Ich auf einen Ball?"

„Wäre das denn ein Wunder?"

„O nein, ich würde dort nur eine traurige Figur spielen —

doch," fügte er mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „Du bekommst wohl Einen, der Dich fährt!"

„Ja, ich bekäme wohl Einen, der diese Mühe übernähme, und gestehe, ein Ball, der mit einer Schlittenpartie anfängt, hat immer zu meinen Favoritvergnügungen gehört. Nichts desto weniger würde ich" ...

Sie schien über das Ende nachzudenken.

„Würdest Du ...?"

„Ja, lieber Hermann, ich würde diesmal nicht vergnügt sein können, wenn ich wüßte, daß Du hier zu Hause umhergingest und die Stunden zähltest."

„Aber," fiel er ein, kämpfend zwischen dem Verlangen, ihre Aufopferung anzunehmen, und dem Wunsche, sich desselben noch würdiger zu zeigen, wenn er dieselbe ausschlüge — „aber es wäre unedel von mir, wenn ich nur wünschen wollte, Du möchtest zu Hause bleiben — und ich wünsche es nicht."

„Jetzt sollte ich Dich eigentlich dafür strafen, daß Du nicht aufrichtig bist! Kannst Du mich wohl ansehen und behaupten, daß Du wünschest, ich möchte zu Hause bleiben?"

„Nein, meine geliebte Edith, laß mich lieber meine Augen verbergen!" Er warf sich neben Sie hin und neigte das Haupt in ihren Schooß.....

„Wie glücklich sie sind!" flüsterte die Hofräthin, die am andern Ende des Saales mit ihrem Verwalter an einem Tische saß und einige Rechnungen durchsah.

„Ja, sehr glücklich ... zweihundert drei und dreißig Tonnen à zehn Reichsthaler vierundzwanzig Schillinge macht" ...

„Es thut Einem so recht im Herzen wohl, sie zu betrachten!"

„... Macht 2430 Reichsthaler Banco — ein guter Handel, besonders unter den jetzigen Conjuncturen!" . . . .

. . . .

„Siehst Du!" fuhr Edith fort, die für nichts Anderes, als nur den Stramin und den Bräutigam Augen zu haben schien;

„siehst Du nun, daß Du nicht weit damit kommst, wenn Du den Aufopfernden mehr als zum Schein, und kaum das, spielen willst? denn ich sehe mich genöthigt, Dir zu sagen, mein Freund, daß Deine Miene die Wahrheit ausplauderte."

„Aber, Du Engelgute! ich muß mich ja doch einmal an diese Entsagungen gewöhnen; nicht immer kannst Du, jung, lebhaft und gefeiert, Dich selbst um meinetwillen verbergen. Wenn ich auch so schwach bin, daß ich davor zittere, ich könnte eines Tages von Dir geschieden sein, so versichere ich Dich dennoch, ich bin nicht so feige, daß ich das fortwährende Opfer der Freude und Huldigung, die Dich in den Gesellschaftskreisen erwarten, und an welche Du gewöhnt bist, annehmen will."

„Beruhige Dich, mein guter Hermann, das Opfer ist so groß nicht!" und ihre weiße Hand fuhr über die dünnen Locken des Geliebten.

Er blickte zu ihr auf — und mit der irdischen Gluth in seinen Augen mischte sich eine anbetende Verehrung.

„Nun mußt Du gewiß wieder zu dem Federmesser greifen!" fuhr Edith fort, die während der ganzen kleinen Scene mit der einen Hand die Ecke des Stramins festgehalten hatte — „ich nehme es Dir sehr übel, wenn Du keine Neugierde zeigst, meine erste Arbeit für Dich zu beschauen!"

„Ach, laß mich zu Deinen Füßen sitzen: glaube mir, in den langen Stunden der Nacht habe ich Zeit genug, dieser Arbeit, die ich liebe, weil sie von Dir kommt, meine Huldigung zu zollen ... doch jetzt — in diesem Augenblicke — bin ich nicht im Stande, ihren Werth zu fühlen."

Ein fast lautloser Seufzer, der in diesem Augenblicke über Edith's Lippen flog, entging dem Grafen nicht, denn man konnte behaupten, daß er mit seiner Seele jeden Laut, jege Bewegung von ihr auffaßte.

„Dieser Seufzer, Geliebte," sagte er leise, „war kein Seufzer

des Glückes: er fand keine Erwiederung in meiner Seele ... Du dachtest an nichts Gutes."

„Ich dachte an Deine kleinen Eigenheiten, mein Lieber, und sagte zu mir selbst: „wann wird er so frei und stark werden, wie ich ihn zu machen hoffte?"

„Das werde ich erst dann recht, wenn ich an der Hand des Engels in das Paradies trete!" flüsterte er zärtlich und vertrauensvoll.

„Immer Engel — wenn Du doch einmal sehen wolltest, wie irdisch ich bin!"

„Auch die Erde hat ja Engel! ... O Edith, wenn Du wüßtest, wenn Du begreifen wolltest, wie verändert meine Phantasien sind! Mich verfolgt nicht länger jenes Gespenst, das Deine Macht in Ketten gelegt hat, seine höhnende Stimme erreicht nie mehr mein Ohr; doch meine Nächte — immer des ruhigen Schlafes beraubt — stellen jetzt andere Gebilde dar; bald sind sie dem klarsten Morgen des Himmels entwandt, bald der finstersten Nacht des Abgrundes entnommen."

„Mein armer Hermann!"

„Höre! ... Bald bist Du mein, meine angebetete Gattin, die ihre warme Wange an die meinige legt und Liebe athmet, bald wieder bist Du nicht mein: ich bin gezwungen, zu sehen, wie Deine entzückende Gestalt meinen Dir nachstrebenden Armen entschwindet, Du fliehst mich, fliehst ... und andere Arme nehmen Dich auf ... Ich höre es, wie Deine Seufzer sich mit den Seufzern eines Andern mischen, ich höre, daß andere Liebesworte als die meinigen in Deine Ohren geflüstert werden, und ich weine, ich tobe, ich leide tausendfältig grausamere Qualen, als ich jemals litt unter meinen schrecklichsten Visionen."

„Du erschreckst mich, Hermann, ja, Du erschreckst mich wirklich mit dieser unseligen Wildheit, die ich weit entfernt war, zu ahnen!" erwiederte Edith in einem Tone, der ebenso leise war, als der seinige.

„Nein, fürchte Dich nicht! Ich sage mir oft, sehr oft, daß es

unwürdig von mir gehandelt ist, mich diesem Wahnsinne hinzugeben; aber ich besitze dagegen keine Macht — nur Du, einzig und allein Du kannst mich befreien!“

„Ich?“

„Wenn Du unwiderruflich die Meinige wirst, so habe ich nichts mehr zu fürchten.“

„Was kannst Du wohl jetzt fürchten? Bin ich nicht Dein durch ein heiliges, und was noch mehr ist, ein freiwilliges Gelübde?“

„Ich weiß selbst nicht, was ich fürchte; ich weiß nur, daß Du mir noch nicht gehörst durch das einzige Band, das mich vollkommen befriedigen kann.“

„Das ist nicht Recht, mein Hermann; das zeigt, daß Du kein volles Vertrauen gegen mich hegst — Du beleidigst mich!“

„Ich hege zu Dir das höchste Vertrauen, das ein Mensch zu dem andern hegen kann. Und ich hege ein festes Vertrauen zu der liebevollen Vorsehung, die mir nach so vielen bitteren Prüfungen erlaubt hat, ein Ziel zu erreichen, auf das ich nicht einmal das Recht hatte ... O, ich bin auch so dankbar, daß Du von mir unmöglich eine Prüfung verlangen kannst, die ich nicht mit Freuden bestehen wollte. Nichts desto weniger bin ich in den erwähnten Stunden sowohl dem Himmel, als auch dem Fegefeuer anheimgefalleu.“

„Wenn Du aber bei mir bist?“

„Wenn ich bei Dir bin, so gibt es keine Finsterniß in meiner Seele: Du bist ihr Licht — wenn ich nur Dich sehe, so ist Alles Friede.“

„Dank für diese Versicherung, auf die ich mich verlasse! Verlasse Du Dich auf mich und auf meine Versicherung, daß es meine eifrigste Sorge sein soll, in Dir den Frieden zu erhalten und die Wolken zu verjagen. Warte nur, und Du wirst sehen, wie Deine letzten tollen Träume sich auflösen werden!

„Wann darf ich auf diese Auflösung hoffen? Sage mir, wo nicht den Tag, so doch einen bestimmten Monat! ... Welch ein

Talisman wäre das nicht gegen die finsteren Mächte . . . Im Mai, in diesem Monate, da es sich so schön reist — in diesem Monate, wo die ganze Natur zu einem neuen Dasein erwacht . . . den ersten Mai?"

„Wir werden sehen!"

„Gott, mein Gott, Du hörst es: sie sagt nicht nein!"

„Ich sage nicht nein, Du unruhiger, ungeduldiger Mensch! Ich habe nicht das Herz dazu."

„Jetzt trotze ich dem ganzen Anhange der Unterwelt, mir nahe zu kommen! O, Segen über Dich, mein Engel, meine Seele, mein Leben!"

Und er badete ihre Hände mit den Thränen des Glückes . . .

„Auch über dieses andere Geschäft kann ich nicht klagen, mein bester Herr Helmer; es ist eine recht artige Summe. Nun aber, glaube ich, ist es Zeit, unsere Liebenden in ihren vertraulichen Ergießungen zu stören! . . . Sie haben sich einen fatalen Schnupfen zugezogen, Herr Helmer, und Brustschmerzen dazu; Sie müssen Ysopsthee trinken!"

„Nein, um Alles in der Welt, nichts in dieser Hinsicht! — ich möchte mich nicht gerne verwöhnen lassen."

„O," beliebte die gnädige Frau zu scherzen, „so lange es eine Dame in meinen Jahren ist, die Sie verwöhnt, so hat es nichts damit auf sich! Und meine Huldbeweisungen, Ysopsthee und Honig, müssen Sie annehmen; denn, aufrichtig gesprochen, dieser trockene Husten gefällt mir nicht, damit ist nicht zu spaßen."

Helmer blieb die Antwort schuldig auf die herablassende Artigkeit seiner Patronin.

Er wußte eine bessere Kur gegen seinen Husten, die er jedoch nicht vorschlagen konnte, nämlich nicht mehr genöthigt zu sein, in dem Saal zu sitzen, wenn man über Geschäfte zu reden hatte; denn es übertraf beinahe die Kräfte eines Menschen, diese Art von Prüfung auszuhalten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Häusliche Auftritte. Eine Unterredung. Noch scheint die Sonne.

„Mach auf, gute Edith, ich bitte Dich! . . . ich muß nothwendig mit Dir reden!“

„Bald, liebe Olga! Jetzt habe ich zu schreiben.“

„Aber es ist sehr, sehr dringend . . . Liebe, süße Edith, mach auf, mich friert hier draußen! Und ich begreife nicht, warum Du die Thür verriegelt hast!“

„Warte noch eine Viertelstunde, mein Kind; ich kann Dich jetzt nicht einlassen!“

„So muß ich denn wohl gehen, garstige Edith! Mach Dich aber darauf gefaßt: Du hast mich bald wieder hier!“

Olga hielt Wort: nach einer Viertelstunde stand sie wieder vor Edith's Thür.

Diesmal war der Riegel weggezogen.

Das junge Mädchen kam in das Zimmer ihrer Schwester gehüpft.

„Edith!“ rief sie heftig aus, „Du hast geweint; versuche nur nicht, es zu verbergen! und das ist nicht das erste Mal seit Deiner Verlobung, obgleich Du Deine Thränen verheimlichst. Er ermüdet Dich aber auch ganz mit seiner Sentimentalität, seiner Selbstsucht und seiner Langweiligkeit . . . Gott, wie langweilig er ist!“

„Fi, Olga, wie kannst Du so reden! Habe ich geweint — und ich hoffe, Du liebst mich so, daß Du einer solchen Sache nicht erwähnen wirst — so ist das nicht um Hermann geschehen: er gibt mir gewiß keinen Anlaß zu Thränen.

„Aber, liebe Edith, er gibt Dir Anlaß zum Gähnen!“

„Hast Du mich denn schon gähnen sehen?“

„O ja, das habe ich, wenn er es nicht sehen konnte.“

„Jetzt bist Du wirklich boshaft!“

„Nein, ich wage es Dir nur zu sagen. Du willst es Dir vielleicht nicht einmal selbst gestehen ... Doch was wäre wohl da zu verwundern, wenn Dir bei dem ewigen Einerlei Tag aus und ein endlich die Zeit lang würde: er sieht und hört ja keinen Menschen, als nur Dich. Ich begreife gar nicht, wie Du es aushältst!“

„Du bist so wenig delicat, meine kleine Olga, daß ich mit Dir hierüber gar nicht reden kann. Und ich vermuthe noch überdies, daß Du nicht, um mir das Alles zu sagen, so große Eile hattest!“

„Nicht eigentlich; ich wollte Dich aber doch herzlich gerne bitten, Du solltest Dich diesmal nicht um ihn bekümmern. Gute Edith! komme mit nach Ramswik! Dieses Fest, das so lebhaft wird, um den Rittmeister zu bewillkommnen, verdient es wohl, daß Du mit dabei bist.“

„Das glaube ich auch, aber ...“

„Keine Aber, keine Aber! Siehst Du, liebste, beste Edith, sonst komme ich nicht mit dahin, und es wäre doch wirklich grausam, ja ganz unmenschlich, wenn Du Schuld daran sein wolltest — Du weißt ja, daß ich jetzt, da mein Confirmationsunterricht beginnen soll, an keinen Vergnügungen Theil nehmen kann.“

„Was kann Dich aber von der Reise abhalten, wenn die Mutter fährt?“

„Die Mutter sagt: sie reist nicht ohne Dich; denn sie meint, es schickt sich nicht, daß Du mit Deinem Bräutigam allein zu Hause bleibst.“

„Nun, so wird es sich doch wohl schicken, wenn Du mit Deiner Gouvernante fährst?“

„Ja, die wird fahren! Denkst Du, sie zieht irgend ein Vergnügen in der ganzen Welt der himmlischen Hoffnung vor, mit Herrn Helmer allein zu Hause bleiben und für ihn Fliederthee zusammenrühren zu können! O, wie ärgerlich und unausstehlich

können doch die Menschen sein! Wenn der Verwalter sich nicht zierte und reiste — er hat nicht mehr Husten als ich — da bekäme wohl Mamsell Octavie Lust . . . nun aber — o Tod!"

„Gib Dich zufrieden, liebe Olga, wir finden schon einen Ausweg! Nicht um meinetwillen sollst Du dem Vergnügen entsagen, beim Balle den Cousin Abbé wiederzusehen."

„O, nicht eben darum, obgleich er seine Dame in dem Walzer sehr gut führt und den Cotillon wie ein Engel anführt. Doch wärst Du sehr artig, wenn Du einen Ausweg finden könntest!"

„Ich will es versuchen!"

„Und sei nur nicht böse auf mich, weil ich das von Hermann sagte! Ich war verdrießlich über ihn, weil ich meinte, er wäre Schuld an der ganzen Geschichte."

Edith lächelte ohne zu antworten.

Olga aber flog hinauf in ihr Zimmer, um bei der neu erweckten Hoffnung, den Cotillon mit dem Cousin Abbé tanzen zu dürfen, sich mit ihrem Spiegel und ihrer Garderobe zu berathen.

Dieses Gespräch zwischen den Schwestern fand einige Tage nach dem Auftritte statt, welcher das vorhergehende Capitel beendigte. Und da Edith hinabkam, fand sie eben diesen Gegenstand, den Olga ihr vorgetragen hatte, in vollem Gang zwischen ihrer Mutter und ihrem Bräutigam.

„Wenn Ihr es denn so wollt, so mag sie es meinethalben ausschlagen, mit in den Tableaux Theil zu nehmen," sagte die Hofräthin; „das mag sein; aber ich betheure es Dir, mein lieber Hermann, daß sie sich zu einem Gegenstande des Gespräches in der ganzen Gegend macht, wenn sie fortfährt, sich auf diese Weise einzusperren, und das noch dazu in einer Zeit, wo sich die ganze Welt vergnügt."

„Nun, gute Mutter," fiel Edith lächelnd ein, „es wäre ja

auf keinen Fall das erste Mal, daß ich der ganzen Gegend Stoff zu Klatschereien gäbe."

„Nein, mein Engel! das ist eben so wahr, als daß Du immer sowohl das Eine, als auch das Andere bis zum Extrem treibst. Aber ich bin überzeugt, daß Hermann selbst so billig und verständig ist, sich Deinem Vorhaben zu widersetzen rücksichtlich dieses Festes auf Ramswik, welches ohne Zweifel recht glänzend werden wird."

Als der Graf endlich Gelegenheit hatte, sich in Gegenwart seiner Braut zu äußern, sagte er mit großer Herzlichkeit zu ihr:

„Tante hat Recht, und ich versichere Dich heilig, daß ich untröstlich bin, wenn man um meinetwillen unvortheilhaft von Dir redet. Nein, nein; das darf wirklich nicht geschehen!"

„Doch," meinte Edith mit einem Anstrich ihrer alten befehlenden und entscheidenden Laune, „wenn ich nun nicht reisen will — und ich will es bestimmt nicht — soll ich denn gezwungen werden? diese großartigen und glänzenden Feste haben für mich keinen Reiz mehr."

„Sieh hier," rief die Hofräthin aus, „kommt Herr Helmer eben recht, um ihn in ein kleines Familienconseil einzuweihen!" Und mit einigen Worten hatte die gnädige Frau, welche glaubte, Helmer könnte aus Artigkeit keiner andern Meinung sein, als sie selbst, und ferner glaubte, seine Meinung würde einigen Einfluß auf Edith ausüben, ihm den Anlaß ihrer verschiedenen Ansichten mitgetheilt. „Dieser Einfall meiner Edith ist ja ganz widersinnig," so schloß sie, „daß sie auch nicht nach Ramswik fahren will!"

Bei der Appellation an Helmer ging eine leichte Farbeveränderung über Edith's Wange. Auch er erröthete, antwortete aber dennoch, ohne sich im Mindesten zu bedenken:

„Ich wage, mich dem Grafen und der gnädigen Frau gegen das Fräulein anzuschließen. Es ist wirklich wahr, man wehklagt allgemein darüber, daß Fräulein Edith von dem Gesellschaftsleben Abschied genommen hat."

„Eben diese Wehklage habe ich auch über Sie gehört, Herr Helmer!" entgegnete sie lächelnd.

„Meine Entfernung ist eine allzu unbedeutende Sache, als daß sie Bedauern erregen könnte. Ueberdies wissen Alle, daß der Verlust, den ich vor Kurzem erlitten habe, mich hindert, in Gesellschaften Vergnügen zu finden."

„Nun wohl, Herr Helmer! Haben Sie eine Entschuldigung in dem Verluste, den Sie erlitten haben, so finde ich meine Entschuldigung in dem Gewinn, der auf mein Loos gefallen ist. Ich denke künftig ausschließlich der Pflicht zu leben, welche ich übernommen habe, und kehre mich gar nicht daran, was die Welt von mir sagt."

Helmer verbeugte sich und schwieg.

Die Hofräthin aber fiel ein: „Nun, das war mir die allerbizarrste Verdrehung einer Pflicht, die je ein Mensch gehört hat; oder sage mir, was thust Du denn eigentlich Hermann für Gutes, wenn Du während dieser wenigen Stunden zu Hause bleibst?"

„Nicht ich habe zu bestimmen, wie viel oder wenig Gutes ich ihm thue, wenn ich zu Hause bleibe, mein eigenes Gefühl aber kann bestimmen: ich würde mir selbst Böses zufügen, wenn ich ihn verließe. Und laß uns nun kein Wort weiter über diese Angelegenheit verlieren!"

„Nun, ich weissage, diese Manier, anstatt der Braut die Heilige zu spielen, wird die unglücklichste von allen Launen, die Du seit Deiner Geburt gehabt hast; denn merke, meine Tochter, Niemand auf Erden ist für diese Rolle weniger geschaffen, als Du!"

Als Edith sich eben umwendete, um durch einen zärtlichen Blick den bittern Eindruck zu verwischen, den die Worte der Mutter wahrscheinlich auf den Bräutigam hervorbrachten, sah sie, wie dieser, sichtbarlich gepeinigt durch den Streit, still das Zimmer verließ.

Fast in demselben Augenblicke schwenkte auch die Hofräthin hinaus, ärgerlicher als sie seit langer Zeit darüber gewesen war, daß ihr Wille nicht durchging.

Zum ersten Male seit ihrer Verlobung war Edith jetzt plötzlich allein mit Helmer.

Dieses hatten Beide bisher sorgfältig vermieden, jetzt aber war nichts dagegen zu thun.

Inzwischen suchte Edith die ruhige Fassung beizubehalten, deren Studium ihr täglich eine Mühe kostete, welche nur sie selbst kannte und Helmer ahnte. Mit festem Tone sagte sie, indem sie ziemlich ungenirt ihren Blick auf ihn heftete:

„Warum hielten Sie mit meiner Mutter in einer Sache, die ich nothwendig am besten beurtheilen kann?"

„Da die gnädige Frau mich mit ihrem Vertrauen beehrte, so wollte ich nicht gegen meine Ueberzeugung reden."

„Und Ihre Ueberzeugung ist also, daß ein Frauenzimmer, welches sich verpflichtet hat, ihr Leben einem Andern zu weihen, dennoch höhere Pflichten gegen das Gesellschaftsleben hat, als gegen den Mann, der ihr Gelübde erhalten?"

„Nein, weit entfernt: ich bin gewiß der Letzte, welcher einem so unglücklichen Satze huldigt . . . Wenn Sie mir aber erlauben wollten, meine Meinung ohne Umschweife zu sagen . . ."

„Was würde ich dann vernehmen?"

„Sie würden vernehmen, daß meiner Meinung nach diese plötzliche Reform aller Gewohnheiten nicht eben natürlich ist."

„Und doch kann nichts natürlicher sein. Ich bin der alten Gewohnheiten herzlich müde, und alle Reformen bezwecken Verbesserung."

„Ich glaube nicht, Fräulein, daß Sie anfänglich von diesem Gesichtspunkte ausgingen . . . Habe ich anders die Sache richtig verstanden, so wünschten Sie zu Hause zu bleiben, um dem Grafen ein Vergnügen zu machen, welches er gar nicht begehrte."

„Das gebe ich gerne zu."

„Und ich gebe zu, daß mir eben diese Ihre Auffassung vorschwebte, als ich mir die Freiheit nahm, von dem Unnatürlichen, wenigstens dem Aeußern nach, in Ihren Reformen zu reden."

„Nun, wohlan! was weiter?"

„Werden Sie nur nicht böse, wenn ich allzu aufrichtig rede!"

„O nein, das gehörte ebenfalls zu den alten Gewohnheiten — jetzt bin ich viel zu ruhig, um mich reizen zu lassen, besonders durch Etwas, das mir in guter Absicht gesagt wird."

„Dann, mein Fräulein, will ich ohne Furcht, Sie zu beleidigen, fragen, ob nicht ein Mädchen Demjenigen, welchen Sie erkoren hat, ihre Zuneigung auf eine bessere und für ihn glücklichere Weise zeigen kann, als dadurch, daß sie einer Menge von unbeschäftigten Jungen Veranlassung gibt, sich mit ihren Angelegenheiten zu beschäftigen?"

Edith erröthete stark.

„In dieser Sache," sagte sie leise, „glaube ich, daß Hermann anders denkt ... Aus welchem Grunde aber könnten diese kleinen, so sehr getadelten Beweise der Zuneigung für ihn nicht glücklich sein?"

„Aus dem einfachen, daß er dereinst — wenn sie ihm nicht mehr geschenkt werden — eine peinigende Leere fühlen wird."

„Nichts Anderes? ... Eine solche Leere wird ihm wahrscheinlich gespart werden."

„Ach, glauben Sie das nicht, Fräulein Edith ... Wenn Sie selbst rücksichtlich dieser Absonderung nicht länger mit ihm sympathisiren, so kehren Sie zurück zu dem frohen Leben und kommen vielleicht in demselben Verhältnisse Ihrem Schaden wieder nach. Dann wird Graf Hermann unglücklich: er kann über keine Sympathien zu Gunsten der neuen Reform gebieten, er kann nur darüber seufzen, daß sein Glück aufgehört hat."

„Herr Helmer, Sie sind ein allzu ängstlicher Prophet!" sagte sie halb gezwungen, halb betrübt. „Doch fahren Sie fort .... ich stelle mir vor, daß ich die Vorlesung einer moralischen Betrachtung höre, und erwarte, daß diese, wie alle solche Betrachtungen, auf eine gute und klare Hülfsquelle hinweisen wird."

„Gnädiges Fräulein, ich will Sie einzig und allein auf Ihr

eigenes klares Urtheil verweisen und Sie bitten, dieses nicht zu unterdrücken!"

„Was könnte mir denn mein eigenes Urtheil rathen, vorausgesetzt, daß es nicht unterdrückt wäre?"

„Daß Sie bisweilen, aber nicht immer, dem Grafen ein Vergnügen, einen Einfall oder dergleichen, das ihn von Ihrer Zärtlichkeit überzeugen könnte, aufopferten ... Diese Beweise Ihrer Zuneigung würden dann seinem Herzen ebenso viele theure Feiertage werden."

„Wenn mein Urtheil sich so ausdrückt, so können wir gerne gestehen, daß nicht viele Eigenliebe darin liegt, sonst hätte ich gewiß dieses „dann" ausgeschlossen, welches die Absicht zu haben scheint, mich zu überzeugen, daß die erneuerten Beweise meiner Gunst die Stunden der Festtage leicht zu einer Gewohnheit machen könnten."

„Ich vermuthe, daß man sogar im Himmel an die Seligkeit gewöhnt wird."

„Ach so, Herr Helmer, Sie vermuthen das! Aber das ist ja abscheulich!"

„Wie so?"

„Nichts mehr hoffen, nichts mehr genießen zu können!"

„Sie sprechen da eine sonderbare Definition der Gewohnheit aus, mein Fräulein. Was wenigstens die irdische betrifft, so liegt im Gegentheil darin — wenn von einem großen Glück die Rede ist — die stille Hoffnung, daß das Angenehme derselben nicht unterbrochen werden möchte."

„Nun, das ist ja Alles gut!"

„Vielleicht dennoch nicht so ganz gut; denn die Gewohnheit erzeugt unbewußt Forderungen; diese verbergen sich in der Hoffnung, und ferner ...."

„Ferner?"

„Ferner könnte es sein, daß, während die Forderungen an-

wachsen, Sie eines Tages fänden, daß Sie nichts mehr zu geben haben."

„Nun gut, ist man bankerott, so ist ja Alles aus!"

Bei diesen Worten warf Edith sich nachlässig auf das Sopha und fuhr mit dem Schnupftuche hin und her über das flammende Antlitz.

Helmer zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber er betrachtete das junge Mädchen mit einem Blick der tiefsten und ernsthaftesten Theilnahme.

Es war ein schneidender Gegensatz zwischen seinem Blick, seiner ruhigen Miene und den stürmischen Bewegungen, die seine Brust hoben.

Weil sie jedoch nur das Aeußere seines Wesens sah, so hatte er die Kraft, das Gespräch fortzusetzen, in der Hoffnung, daß es ihr nützlich werden könnte. Und wegen der Hoffnung, ihr nützlich zu werden, war ihm jedes Opfer gleichgültig.

„Fräulein Edith! Verzeihen Sie, wenn ich, verleitet von meiner innigen Freundschaft gegen Sie, sage, daß solche Worte äußerst schmerzhaft zu hören sind!"

„Wie so?" fiel sie heftig ein.

„Die Braut, welche im Stande ist, vorauszusetzen, daß sie an Zuneigung bankerott werden kann, hat nicht den wahren Vorsatz, das Glück ihres künftigen Gatten zu bereiten."

„Und ... Das können Sie von mir sagen!"

„Das kann ich von jedem Menschen sagen, der sich auf diese Weise in diesem Verhältnisse äußert. Das Jagen nach einem Scheine, welcher der Wahrheit ähnlich sieht, ist nicht die Wahrheit selbst; diese ist so einfach, daß es keiner Bemühung bedarf, sie zu finden."

„Das mag so sein: wenn nun aber gerade in diesem Jagen ein Verlangen liegt, zu .... mit einem Worte: die Wahrheit läßt sich auf verschiedene Weise suchen — warum sollte sie sich denn nicht auch auf diese Art erreichen lassen?"

„Sie läßt sich auch so erreichen, daran zweifle ich nicht: da-

mit jedoch die künstliche Wahrheit in eine wirkliche übergehe, ist es nöthig, daß man prüft, ob der Grund sicher ist, worauf sie ruht. Die geringste Verrenkung zerstört das ganze Werk, und hier läßt sich nicht nachbessern. Um aber die Bildersprache ganz zu verlassen: wer einen wirklichen, nicht einen eingebildeten Willen besitzt, ein gewisses Ziel zu erreichen, der nehme sich in Acht, daß er nicht zu Anfang seiner Arbeit allzu eilfertig zu Werke geht, denn dann sieht es aus, als ob man blind und gleichgültig, ob es hält oder bricht, darauf losgeht ... Eine zarte Sorgfalt, eine bedächtige Prüfung dessen, was die Unternehmung von uns heischt, ein gerechtes Abwägen unserer Kräfte, damit sie uns an das Ziel tragen, sehen Sie, das wird erfordert, wenn wir dieses erreichen wollen, und nur die Schwäche läßt ihr Ziel auf halbem Wege fahren."

„Dank!" sagte Edith, indem sie sich mit sichtlich wieder erlangter Ruhe erhob. „Dieser Unterredung werde ich gedenken... werde sie nie vergessen, und ... und denken Sie nicht mit Schmerz an meine unüberlegte Aeußerung — sie war nur auf den Lippen!"

Sie verneigte sich leicht und verließ schnell das Zimmer. . .

. . . .

Hätte Helmer ahnen können, daß sie noch einige Augenblicke im Vorzimmer verweilte, daß sie durch die nicht ganz geschlossene Thür einen forschenden Blick zurückwarf, so würde er sich gehütet haben, aus der Rolle seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung zu fallen.

Doch nun, da er meinte, er wäre allein und würde von Niemand gesehen, nahm er das Schnupftuch, welches Edith vergessen, und welches noch vor einem Augenblicke ihre erröthenden Wangen verborgen hatte; drückte dasselbe mehrmals an seine Lippen und warf sich dann auf das Sopha, wo er das Gesicht in dem Kissen verbarg, auf welchem ihr Haupt geruht hatte. . . . . . .

Eine verzehrende Glut brannte in Edith's Adern, als sie, von Angst gejagt, die Treppe hinauf in ihr Zimmer flog.

Jetzt aber tobte sie nicht, wie ehemals bei einer starken Ge-

müthserschütterung, sie fiel nicht in eine Extase der Verzweiflung. Zwar sank sie fast leblos auf einen Stuhl, aber sie behielt dennoch Fassung genug, um zu sich selbst sagen zu können:

„Aus kleinlichem Hochmuth entsagtest Du dem Himmel! ... Aus einer unwürdigen Laune, erzeugt von dem Bedürfnisse, Dir selbst zu entfliehen, da Du in Versuchung geriethest, den Hochmuth zu überwinden, gabst Du das Gelübde Deiner Hand und Deiner Treue einem Manne, den Du niemals lieben kannst. Das Alles ist geschehen ... und nur die Schwäche läßt ihr vorgestecktes Ziel auf dem halben Wege fahren.

„O!" fuhr sie fort, indem einige Thränen leise auf die Hand fielen, welche die Augen beschatteten, „wie habe ich ihn doch verkannt! Welche Liebe, welche Aufopferung, welche Selbstbeherrschung in seinem ganzen Benehmen! Und wie beseligend ist es dennoch im Schmerze, Gewißheit zu besitzen — die Hoffnung zu haben, daß ein solches Verhältniß fortdauern wird!

„Die Dauer" — flüsterte sie mit erstickter Stimme, indem sie aufstand und mit schnellen Schritten auf und ab ging — „die Dauer ist aber doch nur kurz ... der Mai kommt ... und dann ... ja, dann will ich zeigen, daß ich nicht blind vorwärts geeilt bin. Dann wenigstens ist der Schein Wahrheit geworden ... ja, schon von diesem Augenblicke an fühle ich, daß das Glück des armen Hermann eine Wirklichkeit ist ... denn ich will ihm, ohne Uebertreibung, mit mehr Ernst meine Kräfte weihen!"

Als sie zu Mittag ihren Bräutigam wiedersah, war es ihre Absicht, ihn zu benachrichtigen, daß sie nach reiferer Ueberlegung ihren Entschluß in Betreff des Ramswiker Festes geändert hätte. Aber man war schon vom Tische aufgestanden, und noch immer hatte es ihr nicht gelingen wollen, die zarten Ausdrücke zu finden, welche sie nöthig zu haben vermeinte nach der so bestimmt ausge-

sprochenen Versicherung, daß „sie sich selbst Böses zufügen würde, wenn sie zu Hause bliebe.“

„Darf ich nicht ein paar Worte mit Dir reden, meine theure Edith?“ sagte der Graf, indem er seine Verlobte in die Bibliothek führte.

In der Hoffnung, zu Demjenigen, was sie selbst vorzuschlagen gedachte, überredet zu werden, wartete Edith, daß Hermann das etwas verlegene Stillschweigen unterbrechen würde, welches auf seine Worte gefolgt war.

„Geliebte Edith! Mit welcher Standhaftigkeit hast Du nicht allen Bitten widerstanden, um mir ein unsägliches Glück zu bereiten, und zu zeigen, daß Du meine Zufriedenheit und mein Wohlbefinden über Alles setzest ...“

„Guter Hermann! ich ...“

„Still, still! Du darfst kein Wort sagen, ehe ich ausgeredet habe!“ sagte er mit Blicken, die von einem innern Triumph, einer heiligen Zärtlichkeit strahlten.

„So fahre denn fort!“

„Ich habe diesen Beweis Deiner Hingebung nicht annehmen können, ohne Dir zu zeigen, daß es auch mir ein Bedürfniß ist, meinen Geschmack dem Deinigen aufzuopfern.“

„Du?“

„Ja ... vielleicht gebe ich mich der Einsamkeit allzu viel hin. Als Dein Beschützer in der Zukunft muß ich mich ja dennoch etwas in der Welt zeigen, denn Deine Jugend soll nicht in der Ehe ganz begraben werden: der Arm Deines Gatten soll keineswegs ein Kloster für Dich werden; darum will ich es versuchen, diese Apathie zu überwinden, und damit will ich morgen den Anfang machen, indem ich Dich nach Ramswik begleite.“

Der Graf sagte dieses mit einer so einfachen Würde, und es lag so viel wahre und reine Seelengüte in seiner Aufopferung, daß Edith's Augen vor Bewunderung und Dankbarkeit glänzten,

als sie ihm mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Zärtlichkeit die Hand reichte.

Welch ein Beispiel war nicht sein Entschluß für sie, die für alles Edle und Schöne schwärmte!

Und der Entschluß wurde auch wirklich ausgeführt.

Vierzigstes Kapitel.

Das Fest.

Ramswik gehörte nicht zu jenen alten aristokratischen Herrensitzen, welche bei Banketten eine endlose Reihe von großen Sälen und tiefen Gemächern darbieten.

Ramswik war nur ein kleiner, netter Hof mit einem schönen Herrenhause, dessen ganze jetzt erleuchtete Façade sehr einladend aussah; und nicht weniger einladend und angenehm war es im Innern von dem festlich geschmückten Tanzsaale an bis zu dem kleinen Schenkzimmer, wo Lovisa Berntson in ihrem neuen „Bollbußlin-Kleide", einem Geschenk des theuren „Bichael", stand und servirte, während sie in ihrem Herzen sehr viel nachdachte über die wichtigen Fragen, wie viel Zeit sie wohl übrig haben würde, um sich im Tanzsaale aufzuhalten, und auf wie viele Tänze sie da wohl zu rechnen haben könnte. Gewiß würde der gute und muntere Rittmeister es nicht vergessen, daß sie ihm „so banchen Knopf an seinen Westen, so banchen Haken an seinen alten Borgenrock" genäht hätte . . . .

In den beiden Zimmern zwischen dem Tanzsaale und der Schenkstube schwebten die glänzenden Gäste auf und ab. Man plauderte, scherzte, complimentirte, verläumdete einander wie gewöhnlich, während man von Zeit zu Zeit die schönen Arrangements der Wirthsleute pflichtschuldigst bewunderte, und nicht be-

greifen konnte, welche Zauberkraft sich immer auf Ramswik offenbarte.

Es war gewiß eine Thatsache (so meinten Einige), daß die Freiherrin keine Schönheit länger war — wenn sie dies je einmal gewesen — und daß der Baron eigentlich niemals auffallende Gesellschaftstalente gehabt; die Zimmer waren ebenfalls nicht so groß, daß nicht mancher Andere sie größer hätte, und die Soupés (in dieser Hinsicht mußte man ihnen Gerechtigkeit angedeihen lassen) auf keine Weise überlastet. Trotz alle dem waren die Feste auf Ramswik so merkwürdig belebt, daß man sich stets nach der Zeit sehnte, wann sie gegeben wurden.

„Aber," flüsterte ein junges Fräulein ihrer Nachbarin zu, „die Feste beim Baron S. sind dennoch gar nichts im Vergleich mit denen, die in der großen Prachtwohnung auf Dagby gegeben wurden, als der Hofrath noch lebte. Darauf kam erst die Trauer und dann die Verlobung des Fräuleins Edith. Dort sind im vorigen und in diesem Winter nur kleine Gesellschaften gewesen."

„Und etwas Anderes wird es auch wohl nicht geben, wenn nicht bei Edith's Hochzeit," entgegnete die Nachbarin, ebenfalls eine der ehemaligen Ballköniginnen auf Dagby; „denn," fuhr sie lachend fort, „Edith hat sich ihrem gespensterhaften Bräutigam ganz so verschworen, wie man sich in alten Tagen den bösen Mächten verschwor."

„Ja wohl, meine Liebe; doch das ist ihr eigener Fehler: ich würde ihn auf eine andere Art behandelt haben!"

„O, Du bildest Dir ein, daß er ein Mann ist, den man führen kann, wohin man will; nein, glaube das nicht, wenn es auch wirklich den Anschein hat, als könnte sie ihn um den Finger wickeln. Mein Gott, welches unheimliche Leben führt sie jetzt, sie, die früher mit bei allen Vergnügungen war! Und wie viele Geschichten sind nicht von ihm im Gange! Man kann sich wirklich krank darüber lachen, wenn Baron Linden ihn nachahmt, unter andern, wenn er bisweilen hinaus in Gesellschaften soll. Man sagt, er sei so

menschenscheu, daß er selbst auf der Landstraße, um nur keinen Menschen zu sehen, in einem kleinen, sorgfältig verschlossenen Hause reist — das, versteht sich, mit Rädern versehen ist."

„Abscheulich! Sollte sie wohl heute Abend hieher kommen?"

„Wie kannst Du nur daran denken! Sie sitzt zu Hause und füttert ihren Wehrwolf mit Liebkosungen, damit er sie nicht beißt. Nun, nun, jetzt war ich vielleicht ein wenig garstig. Aber wahrhaftig, bisweilen sieht er so finster, verschlossen und langweilig aus, daß man gerne glauben möchte, er hätte große Lust, wenigstens Alle zu beißen, welche nach Dagby kommen."

„Was meinst Du aber wohl, daß dies hier zu bedeuten hat? Der muntere Rittmeister, der den Grafen den Geist in Hamlet zu nennen pflegt, wird jetzt große Augen machen .... Siehe dorthin!"

„Alle Heilige! was bedeutet das? ... Die Hofräthin in dem gewöhnlichen königlichen Staate mit der schnippischen Olga! Und Edith blendend schön wie Frau Hebe selbst an dem Arme des ... Ritters Alonzo! ... Ich betheure, dieser berühmte Held ist aus seinem Grabe auferstanden, um Imogene die Schöne zurückzufordern."

„Armer Graf, kein Mensch kann sagen, daß er übel aussieht! Aber wie verlegen und unbeholfen sieht er aus — er thut mir wirklich leid ... Sahst Du den Blick, den Edith ihm gab? der war so schön und könnte wirklich aufmunternd genannt werden: er lächelt, er sucht seine Verlegenheit zu besiegen — jetzt geht's ja superb! ... Hier haben wir Wirth, Wirthin und Präsentation, aimable Knixe und steife Verbeugungen ... und jetzt ist, Gottlob, der Hasen erreicht hinter dem Stuhle der schönen Imogene: mit dem Ofen im Fond paßt dieser Platz vortrefflich — ich will hingehen, um Edith guten Abend zu sagen, so kann ich ihn mir ordentlich besehen."

Ehe jedoch das kleine Fräulein mit der gesprächigen Zunge

dieses Manöver ausführen konnte, stand schon eine andere Person an Edith's Seite.

Es war der Rittmeister.

Als einen Beweis, daß der Mann mit allen Titeln und allen Talenten nicht immer über seine berühmte Vielseitigkeit gebieten konnte, sehen wir nun, wie er, der mit so vieler Leichtigkeit alle Rollen annehmen konnte, nur mit Mühe im Stande war, seine eigene zu spielen, ja, mit solcher Mühe, daß er mehrere Minuten brauchte, ehe er einen wortkargen Glückwunsch über das Vergnügen, Fräulein Sternfelt wiederzusehen, hervorzubringen vermochte.

Für Denjenigen, der den Charakter des Rittmeisters kannte, war es leicht, zu sehen, daß sein Herz weit tiefer und ernster verletzt worden, als man es bei einem Manne mit seinem Charakter für möglich zu halten geneigt war. Doch litt es keinen Zweifel, daß er die Absicht hatte — wenn er nur erst recht hinein kommen könnte — die Wunde unter der Narrenkappe zu verbergen; denn er würde untröstlich gewesen sein, wenn Jemand von ihm geglaubt hätte, er habe Edith seine Cour in einer andern Eigenschaft gemacht, außer in der eines pfiffigen Speculanten auf die zweimalhunderttausend Reichsthaler, welche dereinst ihr Erbtheil werden sollten ... ohne Erfolg sich um dies beworben zu haben, das war keine Schande.

Er redete also über sein Vergnügen, das Fräulein Sternfelt wieder zu sehen. In der Bemühung, seine Gemüthsbewegung zu verbergen, vergaß er der ganzen Verwandtschaft, welche er so glücklich improvisirt hatte.

„Was bedeutet das, Herr Rittmeister?" fragte Edith munter; „entsagen Sie so ohne alle Umstände der Cousinage? Nun, wenn ich das geglaubt hätte, so würde ich gewiß niemals darein gewilligt haben. Das heißt nicht nur mich compromittiren, sondern auch, was noch schlimmer ist, meine Macht. Was meinst Du wohl,

mein Lieber" — sie wendete sich mit einer schnellen und anmuthigen Bewegung an ihren Verlobten — „Du mußt wissen, zu jener Zeit, da der Herr Rittmeister und ich noch in der Cousinage standen, gab er mir auch den Titel einer Königin."

„Und jetzt fürchtest Du, mit dem einen Titel auch den andern zu verlieren?" sagte der Graf. Aber sein Lächeln war hierbei so leer, daß man sehr gut sehen konnte, wie dieser Ton eine Art von geheimer Tortur für ihn war.

„Der Verlust eines Unterthanen ist sehr gering, wenn die Königin einen Selbstherrscher gewonnen hat, und alle Könige sind Selbstherrscher!" fügte der Rittmeister hinzu mit einem Lächeln, das frei und munter sein sollte, aber doch einen unangenehmen Anstrich von Sarcasmus erhielt.

Gleich darauf entfernte sich der „junge, muntere Mann" mit dem Vorgeben, er habe bei den Tableaux, die arrangirt werden sollten, etwas zu thun; doch verließ er das Zimmer nicht, ehe er die Hofräthin (welche er gnädige Tante zu nennen nicht vergaß) complimentirt und die Cousine Olga zu dem ersten Walzer engagirt hatte.

„Sieh da, ein Feind unseres Glückes!" — er sagte unseres, der gute Graf: „ein verschmähter Liebhaber wird selten ein Freund."

„Dennoch ereignet es sich wohl zuweilen mit edleren Naturen. Das darf man aber von unserm Rittmeister wenigstens jetzt noch nicht erwarten."

„Ich verlange es von Keinem," antwortete Hermann mit leisem Flüstern; denn ich würde keinen ruhigen Augenblick haben, wenn ich wüßte, daß irgend Jemand, der früher Liebe gegen Dich gezeigt hat, Dich jetzt seine Freundin nennte und mit Dir als mit einer solchen umginge."

„Aha, mein Lieber, Du verräthst da einen Fehler, von dem ich nichts gewußt habe, eine kleine Neigung zur Eifersucht!"

„Kann man lieben ohne Eifersucht?"

„Das sollte ich meinen."

„Laß uns über diesen Gegenstand hier nicht reden! ... Du denkst natürlicher Weise zu tanzen?"

„Ja, das versteht sich!"

Edith verstand zwar den eigentlichen Sinn der Frage, doch da sie sich ihrer jetzt festgestellten Principien erinnerte, mit den Reformen nicht zu eilen, die Aufopferungen nicht zu einer Gewohnheit zu machen, so stellte sie sich, als merkte sie gar nichts, obgleich sie wirklich mit vielem Vergnügen von dem Tanze befreit gewesen sein würde.

Der Graf antwortete nur mit einem Seufzer, und gleich darauf folgte ein neuer Seufzer, als Edith ein Engagement nach dem andern annahm.

Ein Geräusch an der Thür des Speisesaales, der jetzt zu einer Art von Theatersalon verwandelt und decorirt worden war, gab das erste Signal zu der Eröffnung des Festes. Gleich darauf zeigte sich der Wirth selbst. Munter, roth, eifrig und mit jener Miene von Geschäftigkeit, die mit dergleichen Anordnungen auf dem Lande gewöhnlich verbunden ist, zeigte er an, daß Alles in Ordnung wäre.

Eine ganze Reihe von schönen Tableaux nahm nun die Bewunderung der Gäste in Anspruch, und der kleinen gnädigen Frau von Glanberg wäre vor Entzücken das Herzchen fast gesprungen bei der Furore, welche sie in jeder Scene machte, worin sie sich zeigte ... und es ist immer eine große Erleichterung der Qualen, Anerkennung zu finden, wenn auch nicht Alle verstehen, was Reiz und Liebenswürdigkeit eigentlich ist.

Endlich war noch ein Tableau übrig.

Edith, welche sowohl der Gemälde, als auch der unaufhörlichen Wiederholung der einförmigen Phrasen „charmant! superb! ach, entzückend!" u. s. f. müde geworden war, hatte sich eben zu dem Grafen Hermann gewendet, um seine Meinung zu hören, als der Vorhang wieder aufging, ohne daß Jemand seinen Beifall laut zu erkennen gab.

„Ha!“ rief der Graf leise aus.

Edith wendete sich wieder um, fuhr aber in demselben Augenblicke so heftig auf, daß der Bräutigam sich erschreckt zu ihr herab bückte.

Doch bekam er Edith's Gesicht, auf welchem zwei Blumen von dunklem Purpur sich plötzlich zeigten, nicht zu sehen. Ihre Augen warfen unverwandt ihren funkelnden Glanz auf die Scene.

Dieses Gemälde, welches einen so großen Eindruck hervorgebracht hatte, daß es im Saale still geworden war, stellte den Marius im Gefängnisse dar und zwar in dem Augenblicke, da der Cimber, welcher hingeschickt ist, ihn zu morden, ergriffen von der stillen Ruhe und der beherrschenden Hoheit in dem Gesichte des Marius, den Dolch wegwirft. Es war unmöglich, etwas Täuschenderes zu sehen, als den gefallenen römischen Helden, sitzend auf einem Absatze der hervorspringenden Mauer seines Gefängnisses — dieses Gefängnisses, das sein Vaterland ihm zur Belohnung seiner großen Dienste gegeben hatte.

Der Ausdruck in dem kraftvollen und erhabenen Antlitze des Marius, sowie auch in seiner ganzen Stellung, war so, wie man ihn bei Demjenigen ahnen konnte, der mit der Gunst des Volkes nicht das Zeugniß seines Innern von Dem, was er eben diesem Volke gewesen, und was er noch jetzt in seinen eigenen Augen ist, verloren hat. Selbst in der Art, wie sein dunkler Mantel in Falten um ihn geschlungen war, glaubte man die bewußte Hoheit zu entdecken, die keine Bewegung machen kann, ohne den wirklichen Patricier zu verrathen.

Erst nachdem der Vorhang gefallen war, brachen die lebhaften Beifallsäußerungen hervor; doch wie oft man auch da Capo rief, so ließ sich Marius nicht wieder sehen, und erst da man sich im Tanzsaale sammelte, trat sein Repräsentant herein.

„Das war eine ganz unvergleichliche Ueberraschung, eine höchst interessante Ueberraschung, mein bester Herr Helmer,“ rief die Hofräthin, und winkte ihren bewunderten Bruksverwalter zu

sich. „Wie in aller Welt ging das zu? Sie waren ja zu Hause, als wir abfuhren!“

„Ich hatte auch nicht die Absicht, zu kommen, doch ein überredendes Billet des Barons bewirkte heute Nachmittag eine Veränderung. Man ist immer schwach, wenn man unentbehrlich genannt wird, und da der Baron G. keine andere Hauptfigur für sein Tableaux hatte, wovon er schon früher mit mir geredet, so mußte ich kommen.“

„Aber warum reisten Sie denn nicht mit uns?“

Helmer erröthete ein wenig: es würde ungemein schwer gewesen sein, das „Warum“ der Hofräthin zu beantworten; denn, hätte er sich an die Wahrheit halten wollen, so hätte er sagen müssen: „ich wollte mich nicht entschließen, bevor ich mich mit eigenen Augen überzeugt hatte, ob Edith wirklich fuhr — eine Aenderung in ihrem Entschlusse wäre so leicht möglich gewesen, für mich wäre es aber nicht möglich gewesen, eine Aenderung zu treffen, wenn ich vorher gesagt hätte, daß ich zu reisen gedächte.“

Laut sagte er: „Ich konnte mich erst im letzten Augenblicke entschließen, aber es ging um so schneller, nachdem der Entschluß einmal gefaßt war, denn ich war eine Viertelstunde nach den Herrschaften hier.“

„Und meine gute Octavie sitzt zu Hause, um den Patienten zu pflegen!“

Die Hofräthin drohte mit dem Finger.

„Es ist nicht mein Fehler,“ entgegnete er lächelnd, „daß die gnädige Frau und Mamsell Octavie beschlossen haben, mir alle Arten von Kränklichkeiten aufzubürden: das Gewisse bei der Sache ist, daß ich selbst keine einzige kenne.“

Jemand von den großen Celebritäten kam nun, um Helmer zu becomplimentiren; er wurde von der Seite der Hofräthin in demselben Augenblicke gerissen, da der Walzer aufgespielt wurde ... Der Ball nahm seinen Anfang.

Immer die Erste durch ihre Schönheit, ihren Reichthum, ihren

überstrahlenden Glanz, schwebte Edith an dem Arm eines mit Orden geschmückten Officiers in den Reihen des Tanzes. Ihr stolzer, geschmeidiger Wuchs, ihre üppigen Formen, leicht umhüllt von dem himmelblauen, mit weißen eingewebten Blumen gezierten Atlaßkleide, dessen weiter Besatz an der einen Seite von einem geschmackvollen Blumenstrauße getragen wurde, schien so recht für diese anmuthigen und lebhaften Bewegungen geschaffen zu sein. Und ihr Antlitz, auf welchem unter den Blitzen einer funkelnden Begeisterung, einer lebensvollen Fröhlichkeit eine sehnsüchtige Melancholie hervorschimmerte, hatte noch nie ein so blendendes Colorit gehabt, so wie auch ihre bernsteinfarbigen Locken nie eine so reiche Pracht gezeigt hatten; sie warfen die Flammen zurück, welche die Lichter auf die Smaragde des Stirngeschmeides streuten.

Graf Hermann hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, er fühlte sich nicht allein genirt, sondern ganz aus seiner gewöhnlichen Lage gerissen; jedes Wort, womit er die Bemühungen der frohen Gäste, ihn wenigstens in ein Gespräch zu ziehen, erwiederte, war gezwungen, und in Folge dessen erhielt er eine ganze Legion von Zungen gegen sich.

Anfangs kam er nach jedem Tanze regelmäßig zu seiner Braut, und sie lächelte und plauderte freundlich mit ihm. Aber obgleich sie von Herren umgeben war, obgleich sie mit Allen kokettirte und scherzte, sah es dennoch so aus, als ob sie bisweilen einen so fremden, kalten und gleichgültigen Blick um sich werfe, daß der Graf fühlte, wie sein Herz fror; ja dieses Herz starrte noch mehr, als er sich einbildete, daß ihre Augen mit einem suchenden Ausdruck den Saal durchflogen — doch das konnte wohl nicht sein, denn dieser suchende Blick traf ja ihn nicht.

Bald aber vermochte er seinen Stern nicht mehr zu suchen — es schwindelte vor seinen Augen.

Der Lichtschimmer, welcher in den Facetten der Kronleuchter zitterte, die Musik, das Geräusch des Tanzes, der Duft der Blumen, die fliegenden Locken und flatternden Kleider der tanzenden

Damen, Alles vermischte sich zu einem bachanalischen Tanze von Furien.

Er war nahe daran, zu fallen, und würde auch vielleicht gefallen sein, wenn nicht Helmer, welcher ihn nie aus den Augen verloren hatte, vorgetreten wäre, ihn leise berührt und ihm mit einer Stimme der herzlichsten Theilnahme zugeflüstert hätte:

„Wenn Sie befehlen, Herr Graf, so suchen wir einen Hafen in einem andern Zimmer, wo es nicht so warm ist!"

Mit einem behaglichen Gefühle, nicht ganz verlassen zu sein — er hatte die vielen Winke der Hofräthin nicht bemerkt, die artige Einladung des Wirthes zum Spieltische nicht gehört — ergriff er heftig Helmer's Arm und sagte:

„Ja, führen Sie mich hinweg von hier ... diese Luft ist tödtend, diese Musik, dieser Tanz teuflisch ... kommen Sie, kommen Sie!"

Und Arm in Arm wanderten sie durch den großen Saal in eines der Eckzimmer neben dem kleineren Besuchzimmer.

Aber welche Augen folgten ihnen wohl, welche Ohren vernahmen wohl selbst in dem Geräusche des Tanzes Worte, wie diese:

„Hat man wohl jemals zwei merkwürdigere Contraste gesehen? Wüßte man nicht, wer der Graf und wer der Bruksverwalter ist, so könnte man in Versuchung gerathen, einen verzeihlichen Fehlgriff zu thun!"

Es war die Braut, welche sah und hörte, welche die Gedanken der Uebrigen verstand und dieselben theilte, und welche nicht im Stande war, einen Seufzer zu unterdrücken, als sie ihren gebeugten, gelblich-bleichen Bräutigam, dessen Gesicht jetzt von innerer Pein schrecklich entstellt war, von dem hehren, in der Manneskraft blühenden Helmer, dem Alle einen huldigenden Blick schenkten, gestützt erblickte.

Doch trotz des Seufzers und der Gedanken eilte Edith, sobald der Tanz zu Ende war, in das Zimmer, in welchem er jetzt auf dem Sopha neben Helmer saß, der aber dem Fräulein augenblicklich seinen Platz abtrat.

„Mein guter Hermann! Das Alles macht Dir Pein, ich sehe es wohl, und ich mache es mir selbst zum Vorwurf, daß ich Dein Opfer annahm!"

Sie streichelte mit ihrer weißen Hand die bleiche Stirn des Bräutigams.

„Dank, o Dank!" flüsterte er. „Aber ich bin müde, so müde, daß Du es nicht übel nehmen darfst, wenn ich abreise!"

„Nein, das werde ich nicht; aber Du darfst nicht allein reisen, auch geht es wohl nicht gut an, daß ich .... diese dummen Förmlichkeiten mit allen unausstehlichen Prätentionen über das Passende und Unpassende, würden Ach und Weh schreien, aber ich eile hinein und rede mit der Mutter: ich hoffe, wir reisen Alle!"

„Wenn ich," sagte Helmer, „das Vergnügen haben darf, den Herrn Grafen zu begleiten, so bin ich augenblicklich bereit."

„Unmöglich! Kann ich nicht allein reisen, so bleibe ich hier. Das ist abgemacht, vollkommen abgemacht!"

Doch der Graf brauchte weder zu bleiben, noch auch allein zu reisen; denn jetzt entsann sich Edith mit Freuden, daß sie aus eigenem Antriebe Nilman gebeten hatte, nachzukommen ... und als Helmer, der sogleich hinaus eilte, um sich zu erkundigen, ob der unentbehrliche Nilman da wäre, mit der willkommenen Nachricht zurückkehrte, daß dem so wäre, so wurde der Graf schnell ebenso ruhig, wie ein Kind zu werden pflegt, das sich vor Gespenstern fürchtet und sich plötzlich wieder in der Nähe seiner Wärterin sieht.

Mit großer Zärtlichkeit, diesmal aber doch auch mit unverstellter Freude, nahm er Abschied von seiner Braut, die in dem leeren Zimmer so lange zurückblieb, bis Helmer, der den Grafen hinab begleitete, mit den letzten freundlichen Grüßen des Abgereisten zurückkehrte.

„Nein," sagte Edith, indem sie ihre eigenen Gedanken, nicht aber Helmer's Rede beantwortete, „ich sehe wohl, daß ich mich von diesen Zerstreuungen des Lebens entwöhnen muß — und das kann auch einerlei sein, der Verlust ist nicht so groß."

Ihr Ton hatte nicht seinen silberklingenden Wohllaut: er klang höhnisch.

„Aber," wendete er ein, „es schien mir, mein Fräulein, als wären Sie heute Abend sehr vergnügt gewesen!"

„Ja, versteht sich — sehr vergnügt — o, sehr, sehr vergnügt!"

Sie streifte mechanisch über die Juwelenbracelette, die ihren weißen, festen Arm umschloß; das Schloß sprang auf, der Schmuck fiel auf die Erde.

Helmer bückte sich schnell, hob ihn auf und reichte ihn ihr. In der Verwirrung begann sie selbst zu versuchen, ihn wieder zu befestigen, doch das Schloß wollte nicht fassen.

„Darf ich behülflich sein?"

Helmer sagte sich selbst, es würde lächerlich sein, wenn er sich diesem kleinen Höflichkeitsdienste entziehen wollte.

„Ich bin ihnen sehr verbunden!"

Sie reichte ihm den Arm hin.

Als er sich jedoch näher herab bückte, um das Schloß besser sehen zu können, und statt desselben diesen sammetweißen Arm mit seinen feinen blauen Adern und seiner Form — seiner Form! — sah, stieg ihm das Blut zu Kopfe, und so sehr er sich auch bemühte, so bekam er den Haken nicht in das Schloß. Er athmete schwer . . . seine Stirn berührte den Arm — noch einmal fiel die Bracelette auf die Erde.

„Geben Sie her!" sagte Edith mit einem Schein von Ungeduld. „Ich will im Saale Jemand bitten, mir zu helfen!"

Sie riß Helmer den Schmuck aus der Hand und näherte sich eilfertig der Thür.

„Fräulein Edith! Einen Augenblick, wenn ich es wagen darf, Sie aufzuhalten!"

Sie stand still und wendete sich um.

„Ich habe noch nie das Glück gehabt, mit Ihnen zu tanzen, und in diesem Winter sollte ich eigentlich gar nicht tanzen; doch wenn . . . wenn Sie einen Walzer übrig hätten . . .?"

Man hörte es seiner Stimme an, so ruhig er sie auch zu machen versuchte, daß er noch unter dem Einflusse des Rausches stand.

„Nein, tanzen Sie nicht!" sagte Edith, welche der Gefahr instinktartig zu entgehen suchte, „verwischen Sie nicht den Ausdruck, welchen Marius zurückgelassen hat!"

Diesmal hatte jedoch Helmer keine Macht über seine Vernunft. Die unglückliche Bracelette war Schuld daran, daß er nur der Leidenschaft Gehör schenkte.

„O, einen einzigen armseligen Tanz könnte Fräulein Edith dem unbedeutenden Verwalter doch wohl schenken!"

„Wollen Sie es denn wirklich?"

„Ja!"

„Wohlan denn!" . . . Ihr Blick ruhte fast mit einem halben Vorwurf auf ihm; darauf fuhr sie kaum hörbar fort: „den, der auf diesen folgt!"

Sie eilte hinweg.

Jetzt sollte Edith mit dem Rittmeister walzen, der heute Abend so ganz außer seiner gewöhnlichen Laune war, daß Niemand ihm einen Einfall oder eine Citation zu entlocken vermochte . . . Er gab Müdigkeit nach der Reise vor und ließ es sich gar nicht anfechten, daß sowohl Wirth als Wirthin als auch die Gesellschaft es herzlich bedauerten, den interessanten Gesellschafter, Baron von Linden, vermissen zu müssen.

„Wie kann man so viele Beileidsbezeigungen entgegen nehmen, und dennoch nicht ein einziges seiner liebenswürdigen Talente zeigen?" fragte Edith, als sie im Tanze ruhten.

„Das ist ja bloße Politik, mein Fräulein! Auch Harlekin läßt das Publikum warten: durch diese Finte werden die Beifallsbezeugungen um so stürmischer, wenn er späterhin seinen Hokus-Pokus wieder macht."

„Welch ein Ehrgeiz!"

„Ja, jeder Mensch hat seine Ehrbegierde: der Eine figurirt

selbst als Thor und läßt die Welt über sich lachen, der Andere zieht das Marionettenspiel vor und schiebt einen andern Thoren vor sich her, damit die Welt zur Abwechslung einige Thränen vergießen kann — das Alles ist gleicher Dankbarkeit werth, und das Publikum wird gewiß auch das Eine ebenso gut zu schätzen wissen, wie das Andere."

Edith hielt es unter ihrer Würde, eine Antwort zu geben. Aber sie verstand, daß Derjenige, den die Gefühle in einem solchen Grade besinnungslos machten, daß er im Stande war, so bittere, kühne und beleidigende Worte auszusprechen, als ein Feind zu betrachten wäre — und als einen solchen betrachtete sie ihn auch von diesem Augenblicke an.

Die tiefe Bosheit des Rittmeisters würde auf Edith einen noch größeren Eindruck gemacht haben, wenn nicht ihre ganze Seele auf den Walzer gerichtet gewesen wäre, der auf diesen folgen sollte; und nachdem einige „ewig lange" Françaisen sich durch den gewöhnlichen Kreisgang geschleppt hatten, erklangen wieder, nicht die Straußischen Töne — diese hatten noch nicht angefangen zu entzücken und zu verzücken — sondern die Töne, welche damals das junge Blut elektrisirten.

Wer aber, außer Edith, selbst Herzklopfen bekam, das war die Hofräthin und die kleine gnädige Frau von Glanberg, als Helmer, den man am Spieltische glaubte, weil man ihn so lange nicht gesehen hatte, von einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit strahlend zu Edith trat, und als diese sich augenblicklich erhob und ihre Hand in die seinige legte.

„Hm!" sagte die Hofräthin zu sich selbst: „das war etwas ganz Unerwartetes, ja, höchst Unerwartetes!" Die gnädige Frau konnte ihre Augen nicht von dem walzenden Paare abwenden.

Und welch ein Walzer!

Edith, umschlossen von Helmer's Armen, fast von ihm getragen, schwebte dahin, ohne irgend ein Bewußtsein zu haben, außer der dunklen berauschenden Seligkeit von dem Genusse des Augen-

blickes. Ihr kurzer, flammender Athem mischte sich mit dem seinigen. Helmer's Augen suchten und fanden die ihrigen — sein Arm erkühnte sich, ihre schlanke Gestalt fester zu umschließen . . . . Er fühlte sich beinahe vom Schwindel ergriffen.

Plötzlich aber stand er still.

„Ich will Sie an Ihren Platz zurückführen, bestes Fräulein!" sagte er mit unsicherer Stimme.

„Danke!" antwortete sie fast lautlos, und mit diesen Worten war der Walzer beendigt, ehe sie zweimal rundum getanzt hatten.

Dennoch hatte er lange genug gedauert, um sie Beide zu überzeugen, daß sie ihn niemals hätten beginnen sollen.

„Befandest Du Dich nicht wohl, liebe Edith? was war Dir, daß Ihr so bald aufhörtet?" fragten die geschäftigen Freundinnen. „O, er führte Dich göttlich! wie herrlich tanzt er! . . . oder wurde e r vielleicht krank?"

„Keines wurde krank!" antwortete Edith kurz und abweisend: „Aber ich bin so müde, daß ich heute Abend um keinen Preis mehr tanzen will."

Und sie tanzte auch an diesem Abende nicht mehr.

Einundvierzigstes Kapitel.

Federwolken.

Am Tage nach dem Balle auf Ramswik hatte Helmer eine Geschäftsunterredung mit der Hofräthin, deren Resultat war, daß eine längere Reise, die Helmer für Rechnung des Hüttenwerks erst gegen das Ende des Februar hätte antreten sollen, schon auf den folgenden Tag festgesetzt wurde. Er brauchte kaum die Nothwendigkeit der Beschleunigung zu beweisen — das Stabeisen und die Nägel konnten ja vielleicht im Fallen sein — so erklärte die Hof-

räthin sogleich ihren Beifall; und es war unmöglich, zwei Personen zu finden, die über die Wichtigkeit einer Angelegenheit einiger sein konnten, an welche doch Beide vorher gar nicht gedacht hatten.

„Der Mensch," dachte die Hofräthin, als sie wieder allein war, „hat an Verstand seines Gleichen gar nicht; er ist in hohem Grade zu schätzen! Sichtbarlich kam er gestern zu der Kenntniß seiner oder auch ihrer Schwäche . . . Nun, mit einem solchen Ehrgefühl ist leicht fertig zu werden. Ich werde ihm sagen, daß ich, von seiner Rückkehr an gerechnet, ihm seinen Lohn mit einigen hundet Reichsthalern zu erhöhen gedenke. Das verdient er!"

Edith wußte von gar nichts.

Sie hatte den ganzen Tag, wie Olga es höhnisch nannte, mit ihrem Verlobten getändelt. Der Graf lag, heimgesucht von Fieber, Kopfschmerzen, Unruhe, Mattigkeit und einem kleinen Anstrich von Ungeduld, auf dem Sopha in der Bibliothek. Die Ungeduld offenbarte sich darin, daß er jeder Bewegung Edith's mit den Augen folgte, wenn sie sich nur der Thüre näherte.

„Du gehst immer von mir hinweg!" klagte er am Abende, als die Ungednld sich nicht länger auf die Sprache der Blicke beschränken lassen wollte.

„Lieber Hermann, ich ging ja nur, um Dir Deinen Trank zu holen!"

„Was frage ich nach dem Trank? Ich frage nur nach Dir?"

„Aber mich interessirt es um so mehr, daß Du bekommst, was Du einnehmen mußt, mein guter Hermann! . . . So; sei jetzt nur ruhig — hier hast Du mich!"

„Reiche mir Deine Hand! . . . wie Viele haben diese nicht gestern berühren dürfen!"

„Ja, im Tanze!"

„Das ist hinreichend . . . sehr Vieles kann sich im Tanze ereignen."

Edith konnte bei dieser Anspielung, die der Wahrheit so nahe

kam (oder vielmehr die Wahrheit selbst war), nicht über ihr Blut gebieten: die rothen Wolken stiegen empor bis zu ihrer Stirn und redeten ihre eigene Sprache, während die Lippen schwiegen.

„Warum erröthest Du, Geliebte, bei dieser zufälligen Aeußerung?" fuhr er fort, indem er sich heftig erhob und sie mit Blicken betrachtete, in denen gar kein Argwohn, wohl aber Verwunderung lag.

Edith fühlte einen Stich in ihrem Herzen. Doch sie mußte sich fassen und sie that es.

„Hermann, woher kommt das? Willst Du mir ein ebenso zufälliges Erröthen zum Vorwurf machen? Ich muß Dir sagen, daß Du mich fast beleidigst!"

„Ach vergib, vergib! Mein Kopf ist krank: ich weiß wirklich nicht, was ich sage ... ich Dich beleidigen, ich, der Dich anbetet und hochschätzt! Aber, o Gott! warum bin ich nicht wie die Andern?"

„Wenn Du Dich nur ernstlich bemühen wolltest, guter Hermann, so könntest Du gewiß viele von Deinen Grillen überwinden. Aber Du unterhältst Deine Gemüthskränklichkeit gerade dadurch, daß Du zu furchtsam bist, der Macht dieser Kränklichkeit zu trotzen."

„O Edith, was sagst Du!" rief er aus mit dem Tone des bittersten Schmerzes; „Du willst andeuten, daß ich wieder unter dem Einflusse ... meiner Gemüthskrankheit stehe! Wie konntest Du ein Herz dazu haben? Doch Du hast Unrecht. Wenn Du, was Gott verhüten wolle, mich sähest, wenn ich wirklich krank bin, da würdest Du es verstehen, daß ich jetzt gesund, völlig gesund bin. Diese kleinen Unpäßlichkeiten, die, wie ich glaube, nur dem Körper angehören, bedeuten gar nichts."

„Um Gottes willen, Hermann, werde nicht so heftig! ... Ich meinte nicht — nein ich war weit entfernt, die Gemüthskrankheit zu meinen, an welche Du denkst; ich meinte nur, Du müßtest es versuchen, die kleine Kränklichkeit auszurotten, die noch

in Deiner Seele übrig ist. Laß uns frische Luft, Bewegung und bisweilen ein wenig Gesellschaft versuchen!"

„Hu, rede doch davon nicht!"

„Wenn wir aber unsere Hochzeit erst gefeiert haben" — jetzt war es Edith, die bei ihren eigenen Worten ein inneres „Hu!" nicht unterdrücken konnte — „wenn wir Dagby verlassen und reisen, da mußt Du ja draußen sein und immer neuen Gegenständen begegnen!"

„Das ist etwas ganz Anderes. Bei dem Anblicke der Naturscenen wird nicht das Auge, nicht das Ohr geplagt; im Gegentheile, sie geben der Seele neues Leben, wogegen alles Andere den Geist ermüdet."

„Doch sage: können wir denn unser Leben stets hinbringen, einzig und allein von Naturscenen umgeben? Sollen die Städte, die Menschen und das bewegliche Leben nur eine dunkle Sage für uns sein? Vorgestern, da Du Dich zu dem kleinen Ausfluge nach Ramswik entschlossest, redetest Du ganz anders."

„Das that ich, doch . . . Armes, junges, schönes Mädchen!" fuhr er in einem schmelzenden Tone fort, „ich versprach Dir wohl, daß der Arm Deines Gatten kein Kloster für Dich werden sollte, und jetzt fürchte ich, er wird für Dich das kalte Grab!"

„Du bist heute Abend düster, mein armer Hermann, darum denkst Du so . . . Laß mich Dir jetzt ein kleines Lied vorsingen!"

Er nickte dankbar und drückte seine heißen Lippen auf ihre Hand.

Edith nahm die Guitarre, präludirte leise und sang, bis das Haupt des Bräutigams immer tiefer auf das Kissen hinabsank und er entschlummerte.

Der Mond schien in das Zimmer und beleuchtete das bleiche Gesicht des Grafen.

Das junge Mädchen faltete ihre Hände und erhob sie gen Himmel. „Welchen Beruf habe ich übernommen! Gott, mein Gott, gib mir Kraft, ihn auszuführen!"

Die Guitarre glitt hinab auf die Matte; das Geräusch weckte den Grafen.

Er fuhr auf. „Was war das? . . . wo bist Du?“

„Hier neben Dir!“

„O, es war mir, als sähe ich Dich in dem infernalischen Tanzsaale, und als suchten Deine Augen Jemand, aber das war ich nicht.“

„Du träumst, mein Hermann!“

„Ja, ja, ich weiß wohl, daß ich nur träume, doch das ist schon genug.“

Die Nachricht von Helmer's Abreise — wir müssen es zu Edith's Ehre sagen — machte ihr mehr Freude als Schmerz.

„Da er sich einen Vorwand gesucht hat, mehrere Wochen lang von hier entfernt zu sein, so hat er die Gefahr seiner Anwesenheit auch für uns Beide eingesehen.“

Sie sagte das Wort Beide mit vollem Bewußtsein; denn obgleich sie nicht wußte, woher sie die Ueberzeugung genommen hatte, daß Helmer ihr Geheimniß durchschaut hätte, so wußte sie dennoch, daß dies der Fall war; und sie wußte auch, daß sie sich nicht beleidigt, sondern eher sicher fühlte, weil sie auf gewisse Art unter seiner Obhut stand . . . unter seiner, dessen festen und hohen Charakter sie jetzt, da der Hochmuth und das Vorurtheil weggefallen waren, stets in immer klarerem Lichte sah.

Zwar ließ es sich nicht läugnen, daß seine Festigkeit auf dem Wege gewesen war, zu schwanken, daß er, gleich ihr, von dem Schwindel ergriffen worden war; aber konnte sie wohl den Blick vergessen, mit welchem er so plötzlich den Walzer schloß? Mehr als Worte erklärte er den kraftvollen Entschluß seiner Seele — und dieser Entschluß, zeigte er sich nicht klar in seiner Abreise?

Und jetzt war er fort.

Seit dem November, da Onkel Janne gereist war, hatte er mit Edith fleißig Briefe gewechselt. Aber unter Allem, was Edith

schrieb, war nichts zu finden, das mit ihren neuen Pflichten in Widerspruch war, und die warmen, herzensguten Antworten des alten Mannes, seine sanften Warnungen und einfachen, aber weisen Rathschläge wirkten wohlthätig auf Edith's Herz. Sie zitterte nur für die Zeit, da dieser wohlthuende Briefwechsel nicht mehr regelmäßig bleiben konnte, da er bald auf seine und sie später auf ihre große Wanderung sich begäben . . . Doch vorher sollten sie sich ja noch einmal treffen.

Von häuslicher Einrichtung und dergleichen wurde gar nichts geredet; die Neuvermählten wollten wenigstens ein Jahr oder noch länger ausbleiben, und wenn sie dann zurückkämen, so hätte wohl die Mutter dafür gesorgt. Odensborg, das zweite von den drei Gütern der Hofräthin, konnte bis dahin wohl tapezirt und decorirt werden — daran zu denken, war eben nicht so angenehm.

Zu der unaussprechlichen Marter des Grafen trat jetzt auf Dagby sein Plagegeist, der Rittmeister, von Neuem auf, und das beinahe in seiner alten Narrenkappe.

Jetzt gab es Vorschläge und Arrangements aller Art: Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen, kleine extemporirte Scenen, bald aus der Köthnerstube, bald aus dem Gesellschaftsleben, bald aus dem — Thierleben; und gewöhnlich kamen diese Phantasien so plötzlich zum Vorschein, daß man an gar nichts dachte, da der Rittmeister alle Lichter von den Tischen riß, sie in eine Reihe auf den Fußboden setzte, um eine Rampe zu bilden, und eins, zwei, drei, war er Schauspieler und schnitt so bizarre Gesichter, daß kein Mensch — mit Ausnahme des Grafen — sich des Lachens enthalten konnte.

Zwischen Edith und dem Rittmeister war es nicht wieder in das alte Geleis gekommen und konnte auch unmöglich jemals wieder dahin kommen; aber man hatte sich an einander gepaßt, und es ging recht gut, als man erst in Ordnung war. Edith konnte seine Bosheit nicht vergessen; aber sie hatte mehrmals gegen ihre Vernunft, die sein späteres Bestreben, sich wieder einzuschmeicheln,

immer verwarf, den Satz aufgestellt, daß man über keinen Menschen wegen solcher Worte den Stab brechen dürfe, die er in der Aufwallung eines verwundeten Gefühles gesagt hätte.

Doch wir kehren zu dem Grafen zurück. Zu seinen häuslichen Widerwärtigkeiten zählte er bald eine andere, größere und schwerere, die er dem Rittmeister ursprünglich ebenfalls zu danken hatte.

An dem Geburtstage der Hofräthin, der in die Mitte des Januar fiel, waren die Nachbarn einig geworden, wie man sagte, sie zu überraschen mit einer Art von Maskeradenarrangement oder Carnevalsscherz, an dessen Spitze Cousin Abbé stand, und von welchem die Hofräthin natürlicher Weise gar nichts wußte.

Bei dieser Gelegenheit wurde noch einmal bis an den hellen Tag getanzt und zwar in der großen Prachtwohnung, welche Edith, die man mit in das Vertrauen gezogen, hatte heizen lassen.

Graf Hermann verließ an diesem peinigenden Abende seine Zimmer nicht; aber mehr denn zwanzigmal fragte er seinen Nilman, ob er nicht höre, daß Jemand im Vorzimmer ginge, und Nilman war eben so oft genöthigt zu antworten:

„Ich höre nichts, Herr Graf."

Und Niemand kam in das Vorzimmer während des ganzen Abends, außer bei den Gelegenheiten, da man den Thee und das Soupé brachte.

Edith hatte es heute zum ersten Mal seit ihrer Verlobung eingestanden, daß man ermüden könnte, vollkommen zu sein. Und in demselben Augenblick, da Edith dies gestand, ging sie auch einen Schritt rückwärts auf dem Wege der Vollkommenheit, auf jenem Wege, auf den Onkel Janne ihren Sinn stets zu richten bemüht war — doch seine Briefe ruhten unberührt im Secretär, auch kam keine Strophe aus denselben in Edith's Gedächtniß.

Ebenso wahr ist es aber auch, daß der Bräutigam heute nicht nur ihre Geduld auf die Probe gesetzt hatte — das wäre vielleicht nur eine Kleinigkeit gewesen — sondern er hatte sich auch der Sünde schuldig gemacht, ihre weibliche Eitelkeit zu verletzen, und diese konnte einen solchen Stoß unmöglich ertragen.

Die erste Prüfung floß her aus seinem Eigensinn — jetzt hieß es: sein unausstehlicher Eigensinn — daß er nicht einmal auf einige Minuten sich in der Gesellschaft zeigen wollte, um was Edith ihn gleichwohl nicht nur gebeten, sondern wozu sie ihn auch mit ihrer ganzen Macht zu überreden gesucht hatte. Die zweite, noch ärgere, bestand in dem gleichgültigen, fast schleppenden Blick, womit er sie beschaute, da sie in ihrem prachtvollen Maskeradenkostüm, vor ihm so glänzend, so schön stand und erwartete, daß er in Ausrufungen des Entzückens und der Bewunderung ausbrechen würde.

Wie merkwürdig ist nicht die Eitelkeit!

Edith hatte es ertragen können, daß ihr Verlobter ihrer Beredtsamkeit widerstand, aber sie konnte es nicht ertragen, ja kaum verzeihen, daß er der entzückenden Mischung von Seide, Flor, Panaschen und Perlen widerstehen konnte, welche, zusammengesetzt, die Waffen bildeten, womit sie, wie sie glaubte, heute jeden Mann zu ihren Füßen legen würde.

Und da sie, ihren Verdruß noch beherrschend, sagte: „Gefalle ich Dir so? meinst Du, daß mir der Anzug gelungen ist?“ und er mit einem traurigen Tone antwortete: „Aller dieser Plunder, den jede Theaterkönigin haben kann, macht Dich in meinen Augen nicht im Mindesten schöner, als Du zuvor bist“ — da verschluckte Edith nur mit Mühe ihren Aerger, grüßte flüchtig und eilte hinaus mit dem festen Entschluß, da er allein sein wollte, ihn auch allein zu lassen.

Die Hofräthin, obgleich verdrießlich, daß sie genöthigt war, bei einem Feste an ihrem Geburtstage allen Menschen zu antworten: „Unser lieber Graf ist durch ein kleines Uebelbefinden abgehalten, uns Gesellschaft zu leisten,“ erinnerte dennoch Edith mehrmals, zu ihm hinunter zu gehen.

Aber Edith flog von dem einen Tanze zu dem andern, und antwortete stets:

„Es würde mir das Leben kosten, wenn ich, so warm wie ich bin, die kalte Treppe hinunter gehen wollte!“

Am folgenden Tage mußte der Graf den ganzen Vormittag warten, bis die Braut, welche erst gehörig ausschlief, sichtbar wurde.

Als sie endlich erschien, hatte sich zwar eine Kleinigkeit von Reue in ihre Gefühle gemischt, denn sie wünschte ihm mit wirklicher Herzlichkeit einen guten Morgen; als aber der Graf antwortete: „Für mich ist es seit gestern Nachmittag nicht Morgen gewesen,“ da verschwand augenblicklich der Sonnenschein von Edith's Stirn, und der Kuß, welchen sie ihrem Bräutigam bewilligte, war so kalt, daß er sich mit einem leisen Seufzer zurückzog.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Drohende Wolken.

Es war jetzt unglücklicher Weise diejenige Jahreszeit, wo die schwedische Sitte sowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande, eine ordentliche Jagd nach Vergnügungen gestattet.

Die Weihnachtsvergnügungen sind eigentlich gar nichts in Vergleich mit der Reihenfolge, welche mit dem neuen Jahre beginnt, und noch dazu war diesmal eine ordentliche Wuth über die Nachbarn um Dagby gekommen, mit einander zu wetteifern und sich in Anordnungen aller Art zu übertreffen.

Und wie machte es jetzt Edith?

Gerade so, wie Helmer gefürchtet und vorhergesagt hatte: sie holte die beiden Monate wieder nach, die sie ihren Pflichten geweiht hatte.

Edith's beide wahre Freunde, Onkel Janne und Helmer, waren nicht da, und immer schwächer und schwächer erklangen die Stimmen dieser ihrer guten Genien.

Die Bezauberung, in der es ihr gelungen war, eine Zeitlang zu leben — die Bezauberung der Tugend, der Selbstaufopferung

und der Großmuth — war in demselben Augenblick gebrochen, da sie es sich gestanden hatte, daß sie gebrochen werden konnte.

Sie dürstete nach Vergnügungen, sie bekam nicht genug davon, nicht darum, weil sie ihr wirklich Freude machten, sondern darum, weil sie in dem brausenden Wirbel meinte, daß ihre verzehrende Unruhe weniger nagte. Es lag eine ewige Beschäftigung in diesem Hin- und Herfliegen, und Beschäftigung mußte sie haben, um von der Langweile und der Einsamkeit mit dem Bräutigam abzukommen. Und bald — denn mit Edith's Bekehrung ging es immer schnell — war sie so weit gekommen, daß sie nicht ohne einen Schauder daran denken konnte, von einem glänzenden Feste abzustehen, um statt dessen den niedergebeugten Grafen Hermann zu hören mit seinen schmerzhaften, aber zärtlichen Vorwürfen über ihre Veränderung, nebst der Klage seiner ewigen Seufzer und den jetzt wirklich verabscheuten Anspielungen auf ihre bevorstehende Verbindung, zu welcher er mit seinen Gedanken immer noch seine Zuflucht zu nehmen schien.

Nicht ein einziges Mal in drei langen Wochen setzte Edith ihren kreuztragenden Ritter — und das war er jetzt wirklich — auf die Probe, ihr die volle Dankbarkeit seines Herzens für eine bewiesene Gunst zu zeigen; nein, sie achtete es nicht einmal der Mühe werth, zu bemerken, daß eine fast demüthige Geduld an die Stelle der flüchtigen Ungeduld getreten war.

Der verzweifelte Kampf in Edith's Innerem hatte wiederum begonnen, und da die Illusion von ihrer Seelenstärke aufgehört hatte und sie selbst heftig litt, so war sie nicht länger gut. Sie war ungeduldig, reizbar, unverträglich, und dennoch meinte sie, daß sie mehr ertrüge, als sie eigentlich zu tragen im Stande war.

Unter diesen Verhältnissen, unter dem Einflusse von Leidenschaft und Sturm — ihre wilde Sehnsucht nach Helmer verbitterte ihr Gemüth — gab sie gar nicht Achtung auf die immer mehr abmagernde Gestalt des Grafen Hermann; sie hörte nur den Laut einer monotonen Stimme, welche ihr Ohr peinigte, wenn er ihr die

Erzählung von seinen Fieberphantasien, den grausamen Träumen seiner Nächte, zuflüsterte.

„O!" fügte er wohl bisweilen hinzu, „wenn Du, Geliebte, mich nur mit den Ohren Deiner Seele hörtest, da würde es für Beide besser! . . . Aber, weh, o weh, Du hörst mich nicht!"

„Es ist ja gut, sehr gut!" konnte sie antworten, sah ihn aber dabei mit jenem fremden, inhaltlosen Blick an, der ihm sagte, daß sie nur die todten Worte aufgefangen hatte.

Krampfhaft preßte dann der Graf seine Lippen auf die Hand der Braut — bis sie entweder aufstand und ohne ein Wort zu sagen, ging, oder auch gleichgültig äußerte: „Beruhige Dich, lieber Hermann, diese Schwärmerei ist wirklich langweilig!"

Mehr denn einmal wollte die Hofräthin an den Onkel Janne schreiben und ihn um Gotteswillen bitten, er möchte zurückkommen, ehe er seine Wanderung nach Norden begänne; aber ihr unglücklicher Stolz hinderte sie, zu gestehen, daß dieses ganze Arrangement, das sie selbst anfänglich ausgedacht und noch vor Kurzem so hoch gepriesen hatte, jetzt ganz mißlang . . . nein, das konnte sie nicht, wenigstens jetzt noch nicht.

Die Hofräthin überredete sich überdies mit dem Glauben, daß Edith, welche in Allem so flüchtig war, ihre neue Manie bald verlassen, zu der alten zurückkehren und dann wohl endlich so vernünftig wie Andere werden würde.

Daß inzwischen der Graf ein Gegenstand der Experimente und nicht der Liebe war, das ließ sich nicht ändern. Die Partie war die freie Wahl Beider gewesen; und warum sollte es auch wohl mit ihrer ehelichen Verbindung nicht ebenso gehen können, wie mit vielem Andern? Es konnte ja Alles weit glücklicher ausfallen, als die Aussichten versprachen.

Einer Mutter, die dergleichen Argumente bei der Hand hat, fehlt der Trost niemals, wenn bisweilen die Unruhe anklopft und Gehör verlangt.

Aber auf Dagby lebte ein Mann, der das Alles nicht sehen konnte, ohne in seinem Innersten erschüttert zu werden, denn er liebte den Grafen Hermann mit wahrer Liebe und war überdies der Einzige, der beurtheilen konnte, was seine Leiden ihn kosteten, wie sehr sie die Gesundheit sowohl seines Körpers als auch seiner Seele untergruben.

Dieser Mann war Rilman, und so viele natürliche Würde lag in seinem Wesen und in seinem Aeußern, daß Edith nicht anders konnte, als den Versuch machen, eine kalte und stolze Miene anzunehmen, als Rilman eines Tages mit ihr zu reden begehrte und ihr in Worten der feinsten Höflichkeit, aber auch der unverdecktesten Offenherzigkeit sagte, entweder das Leben oder auch der Verstand des Grafen könnte in Gefahr gerathen, wenn das gnädige Fräulein die plötzliche Veränderung, die auf die Maskerade gefolgt wäre, noch länger fortsetzte.

„Wählt der Graf seinen Kammerdiener zum Gesandten an seine Braut?“ fragte sie mit erkünstelter Verachtung.

„Nein,“ entgegnete er, „dazu besitzt der Graf zu viel Artigkeit und auch zu viel Feingefühl. Die Aufforderung, welcher ich folge, kommt einzig und allein aus meinem Gewissen: ich hatte es gewagt, mir einzubilden, daß es mir gelingen würde, das gnädige Fräulein zu rühren, und ich würde es auch gewiß glauben, wenn Sie nur eine einzige Nacht die Seelenpein des Grafen sehen könnten.“

„Diese Qualen sind ja alt!“

„O nein, gnädiges Fräulein, sie sind ganz neu. Und ich bin genöthigt, zu sagen, daß er niemals in diesen unglücklichen und trostlosen Zustand gerathen wäre, wenn er nicht vorher zwei Monate lang in die Hoffnung eingewiegt worden wäre, seine Glückseligkeit würde ewig dauern. Ich, sein Diener, habe kein Recht zu der Frage, warum das gnädige Fräulein damals in ihrer Zärtlichkeit und in ihren Aufopferungen so weit gingen, daß der Verlust für ihn doppelt werden mußte, als das Alles ein Ende nahm.

Was ich jedoch zu fragen nicht wage, das wird Er, der das Recht hat, von Allen Rechenschaft zu fordern, übernehmen."

„Nilman! Sie gehen wirklich so weit, wie ein treuer Diener, der zugleich der aufrichtige Freund seines Herrn ist, in seinem Eifer gehen kann! Und die Entschuldigung, welche Sie in Ihrer vieljährigen und zärtlichen Pflege des Grafen besitzen, macht, daß ich es nicht so genau nehmen will mit der Freiheit, die sonst außer den Grenzen der Gebühr zu liegen scheint."

Nilman verbeugte sich steif, als bedürfe er dieser Entschuldigung nicht. Darauf sagte er, indem er sich langsam der Thüre zuwendete:

„Also versprechen das gnädige Fräulein nichts?"

Ein stolzer und befehlender Blick aus Edith's Augen machte dem Gespräche ein Ende.

Der Kammerdiener ging, doch sein letzter Blick fiel düster und vorwurfsvoll auf Diejenige, welche sein Herr in seiner unglücklichen Phantasie den Schutzengel seines Lebens genannt hatte.

Aber Nilman's Bemühung war keineswegs ohne Wirkung gewesen. Nur mit Mühe wurde Edith von ihrem Stolze aufrecht gehalten bis an das Ende.

Sobald er hinaus war, warf sie sich, gewaltig erschüttert und aufgelöst in Thränen der Reue und der Gewissensbisse, auf das Sopha. Und tief in das Herz getroffen von den ernsten Worten des treuen Dieners, die ihr mit einem Male den Schleier der Selbstverblendung von den Augen gerissen hatten, wiederholte sie sich besonders, was er gesagt hatte.

„Was ich zu fragen nicht wage, das wird Er übernehmen, der das Recht hat, von Allen Rechenschaft zu fordern!"

An diesem dem Nachdenken geweihten Tage zeigte Edith sich nicht mehr; doch am folgenden — wo sie von einer schon angenommenen Einladung hinweg blieb — schien gleichsam eine lichte Frühlingswolke alle Nebel aus ihrer Seele verscheucht zu haben: sie war mit ihrer Zärtlichkeit gegen den Bräutigam verschwenderischer als jemals.

Wiederum hieß es:

„Setze Dich zu mir her, mein guter Hermann!“ — und zu der freundlichen Aufforderung kam der liebliche Zusatz — „wir wollen mit einander diese schönen Gemälde über die Rheingegenden betrachten: dort wünschest Du ja unsern Wohnsitz zu wählen?“

Gerührt und überrascht sank der Graf zu den Füßen des launenhaften Mädchens und genoß noch einmal den Vorgeschmack der geahnten Seligkeit des Paradieses.

„O Gott!“ stotterte er mit dem Ausdrucke beredter Dankbarkeit voll schwindelnden Entzückens, „sie hat mich dennoch nicht ganz verlassen! Meine Gebete, meine Thränen haben den Engel zurückgerufen!“

„Um Dich nicht mehr zu verlassen, mein theurer und bester Freund!“

„Wie? — Du wolltest ...?“

„Von Herzen wieder gut machen, was Du in dieser bunten Carnevalszeit gelitten hast — dies ist das letzte Opfer, welches ich der Thorheit gebracht habe. Ich bereue es und habe keinen bessern Wunsch, als daß Du diese Reue als eine Bürgschaft meiner Aufrichtigkeit gelten lässest.“

„Ach, Edith! Du vernichtest mich durch diese himmlische Güte! Ich hätte tausendmal mehr leiden sollen, um ihrer würdig zu werden ... Wie bete ich Dich an! Du machst mit mir, was Du willst, ich fürchte, daß ich zu schwach bin; kann ich aber anders sein unter Deiner Herrschaft? Das Glück, welches Du mir bisweilen bereitest, ist ebenso sehr über jede Beschreibung erhaben, als ...“

„Als die Pein, welche ich Dir bisweilen bereite ... ich übersetze ja sehr schnell Deine Gedanken? Doch sei ruhig und habe Vertrauen: jetzt hast Du mich wieder.“

Und er hatte sie wieder während dreier ganzen Tage, in denen sie kaum eine Minute von seiner Seite wich.

Ihnen folgten jedoch drei andere Tage, an denen sie, um nicht zu ersticken, hinweg mußte, gleichviel wohin, und dann kamen wieder einige, an denen sie sich auf ihrem Zimmer einschloß und

dort die Stunden in Seelenqualen verlebte, die fast ebenso groß waren, wie die des Grafen, denn sie konnte mit ihrem unseligen, veränderlichen Geist im buchstäblichen Sinne des Worts nicht „von der Stelle kommen."

An dem einen Tage that sie sich selbst das Gelübde, sie wollte, so schwer es ihr auch immer werden möchte, die Pflicht vollenden, die sie in dem Anfalle einer wahnsinnigen Laune übernommen — an dem andern sagte sie sich, es wäre noch tausendmal wahnsinniger, ihr Leben zu einem Todesopfer zu weihen: das wäre unnatürlich, denn man hätte auch Pflichten gegen sich selbst. An einem dritten Tage machte sie die geheime, aber schreckliche Tortur der Selbstvorwürfe durch — und an einem vierten trotzte sie Allem, um zu vergessen, daß es etwas dergleichen, wie ein Band für ihren freien Willen gab; und mitten in diesem ganzen Chaos stand Helmer's Bild, umstrahlt von allen Erinnerungen, die an ihm hingen, und er, immer er war es, der in den Weg trat und ihr die kleinste Liebkosung des Grafen so unaussprechlich widerlich machte, daß es ihr vorkam, als wollte sie sich lieber von dem Tode umarmen lassen, als von ihrem Bräutigam.

Bisweilen wünschte sie, daß sie wahnsinnig werden möchte, um sich selbst zu entgehen.

Es war in der Stunde der Dämmerung an einem jener Tage, da sie wieder in die Nähe ihres Bräutigams getrieben wurde.

Sie saßen in der Gemäldegallerie auf eben jenem Sopha, auf welchem sie ihre Gelübde der Treue ausgetauscht hatten. Ebenso wie damals waren sie allein, so wie damals brannte das Feuer im Ofen und warf seinen Schein über die lebende Gruppe.

Aber wie verschieden waren nicht die Figuren!

Auch damals waren Kämpfe vorgegangen, hatten Hoffnung und Furcht, Eis und Hitze gewechselt, doch war Alles zurückgesunken in die Nacht der Vergangenheit, sobald sich ihre Hände und ihre Schicksale vereinigt hatten, und die Antlitze Beider und ihr

ganzes Wesen hatten — verklärt von tiefer und starker Liebe auf der einen und von fester und ernster Resignation auf der andern Seite — das erhabene Gemälde zweier durch die Seelenverwandtschaft in Eines verschmolzenen Wesen dargestellt.

Jetzt dagegen warf das Feuer seine blaßrothen Flammen auf zwei Wesen, die zwar bestimmt waren, Eines zu werden, die sich jedoch deutlich so getrennt fühlten, als lägen Meere und Wüsten zwischen ihnen.

Edith hatte sich lange bemüht, die alte Illusion wieder hervorzuzaubern, und sein an ihren Lippen hängender Blick hatte mit zunehmender Angst bemerkt, daß ihre Worte matter wurden, daß ihr Ton gradweise herabsank von dem Tone der Zärtlichkeit zu einer müden und dumpfen Gleichgiltigkeit ... Endlich war sie ganz verstummt und saß jetzt mit abgewendetem Gesichte da, den Blick starr auf das phantastische Schattenspiel gerichtet, das sich durch den Schein des Feuers an der Wand abzeichnete.

„Du vermochtest das einschläfernde Wiegenlied nicht länger zu singen!" sagte der Graf, nicht bitter — nein, weit schlimmer — tief schneidend ... „Doch Muth! nur noch einige armselige Töne, und Du wirst es nicht mehr nöthig haben, Almosen zu ertheilen!"

Der arme Graf hatte jetzt aufgehört, sich selbst zu bethören: er glaubte, seine letzte Täuschung überlebt zu haben. Aber er glaubte auch ebenso fest, daß der Tod, in welchem er jetzt seinen einzigen rettenden Engel erblickte, und den er jetzt vollkommen aufgehört hatte, zu fürchten, bald seinen Fittich über ihn ausbreiten würde. Und darum machte es einen so wohlthätigen Eindruck auf ihn, wenn die einschläfernden Töne seinem Ohre schmeichelten.

„Warum redest Du so, guter Hermann? Gibt es wohl einen Menschen, der sich immer zu beherrschen vermag? Und gibt es nicht in jeder Brust ein Bedürfniß, — vergib mir, daß ich es sage — zu weinen, wenn auch nicht diese Thränen, welche man sieht, so doch eine andere Art derselben, solche, die in das Herz fallen?"

„Ja, auch ich habe oft solche Thränen geweint — sie heißen

Bluttthränen, und unterscheiden sich von den natürlichen dadurch, daß, während diese das Gemüth kühlen und gleichsam seine Federkraft erneuern, jene brennen, liegen bleiben und das Lebensmark selbst verzehren."

„O, Du malst mit fürchterlicher Klarheit!"

„Das ist ja natürlich: Du hast nicht den tausendsten Theil dieser geheimnißvollen Thränen geweint, wie ich . . . Schon da ich noch ein Kind war, begannen sie, die eine nach der andern, auf mein Herz zu fallen. Als Jüngling fühlte ich, wie sie durch mein Herz drangen und es mit Feuer erfüllten; aber das war noch nichts in Vergleich mit Demjenigen, was der Mann ertragen mußte: da wurden diese Thränen aus dem Gehirn gepreßt. O, möchtest Du niemals nur den entferntesten Begriff erhalten, von . . . von . . . O, meine Gnadenzeit ist aus! — Die Dämonen erfassen mich wieder!" Und mit einem so durchdringenden Ausrufe, daß er durch das ganze Haus schallte und die ganze Familie herbei rief, sank er fast leblos auf die Sophalehne.

„Nein, er darf nicht weggebracht werden! ich will ihn sehen, wenn er erwacht!" sagte Edith mit gesammelter und bestimmter Kraft, da Nilman seinen kranken Herrn in das Zimmer desselben führen wollte.

Man ließ Edith ihren Willen, und Nilman vermochte weiter nichts, als daß alle Andern sich entfernten.

Es dauerte eine volle halbe Stunde, bis die Erstarrung, die den Grafen gefesselt hielt, es ihm erlaubte, die Augen zu öffnen, und er mit einem starren Blicke um sich sah. Doch da fiel sein Auge nicht auf Edith.

„Meine Wächter, meine Wächter!" murmelte er . . . „Der Schreckliche kehrt zurück, ich fühle es an dem Feuer in meinem Blute! . . . Der Engel ging von mir und ließ den Abgrund offen . . . weh, weh! — ich sinke, ich sinke!"

„O nein," rief Edith, welche neben ihm auf den Knieen lag, „sie, die Du Deinen Engel nennst, sie hat Dich nicht verlassen! . . . Hörst Du mich? — ich bin hier!"

„Ich höre und sehe Dich," entgegnete er leise, „doch die Täuschung, die himmlische und liebliche, ist verschwunden ... O, wie wagte ich es auch, ich Elender und Verworfener, zu glauben, daß ein Engel herabsteigen würde! ... Vergib mir," fuhr er fort mit einem unsäglich klagenden Blick auf seine Verlobte, „nicht die Gestalt eines Engels konnte mich retten, sondern die Reinheit, der Edelmuth, die Seelengröße des Wesens, das dem armen Kranken gelobte, sein Leben zu theilen."

„Hermann, Du vernichtest, Du zerreißest meine Seele!"

„Wie?" rief er mit einer plötzlichen Veränderung, welche die Rückkehr der Fieberphantasien ankündigte, „Du wagst es, davon zu reden, Du, die Du ohne Erbarmen meine Seele zerrissen hast? Sieh, diese ist jetzt in Atome aufgelöst und hat nichts mehr, das sie zusammenhält. Und das ist Dein Werk, ganz Dein Werk, Du guter Engel, der sich bald überreden ließ, ein Bündniß zu schließen mit meinem zweiten Ich, dem Teufel, dessen Fesseln die Kraft meines Willens schon gebrochen hatte, die ich aber jetzt unter Todespein wieder annehmen muß, denn gegen Zwei vermag ich nichts ... Ach, falscher, falscher Engel, der Du mit Deiner Sirenenzunge mir meine Seele stahlst, was hast Du daraus gemacht? ... Hörst Du! ich frage, ich rufe! ... Ha, Du schweigst, feiges, liebloses Weib! Meinst Du, ich verstehe nicht, daß Du sie an ihn verkauft hast? ... Und dazu warst Du im Stande — Du? Und doch hattest Du an meiner Brust geruht!"

„Halt ein, Hermann! rufe Deine Vernunft zurück, Du bist nicht wahnsinnig; doch Du gibst einer Erschlaffung nach, die Du besiegen kannst, die Du besiegen mußt! Hefte Deine Blicke auf mich, ich will es, und sieh, wie Deine Anschuldigungen das Blut in meinem ganzen Körper zu Eis verwandeln! Du hast ein Gefühl von Deiner Grausamkeit!"

Er erhob mechanisch seine Augen zu ihr empor, und weil ihre Worte und ihr Blick einen Theil des Nebels verscheuchten, so bemerkte er die unaussprechlichen Qualen, welche sich auf ihrem

Antlitze abspiegelten. Er begriff sogar ihre Absicht und strengte seine ganze letzte, erlöschende Kraft an, um sich der Macht zu entreißen, die ihn zu ergreifen begann. Aber Edith täuschte sich: jetzt beruhte leider nichts mehr auf seinem Willen, das sah man seinem Blicke an, der mit unsäglicher Seelenqual an dem ihrigen hing, bis das Bewußtsein gänzlich schwand und er als ein Raub seinen schreckenvollen Phantasien anheimfiel.

So vergingen einige schwere Stunden.

Er phantasirte unaufhörlich von seinem Plagegeist, dessen Anwesenheit sich endlich zu bekräftigen schien, wenn man nämlich nach der Steifheit und den krampfhaften Zuckungen urtheilen wollte, denen heftige Schauer vorangingen, welche schnell auf das Fieber folgten und dasselbe unterbrachen. Während dieser Zeit von mehreren Minuten redete der Graf kein einziges Wort, aber sein Gesicht war schrecklich bläß und entstellt, und ein starker, kalter Schweiß bedeckte Stirn und Wangen. Die Augen standen beinahe still, aber sie waren verwildert bis zur Unkenntlichkeit.

Was Edith während dieser Zeit litt, das ging nie mehr aus ihrer Erinnerung.

Selbst Nilman, der sonst gegen sie gestählt war, hatte jetzt Mitleiden mit ihren Qualen, und diese spiegelten sich nicht nur ab in den Thränen der Verzweiflung, welche auf den unglücklichen Grafen Hermann fielen, sondern besonders in den hoffnungslosen Blicken, mit denen sie bisweilen Nilman's Augen suchte, um aus ihnen Trost zu erhalten. Als bei dem Kranken endlich ein ruhigerer Zustand eintrat und sie ihn auf die vereinten Vorstellungen ihrer Mutter und Nilman's verließ, geschah dies mit einem Blute, in welchem Fieber brannte.

Die Hofräthin, welche nur bisweilen durch die Thür geblickt, hatte dennoch genug gesehen und gehört, um zu fühlen, wie bei dem Gedanken an das kühne Spiel, das sie gewagt hatte, ihr die Haare auf dem Kopfe zu Berge stiegen.

Ihre Nacht war ebenso schlaflos wie die Edith's.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ein Sternfall.

Sobald Edith sich am folgenden Morgen umgekleidet hatte — zu Bette war sie nicht gewesen — eilte sie mit zitternder Angst die Treppe hinunter.

Sie klopfte selbst an die Thür des Grafen Hermann und erhielt von Nilman die Versicherung, daß der Graf den Umständen nach weit besser sei, als man hätte hoffen können. Er hatte nach der Rückkehr in seine Zimmer mehrere Stunden hinter einander geschlafen und vor Kurzem, da er erwacht, nach seiner Braut gefragt. Was das Verflossene betraf, so glaubte Nilman, daß er nur eine dunkle Erinnerung davon hätte, doch fügte er hinzu, „nach der forschenden Unruhe des Herrn Grafen zu schließen, muß man auf jeden Fall glauben, daß er einen Verdacht hegt, das gnädige Fräulein habe einen Theil seiner Phantasien gehört."

„Gut!" sagte Edith mit einem Tone kalter Ruhe, welche nach der in der vorigen Nacht gezeigten Verzweiflung Nilman so sehr Wunder nahm, als irgend etwas an der Beherrscherin seines Herrn — „gut, benachrichtigen Sie den Grafen, daß ich selbst hier gewesen bin und mich nach seinem Befinden erkundigt habe, und sagen Sie ihm, wenn seine Kräfte es ihm gestatten, aufzustehen oder sich wenigstens auf die andere Seite zu legen, ich ihm Etwas mitzutheilen habe, das ihm Vergnügen machen wird. Kann er dagegen sein eigenes Zimmer nicht verlassen, so werde ich ihn etwas später heute Vormittag besuchen."

Nilman bückte sich tief und verschwand mit der geheimnißvollen Botschaft, Edith aber setzte mit festen Schritten den Weg in das Zimmer ihrer Mutter fort.

„Wie? Bist Du schon in Ordnung, liebe Edith? Ich habe bei Gott in dieser Nacht kein Auge zugemacht, und wollte eben jetzt noch einen Augenblick schlafen."

„Wenn Du zuerst die Güte haben wolltest, liebe Mutter, zu hören, was ich zu sagen habe . . .“

„Ich ahne es . . . Du wünschest Deine Verbindung zu brechen, und um offenherzig zu sein, muß ich gestehen, daß ich Dich darum nicht verdammen kann. Doch Du hast mit freiem Willen Deine Wahl getroffen, und es ist meine Pflicht, Dich zu bitten, daß Du Dich erst besser besinnst, ehe Du ein so wichtiges Band auflösest, als Du thatest, da Du es knüpftest!“

„Ich bin so weit entfernt von dem Gedanken an eine Auflösung, daß ich im Gegentheil komme, um Dich zu ersuchen, Alles mit dem Probst abzumachen, damit das Aufgebot am nächsten Sonntage stattfinden kann. Am dritten Sonntage ist dann die Trauung, und am Montage über vierzehn Tage reisen wir.“

„Hast Du den Verstand verloren? . . . Die Hofräthin sperrte ein so verwundertes Augenpaar auf, daß Edith ungeduldig ausrief:

„Mutter! Hast Du ihn nicht eigentlich zu diesem Zwecke bei Dir aufgenommen? Wohl, jetzt taugt es nicht länger, daß wir scherzen oder uns bedenken! Wäre Onkel Janne hier, so weiß ich bestimmt, daß er sagen würde: „es gibt nur Eine Stimme, welche hier die Entscheidung haben muß, und das ist die des Gewissens — habt Ihr es so weit getrieben, so vollendet Euer Werk!“

„Edith, mein geliebtes Kind! glaube mir, jetzt irrst Du Dich. Du hast ihm die Hochzeit nicht vor dem ersten Mai versprochen. Laß uns mit dem Aufgebot so lange wie möglich warten. Er hat ja Anfälle, die Dich bis zum Tode erschrecken können.“

„Und ich sage, daß eben diese schrecklichen Anfälle mich bestimmen. Mit vollem Verstande kam er hieher, er kam, um sein Glück zu suchen, nach welchem er sich so lange gesehnt hatte; noch mehr, Mutter: er kam auf Deine eigene Einladung! Soll er von hier abreisen, allein, unglücklich, verlassener als vorher . . . todtkrank in seinem Herzen, vielleicht auch im Kopfe? Könnten wir wohl die Last der Vorwürfe ertragen, welche uns die ganze Umgegend offen und heimlich machen würde — könnten wir wohl vor

allen Dingen die Stimme unserer eigenen Vorwürfe ertragen? Nein, jetzt keine Schwäche, da es zu spät zur Reue ist, doch vielleicht nicht zu spät zur Vergütung! Doch schnell muß es geschehen: ich habe das Bedürfniß, Alles schnell abzumachen."

„Um, nachdem Deine Aufregung Dich verlassen hat, Dich einer Verzweiflung hinzugeben, gegen welche es dann kein Heilmittel gäbe? Ich beschwöre Dich, sei ruhig und laß Dir ein einziges Mal in Deinem Leben Zeit, zu denken, ehe Du handelst! Du willst es nicht glauben, daß dieses, gleich Deinen meisten Handlungen, eine Laune ist, diesmal hervorgerufen von den Schrecknissen, die Du gestern Abend erlebt hast. Jetzt aber höre die warnende Stimme Deiner Mutter, nur dies Mal, dies eine Mal! Sonst, ich schwöre es Dir, bereitest Du Dir eine Reue, die tausend Mal bitterer ist, als die Du jetzt empfindest!"

„Ich kann, ich will, ich darf Nichts hören! . . . Zu unserm beiderseitigen Besten laß mir meinen Willen! Heute habe ich die Kraft, das Opfer zu vollenden, und ich rufe Gott zum Zeugen, daß meinen Lippen keine einzige Klage entfallen soll, wenn es erst vollendet ist, denn es ist eine gerechte Strafe für meinen vorigen Leichtsinn. Noch hoffe ich, durch diese versöhnende Handlung und eine unermüdliche Zärtlichkeit, Hermann wiederherstellen zu können. Sollen aber diese Kämpfe noch zwei oder drei Monate dauern, und breche ich vielleicht endlich das Band, was wird dann aus ihm? Bedenke das Alles, Mutter, da es noch Zeit ist, und sage Ja!"

„Leider hast Du in mancher Hinsicht Recht, und es ist in der That eine schwere Gewissenssache, wie man sie auch wendet! Aber vielleicht, obgleich ich jetzt sowohl gegen meine Ueberzeugung, als auch mit derselben rede, ist es das Beste, dem Streite ein Ende zu machen. Bedenke aber, daß, wie es auch enden mag, ich Dir nicht gerathen habe! Du magst selber entscheiden."

Die Hofräthin sprach diese Art der Zustimmung mit einem zaudernden und niedergeschlagenen Tone aus, aber es war dennoch immer eine Einwilligung; und vielleicht war es besonders

Edith's Erinnerung an den strengen Tadel, der, im Falle eines unglücklichen Bruches, sie treffen würde, was nebst der Erinnerung daran, daß man doch auch ein Gewissen hat, sie vermochte, der Heftigkeit der Tochter nachzugeben, oder mit anderen Worten, vor Edith's Zukunft ein Auge zuzudrücken.

„Es ist also abgemacht!" entgegnete Edith, ohne daß das geringste Zittern ihrer Stimme verrieth, daß sie vor der unermeßlichen Wichtigkeit des gefaßten Entschlusses bebte. „Ich rede heute Vormittag mit Hermann! . . . Doch noch Eins, Mutter, eine Kleinigkeit! . . . Ich bedarf einiger Zerstreuung — und wenn Du es erlaubst, so will ich während der letzten Zeit, da ich zu Hause bin, das kleine Eckzimmer neben der Bibliothek bewohnen!"

„Was ist das für ein kindischer Einfall mitten in so wichtigen Dingen — und was würde das wohl für eine Wohnung werden? Es ist ja nur eine Polterkammer!"

„Eine sehr gute Wohnung, liebe Mutter! Ich will Zerstreuung haben, und darum gehe ich sogleich an das Werk, und lasse die alten Gemälde und allen alten Plunder hinaus schaffen und auf den Boden bringen. Es soll recht nett werden, das kleine Zimmer! Morgen habe ich Alles in Ordnung."

Die Hofräthin dachte eigentlich gar Nichts bei dieser Umzugsmanie, die sonst wohl zu keiner sonderbareren Zeit hätte kommen können . . . Edith's vorhergegangener Vorschlag hatte ihrem Nachdenken mehr denn genug Stoff gegeben.

„Guten Morgen, liebe Mutter!" . . . Edith wollte sich entfernen.

„Bleib noch einen Augenblick, mein Kind! Umarme mich und . . . vergib es mir, daß dieser Mann jemals hieher kam! Gott blickt in diesem Augenblicke in mein Herz und weiß, daß ich Vieles geben wollte, wenn . . . wenn . . ."

„Kein Wort mehr, Mutter! Wir wollen hoffen und warm zu Gott beten für das Glück und den Frieden des armen Hermann . . . Erreiche ich das Ziel — und ich will des stärkenden Glaubens leben — so habe ich Nichts zu beweinen."

Edith umarmte ihre Mutter. Einen Augenblick später war die Hofräthin allein.

Floh aber Edith jetzt in die Einsamkeit ihres Zimmers, um sich wirklich durch das Gebet zu stärken? Nein, sie eilte mit fieberhaftem Ungestüm und Ungeduld an die Arbeit ihres Umzugs.

Mit aufrichtigem Herzen, mit heiliger und kraftvoller Ueberzeugung wollte sie Buße thun für ihre Sünden, welche in ihren Augen stets wuchsen. Dabei aber hatte sie die fixe Idee, daß ihre Stärke am besten erhalten werden würde, wenn sie in das erwähnte kleine Zimmer zöge, welches nicht allein die Eigenschaft hatte, daß es unmittelbar neben der Bibliothek lag, in welcher Graf Hermann sich am liebsten aufhielt, sondern daneben auch ein Fenster hatte, das einem gewissen Fenster im rechten Flügelgebäude gegenüber und in gleicher Höhe mit demselben lag — wir meinen das Fenster in Helmer's Arbeitszimmer.

Am Montag wurde dieser erwartet. Aber schon am Sonntag sollte das erste Aufgebot stattfinden.

Zwei Stunden nach der Erklärung zwischen Mutter und Tochter saß Graf Hermann in halb liegender Stellung auf einem Ruhesessel. Sein bleiches Gesicht trug sichtbare Spuren des Anfalles, welchen er gestern Abend gehabt hatte, aber seine Lippen umspielte ein schwaches Lächeln, denn es war Edith's Hand, welche die Kissen unter seinem Kopfe ordnete, seine Stirn mit Eau de Luce feuchtete und seine heißen Hände in den ihrigen kühlte.

Endlich nahm sie neben ihm Platz, sah ihn an mit einem Blicke voll tiefer Theilnahme und sagte leise:

„Hast Du Dir die Mühe genommen, darüber nachzudenken, was ich Dir wohl zu sagen haben kann?“

„Ich habe nicht denken können. Und was sollte ich wohl jetzt noch hoffen? Die Hoffnung habe ich mir ganz abgewöhnt.“

„Uns ist ja aber die Hoffnung als eine stete Begleiterin gegeben!“

„Ja, aber als eine Begleiterin, die uns auch stets täuscht. Nur Eines macht mir jetzt Vergnügen, nämlich Dich um mich zu

sehen; aber ich fürchte, nach dem Anfall, der gestern über mich kam, flöße ich Dir nur noch mehr Abscheu ein!"

„Du irrst Dich ganz, wenn Du so etwas denkst! . . . Abscheu? . . . Gott im Himmel! sollte ich Dich verabscheuen wegen dieser Leiden? . . . Nein, mein Hermann, Dein Unglück verknüpft uns fester! . . . Jetzt rathe!"

Eine flüchtige Röthe stieg auf den Wangen des Grafen Hermann auf. „O, was meinst Du? Aus Barmherzigkeit — rede!"

„Wenn es Dir ein Gefühl des Glückes, einen Trost in Deiner Prüfung bereitet, so bin ich bereit . . ."

Sie bemühte sich, Athem zu schöpfen.

„Bereit? wozu?"

„Jetzt gleich Deine Gattin zu werden!"

„Ha, Du treibst Deinen Scherz mit mir!" Er erhob sich heftig, sank aber, erschüttert von der starken Gemüthsbewegung, ebenso schnell wieder zurück.

„Glaubst Du denn, daß ich gar kein Herz habe? Ein Beweis, daß es mir mit meinen Worten Ernst ist, mag der Umstand sein, daß ich schon mit der Mutter geredet habe; Du mußt reisen, denn Du mußt Deinen Wohnort verändern; aber Du sollst nicht reisen ohne die Begleiterin, welche Du Dir erworben hast."

„Gott! Gott!"

Er vermochte nicht mehr als diese Worte hervorzustottern, aber er streckte seine Hände zu einem beredten Dankopfer erst gen Himmel und darauf zu ihr empor.

Es verschwanden einige Augenblicke.

„Und jetzt," flüsterte er, indem er ihre Hand über seine brennenden Augen führte, aus denen die Thränen herabstürzten, „jetzt sollst Du mich nicht täuschen . . . denn thust Du das . . . so muß ich vergehen . . . Hast Du Dich ernstlich besonnen, bist Du gewiß, daß Du nicht bereuen wirst, was Du in dieser feierlichen Stunde gelobt hast?"

„Vollkommen gewiß . . . Ich opfere Dir mein Leben!"

„Und ich, ich . . . nein, ich will es nicht versuchen, von Dankbarkeit zu reden . . . was kann dieses matte Wort sagen, was drückt es aus von den Gefühlen, die ich empfinde? . . . O Edith! Gott hat Dich gehört! Meine Seele, mein Wesen ist in Dir: Du bist meine Welt — verwirf mich nicht wieder, laß mich zu Deinen Füßen ruhen und glauben, daß der Engel auf's Neue herabgestiegen ist!"

„Noch wage ich diesen Titel nicht anzunehmen, welchen ich mißbraucht habe — wenn ich aber erst Deine Gattin bin . . ."

„Gattin! — heiliger Gott, laß keinen neuen Wahnsinn über mich kommen! — Wann, wann willst Du es werden?"

„Sobald Du wünschest!"

„Gleich?"

„Sobald die Aufgebote zu Ende sind!"

„Aufgebot? das ist wahr! . . . . Können wir schon am Sonntage?"

„Mache das mit der Mutter ab . . . sie kommt eben . . ."

Und Alles wurde abgemacht, denn bis zum Sonntage hatte man noch drei Tage.

Noch einmal flammte der Lebensfunke auf in der Seele des Kranken. Alle düsteren Phantasien waren verschwunden, seitdem die Sonne sie beschienen hatte. Er wurde sogar körperlich gesund, denn das Glück ist ein großer Arzt, und Graf Hermann war in den Vorsaal des Himmels getreten.

Mit übermenschlicher Anstrengung beherrschte Edith nicht nur ihre Gefühle, welche immer wilder und stürmischer wurden, je näher die Zeit kam, sondern sie beherrschte auch ihre Gesichtszüge, ihre Stimme, ihre Haltung.

Sie ging mit Mamsell Octavie zu Rath über mehrere Sachen ihrer Brauttoilette. Olga erhielt die ernstesten Ermahnungen, keine Blume in der Stickerei des Brautschnupftuches zu verderben, und der Rittmeister, welcher eben jetzt nach einer achttägigen Ab-

wesenheit aus Carlstadt zurückkehrte, erhielt einen freundlichen, aber bestimmten Wink, dem er auch sogleich gehorchte, während dieser kurzen Wochen, da man so große Eile hatte, Dagby zu verlassen: der Graf sollte durch die Anspielungen des Rittmeisters nicht gepeinigt werden. Und in dem Allem sah man das Bild einer Braut, die mit dem besten Willen von der Welt hinging, um ihr freies Mädchenleben gegen das mit größerer Verantwortlichkeit verbundene Leben einer Gattin zu vertauschen.

Olga nannte sie schon Gräfin, und Edith lächelte und versicherte ihren Bräutigam, daß sie sich sehr gerne mit diesem Titel benennen lassen würde, welcher ihr immer als der schönste und stolzeste vorgekommen wäre von allen, die eine Frau führen könnte.

„Und dann," sagte sie, denn sie plauderte in diesen Tagen sehr viel und eifrig, „will ich unser gräfliches Wappen nicht nur an unserm Wagen haben, sondern auch überall, wo es in die Augen fallen kann. Man hat mich immer des Hochmuthes beschuldigt, und ich glaube wirklich, daß ich einen nicht so ganz kleinen Anstrich davon habe; doch Du mußt mich wohl nehmen, wie ich bin, mein bester Hermann!"

Und er war bei einer solchen Rede — die ja einen Beweis ablegte, wie gerne die Braut sich dem Bräutigam anschloß — nicht nur in dem Vorsaale des Himmels, sondern er trat in ein noch anderes Gemach, in welchem die Luft von berauschenden Wohlgerüchen erfüllt war, und in welchem die Seraphim in glänzenden Kleidern die dienstbaren Geister waren, welche mit dem Brauthimmel *) warteten.

„Ich glaube, Gott verzeihe es mir!" sagte die Hofräthin zu Mamsell Octavie, „der Mann wird noch wahnsinnig über sein eigenes Glück!"

*) In Schweden wird, besonders auf dem Lande, bei Bauernhochzeiten, von vier unverheiratheten Personen, während der Trauung eine Art von Thronhimmel (brudpelle) über Braut und Bräutigam gehalten. Anmerk. d. Uebers.

„Dieses scheint aber auch in voller Blüthe zu stehen!" antwortete sie, während sie für vier Personen arbeitete.

Noch niemals hatte Octavie so gerne und so schnell genäht. Noch einige Wochen, und Edith war weg. Man redete eifrig davon, daß Hortense einen neuen Freier erhalten hätte, und die Hofräthin hatte es nicht undeutlich merken lassen, daß sie ihren Bruksverwalter und die Lehrerin ihrer Tochter sehr gerne für immer auf Dagby behalten möchte.

Welche Aussichten auf eine glänzende und liebliche „Fortune"!

Und bei dem Gedanken daran, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ganz gegen ihre Gewohnheit die Arbeit mit einem Liedchen aus der Lieblingsoper des Rittmeisters zu verkürzen:

Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide.
Wir führen Dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Liebesfreude.
Schöner grüner, schöner grüner Jungfernkranz!"

Und auch hiebei lächelte der Graf und nickte seiner Braut entzückt zu; er glaubte, daß Niemand an einen andern Jungfernkranz denken kounte, als an den ihrigen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Sturm.

Es war Nacht, die Nacht zwischen dem Sonnabend und dem Sonntag.

In ihrem neuen Zimmer, das jetzt ganz fertig war, lag Edith auf den Knieen und betete, betete aus inbrünstigem und brennendem Herzen, daß sie im Kampfe bestehen, daß sie die Krone des Sieges unverdunkelt behalten möchte.

Sie wollte ihre Ohren, ihre Seele verschließen vor diesem Wehegeschrei der Verzweiflung, welches aus ihrem Herzen aufstieg,

aus diesem Herzen, das jetzt seine Verirrungen mit seinem innersten Lebensblute bezahlte.

Die stolze Edith war nicht mehr — im Staube lag das zermalmte Weib.

„Gott, mein Erlöser, wie schrecklich habe ich gesündigt, wie zweckwidrig, wie leichtsinnig ist mein Leben gewesen! Wie feige habe ich das Schönste, das Du uns gegeben hast, das Höchste, das Heiligste auf Erden — die Liebe zwischen zwei Seelen — einem elenden weltlichen Stolze geopfert! . . . Wie niedrig, ja sündhaft habe ich gehandelt, da ich diesen ohnehin schon so unglücklichen Mann zu einem Spielballe meiner flüchtigen Eindrücke machte! Ja, ich habe ihn tief, grausam und unwürdig beleidigt; ich habe ihm dafür nur eine Sühne geben können, und er soll sie erhalten — ich habe sie ihm willig, aus eigenem Antriebe zugesichert. Ich habe erklärt, gelobt, daß ich es nicht einmal bereuen will . . . Und ich bereue es nicht, o nein, gewiß nicht! . . . „Und jetzt" — sagte er — „jetzt sollst Du mich nicht täuschen!" — ich höre diese Stimme, ich sehe diesen Blick — „denn thust Du das, so muß ich vergehen!"

Ihr Haupt sank auf die Brust, an welche sie die gefalteten Hände härter preßte.

„Warum," stotterte sie mit immer schwächerer Stimme, welche erkennen ließ, daß die Kraft, welche das Gebet hervorgerufen hatte, wieder zu weichen begann, „warum tödtet nicht der Schmerz? Er ist ja noch nicht vollgehäuft . . . er kann noch weit höher, ja bis zum Wahnsinn steigen! . . . Gibt es aber nichts Schrecklicheres, als Wahnsinn? Wahnsinn ist ja ein Vergessen . . . die Pein des Bewußtseins ist die größte. Das Opfer wird in die Brautkammer geführt . . . bei der Fiebergluth in seinen Blicken erstarrt schon jetzt mein Blut, steht mein Herz stille . . . O möchte es für immer aufhören zu schlagen!"

Während ihre erregten Gedanken so hin- und herschweiften, waren ihre Augen gesenkt gewesen. Jetzt erhob sie dieselben.

War es ein Gesicht der Phantasie oder der Wirklichkeit? Das Fenster gegenüber war erleuchtet . . . eine Gestalt zeichnete sich auf der Gardine ab.

„Er ist es!“ rief sie aus — und in diesem einzigen Ausrufe concentrirte sich das ganze Vermögen ihrer Seele, zu fühlen, zu leiden und zu genießen.

Ihre Kräfte waren erschöpft; sie schleppte sich an das Fenster, wo ihr Haupt auf den kalten Rahmen herabsank – zum ersten Male in ihrem Leben fiel sie in Ohnmacht.

Als sie lange nachher wieder zu sich selbst kam, da war es dunkel im Zimmer gegenüber und in ihrem eigenen: die Lichter waren ausgebrannt.

Edith fühlte eine Todeskälte in ihren Gliedern, aber ihr Blut siedete dennoch in heißen Wogen.

Die Morgensonne des Sonntags, des Tages seines ersten Aufgebotes, blickte herein in das Zimmer des Bräutigams.

Der Bräutigam hatte sein Gebet längst vollendet — und wie verschieden war dieses von dem Gebete der Braut gewesen! – es enthielt das brennendste und wahrhafteste Dankopfer des wärmsten Herzens.

Jetzt war Nilman mit geschäftiger Ehrerbietung dabei, seinem Herrn beim Anzuge zu helfen, und der Graf war beinahe schön, denn die erhabenste Begeisterung, welche seine Seele erfüllte, zeichnete sich auf seinem Gesichte ab.

Mit Sorgfalt musterte er jeden Theil seiner Toilette, er, der noch niemals gewußt hatte, was Nilman ihm anzog — Nilman aber hatte einen angeborenen, durch Reisen und eigene Bildung vollendeten Geschmack. Er wußte vollkommen, was seinem Herrn paßte.

„Ich glaube, jetzt ist es gut!“ sagte endlich der Graf, indem er mit einer Miene der Herzlichkeit seine Hand darreichte, welche der Kammerdiener mit einer tiefen Verbeugung ergriff.

Er ehrte seinen Herrn nicht nur wegen seiner Geduld und unendlichen Sanftmuth, sondern er liebte ihn auch, und heute schwoll Nilman's Brust vor Stolz, denn er glaubte steif und fest, daß seine Worte auf die künftige Herrin gewirkt hätten.

„Der Anzug und die Haltung des Herrn Grafen sind in vollkommener Uebereinstimmung," sagte er. „Noch dazu haben der Herr Graf eine so gesunde Farbe, daß sich das Ganze noch besser macht."

„Wenn ich aber dieses Glück nur erleben darf – es kommt mir so groß, so überirdisch vor!"

„Es ist nicht größer, als es der Herr Graf sehr wohl verdienen."

„Ja, tausend, tausend mal größer! In zwei Wochen reise ich mit meiner Frau . . . mit meiner Frau . . . O, Du verstehst nicht, Du, wie viel in diesen Worten liegt! Wirf all diesen Plunder weg! Meine kleinen Wächter lassen wir hier, sie werden pensionirt, denn sie haben ihre Dienstzeit überlebt. Jetzt übernimmt die Liebe ganz allein ihre Wache. Reiß diese verdunkelnden Gardinen weg, laß frische Luft, Ströme von frischer Luft herein – hörst Du, mein Freund!! Die Liebe verlangt viele Sonne, viele Luft!"

„Ich verstebe, Herr Graf! Wir wollen ganze Revolutionen anstellen, und ich bin überzeugt, daß die Frau Gräfin sich an die Spitze von Allem stellen wird."

Nilman wußte, daß er für die Ohren seines Herrn kein wohlklingenderes Wort äußern konnte, als wenn er auf die neue Veränderung in seiner Lage hindeutete.

„Hörst Du, mein Freund! Du wirst die Gräfin ja eben so sehr lieben, wie mich? Du verstehst wohl, daß meine G a t t i n der beste Theil meiner Seele wird, und ihren Befehlen müssen wir Beide gehorchen. Ach, sie ist so sanft, so entzückend und so schön, so schön . . . ja, ja, allzu schön: sie werden ihr überall, wohin wir kommen, nachlaufen . . . und diese Opern . . . sie hat gesagt, daß sie dieselben gerne sieht, darum wollen wir sie auch besuchen. Aber dort gibt es ja immer vergitterte Logen. Glaubst Du, daß sie aus Liebe gegen mich – denn ich mag es nicht, daß so viele Leute

mich ansehen — daß sie nichts dagegen haben wird, wenn wir solche wählen?"

„Ganz gewiß nicht; sie ist allzu gewohnt, gesehen zu werden, als daß dieses sehr viel Reizendes für sie haben könnte."

„Sehr wahr, sehr wahr! ... Doch nun möchte es wohl Zeit sein, daß ich mich zu meiner Gebieterin begebe! ... Du gehst ja in die Kirche? Du bist so glücklich, diese wichtigen Worte zu hören, welche wohl den ganzen Vormittag in meinen Ohren wiederhallen werden!"

„Wenn ich aber nach Hause komme, so will ich sie dem Herrn Grafen wiederholen!"

„Ja, oft, sehr oft ... Hörst Du, Du weißt ja, daß Du meinen Wagen nehmen sollst: dieser soll offen sein, damit er zierlich aussieht, und es ist mein bestimmter Wille, daß Du meinen gewöhnlichen Platz darin einnimmst!"

„Wie der Herr Graf befehlen!"

„O, wie schön ist es, an Alles dergleichen zu denken! — Aber der Uhrzeiger geht so langsam vorwärts: kann sie wohl schon in Ordnung sein? — Sch! .... was ist das? welche Schritte höre ich? O Gott, sie ist's, sie sie! — ja, sie ist es wirklich: es ist meine Gattin, welche kommt, um mich zu überraschen!"

Er flog zu der Thür, riß dieselbe auf und breitete die Arme aus, um seine Braut, seinen irdischen Himmel zu umarmen. Aber zu seinen Füßen sank ein leichenblasses Weib, deren ungeordnetes Haar, dunkel brennende Augen und wilde Geberde einer verschämten Braut wenig paßten.

Die Hand des Todes griff hart an das unvorbereitete Herz des Grafen Hermann. Sein noch vor einem Augenblick so seelenvolles Antlitz war schrecklich verändert: der Schrecken spiegelte sich in allen Gestalten auf demselben ab.

Er vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Erbarmen!" stotterte Edith. „Erbarmen! ich kann nicht! Gib mir noch Zeit bis zum Mai! .... Wir müssen in die Kirche schicken und absagen lassen!"

Bei diesen Worten zertheilte sich die Lähmung, welche über den Grafen gekommen war, und diese Lähmung ging in eine grenzenlose Wuth über.

„Nein!“ rief er aus, indem er die Widerstrebende mit seinen Armen umschloß, „jetzt bist Du mein, und bei dem Himmel und dem Abgrunde, mein sollst Du werden! Glaubst Du, Weib, daß man so mit Eiden und Treue scherzt? Ha, welche schwarze Verrätherin! Doch fühle nun Deine Unmacht, und versuche es nicht länger, mit mir zu spielen, denn ich schwöre, daß ich's müde bin, und daß es für Dich Zeit ist, mich nicht länger zu reizen!“

„Laß mich, um Gottes Barmherzigkeit willen, laß mich: Du erstickst mich, Du verbrennst mich mit Deinem heißen Athem!“

„Und Du schauderst nicht zurück, Gott anzurufen, den Du doch durch Deine gebrochenen Gelübde gelästert hast? Du wagst an Erbarmen zu denken von dem Manne, welchen Du zu bloßem Zeitvertreibe in einen Abgrund gestürzt hast, der weit, weit tiefer ist, als der, worin er früher war? Was hatte er Dir gethan, dieser Mann, daß Du ihm den Glauben an Tugend und Reinheit vernichten mußtest, welcher auf dem Wege war, ihn zu retten? Schien er Dir nicht schon bedauernswürdig genug zu sein durch das grausame Schicksal, welches Gott selbst ihm auferlegt hat, mußtest Du auch noch seine Ehre in den Staub treten, und ihn nicht nur zu einem Gegenstand des Mitleidens, sondern auch des Spottes machen? . . . Nein, keine Barmherzigkeit! Heute wird unsere eheliche Verbindung abgekündigt, oder — nimm Dich in Acht! — die Folgen fallen schwer auf Dich zurück!“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ jammerte Edith und strebte vergebens aus der Fessel zu kommen, die sie sich selbst geschmiedet hatte.

In diesem Augenblick wurde die Thür von der Hofräthin geöffnet.

Sie hatte nichts gewußt und nichts geahnt, bis Nilman mit versteinertem Gesicht gekommen und sie zu dem Grafen und dem Fräulein gerufen hatte.

Als die sanft so starke Frau jetzt die Braut in der harten Umarmung des Bräutigams fast halb erstickt fand: als sie das funkelnde Feuer sah, das aus seinen Augen sprühte, als sie die letzten Worte vernahm, die von seinen zitternden Lippen gingen, da fühlte sie, daß ihre Kniee zitterten, und nur mit der größten Anstrengung vermochte sie ihre Würde zu behaupten und ihrer Bestürzung Worte zu geben.

Und schon bei dem ersten Laute ihrer klaren und scharfen Stimme sanken die Arme des Grafen schlaff herab. Er ging ihr drei Schritte entgegen, deutlich in der Absicht, seinen Beruf als Kläger fortzusetzen. Ehe er jedoch den Mund geöffnet hatte, wurden seine Lippen und sein ganzes Gesicht blau. Er fiel in Convulsionen zu Boden.

„Schnell!" rief die Hofräthin, indem sie den ganzen Glockenzug herabriß, um Leute zu rufen; „laufe schnell Jemand hinauf, um Herrn Helmer zu holen! — Er ist in dieser Nacht angekommen!"

Und einige Minuten später stand Helmer da.

Wie sah er Edith wieder?

Doch daran war jetzt gar nicht weiter zu denken.

Es war ein schrecklicher Aufstand, ein Schreien, ein Hin- und Herlaufen, ein Chaos, das eine ruhigere und besonnenere Kraft erforderte.

Edith, die ohne Besinnung war, wurde in ihr Zimmer getragen. Der Graf erhielt alle mögliche Pflege, die sich in der Eile nur erdenken ließ, und Boten flogen nach Osten und Westen, um Aerzte herbeizurufen.

Mit großer Mühe brachte Helmer endlich Besinnung in die Hofräthin, welche zum ersten Male in ihrem Leben das Bewußtsein verloren hatte, daß sie die Regierende war.

Sobald aber dieses Bewußtsein wieder in ihrem Kopf aufdämmerte, war der erste Befehl, den sie ausfertigte, folgender: Helmer sollte augenblicklich ein Paar Zeilen an den Probst schreiben, um ihn im Namen der Hofräthin zu ersuchen, wegen einer heftigen und plötzlichen Krankheit des Grafen das Aufgebot ein-

zustellen. Ein reitender Bote sollte bis dahin bereit sein, um mit dem wichtigen Documente abzufliegen.

„Nein!" entgegnete Helmer mit Unwillen. „Muß dieser Gegenbefehl abgeschickt werden, so sei er wenigstens von der eigenen Hand der gnädigen Frau, sowie auch auf Ihre eigene Verantwortung ausgefertigt. Ich kann ihn nicht schreiben."

„So geben Sie denn her!"

Die Hand der Hofräthin zitterte wohl ein wenig, als sie so das Todesurtheil des bewußtlosen Grafen Hermann unterzeichnete, aber dennoch wurden die Worte hingezeichnet. Und erst, als der Bediente zu Pferde gestiegen und weggesprengt war, holte sie Athem und entsann sich der Worte des Grafen von den Folgen.

Doch kam in diesem Augenblick ein anderer heller Gedanke über sie.

„Er weiß nicht, was er gesagt hat ... wenn er zu sich selbst kommt, so weiß er — gar nichts."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Folgen des Sturmes.

Alle Verwüstungen, die ein verheerender Sturm hinterläßt, sei es in der Natur oder in dem Leben des Menschen, sind schrecklich anzusehen.

Auf der Erde liegen die großen Bäume, abgemäht von den Aexten der Winde, und die halb umgeworfenen Hütten haben sich den wilden Siegern ergeben, welche auf ihrem lustigen Heerzuge hindurchziehen und die Bewohner aus ihren Hütten verjagen.

Noch ernster geht es auf dem Meere zu.

Wo sind sie geblieben, alle diese schwimmenden Häuser, die Triumphe des menschlichen Verstandes, die noch gestern vor einer muntern und frischen Brise, und geschmückt mit ihrem stolzen Segelgewande, gleichsam beflügelt über das mit Schaum gekrönte

Reich der Meerfrau schwebten? — Ja, wo sind sie geblieben? . . . Frage diese öden Gestade, über welche der unheimliche Meervogel seinen Leichenruf krächzt, frage diese blinden Klippen, diese treulosen Wellen, diese umherfließenden Ueberbleibsel, die sich durch die wolkenhohen Brandungen einen Weg suchen, und Alle werden Dir mit ihrer monotonen Todtenklage antworten: „in der Tiefe!"

Auch in der menschlichen Seele gibt es eine Tiefe, deren Grund noch kein Taucher erreicht hat; düster, unbekannt und unermeßlich wie das Meer, verbirgt sie gleich diesem ihre Geheimnisse, bis eine mächtige Naturkraft dieselben aus ihrem Grabe hervorzwingt.

Ein Sturm, der alle feinen und weichen Gewächse, die sich über die Fläche geschlängelt hatten, und nur auf die Sonne und die Wärme warteten, um zu einer gesegneten Ernte zu reifen, in seiner gewaltigen Fahrt zerrissen hat, übt bisweilen diese Wirkung aus; denn wenn die guten Pflegekinder zerstört und vernichtet sind, so beginnen die vergifteten Gewächse in der Tiefe ohne Hinderniß emporzusteigen, und diese wachsen mit Eile aus den Ruinen des zerstörten Blumenlandes auf.

In dem Herzen des Grafen Hermann hatte es einen kleinen grünen Platz gegeben, woselbst die milden Blumen sproßten, aber ihre jungen und feinen Wurzeln waren schwach, allzu schwach; der Sturm kam, sie wurden vernichtet, zur Erde gebeugt — und erhoben sich nicht mehr. Aber auf der verödeten Stelle, wo so manche Knospe abgemäht worden war, welche die Bestimmung hatte, eine reiche Blumenkrone zu tragen, schlängelte sich bald ein wildes Dickicht von Disteln und Bilsenkraut . . . und sie dufteten ihr Gift nach allen Seiten aus.

Tage und Wochen theilte Helmer mit dem unermüdlichen Nilman treulich die Pflege des Grafen, welcher, beschäftigt mit seinen wilden Visionen, von der körperlichen Krankheit gar nichts wußte.

Die Verstandesverwirrung, welche vor einigen Jahren auf

eine so bedauernswürdige Höhe gestiegen war, schien wiederum, obgleich mit helleren Zwischenstunden, die Herrschaft über seinen Geist nehmen zu wollen. Er sah sich jetzt fast immer in zwei verschiedenen Wesen und vermischte zu seiner ewigen Pein den rechten und falschen Bräutigam.

Bald war es sein wirkliches Ich, das Edith in den Brautstuhl führen sollte, bald war es sein Schatten, dem sie ihre Treue geschworen hatte, und in der Ueberzeugung, daß er mit diesem seinem übermächtigen Feinde nicht kämpfen konnte, weinte und tobte er dann über seine eigene Feigheit, daß er nicht den Muth hatte, die Geliebte diesem seinem zweiten Selbst zu entreißen.

Sein Leiden war um so schrecklicher, als es mit vieler wirklicher Vernunft untermischt war. Sehr oft schätzte er mit voller Klarheit des Verstandes sein Elend, und zu diesem kam jetzt noch die Grübelei über ein neues, schreckenvolles Räthsel, welches er niemals zu lösen vermochte. Hatte sein Körper zwei Seelen, oder hatte die Seele, die in ihm thätig war, die Eigenschaft, sich in zwei Körpern zu verdoppeln? . . . .

Edith's Zustand während dieser Zeit beschreiben zu wollen, wäre um so schwieriger, als wir keinen Namen besitzen für die schrecklichen Eindrücke, welche ihr Herz jetzt empfing. Gewissensbisse und Reue hatte sie schon früher empfunden, jetzt erschien sie sich selber als ein verdammter, an die Erde gebundener Geist, der durch seine Sündenschuld der Ruhe sowohl des Lebens, als auch des Grabes beraubt war. Sie zehrte ab unter der Geißel der Selbstvorwürfe.

Wenn der Graf Hermann in vernünftigen Augenblicken nach ihr fragte, saß sie augenblicklich zu seinen Füßen. Ihre heißen Thränen thauten herab auf seine Hände, und ihre erblichenen Lippen stammelten die Bitte um Verzeihung.

Bisweilen antwortete er nicht — bisweilen aber sagte er mit einer Bemühung, sie zu trösten: „Ich bin zufrieden mit demjenigen, was geschehen ist!“

Zu einer andern Zeit dagegen hatte er vergessen, daß das Aufgebot abbestellt war, und schwärmte von ihrer Hochzeit, ihrer Reise und ihrem häuslichen Leben.

Edith's Herz war zermalmt.

Oft, wenn sie Helmer zufällig begegnete, sah sie in seinen tiefen Augen einen Blick voll zärtlicher Theilnahme blitzen; doch sie scheute denselben ebenso, wie sie ihn selbst scheute. War nicht sein bloßer Anblick eine Beleidigung gegen den, der noch als ihr Verlobter galt?

Bisweilen trotzte Helmer ihrer Scheu und redete zu ihr Worte des Trostes, um ihren Muth zu stärken. Sie lauschte einige Minuten, beherrscht von einer geheimen Macht, aber sie hatte nicht die Worte, sondern nur seine Stimme gehört ... Und wieder floh sie und verbarg sich, wo kein menschliches Auge sie sah. Aber sie konnte sich nicht vor sich selbst verbergen.

Endlich trat eine weniger düstere und unglückliche Zeit ein.

Die Nachtwachen hörten auf, der Arzt weissagte das Beste, und der Graf war des Tages wieder in den Zimmern.

Es war wohl wahr, daß er eher einem Gespenst als einem lebenden Menschen glich, aber er war doch wenigstens da, und man hoffte auf den Frühling und das neue, warme Leben.

Aber jetzt hielt noch der Winter sein weißes Leichentuch über das Antlitz der Erde.

Und um den häuslichen Jammer zu vollenden, war Onkel Janne schon im Januar abgereist. Der Brief der Hofräthin traf ihn so spät, daß schon vor seiner Rückkehr das traurige Drama auf Dagby ausgespielt war.

Die Laune des Grafen hatte in seinem gesunden Zustande sich stets als ruhig und friedvoll ausgezeichnet. Er hatte sich gerne mit mechanischen Arbeiten beschäftigt, um, seitdem er es nicht länger wagte, sich durch Lesen und Nachdenken anzustrengen, dennoch Etwas zu haben, das ihn fesseln konnte. Jetzt war auf die Ruhe eine unheilbare Milzsucht, eine schlaffe Unthätigkeit gefolgt.

Nur die Töne der Musik vermochten noch bisweilen seine müden Lebensgeister in eine leise Erschütterung zu versetzen, und darum spielte nicht nur Edith das Schönste, das sie aus den Tönen hervorzurufen im Stande war, sondern auch Helmer saß bis spät in die Nacht hinein in der Schlafstube des Grafen und schläferte mit den Tönen der Violine seine stechenden Schmerzen in eine wohlthätige Betäubung ein.

Jetzt konnte Helmer spielen ... und er spielte mit jener unnennbaren Kraft der Seele, welche sich dem todten Instrumente mittheilt, so daß auch dieses eine Seele erhält.

Oft stand Edith mit flammenden Wangen und klopfendem Herzen draußen an der Thür; schwieg jedoch die Violine, so fuhr sie zusammen und flog in ihr Zimmer zurück wie ein erschreckter Vogel in sein Nest ...

„Er wurde dennoch mein David!" pflegte der Graf bisweilen von Helmer zu sagen; und Helmer war wirklich diesem von den Mächten der Finsterniß angefochtenen Saul ein David, der sowohl durch seine milde, unermüdliche Sorgfalt, als auch durch sein Saitenspiel die bösen Mächte in die Flucht jagte.

Aber diese Ruhe war nur eine augenblickliche, und mit einer Art von wilder Genußsucht gab er sich wieder der Milzsucht hin.

Was er da dachte, das wußte Niemand. Er sagte nicht einmal zu Edith ein Wort über das neue, dunkle Räthsel; aber oft äußerte er zu ihr: „Sei ruhig, der Himmel hatte Dich nicht bestimmt, mein rettender Engel zu werden!"

„Ich verdiene es nicht zu sein," entgegnete sie eines Tages, „und ich wage es kaum," fügte sie hinzu, indem sie auf das mehr delikate und schwere Verhältniß, das, so zu sagen, vorhanden war und auch wieder nicht vorhanden war, zum ersten Mal hindeutete — „ich wage es kaum, Dich zu fragen, ob Du Dich diesem gefallenen Engel jetzt noch anvertrauen willst?"

„Nein, nein!" antwortete er bestimmt und ohne sich zu bedenken, „um keinen Preis, seitdem Deine Macht gebrochen ist!"

„Gebrochen, wirklich gebrochen!" wiederholte sie leise — vielleicht mit einem bewußtlosen Mißtrauen — „also hast Du aufgehört, mich zu lieben?"

„Damit kann ich nicht aufhören; aber Du hast aufgehört meine Kraft zu sein: ich lebe nicht mehr in Deiner Seele, Du nicht mehr in meiner ... Du verstehst mich ja? Es war mir, als hätte ich das Gelübde des Himmels, daß der Engel meinen Plagegeist zwingen sollte, mich auf ewig zu verlassen; doch der Engel besaß nicht diese Macht. Ich kann darüber nur weinen und mich unterwerfen in der Hoffnung auf eine andere Erlösung durch einen andern Engel."

„Welchen?" stotterte sie.

„Gibt es für mich noch mehr denn Einen, seitdem Du mich verließest? — Den Engel des Todes!"

Es war ein starker Unterschied zwischen dem stillen und traurigen Leben, das jetzt auf Dagby geführt wurde, und demjenigen, das noch vor Kurzem dort wiederhallte, wo Gäste kamen und abfuhren und der Rittmeister täglich neue Zerstreuungen erfand, wenn Bälle und andere Lustpartien nicht ausreichen wollten.

Jetzt kamen keine Gäste — man fürchtete sich, zu „geniren" — und Dagby hätte nicht öder sein können, wenn es die Pest in seinen Mauern gehabt hätte.

Der Rittmeister hatte es wohl versucht, sich in dieser Zeit der Betrübniß zu einem dauernden Vertrauensposten unter dem Titel eines — Freundes in der Noth empor zu schwingen; aber es wollte ihm nicht gelingen, denn Helmer hatte seit dem unglücklichen Morgen nach seiner Rückkehr auch über die innern Angelegenheiten eine gewisse Macht erhalten. Die Hofräthin befand sich wohl bei seiner festen und besonnenen Ruhe, seiner Art der Anordnung, und nahm von ihm mehrere Rathschläge an, unter andern, die Vertraulichkeit des Rittmeisters nicht aufzumuntern; denn es wäre

auf jeden Fall das Beste, die Geheimnisse der Familie so viel wie möglich innerhalb der Wände zu behalten.

Da der Rittmeister merkte, daß für den Augenblick nichts zu gewinnen sei, zog er sich zurück, doch um der Zukunft willen flossen von seinen Lippen die schönsten Reden über die ausgezeichnete Seelenkraft der Hofräthin, über ihre Würde in der Betrübniß und über ihre musterhafte Geduld mit dem kranken Grafen. Er hielt mit einem Worte gleichsam einen Schild vor das Sternfelt'sche Haus, damit die Verleumdung nicht allzu übel damit verfahren sollte; und klug war der Rittmeister: auf diese Art wirkte er für seine Zukunft mehr, als wenn er sogar den Vertrauensposten Helmer's gehabt hätte. Mamsell Octavie, welche noch mit der Welt in Berührung stand, setzte die Verdienste des Rittmeisters in das klarste Licht — denn der Rittmeister hatte ihre „Protection" zu gewinnen gewußt. . . . .

Man war jetzt zu Ende des Februar.

Der Mond stand im ersten Viertel und beleuchtete mit seinem weißen Glanz die Schneedecke, welche auf dem Hofe zu Dagby ruhte, und die tausend funkelnden Eisperlen, welche auf den entlaubten Zweigen der Pappeln zitterten, und die vielen tausend phantastischen Gestalten, welche der Nebel in den dunkelgrünen Kronen der Fichten gebildet hatte.

In Edith's Zimmer war die Nachtlampe eben erloschen, und da es auch gegenüber finster war, so hatte sie die Gardine aufgezogen, um das schöne Winterstück zu betrachten.

Ihr Blick ruhte auf einer großen weißen Wolke, welche leise und majestätisch über die Beste des Himmels hinschwebte und über die strahlenden Sterne hinglitt und so viele verschiedene Gestalten auf ihrer Reise annahm, daß Edith ihr mit unverwandter Aufmerksamkeit folgte, und in den leichten, dunklen Abwechslungen bald einen Brautzug, bald einen Leichenzug zu sehen meinte.

Doch die weiße Wolke trieb ihren Scherz mit Edith's Einbildung, und wollte weder von einem Braut- noch auch von einem

Leichenzuge etwas wissen ... Endlich schien sie stehen bleiben und sich auf Dagby herabsenken zu wollen: aber in ihrem Sinken wurde sie dunkler: da schieden die strahlenden Sterne, und ein undurchdringlicher Nebelschleier verhüllte sie in düstere Nacht und segelte mit seiner Beute auf die Erde hinab.

„O, wer doch dort wäre!“ seufzte Edith, indem sie sich schlaflos auf ihrem Lager wendete. „Wie himmlisch lieblich, nicht mehr zu leiden und sich nicht mehr zu sehnen nach demjenigen, was hier niemals vollendet werden wird!“

Ein sonderbarer Laut in der Bibliothek zog in diesem Augenblicke ihre Aufmerksamkeit von der jetzt in ihrer Nebelhülle pechschwarzen Wolke ab, welche bald das Ende ihrer Reise erreicht zu haben schien.

Der Laut, welchen Edith so plötzlich in der stillen Nacht vernahm, klang so, als ob Jemand draußen umhertappte und etwas nachschleppte.

Sie wollte sich zuerst überreden, daß dies nur eine Einbildung war, aber bald unterschied sie wirkliche Schritte, obgleich dieselben bisweilen inne hielten, und sie konnte sich nicht irren, daß dieselben auf ihre Thür gerichtet waren.

Plötzlich flog ein schrecklicher Gedanke durch ihre geängstigte Seele.

„Er ist es! ... Er hat plötzlich einen Anfall bekommen und sich hinausgeschlichen ... Was will er?“

In dem nächsten Augenblick sprang sie aus dem Bette, warf ein Tuch über die Nachtkleidung und erreichte die Thür, deren Riegel sie in demselben Augenblicke vorschob, wo draußen eine Hand an dem Schlosse umhertappte.

„Ach so!“ sagte die Stimme des Grafen, doch sie hatte einen andern Klang, als sie gewöhnlich zu haben pflegte — „sie hat mich nicht erwartet!“ Er kehrte um und ging einige Schritte vorwärts ... blieb jedoch bald wieder stehen.

Zitternd blickte Edith durch das Schlüsselloch.

Bei demjenigen, was sie sah, hätte sie laut aufschreien mögen; doch der Schrecken lähmte ihre Zunge.

Ihr Verlobter, nur in das lange Laken gehüllt, welches er nachschleppte und das sich an den im Wege stehenden Stühlen verwickelte, zeigte sich jetzt von der Seite. Der Mond beleuchtete mit außerordentlicher Klarheit sein Antlitz, welches fast eben so weiß war, wie das Laken. Mit der einen Hand hielt er den weiten Mantel zusammen; in der andern, die er unter dem Laken verborgen hielt — denn ihn schien zu frieren — hielt er Etwas, das sich aber nicht unterscheiden ließ.

Nachdem er sich einige Minuten besonnen hatte, trat er wieder an die Thür und klopfte dreimal leise an.

Da aber keine Antwort erfolgte, so begann er mit dumpfem, höhnenden Tone, indem er immer stärker klopfte:

„Graut Liebchen auch? — der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"

„Jesus Christus!" stotterte Edith in der Todesangst.

„Ha! Du hörst ... Du bist wach? Thu' auf, ich bin's ... Mein Rappe steht gesattelt, ich hebe Dich auf ihn und wir fahren ab ... Doch geschwind, ehe der Hahn ruft ...

Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?

„Hermann!" — sie bemühte sich, ihre erstarrenden Lebenskräfte zurückzurufen — „bist Du es, oder ..."

„Still! kennst Du nicht den Geist Deines Bräutigams? ... Doch, hu, hu, hu — mich friert! ... Laß mich ein in die warme Kammer!"

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen, geh zurück! ... Niemand hört mich ... ich kann nicht rufen ... und habe keinen Ausgang!"

„Nein, keinen andern Ausgang, als in meine Arme; doch beunruhige Dich nicht um seinetwillen, des andern Narren, der

sich einbildete, Du wärest **seine** Braut! Ich will ihn nun nicht länger plagen. Ich habe Etwas bei mir, das sein elendes Leben endigen soll, und im Tode hört der Wetteifer auf: dort gehörst Du mir allein . . . Zaudere nur nicht länger — die Zeit entflieht!"

Jetzt glaubte Edith dasjenige zu unterscheiden, was der in seiner Einbildung todte Mann unter dem Laken verborgen hielt, und sie täuschte sich nicht: es war die Mündung einer Pistole, die in dem nächtlichen Lichte schimmerte.

Edith schleppte sich an das Fenster, schlug die Scheibe entzwei und rief mit Anstrengung aller ihrer Kräfte um Hülfe.

Helmer konnte sie vielleicht hören, kein Anderer — sofern nicht Gott Jemand über den Hof schickte.

Und Helmer, der noch in seinen Grübeleien wachte, hörte gleich den Klang der zerbrochenen Scheibe, den Laut der hülferufenden Stimme, Edith's Stimme, die zu dem Ohre seiner Seele den Weg gefunden, wenn er auch geschlafen hätte oder noch weiter entfernt gewesen wäre.

Schnell, wie der Blitz daherfährt, war er in den Kleidern, die Treppe hinab und über den Hof unter Edith's Fenster.

Sie hatte ihn gesehen.

„Schnell," stotterte sie athemlos, „doch vorsichtig! Er hat Waffen, er ist in der Bibliothek! . . . er dringt herein!"

Helmer war schon verschwunden.

Leute herauszupochen und die Hausthür öffnen zu lassen, war ein Verzug, an den sich nicht denken ließ. Ohne einen Augenblick zu verlieren, schwang er sich daher über das Gitterwerk des Balkons und schlug die eine Glasthüre ein.

Doch in demselben Augenblick rief eine Stimme, die dem Grafen Hermann nicht mehr angehörte, Edith zu: „Treulose! Du hast zu lange verzogen: jetzt kräht der Hahn, ich muß hinweg und habe nicht Zeit zu mehr, als ihn, den Andern, zu befreien, welchen Du ebenfalls betrogen hast . . ."

Und als es eben Helmer gelang, durch die zerschlagene Thür, um welche die Glasscheiben flogen, in den Saal zu dringen, erscholl ein Pistolenschuß durch das Haus, und weckte auf eine schreckliche Weise die Bewohner desselben . . .

Von endlosem Wachen ermüdet, war Nilman einmal so fest eingeschlafen, daß er es nicht hörte, wie der Graf den Koffer öffnete, in welchem die Pistolen lagen, wie er diese lud und hinweg schlich. Der Graf hatte stets einen so tiefen Abscheu vor Selbstmord gezeigt, daß Nilman in dieser Hinsicht niemals eine Furcht gehegt hatte.

Doch jetzt, da er in der düstern Einsamkeit der Nacht dem grausamen Irrthume anheim gefallen war, daß er mit seinem andern Ich das Wesen gewechselt hatte, und über den Gedanken phantasirte, er müßte den Zwist um die Braut dadurch beendigen, daß e r, der schon der Schattenwelt Angehörende, mit ihr entflöhe, meinte er doch wieder, es sei feige, den lebenden Grafen Hermann der Pein, sie zu beweinen, Preis zu geben. Eine Pistolenkugel — und auch er hatte die Fesseln des Lebens gebrochen.

Doch sie wurden nicht gebrochen. Der Schuß, welcher bestimmt war, die Stirne zu durchbohren, hatte eine falsche Richtung erhalten.

Er tödtete nicht, aber er vollendete die Zerrüttung des Gehirns.

So endigte diese Episode, für welche die Hofräthin in ihrer kalten Selbstsucht so eifrig gearbeitet hatte. So endete Edith's Verlobung.

Als Onkel Janne in der folgenden Woche Dagby erreichte, welches er mit solch ahnender Furcht verlassen hatte, da lag die Braut als eine gebrochene Lilie auf dem Krankenlager, wohin die Folgen ihres eigenen Leichtsinnes sie geführt hatten.

Der Bräutigam war im Irrenhause.
